

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

An die verehrlichen Leser.

Diese Zeitschrift, welche wir mit Recht die vollständigste und reichhaltigste aller Moden-Zeitungen nennen können, ist in vier Abschnitte getheilt, welche zusammen ein Mal wöchentlich sehr regelmäßig erscheinen und die wir hier unten näher schildern.

Das Hauptblatt ist besonders einer angenehmen und belehrenden Unterhaltung gewidmet und es wird in dieser Rubrik wie in den folgenden stets und hauptsächlich Rücksicht auf das Interesse genommen, welches die behandelten Stoffe von der Gegenwart erhalten, so daß sie immer den Reiz der Neuheit für sich haben. Novellen, Erzählungen, Charakterschilderungen, Poesien, Anekdoten, Miscellen wechseln mit einander ab und eine Rubrik „General-Correspondenz“ giebt stets interessante Notizen aus der neuesten Zeit.

Das Bilder-Magazin bringt neben der weitern Pflege der Tendenz des Hauptblattes kurze „literarische Berichte“ über die neuesten unterhaltenden Schriften, sowie Ansichten und Schilderungen aus der Natur, der Kunst und dem Menschenleben, und begleitet seine Aufsätze mit ausgezeichnet schönen Holzschnitten.

Der Tagesbericht für die Modenwelt liefert die neuesten Nachrichten von Paris, London, Wien und anderen großen Städten über die daselbst herrschenden Moden, nicht allein in Hinsicht auf Kleidung, sondern auch auf andere zum Glanz oder zur Bequemlichkeit gehörige Gegenstände. Alle neue Gewohnheiten und alle neue Einrichtungen, sie mögen öffentlich oder zu Hause getroffen werden, sind der Gegenstand der gewissenhaftesten Berichterstattung dieses Blattes. Dahin gehören vorzüglich, außer den Veränderungen und Einrichtungen in der Kleidung und im Puze, diejenigen des Ameublements, Tafel- und anderen Geschirres, in Equipagen etc.; ferner Zimmer- und Gartenverschönerungskunst; Erfindungen im Reiche der Mode und in den schönen Künsten, und Nachrichten von öffentlichen Einrichtungen, die unmittelbar auf das gesellschaftliche Leben Einfluß haben etc. Kurz, wer den Tagesbericht liest, erfährt jede, ja die geringste Veränderung im Bereiche alles dessen, was zum guten Tone gehört.

Die Moden-Abbildungen sind sehr sorgfältig in Stahl gestochen, sauber colorirt und erscheinen meistens eine Woche früher, als sie die übrigen deutschen Modenzeitungen liefern. Gewöhnlich bringt jeder Stahlstich außer den zahlreichen Modellen zu Hüthen, Kopspuzen, Turbans, Häubchen und Ballcoiffuren, 5 bis 6, zuweilen 7 vollständige Moden für Damen, Herren und Kinder. Diejenigen Moden, welche auf der Rückseite der Figur etwas Neues oder Besonderes darbieten, sind jedesmal auch von hinten dargestellt; das Nämliche gilt von Hauben, Hüthen, Turbans, Bonnets, Frisuren etc. Es werden keine Kosten gescheut, um zu diesen

Abbildungen alle Quellen zu erschöpfen, welche sich besonders in Frankreich so zahlreich öffnen und die dem Auge stets Neues und Geschmackvolles vorführen. Ein Theil der mitgetheilten Moden ist nach Pariser Originalzeichnungen, welche kein anderes deutsches Blatt bringen kann.

Die Doppelstahlstiche werden nach authentischen Originalien geliefert und zu deren Herstellung sind äußerst wackere Künstler angenommen. Was der Tagesbericht beschreibt, stellt der Doppelstahlstich oft bildlich dar, z. B. Geräthschaften, Meubles, Fenster-Gardinen, Schmuck, neue Wagen; außerdem enthalten dieselben Portraits berühmter und interessanter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städteansichten und Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, Abbildungen von neu errichteten Monumenten, Copien moderner Gemälde etc.

Das Intelligenzblatt, welches die Zeitschrift wöchentlich begleitet, darf als ein ziemlich vollständiges Repertorium vorzüglich der neuesten belletristischen Literatur angesehen werden, da es wenige Buchhändler versäumen, ihre Neuigkeiten, besonders aus der unterhaltenden Literatur, der großen Verbreitung wegen, welche die Moden-Zeitung genießt, in dem Intelligenzblatte zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Der Preis bleibt unverändert wie er bisher gewesen und oben in jeder Nummer angegeben ist. Er ist im Verhältniß zu dem, was in der Modenzeitung so reichlich und elegant geboten wird, äußerst niedrig.

Leipzig, im Januar 1847.

Baumgärtners Buchhandlung.

Die Schule des Lebens.

Novelle

von

Franz Dingelstedt.

I.

Wir ziehen mit etwas unsicherer und zögernder Hand den Vorhang unsers kleinen Dramas auf, um gleich als Introduction einen jener glänzenden und bewegten Auftritte zu enthüllen, welche sich auf der wirklichen Bühne eben so gefällig darstellen und ansehen lassen, als sie in langsamen, schweren Worten unbequem zu versümmlichen sind. Der Schauplatz ist: Paris. Obendrein nicht das Paris aller Tage, dieses schon groß und überwältigend genug, sondern ein gesteigertes Paris: Paris im Frühling, Longchamps in Paris. Alle Hauptstädte der Welt haben ihre Farben und Züge zu dem Bilde geliehen, ihre Vertreter gesandt zu der Völkerversammlung, ihre Erfindungen, Erzeugnisse, Entwürfe, Launen und Thorheiten beigetragen zu dem ungeheuren Feste. Die leichte Wiener Mode reibt sich an der schwerfälligen englischen Schwester; östliche Gestalten und Trachten treten mit ihrer fremdartigen Pracht der russischen Schlüpfrigkeit und Glätte stolz auf die Fersen, arabische Hengste begrüßen mit freudigem Gewieher das Vollblut aus Hydeparc; Landau, Phaëton, Britschka, Droschke, Gig, Cab, Fly, sie donnern und stäuben und wiegen und wälzen und schreien und schimmern durch einander. Hoch über dem Gedränge der schönen Welt wandelt plumphen Schrittes

und in unsinnigem Aufpuße, die Pariser Reclame: eine neue Zeitung, eine Badeanstalt, ein Wärmeapparat für Zimmer- und Hausflur, ein letztes Mittel gegen Zahnweh und Hühneraugen, die sich marktstreyerisch ankündigen mit Riesenzetteln, Riesenfahnen, Riesen-ausrufungen. Links und rechts neben dem großen Hauptwege steht das Volk, eine lebendige Mauer, an welcher sich die auf- und niederwogende Welle der Welt überfluthend bricht. Aus den Zelten schallt Musik, Gelächter, Geschrei; in die blaue Luft hinein wehen die drei Farben, ein heiliger Ernst über dem profanen Spaß, vor allen möglichen Ramas, dem Diorama, dem Panorama, dem Navalorama, in Küchen und Kellern, die wie Stegreifsdichtungen aussehen, über streitenden, tanzenden, zechenden, spielenden, schauenden, gedrängten und drängenden Gruppen. Des Bürgerkönigs getreue Gensdarmmerie wirft ihre vierschrotigen Gänge und blankgewischsten Reiterstiefel mitten in das dickste Getümmel, um durch Ordnung die Unordnung noch unordentlicher zu machen, während die Pariser Nationalgarde, schon in großer Sommersonntagspracht, Gewehr beim Fuß Spalier bildet und die vorwitzigen, weißleinenen Krämerbäuchlein heldenmüthig jedem Stoße preisgiebt.

Aber sollten wir nicht, statt uns selbst in dem Chaos zu verlieren, stracks unsere zwei Helden aufsuchen, welche dort in dem Seitengange, Arm in Arm, sich durch die Menge rudern? Der erste Blick zeigt uns, daß wir Landsleute in ihnen begrüßen. Wie Saul ragt der Eine um Kopfeslänge über alles Volk empor, ein Deutscher von ächtem Schrot und Korn.

Blondes Haar wallt in natürlichen Locken unter dem Hute hervor, bis beinahe auf die breiten Schultern herab; beides, Hut und Haar, hat die heurige Mode noch nicht berührt. Blaue Augen, deren Ränder leicht geröthet sind, schauen unter einer hohen, vor der Zeit gefurchten Stirne hervor, und um die Lippen zuckt, durch einen hellen Bart schlecht versteckt, ein mißmuthiges Lächeln. Das einfache, glanzlose, schwarze Tuch, lose um den Hals geworfen und vorn mit einer stählernen Nadel übereinander gehalten, der nachlässige, aber ohne Eleganz nachlässige Ueberrock, die weiten Beinkleider, graumelirt, die über ein Paar derbe Stiefeln hinfallen, ohne von einem Fußriemen angespannt zu sein, das starke Rohr, oben mit einem Löwenkopfe aus Bronze verziert, augenscheinlich mehr Waffe als Schmuck, der ganze Aufzug beweist hinlänglich, daß unser Landsmann weder um die Mode des Jahres zu studiren, noch um sie anzukündigen in Longchamps auftritt. Wie die große Gestalt, gleichgiltig gegen alle Umgebung, häufiger treibend als getrieben, den Knäuel durchschneidet, gemahnt sie uns mit jenem unnenmbaren Etwas, das die malerische Sprache unserer Studenten „burschikos“ nennt, — ein Gepräge, welches keine Zeit und keine Fremde verwischt, so wie es nur in einem Lande und nur zu einer Frist vorgekommen — an heimathliche Dinge, an Jugendgesichte, an das Wartburgsfest, den Contraboden, die Bierkneipe. Der Leser denke dabei aber an keinen „alten Studenten;“ der unserige erscheint wie ein früher Dreißiger und vielleicht geben ihm ein Paar Falten und Narben oder das um die Schläfe bereits gelichtete Haar einige Jahre zu, die er in Wahrheit nicht hat.

Umgekehrt macht sich sein Begleiter wiederum jünger als er ist. Um einen ganzen guten Kopf kleiner, von mittlerem Wuchse also, zierlich gebildet und zierlich gekleidet, Locken und Schnurrebart mit sorgfältiger Kunst gepflegt, das feine Gesicht von Lust und Sonne frisch angehaucht, hängt er am Arme des Andern, ungefähr, wenn uns ein Gleichniß aus der Götterlehre erlaubt ist, wie Hylas an Herkules Seite: „Haeret Hylas lateri passusque moratur iniquos.“ Daß er ebenfalls ein Landsmann ist, beweist das deutsche Haar, welchem französische Oele nur eine dunklere Tinte geborgt haben und das hübsche dunkelblaue Auge, für das eine wahrscheinlich überflüssige Lorgnette auf der sammetnen Morgenweste schwankt. Alles Aeußere an diesem Deutschen ist französisch hinab vom Hute, der schon die schmale Krempe zeigt, welche eben erst durchdringen will, bis auf die lackirten Stiefelchen;

sogar die Handschuhe, obwohl sie dänische heißen, sind Pariser, sein Paletot ein ächter Humann, sein Pantaloon tadellos carrirt, sein Gilet correct croisir, seine Boutine elegant geschwungen, sein Foulard mit den allerneuesten Extraits parfümirt. Der Athem geht Einem aus, der deutsche Athem, wie die deutsche Sprache, für eine solche Schilderung.

Herkules und Hylas hatten eine ziemliche Strecke in den elysäischen Feldern zurückgelegt. Sie standen etwa in der Mitte der Steigung einen Augenblick still und blickten der Eine hinauf die lange Reihe, welche der gänzend weiße Siegesbogen schließt, auf einem tiefblauen Himmel prächtig abgehoben, der Andere dieselbe lange Reihe hinab, wo auf dem Plage der Eintracht die beiden Springbrunnen im Sonnenlichte herrlicher funkeln und lustiger plätscherten als je zuvor. Denn Paris fühlt den Frühling wie kein Ort in der Welt; nicht nur das ländliche süße Paris außerhalb der Barrière, das wie eine Buhlerin sich hinlagert an dem wunderbar reizenden Seinebette; nein, selbst der innere Kern der Stadt schwillt und treibt lebenskräftig aus dem Steine heraus. Die Quais füllen sich, als sei frisches Blut in diese Aern des Verkehrs gegossen; die Bäume alle, die muntern, lieben, leichtsinnigen, französischen Bäume schlagen vor der Zeit muthwillig aus, selbst die armen, verkrüppelten, lebenslänglich zu den Boulevarts verdamnten; die Plätze endlich mit ihren Denkmälern und Bildsäulen und Wasserfontänen puzen sich wie ein Weib, das den Geliebten erwartet. Die dunklen Giebel lächeln sonnig hernieder, die Fenster thun sich auf und reiben den Winterschlaf aus den Augenlein, die Thüren, die Gänge, die Treppen athmen frischere Luft ein und besseren Duft aus als bisher. Man kennt den Frühling nicht, hat man ihn nicht in Paris gesehen, in den elysäischen Feldern, auf dem Boulevard der Italiener.

So ungefähr oder ähnlich mochte das hohe Lied heißen, welches Hylas, auf Herkules Arm gelehnt, dem Freunde vorsang zum Preise des Frühlings und Paris zu Ehren. Aber Herkules runzelte die Stirn nur um einen Grad finsterner und gab verdrüsslich zur Antwort:

„Mich langweilt die ganze Geschichte, kehren wir um!“

„Nicht doch, eine kleine Weile noch, es ist so hübsch.“ —

„Was Du nur hübsch finden magst?“

„Frage lieber, was nicht? Den Himmel, die

Frauen, die Pferde, die Sonne, die Akazien hier, den Municipal dort! Alles, Alles!" —

„Wende Deine Worte um, so hast Du meinen Sinn.“

„Unverbesserlicher Kritiker! Ich wette, Du betrachtest recht geflissentlich und mit guter, das heißt schlechter Absicht, Longchamps aus der Froschperspective des Fußgängers, um alle Linien recht verzerrt finden zu können.“ —

„Warum hast Du Dein Cabriolet nicht genommen, um aus der Vogelperspective einen günstigeren Standpunkt für uns zu machen?“

„Weil mein Cabriolet außer Mode ist, mein Tiger noch nicht einmal seine neue Livrée, der Meßlenburger dagegen noch immer sein Winterhaar hat.“ —

„Als guter Deutscher, der überall hinten nach kommt.“

„Meinetwegen.“

„Und da denkst Du, Longchamps würde mit Fingern auf Dich weisen, kämest Du nicht im allerneuesten Style, funkelnd, prahlend, siegend einhergefahren?“

„So eitel bin ich nicht. Man hätte mich im Cabriolet so wenig bemerkt, wie hier als Fußgänger; hingegen sehe ich so besser, als müßte ich selbst mein Schifflein durch alle jene Fahrzeuge winden und lenken.“

Hylas blickte mit dem Glase so eifrig um sich, als läge ihm an diesem Sehen, wer weiß wie viel. Er überhörte die beißenden Bemerkungen des Freundes, welcher ihn unter andern fragte, was ihm der heutige Modebericht an seinen Hof eintragen würde, ein Kreuzchen oder ein Sternchen? Hylas zuckte die Achseln. Nach einer kleinen Weile aber sagte er auf einmal zu dem Nachbar:

„Du hast Recht; laß uns umkehren!“

„So plötzlich?“

„Ich weiß nicht, es ist vielleicht schon spät, Du verlierst Deine Zeit.“

Er sprach abgebrochen und mit einem so veränderten Tone, daß es auffallen mußte. Sein Freund blickte, verwundert und fragend, erst ihn an und dann um sich her. Beide standen unmittelbar an dem breiten Hauptwege, die Bordersten im Gewühle. Vor ihnen fuhr gerade ein Wagen, der, wie die meisten, mehr von dem Strome fortgetragen wurde, langsam genug, als er sich selbstständig weiter bewegte. Es saß eine Dame darin, ganz allein. Diese Dame beugte sich ein wenig vor, als sie den beiden Deutschen gegenüber war. Sie grüßte, wie Pariserinnen grüßen: mit

den Augen, mit der halben Hand, kaum und zuletzt mit dem Kopfe. Hylas zog, sichtlich verwirrt, den Hut; der Gruß hatte ihm gegolten. Nein, besser gesagt: getroffen hatte ihn der Gruß.

Herkules drückte ihm ziemlich unsanft den Arm. „Das also,“ flüsterte er ärgerlich und spöttisch, „das also war der Pudelskern? Auf Deine Schöne mustern wir warten und ich zog, wie ein geduldiger Elephant, Schildwache mit Dir auf?“

„Du wirst doch nicht denken, in Paris und in Longchamps könne ein vernünftiger Mensch eines Elephanten bedürfen, wie in einem deutschen Landstädtchen?“

„Und Du wirst mir doch nicht weiß machen wollen, wir haben zufällig hier gewartet, genau so lange, bis der Wagen der Göttin erschienen, ... bis die Liebliche sich neigte, ruhig, engelmild?“

„Engel hin, Engel her!“

„Gesteh's nur, ertappter Sünder, es war Deine Gräfin!“

„Was Du mit dem insolenten Possessivpronomen willst, begreife ich nicht. Auch habe ich nichts zu gestehen. Wenn Du mich einfach fragst, wer die Dame gewesen, welche eben an uns vorüberfuhr, antworte ich Dir gerade so einfach: die Gräfin Herisy.“

„Suffit!“ Mit diesem Ausrufe machte sich Herkules von Hylas los und eilte, sich leicht Bahn brechend, voraus, bis er in wenigen Schritten den Wagen erreicht.

Dieser Wagen zeichnete sich durch keine besondere Pracht, durch nichts Auffallendes und Herausforderndes aus und doch hatte er bei den Kennern in Longchamps Aufsehen gemacht. Es war eines jener niedrigen, leichten, koketten Fuhrwerke, welche England erst in wenigen Exemplaren und vor kurzer Zeit nach Frankreich geschickt. Die Pariser Mode taufte sie nachmals Escargot. Inwendig ausgeschlagen mit hellgrauem Seidenzeuge und blauen Verzierungen, außen dunkelbraun lackirt, in den Federn hängend mit jener unbezeichnenbaren Schwingung und Festigkeit, wie sie nur die englische Fabrik hervorbringt, bildete der niedere Wagen sammt den zwei Schimmeln und der Livrée, hellblau mit weiß, ein so schönes, harmonisches, wahrhaft elegantes Ganze, daß er als ein Muster von Geschmack und Zweckmäßigkeit auf den ersten Blick die Männer vom Fache eroberte, sowohl die gepuzten Liebhaber und Kenner, als die ungepuzten Wagenbauer und Sattlermeister, für welche Longchamps beides zugleich ist, Markt und Schule. Bis auf die weißen

Nähte des Riemenwerkes und die Metallbeschläge war da alles ächt und solid, unscheinbar, aber vollendet.

Mag sein, daß Herkules, als er mit einem lang musternden Blicke den Wagen erreicht und durchforscht, dessen Vorzüge nicht im Einzelnen zu würdigen wußte; aber er gefiel ihm auf der Stelle und hundert Male mehr, als alle die ihn überragenden über-rumpelnden, überstrahlenden Staatskutschen links und rechts. Nur da er, mit einem dreisten Auge, seine Neugier in das Innere tauchte, trat er förmlich ent-täuscht zurück. In die blaugrauen Rissen gedrückt, schwebte ein schmales, blaßes Gesicht mit ebenfalls blaugrauen Augen und einer verwirrten aschfarbenen Haarfülle um die blassen Wangen, eine schwächliche Gestalt, fest in einen Shawl gewickelt, ein magerer Fuß, dessen Spitze sich auf den Bordsitz stemmte, vor seinen abgleitenden Blicken. Er blieb eine Weile an der Seite dieser Frau; sie lag unbeweglich, vor sich hinschauend, nur dann und wann mit den schmalen Fingern eine widerspenstige Locke aus dem Auge drückend.

Mit einem Lächeln der Ueberlegenheit, beinahe des Erbarmens auf den Lippen, wartete Herkules auf seinen langsam nachschreitenden Freund. Als dieser ihn wieder eingeholt, sagte er zu ihm: „Nun, mein Junge, jetzt bin ich ruhig um Dich. Diese Flamme wird Dir weder den Kopf noch das Herz kosten. Du weißt, wie oft ich Dich gewarnt und gebeten habe, keines von beiden an die sogenannte Welt, an die Weiber wegzuworfen, mit denen Du nun einmal zu leben bestimmt bist, allein hätte ich die Gräfin vorher gesehen, wie ich sie eben gesehen, so würden wir zwei allerlei salbungsvolle Reden und spitzige Gespräche gespart haben.“

„Gräfin Herisy hat also keine Gnade vor Deinen Augen gefunden?“

„Nimm mir's nicht übel, aber das ist ja beinahe eine alte Frau, so mager wie die theure Zeit und so well wie die Lüneburger Haide.“

„Du thust Dir keinen Zwang an in Deiner Kritik.“

„Und dieses Weib, sagst Du, quält Dich mit Launen, mit Eifersüchtelei und Herrschsucht? Mit diesem Schatten wirst Du nicht fertig? Ei, da sollte ja doch . . . Ich habe mir eine hochgebietende Figur, jugendliche Fülle, blühende Frische vorgestellt, eine Hebe, eine Juno, höchste Eleganz und feinster Reiz im Bunde, und nun finde ich diese kleine Gräfin in ihrem kleinen Wägelchen, mit ihrem kleinen Gesichtchen. Ihr gegen-

über ein Mann wie Du und dennoch unter dem Pantoffel!“

„Du hast eine wahrhaft einzige Art Personen und Verhältnisse zu beurtheilen. Im Vertrauen auf meine Freundschaft berührst Du Saiten. . .“

„Welche Deine schwachen Seiten sind, ohne Caslembourg gesprochen. Im Ernst, da wir einmal auf diese Stelle gekommen, es ist hohe Zeit, daß Du Dich losmachst. Du vertändelst Dein Leben hier, während in der Heimath Deine Familie, ein Amt, eine Zukunft Dich erwarten. Wenn, wie es den Anschein hat, diese Frau allein Dich fesselt, so denke an Deine ersten und nächsten Pflichten eher als an eine spielende Verpflichtung für sie. Ist es nicht ohnehin ein schmachvolles Bild, einen deutschen Mann an dem verlassenem, auf dem Abwege, auf dem Rückzuge begriffenen Siegeswagen einer Pariser Mode- und Welt-Dame schleppen zu sehen?“

„Du sprichst wie ein Buch, wie ein Buch von Anno dreizehn nämlich.“

„Ich möchte mehr thun als sprechen, handeln möcht' ich für Dich, Dich losmachen, abkaufen, erlösen aus Deiner babylonischen Gefangenschaft.“

„Willst Du etwa Dich einsetzen als Lösegeld?“

„Lächerlich! Wenn ich die Gräfin kennte, sollte mein Betragen, meine Ruhe ihren Kunststücken gegenüber, mein männlicher Ernst, meine deutsche Festigkeit sie wohl Mores lehren und Dir zum Muster dienen. Mit Dir spielt sie, ich wollte ihr aber bald in die Karten sehen und Deine verlorene Partie für Dich wieder aufnehmen.“

„Wagst Du den Versuch?“

„Was ist da zu wagen?“

„Willst Du die Bekanntschaft der Gräfin machen?“

„Du weißt wohl, daß ich grundsätzlich nicht in Welt der Gräfinnen gehe.“

„So hast Du allerdings leicht sie herausfordern. Weit davon ist gut vor'm Schuß.“

„Pah! Wenn's weiter nichts ist. Da hat's keine Gefahr.“

„Also in's Feuer?“

„Deinetwegen, Dich zu schützen, zu retten, wenn es noch Zeit ist.“

„Weshalb gilt mir gleich. Die Hauptsache ist: Du begleitest mich zur Gräfin Herisy. Mittwoch ist ihr Tag. Gehst Du mit?“

„Ich gehe.“

„Top!“

„Top!“

Herkules legte mit einem kräftigen Drucke seine blanke Rechte in Hylas seinen Handschuh. Sein Auge blickte dabei mit ruhiger Gewisheit den Freund an, während dieser ein schallhaftes Lächeln nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Der Andere bemerkte es und sagte beinahe übermüthig: „Du machst einmal wieder Dein Diplomaten-gesicht und siehst aus, als ob Du ausrufen wolltest: den hab' ich angeführt, indem ich ihn statt meiner als Daniel in die Löwengrube setze. Sei deswegen außer Sorgen, meine Junge, und triumphire nicht zu früh. Willst Du eine Wette, daß ich unverfehrt aus der Löwengrube zurückkehre?“

„Um ernste Dinge wette ich auch nicht einmal im Scherz,“ antwortete Hylas mit so tiefer Feierlichkeit, daß sein Freund in ein lautes Gelächter ausbrach. Wohlgemuth und fröhlich schieden beide, als sie bei dem Obelisk angelangt waren und ihr letztes Wort lautete:

„Auf Mittwoch denn!“

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

(Die Lobishomes.) Ein höchst seltsamer Glaube herrscht noch immer in Portugal, nämlich der Glaube an die Lobishomes, worüber uns Kingston in seinen „Lusitanian Sketches“ einige interessante Aufschlüsse giebt. Dergleichen Individuen sind, wie man wähnt, unter einem ungünstigen Sterne geboren und ihr Schicksal wird von einer schweren Nothwendigkeit gelenkt. Dieses böse Verhängniß kann jede Familie ohne Unterschied treffen, von den vornehmsten und höchsten bis zu den geringsten und niedrigsten im Lande, und obwohl jede, über welcher es waltet, dieses weiß, so verheimlicht sie es doch auf das Sorgfältigste, weil es für eine große Schmach gilt, davon heimgesucht zu sein. Es verfolgt junge Leute beiderlei Geschlechts, die nie ein hohes Alter erreichen; aber zu welcher Lebenszeit es zuerst eintritt, hat Kingston nicht in Erfahrung bringen können. Wenn in einer Familie sieben Söhne oder sieben Töchter geboren werden, so ist gewöhnlich der siebente dem höllischen Einflusse verfallen, jedenfalls einer von den jüngern. Das einzige Schutzmittel dagegen besteht darin, daß man einen von den sieben Adam tauft; unterbleibt dieses, so ist es gewiß, daß die Familie demselben anheimfällt. Am Tage sind die Lobishomes von dem bösen Zauber frei, obgleich ihre Züge stets einen eigenthümlich schwermüthigen und schmerzlichen Ausdruck an sich tragen. Sie sind träumerisch, schweigsam und in sich gekehrt. Die Geringeren sitzen mit wildem verstorbenem Gesichte, mit langem verworrenem Haare und Barte, mit lieberlichen und schmutzigen Kleidern, stumm und abgeschlossen in einem Winkel am Herde. Mit Einbruch der Nacht aber ver-

lassen diese Unglücklichen ihre Wohnung — die vornehme Jungfrau ihr Gemach, der edle Jüngling sein adeliges Schloß, der rauhe Landmann seine einfache Hütte. Keine menschliche Macht kann sie zurückhalten — der böse Geist ist in sie gefahren. Sie suchen einen wilden, von keinem menschlichen Fuße betretenen Ort; hier entkleiden sie sich und werden augenblicklich in Rasse mit langen fliegenden Mähnen, wallenden Schweifen, feuerschnaubenden Rüstern und wüthenden Blicken verwandelt. Durch Furcht von bannen getrieben, stürmen sie mit Windeschnelle über rauhe Gebirge und tiefe Thäler, über Ströme und Winterfluthen, durch Schnee und Eis, durch Regen und leuchtende Blitze. Hunderte von Meilen durchbrausen sie in eben so vielen Secunden; alle andern Thiere fliehen vor ihnen. Sie wiehern vor Pein, vermögen aber nicht ihren reisenden Lauf zu hemmen. Immer vorwärts, vorwärts! Ihr Herz pocht schneller, der Athem stockt, aber sie können, dürfen nicht rasten. Sie machen einen ungeheuern Bogen von mehreren hundert Meilen, doch mit dem ersten Grauen des Morgens müssen sie wieder an ihrem Ausgangspunkte eintreffen und nach Wiedererlangung ihrer menschlichen Gestalt und nachdem sie ihre Kleider wieder angelegt, kehren sie bleich, erschöpft und elend nach Hause zurück. Wie man dem Verfasser erzählte, ist nur eine Möglichkeit vorhanden, die Bezauberung los zu werden. Es soll nämlich, während die Lobishomes in vollem Laufe begriffen sind, irgend ein Muthiger ihnen den Weg vertreten und sie an der Brust leicht verwunden, so daß es blutet. So wie das herabträufelnde Blut die Erde berührt, erhalten die Bezauberten ihre natürliche Gestalt wieder und sie sind augenblicklich geheilt.

— 6 —

(Beethoven und Habeneck.) Habeneck, der berühmte Violinist und Orchesterdirector in Paris, war schon in seiner Jugend von den genialen Schöpfungen Beethovens begeistert, als diesen Kreuzer und Andere noch für einen — Verrückten hielten und als er 1821 an Viottis Stelle zum Director des Orchesters der großen Oper ernannt wurde, freute er sich wie ein Kind, weil er nun Gelegenheit hatte, irgend ein Werk seines angebeteten Beethoven spielen lassen zu können, was bis dahin rein unmöglich gewesen war. Als er aber die Symphonie probiren ließ, welche er zum Charfreitage aufführen lassen wollte, lachten die Orchestermitglieder das Meisterwerk aus und verhöhnten es. Habeneck ließ sich nicht abschrecken; er überwand alle Hindernisse und bewog die Musiker endlich, die Symphonie zu spielen, wenn das — Andante weggelassen und durch etwas Anderes ersetzt würde. So wurde die Symphonie wirklich gespielt, aber mit außerordentlich schlechtem Erfolge. Habeneck trat 1824 von der Direction zurück, ohne daß er etwas Anderes hatte thun können, als einige Bruchstücke aus den Schöpfungen seines Beethoven in einem Ballet anzubringen. So vergingen mehrere Monate und Habeneck schien Beethoven vergessen zu haben. Unterdeß kam der Namenstag der heiligen Cäcilie heran und etwa dreißig Musiker, die ausgezeichnetsten aus dem Opern-Orchester, erhielten von ihrem

Chef eine Einladung zum Frühstück zur Feier ihrer Schutzpatronin. Punkt zwölf Uhr erschienen alle bei Habeneck mit dem bekannten Musiker-Appetite, der sich nur etwa mit dem Jägerappetite vergleichen läßt. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie statt einer gedeckten Tafel verschiedene Notenspulter und darauf — Beethoven fanden! Der Unwille machte sie sprachlos; man hatte ihnen offenbar einen schändlichen Hinterhalt gelegt. „Meine Herren,“ sagte endlich Habeneck, der sie freundlich begrüßte, „ich glaubte, Sie würden sich an einem solchen Tage nicht an den Tisch setzen wollen, ohne etwas zu Ehren unserer heiligen Schutzpatronin gespielt zu haben. Hier liegen Noten, die Ihnen verlangend entgegensehen; lassen Sie uns ein wenig davon spielen; es wird nicht lange währen und wir frühstücken dann mit besserem Appetite.“ Die Musiker, welche der unangenehmen Sache so bald als möglich ein Ende machen wollten, griffen nach den Instrumenten, die an den Pulken hingen und begannen mit verbissenem Grimme die A-Symphonie zu spielen. Allmählig aber und mit jedem Blatte, das man umwendete, heiterten sich die Gesichter auf, der Verdruß ging in Bewunderung und die Bewunderung in Begeisterung über. Die Augen wurden größer, der Mund Aller blieb ha' offen, — es war geschehen, der Geist des großen Meisters hatte endlich gesiegt. Die Musiker sangen an laut zu jubeln; sie spielten die A-Symphonie bis zu Ende und dann auch noch in einem Zuge die Sinfonia eroica. Da sagte Habeneck mit unbeschreiblicher Freude: „Meine Herren, es ist halb sieben Uhr und Sie haben nicht gefrühstückt.“ Man begab sich nun in den Speisesaal und leerte alle Flaschen im Keller zu Ehren Beethovens.

Das ist die Einführung Beethovens in Paris und dies ist die Entstehung der weltberühmten Société des concerts daselbst. Als dieselbe ihr erstes Concert gab und natürlich Werke von Beethoven spielte, hatte sie eine Einnahme von einigen hundert Francs; einige Tage darauf stieg sie auf fünftausend Francs und jetzt sind die Plätze in diesem Concert so gesucht, daß immer fünf bis sechs Personen lange vorher für jeden eingeschrieben sind.

Generaleorrespondenz.

In der zweiten hessischen Kammer erzählte der Abgeordnete Frank, in dem Kirchensprengel, in welchem er früher Pfarrer gewesen, sei in zwei Jahren nur eine Ehe geschlossen worden, weil nur ein Bräutigam mit den Vorbereitungen dazu habe fertig werden können, indem er nicht weniger als hundert- und dreimal zum Landrichter und fünfmal zum Hofgerichte in Gießen habe gehen müssen. In Folge davon sei unter den Leuten die Meinung entstanden, der Staat wolle keine Ehen mehr. —

Sukhows Ariel Acosta ist in Dresden mit sehr großem Beifalle zum ersten Male aufgeführt worden; doch ist es kein Stück für das große Publikum. —

Ein speculativer Franzose hat wieder ein neues Mittel er-

funden, Anzeigen aller Art wohlfeil im Publicum zu verbreiten und er hat sich darauf sogar ein Patent geben lassen. Er benutzte zur Veröffentlichung alles dessen, was unter die Leute kommen soll, die — Briefcouverts, die auf der innern Seite bedruckt werden. — Ein anderer hat dagegen eine Erfindung gemacht, welche in unserer bauwuthigen Zeit von großer Wichtigkeit ist, bereits an dem Dumas'schen neuen großen Theater in Paris angewendet wurde und sich daselbst vollkommen erprobt hat. Die Erfindung besteht darin, die Feuchtigkeit aus neu gebauten Häusern — auszupumpen und in dieser Weise die Mauern sofort vollkommen trocken zu machen. In dem erwähnten Theater waren sechs Apparate von großer Kraft nur fünf Tage thätig und das Haus ist so ausgetrocknet als hätte es zwei Jahre gestanden. Ehe man die Erfindung im Großen anwendete, ließ man natürlich Proben anstellen. Es wurde z. B. eine ganze große Wandfläche eingerissen und neu gebaut und als man die Pumpe daran setzte, war sie nach kurzer Zeit völlig ausgetrocknet, als hätte sie einen Sommer hindurch in der Sonne gestanden. Da es bekanntlich für die Gesundheit so nachtheilig ist, neue Häuser vor deren völliger Austrocknung zu bewohnen, so machen wir alle Bauunternehmer auf diese wichtige Erfindung aufmerksam. —

Die Republiken verschwinden aus Europa mehr und mehr und eine bestehende ist vielen Leuten sogar unbekannt, Andorra nämlich zwischen Frankreich und Spanien, die aus etwa 54 Dörfern besteht und 12,000 Einwohner hat. Sie liegt in einem rauhen Pyrenäenthale und weiß von der Welt so wenig als die Welt von ihr. In diesen Tagen hat sie die Aufmerksamkeit durch die Einführung eines neuen Gesetzbuches auf sich gezogen, das in hundert Artikeln alle Gesetze des kleinen glücklichen Staates umfaßt, also sehr einfach ist. Wenn die Todesstrafe ausgesprochen werden soll, was äußerst selten geschieht, so müssen aus allen Dörfern Abgeordnete erscheinen, um den Spruch des Richters zu bestätigen, ehe er Gültigkeit erhält, und zur Ausführung desselben hat man ein der Dertlichkeit entsprechendes Mittel gewählt. Auf einem fürchterlichen Felsen in der Nähe giebt es nämlich einen schauerlichen Abgrund, auf dessen Grund noch keines Menschen Auge blickte. Der Verbrecher wird mit verbundenen Augen an den Rand dieses Abgrundes geführt und durch den Henker in die Tiefe hinabgestoßen. —

In Paris beschäftigt ein Prozeß um das Testament eines Sonderlings die allgemeine Aufmerksamkeit. Ein alter Advokat Robert starb 1844 und hinterließ ein Vermögen von mehr als einer Million, das er seinen Verwandten entzog, die nun dagegen klagen. Der Mann sah niemals einen Menschen bei sich und bewohnte ein eigenes sehr großes, aber ganz verfallenes Haus ganz allein. Er hatte keinen Diensthofen; Feuer und Licht brauchte er in keiner Jahreszeit. Der Besen war ein in seinem Hause unbekanntes Geräthe. Die einzigen Bewohner seines Hauses waren Spinnen, die sich selbst in der Küche eingestrickt hatten. Wenn er ausging, was selten geschah, kaufte er hier und da armselige Nahrungsmittel; blieb er zu Hause,

so schob ihm eine alte Frau durch ein Loch in der Thüre sein geringes Mahl zu. Seine Kleidung war die jämmerlichste. Er kaufte ein Hemd und trug es so lange, bis es in Stücke fiel, dann kaufte er ein anderes; eben so machte er es mit den andern Kleidungsstücken. Er haßte die Abgaben an den Staat und ließ deshalb sein Haus leer stehen, da er auch keine Einnahmen haben wollte. Er hatte vor langer Zeit eine Geldsumme in einen Winkel seiner Stube gelegt; davon bestritt er seine geringen Ausgaben. Das Vermögen, welches er hinterließ, ist sein großes Grundstück, das eben über eine Million werth ist. — Und warum war der Mann ein solcher Menschenfeind geworden? Vor etwa funfzig Jahren, als er noch ein junger Advokat war, bewarb er sich um die Hand eines Mädchens aus guter Familie. Er bekam aber einen Korb und das konnte sein Herz nicht verschmerzen. Von Stund an entschloß er sich, von der Welt sich gänzlich zurückzuziehen und lebenslänglich um seine Liebe zu trauern. Er gebot allen, die in seinem Hause wohnten, auszugehen und ließ den großen schönen Garten verwildern. In diesem verbrachte er einen großen Theil seiner Zeit und um sich da setzen zu können, ließ er einen der schönsten Bäume umsägen. Der Stumpf wurde sein Sessel, auf dem er viele Jahre trauernd gesessen hat. —

Die in aller Weise vorher ausposaunte neue seltsame Composition von Berlioz, genannt „Faust's Verdamniß“, ist endlich zur Aufführung gekommen, aber so gut als durchgefallen. Hoffentlich bringt er uns diesen „Faust“ nicht nach Deutschland, wie er ihn auf seinem ersten Besuche bei uns geschrieben haben will, um dem Stücke die gehörige Localfarbe zu geben. —

Bulwers neuer Roman ist nun auch deutsch erschienen und wer ihn gelesen hat, schüttelt sehr bedenklich den Kopf, denn es ist unbegreiflich, daß ein geistvoller Mann wie Bulwer ein so ganz verfehltes Nachwerk in die Welt senden konnte. Es giebt in Deutschland viele schlechte Romane, aber einen schlechteren als diesen Bulwer'schen kaum. —

Vor einigen Wochen haben wir gefragt, welcher Tanz diesen Winter wohl modisch sein würde, und die Napolitana vorgeschlagen; jetzt meldet man uns aus dem heitern, so gern tanzenden Oesterreich, daß man da bereits einen neuen Tanz habe, noch dazu einen ächt deutschen, der sich selbst der Menuet und Française an Anmuth gleichstellen könne und überall, wo er bekannt geworden, Jubel erregt habe, die Quadrille stirienne nämlich, den steierischen Nationaltanz in der neuern Form, welche ihm Ed. Eichler in Graz gegeben. Wir machen deshalb die Tanzlustigen auf diese Neuigkeit aufmerksam, die auch in einer kleinen Schrift: „Die Quadrille stirienne, von Ed. Eichler. Wien, Zasper“ sehr deutlich beschrieben und durch Abbildungen erläutert ist. —

Wie überall, dauert auch in Paris die Baumanie immer noch fort. Jedes freie Plätzchen, welches nicht andern höchst notwendigen Zwecken dient, wird bebaut, und wo kein solches

vorhanden ist, da überseht man die bereits vorhandenen Gebäude; letzteres ist besonders auf den Boulevards der Fall, wo mit der Zeit jedes beliebige Haus die zur Errichtung eines Telegraphen erforderliche Höhe haben dürfte. Trogdem steigen die Preise der Häuser und Wohnungen, so wie überhaupt fast aller Artikel, mit jedem Tage. Paris ist jetzt — vielleicht London ausgenommen — die theuerste Stadt in ganz Europa. Fremde, welche gern bequem leben und kostspielige Bedürfnisse haben, sollten, wofern ihnen nicht Tausende zu Gebote stehen, oder, wie dies vor einiger Zeit sich ereignete, ein günstiger Windstos 125,000 Franken in Banknoten aus dem Fenster einer schönen Dame zuweht, Paris eher meiden als suchen.

— 8 —

Der berühmteste Componist Englands ist jetzt ohne Zweifel B a l f e, ein noch junger Mann, der aber bereits sechszehn Opern componirt hat, davon drei in Italien in früher Jugend, 10 in England und 3 in Paris. Die englischen Opern sind: Die Belagerung von Rochelle (kürzlich in Wien ohne Beifall aufgeführt), das Mädchen von Artois, Katharina Gwey, Draufste, Keolanthe, Falstaff, Jeanne d'Arc, die Siegenertochter, die Zauberin und die Tochter von St. Marcus; die französischen heißen: der Liebesbrunnen, der Stern von Sevilla und die vier Haimonskinder, welche letztere die weiteste Verbreitung gefunden hat. —

In Paris muß (mit Recht) von allen Vergnügungen eine gewisse Abgabe für die Armen gezahlt werden; von den öffentlichen Bällen allein betrug diese Armensteuer im vorigen Jahre 82,000 Fres. und von den Theatern über eine Million. —

Daß in Irland der Aberglaube noch immer eine große Rolle spielt, ist bekannt genug und so kann man sich auch kaum darüber wundern, daß kein Schiff einen Menschen, der Shea heißt, in seinen Räumen duldet, wenn es die Dingle-Bai an der irischen Küste zu berühren hat, weil man fest überzeugt ist, daß jedes Schiff, welches einen Menschen dieses Namens an Bord habe, unfehlbar in jener Bucht verunglücken müsse. Dieser Aberglaube, der seit Jahrhunderten besteht und heute noch, schreibt sich von einer Sage her, nach welcher einmal ein Shea in der Dingle-Bai gegen eine See-Schöne sich verging, die sich nun an seinen Nachkommen fortwährend rächen soll. —

Die liebenswürde „Dorfzeitung“ hat von einer Sache, welche den Diplomaten immer schwere Sorgen zu machen pflegt, eine vortreffliche Erklärung gegeben. Ein fait accompli nämlich, wie etwa die Einverleibung Krakaus mit Oesterreich, wie die Heirath Montpensiers mit der spanischen Infantin, ist nach ihr „eine ärgerliche Geschichte, bei der, wenn sie einmal geschehen ist, nichts übrig bleibt als sich still zu ärgern, eine Faust im Sack zu machen und ruhig zu sagen: „zu geschehenen Dingen muß man das Beste reden, um bei Gelegenheit auch sein fait accompli zu machen.“ Uebrigens sind die faits accomplis nur ganz großen Herren gestattet und nicht einmal inclusive der Schulzen.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Schule des Lebens.

Novelle

von

Franz Dingelstedt.

(Fortsetzung.)

2.

Der Leser gestatte, daß wir ihm unsere zwei Landsleute, bevor er denselben wiederum begegnet, in guter Form vorstellen, um ihre mythologische Verkleidung nicht über Gebühr dauern zu lassen. Hylas heißt mit seinem christlichen Namen, — und es ist dies ein alter Name von gutem Klang und glänzender Farbe, — Ernst von Werneck; sein Freund Herkules schreibt sich: Otto Walther. Beide sind aus Braunschweig gebürtig, wo Herrn von Wernecks Vater, begütert und angesehen, eine Stellung, was man so nennt, bei Hofe und in der Gesellschaft mit Würde begleitet. Walthers Familie kannte er selbst kaum; Otto war seit seinem zehnten Jahre verwaist und aß bei weitläufigen Verwandten das bitterste aller Brode, das für Menschenkinder gebacken wird, das Gnadenbrod. Er und Ernst waren von Kindesbeinen an gute Freunde, sie saßen auf einer und derselben Schulbank im Carolinum, so daß Ernst die Aufsätze seines Nachbarn bequem abschrieb und dieser dafür die theuern Bücher des Andern, welche er nicht eigen anschaffen konnte, von der Seite mit einsah. Unzertrennlich wie im Hörsaale waren sie auf dem Spielplaze, beim Ballschlagen immer von

einer Partei und treue Bundesgenossen in jeglicher Kauferei. Ein kleines Abenteuer, das wir im Vorbeigehen mitnehmen wollen, zog diese Fäden kindlicher Freundschaft für das Leben zusammen. Die Knaben spielten, so ein zwölf Jahre damals alt, zur Zeit der Braunschweiger Messe um jene hölzernen und leinenen Buden herum, welche für „Versteckens“ und „Abschlag“ ein wahres Paradies sind. In einer solchen Bude gab es einen Bären zu sehen sammt der nöthigen Zuthat von Affen und Papageien. Da die Messe erst andern Tags eigentlich anging, war der Käfig und das Gerüst noch nicht völlig aufgeschlagen. Dies hinderte die Kinder aber nicht, im Gegentheil es trieb sie an, mit ihren Federmessern Löcher in das Zelt zu schneiden, den Bären erst anzugaffen, dann mit Braunschweiger Honigluchen und schließlich mit Wolfenbüttler Stöcken zu plagen. Das Thier brach aus durch irgend einen unglücklichen Zufall. Ernst von Werneck, der nächste an der Bude, stürzte unter ihm zusammen, laut schreiend, in wahrhaftiger Lebensgefahr. Während alle übrigen erschreckt von dannen rennen, kehrt Otto Walther um, schlägt mit seinem Ballholz dem Meister Pech einen Weggerhieb zwischen die Ohren und rettet so den allgemein verloren gegebenen Freund, welcher mit einer kleinen Liebfosung der Tagen davon kam. Dies Heldenstück trug dem Knaben von Ernsts Mutter ein ganz artiges Stipendium für seine Studienzeit und eine treue, zärtliche, fast unterwürfige Anhänglichkeit von Ernst selbst ein. Ihr Bündniß ward sprichwörtlich in der ganzen Stadt Braunschweig und schon

der Rector des Carolinums taufte sie, wie wir es gethan, Hercules und Hylas; Namen, die um so leichter an beiden hängen blieben, als sie durch des Einen trotzige Kraft und die zarte Weichheit des Andern noch bezeichnender erschienen.

Zusammen gingen die Freunde auf die Universität. Aber in dem neuen Verhältniß, welches, ungeachtet aller akademischen Freiheit und Gleichheit, die schneidenden Unterschiede des Lebens zuerst heraustreten läßt, trennten sich ihre Pfade. Werneck ward in die Landmannschaft der Westphalen gezogen, wo seine Ständesgenossen, eine reiche, lustige Jugend, ihn empfangen, während Walthers, anfangs seines Weges allein gehend, nach und nach in die Burschenschaft gerieth, deren Grundsätze und Zwecke seinen erwachenden Gedanken entgegenzukommen schienen. Immer weiter entfernten sich die Jünglinge von einander, bis durch Walthers Abzug von Göttingen nach Jena das Band zwischen ihnen, äußerlich wenigstens, ganz zerriß.

Paris war, nach zehnjährigem Zwischenspiel, bestimmt sie wieder zu vereinigen. Ernst von Werneck erschien dort als ein gemachter Mann. Studien und Reisen lagen hinter ihm. Berufen zu einer vielleicht glänzenden Laufbahn im Vaterlande hatte er die vorbereitenden Schritte dazu schon gemacht. Paris sollte seine diplomatische Erziehung vollenden und ihm einen leichten Styl für die schweren Geschäfte geben, sammt der Fähigkeit, mit ächtem und modernem Accent die Weltsprache zu flüstern oder einen Bericht an das Ministerium des Auswärtigen abzufassen, ohne das scharfe Auge Serenissimi mit einem Germanism zu verlegen. Ernst ließ sich seine Aufgabe angelegen sein. Er lernte nicht nur auf dem Boulevard des Capucins mit sympathetischer Tinte und in Chiffren schreiben, sondern auch dicht daneben, auf dem Boulevard des Italiens, mit Anstand flaniren, ein Pferd besteigen und tummeln, gleich wie ein ordentliches Mitglied des Jockey-Clubbs den Hut fest und leicht auf ein Ohr drücken, die Handschuhe mit Anmuth an- und ausziehen, eine Dame, einen Herrn, einen Bekannten mit allen Nuancen grüßen, kurz die zehntausend großen Kleinigkeiten, welche mit der Zeit und dem Staatshandbuche im Bunde aus einem Legationssecretär einen Geschäftsträger machen. Die letzte Hand legte die Gräfin Herisy an ihn, in deren Schule er seit einigen Monaten ging, wenn dem öffentlichen Gerüchte und seinem eignen verläugnenden Lächeln zu glauben war.

An denselben Strand, wohin Ernst von der Welle des Glückes spielend getragen wurde, warfen einige

Jahre früher schon seinen Jugendfreund Schiffbruch und Sturm, ein Sturm, der, so kurz er dauerte, doch eine ganze Folge von fröhlichen Lebens-Hoffnungen und Anfängen rettungslos vernichtete. Otto war ein Held, ein Opfer der Frankfurter Apriltage geworden. Gleich den Meisten seiner Unglücksgefährten entfloh er nach langer und peinlicher Haft, gebrochen im Herzen, aber nur stärker, starrer geworden im Wesen, im Charakter, in der Gesinnung. Als er in grauer Morgendämmerung über die Schiffbrücke zwischen Kehl und Straßburg schwankte, wußte er es, ganz und gar sich selbst klar und von keiner freundlichen Täuschung mehr umgaukelt, daß es mit seinem Leben vor der Hand aus war; das Valet, welches er vom französischen Ufer herüber Deutschland zurief, galt auf ewige Zeiten. Er pilgerte nach Paris. Dort, wo verhüllten Hauptes die Verstoßenen aller Nationen sich schutzfliegend an den Altar edelster Gastfreiheit niedersetzen, suchte auch er, was Viele früher und reichlicher fanden als er. Der flüchtige Pole, der Spanier, der Lombard bringen in der Regel eine Schmiegsamkeit und Gelenkigkeit mit in ihr neues Verhältniß, welche sie dasselbe rasch und sicher am richtigen Ende anfassen lehrt. Nicht so der Deutsche. Aus kleinen Städten und engen Lebensauschnitten fällt er auf einmal in dies ungeheure Paris wie ein Fischlein vom dunklen Teiche in das offene Weltmeer. Schüchtern, unbeholfen, ängstlich sieht er sich um, zieht die wunden Fühlfäden bei jeder Berührung schmerzlich an sich, sehnt sich nach Hause, vergessend, daß dies Haus keine Stelle mehr für ihn hat. Er wagt nicht anzuklopfen, lieber wartet er bis ihm von selbst aufgethan wird und stirbt erwartend auf der kalten fremden Schwelle. O sie ist unglaublich hart diese Schale um die süße Hesperiden-Frucht, Paris geheißten. Die Zeit allein und die vereinzelte Kraft reichen nicht aus, sie zu durchbohren; das Glück, der Zufall müssen helfen, Verbindungen und Empfehlungen die Wege weisen, die Pforten öffnen, den Herd wärmen. Und die drinnen Geborgenen haben so wenig Lust und Beruf zu sorgen für Spätlinge, die da nachdrängen. Jeder braucht sich selbst, braucht sich ganz, jeder ist froh seine Ecke endlich gefunden zu haben und ruft dem Fragenden, durch die Nothwendigkeit Egoist geworden, gleichgiltig zu: Suche!

Otto hat lange gesucht. Ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre, sie sprechen sich geschwind aus, schreiben sich flüchtig nieder, aber sie tragen sich fürchtbar schwer. Abwechselnd Lehrer in Winkelschulen, Tagelöhner für

Zeitungsanstalten, Hofmeister bei großen Herren, Kaffirer einer Vorstadtbühne, Schreiber an öffentlichen Stellen, eine Zeit lang sogar Kellner in einem hauptsächlich von Deutschen besuchten geringen Kosthaus, lernte er den stolzen Nacken unter das niedrigste Joch beugen, nur um ihn hernach desto starrsinniger aufzurichten. Das Brett, welches er heute erfasste, im Begriffe unterzusinken, er zertrümmerte es morgen mit eigener Hand, wenn der alte wilde Geist über ihn kam, der ihn auf's Neue im Ocean umhertrieb. Vielleicht daß er sich endlich in dem Labyrinth doch verloren, daß er irgend einem Minotaurus zum Opfer gefallen, hätte ihm nicht die Liebe, — wieder sie und immer sie, — den rettenden Faden geboten.

Im Palais-Royal giebt es einen dunklen Gang, Galerie Montpensier mit Namen und in dem dunklen Gange ein noch dunkleres Erdgeschos, das Cabinet Montpensier, wo Zeitungen gelesen werden. Zwei Zimmer, denen die gegenüberstehenden Häuser, himmelan ragend, selten einen vollen Lichtstrahl gönnen, sind mit Blättern aller Farben, aller Zungen angefüllt. Auf den kleinen Rohrstühlen reihen sich um runde Tische und lange Tafeln zu jeder Stunde im Tage stumme, ernsthafte Menschen, meistens Fremde und unter sich wenig bekannt; sie reihen sich da lesend, schreibend, höchstens einmal mit dem Nachbar unterbrochen flüsternd. Am engsten sitzen sie an einem mit Marmor geplatteten und mit grobem grünem Tuche behangenem runden Tische, weil er, dem blinden Fenster am nächsten, noch das erträglichste Licht hat und weil die sinnreiche Pariser Industrie seinen plumphen Fuß zugleich zum Ofen im Winter umwandelt. Es ist schon viel gekritzelt, geseufzt, gewispert in jener Tafelrunde. Sie besteht fast gänzlich aus den Berichterstattem auswärtiger Zeitungen in Paris; dort werden die kleinen Neuigkeiten des Tages erst kameradschaftlich mitgetheilt, wie sie der Eine und der Andere erlauscht, gefunden oder erfunden hat und alsdann schlägt sie jeder einzelne für sich und in seiner Sprache, für seine Zwecke, in seiner Weise zu Faden; er wirft, eilig und gebückt auf die unwillig knarrende Feder, die sorgfältig gezählten Zeilen auf's Papier, und das Papier, wenn es mit der Oblate hastig geschlossen, in die nahegelegene Brieflade. Glückliche Reise! Und daß die Mittheilung doch ja den Redacteur bei guter Laune treffe, um nicht in den Papierkorb geworfen zu werden und den Censor bei guter Laune, um nicht unter seiner Scheere zu verschwinden, und den Briefträger bei guter Laune, um nicht zehn andern gleichartigen vergeblich nachzu-

hinken! . . . Lieber Leser, liebe Leserin, Sie glauben nicht, wie schlecht es sich an der grünen Tafel sitzt und schreibt, zumal wenn draußen im Garten die Fontainen rauschen und auf der Straße lustige Menschen, hübsche Frauen, gepuzte Kinder vorüberschweben. Sie glauben auch nicht, wie viel dazu gehört, bis ein so geschriebener Brief zum gedruckten Bogen anwächst; denn man zahlt dergleichen Waare nach der Elle. Aber das glauben Sie wohl, daß ein Jeder tief aufseufzt, wenn dieses dunkle, gleichsam unterirdische Tagewerk abgethan ist, daß er den Nachrichten aus der Heimath, die auf den nächsten Tische lagern, nur ein Paar flüchtige Blicke schenkt und dann federleicht, flügel schnell nach Hut und Stock eilt, mit einem Gruss an die neidisch nachschauenden Zögerer hinausflatternd. Und das endlich glauben Sie auch, daß tüchtige, ehrenfeste, gescheite, wackere Männer an dem Tische gefessen, Männer aus allen Ländern, Spanier, Engländer, Italiener, Polen, Franzosen und Deutsche besonders, und unter diesen Deutschen auch unser Otto.

Monden lang hatte er täglich seine zwei bis drei Morgenstunden im Cabinet Montpensier zugebracht. Ein Paar Schritte von ihm saß, in nächster Nähe also, und doch von ihm noch nicht gefunden, seine Zukunft, seine Hilfe, seine Vorsehung; saß, ohne Bild zu reden, die Comptoir dame des Lesecabinet's. In einem Vorzimmerlein, das noch dunkler war als die beiden andern Räume, thronte sie hinter ihrem Pulte, von Zeitungen fast ganz versteckt. Ihr Geschäft war, Briefe und Blätter vom Postbeamten zu empfangen, Buch zu führen über Einnahme und Ausgabe des Cabinet's, die Abonnements- und Tagesgelder, wie sie bei ihr eingingen in hohen Säulen von groben Soustücken, halben Francs und harten Thalern zu sortiren, den regelmäßigen Kunden endlich Papier, Federn, Oblaten und anderes Handwerkszeug zu verkaufen. Dafür bezog sie von dem Eigenthümer des Cabinet's monatlich einhundert Francs: zwölf Stunden Arbeit täglich und jährlich zwölfhundert Francs Lohn. Nur die Kanone im Palais-Royal kündigte ihr eine Freistunde, die des Mittags, regelmäßig an, während ihre Ablösung Abends erst nach sieben Uhr erschien. Sonn- und Festtage kannte ihr Kalender keine.

Dies war ein für alle Male das Leben Denisens, — Denise hieß die Comptoir dame, — bis sie Otto begegnete und Otto ihr. Wie und wann und warum sie sich liebgewannen, gelte uns gleich. Genug, daß es nicht gar lange dauerte, bis beide gemeinsame

Kasse, gemeinsames Herz machten. Sie verheiratheten sich, wie es im Argot von Paris heißt, im dreizehnten Arrondissement, bezogen ein kleines Quartier in der Rue de Rempart, unweit also vom Palais-Royal, fünf Treppen hoch und lebten von Stund' an, wenn nicht wie der Herr Gott selbst in Frankreich, so doch wie zwei Engel im Himmel. Denise war ein prächtiges Mädchen, ein bißchen bleich freilich von ihrem Berufe, aber kerngesund dabei, immer wohlgemuth, von Herzen fröhlich und durchaus ehrlich, passabel hübsch und frisch und fortwährend so reizend, so kokett und so einfach dabei angezogen, wie es nur eine Pariser Grisette sein kann. Sie verstand es ihren verlorenen Freund zurecht und auf gebahnte Wege zu bringen. Durch den Eigenthümer des Cabinets wußte sie ihm eine feste Lehrstelle in einer Mädchenschule zu verschaffen; ihre harmlose Seele beunruhigte es nicht, daß er täglich eine Stunde lang Geschichte und deutsche Sprache vorzuzug vor Gesichtern, die viel schöner waren als das ihrige. Daneben hielt sie ihn an, die Verbindungen mit Deutschland fleißig anzubauen und seine Berichte an die Zeitungen fein regelmäßig und emsig fortzusetzen. Ihre Hand führte sein stilles Haus eben so sicher wie sein wildes Herz und es gelang ihr bald zu ihrer unaussprechlichen Genugthuung, Ordnung, Frieden und Zuversicht in beiden herzustellen und zu erhalten. Das höchste Ziel ihrer gemeinsamen Wünsche war das Eigenthum des Cabinets, welches der Besitzer unter billigen Bedingungen einmal abzugeben versprochen, und bei dreitausend Francs Gesamtentnahme, so meinte Denise, müsse es mit unredlichen Dingen zugehen, wenn sie binnen zehn Jahren dies Ziel durch weise Ersparnisse und Anstrengungen nicht erreicht hätten.

Auf dem Wege dahin fand Ernst seinen Otto wieder. Beiden zur Ehre sei es gesagt, daß diese Begegnung sie gleich hoch erfreute. Ernst, den seine ganze Richtung allerdings auf die Oberfläche des Lebens und in breite Formen getrieben, hatte sich unter diesen ein volles edles Herz bewahrt, wie auf der andern Seite Otto durch Schmerz und Noth wohl vielfach verhärtet worden war und dennoch, vielleicht deswegen gerade, eine weiche Anhänglichkeit an die Heimath, einen innig heimlichen Gottesdienst für seine Jugenderinnerungen und Vermächtnisse in der Tiefe barg. Erschüttert sanken sich die beiden Freunde bei ihrem ersten Wiedersehen in die Arme. Ein jeder fühlte, was zwischen ihm und dem Andern lag, vom Leben, von der Zeit, vom Schicksale dahin geworfen, aber

über diesen Scheidewänden vereinigten sich die Herzen auf's Neue und beinahe in derselben Weise wie die ferne Kindheit, das Carolinum und der Mesplatz in Braunschweig sie vereinigt hatten. Sie sahen sich oft, sie gingen mit einander, sie zankten, tranken, rauchten zusammen und Denise war bald daran gewöhnt, neben sich ihren Freund und Monsieur Ernest Stunden lang das fürchterliche Deutsch reden zu hören, das sie gar nicht verstand und doch von ganzen Herzen lieb hatte.

3.

Sorgfältiger, banger und stolzer zugleich hat niemals eine Mutter ihren einzigen Sohn für den großen Tag der Confirmation herausstaffirt, als Denise Ottos Anzug ordnete, putzte und musterte, sobald der gewisse Mittwoch gekommen war. Sie selbst kaufte die Handschuhe für ihn ein und wählte, aus bloßer Sparsamkeit, nicht etwa ein Paar für 29 Sous, — denn, sagte sie, diese dauern nur Einen Abend und lassen sich nicht reinigen, — sondern ächte Dreifrancshandschuhe, beste Qualität, in dem glänzendsten und reichsten Lager ausgesucht. Sie selbst stand dabei während der Hausmeister, seines Zeichens ein Schuhmacher, Ottos Stiefel firniste und ihr unerbittlicher Scharfblick leitete seinen Pinsel, als gälte es ein historisches Gemälde für die große Louvreausstellung in's Licht zu setzen. Sie selbst endlich band die Schleife an der Cravatte und dreimal wenigstens und viel zu fest und viel zu früh, um neun Uhr nämlich, so daß das arme Schlachtopfer sich endlich voll Ungeduld losriß und erklärte, lieber ganz und gar daheim bleiben zu wollen, als noch länger ihre Puppe, ihren Hautenstock abzugeben. Seine unerschütterliche Weigerung sich das lange blonde Haare von Denisen aufwickeln und brennen zu lassen, hätte außerdem um ein Kleines den ersten ernsthaften Zank zwischen beiden herbeigezogen. Otto war gründlich verstimmt und nichts weniger als liebenswürdig in schwarzem Fracke und blüthenweißer Weste. Ihn reuete „die ganze alberne Geschichte.“ Wie ein Käzchen schmiegte sich Denise an ihn und setzte sich auf seinen Schoos, aber mit behutsamer Leichtigkeit, um die Wäsche, ihren Stolz, nicht zu chiffonnieren und scheitelte mit dem eigenen Lockenkamme liebkosend und preisend die geschmeichelte Mähne ihres Löwen.

„Siehst Du,“ sagte sie mit schnurrendem Tone in sein Ohr, „siehst Du, mein guter Freund, Dein Eintritt in die große Welt ist ein Glück für Dich, ein Glück für uns beide, ein Glück, auf welches ich lange

gewartet. So mußt auch Du es ansehen. Jede Bekanntheit, die Du machst, giebt eine Stufe weiter in unserer Carrière.“ Otto lächelte. „Du wirst Deputirte sehen, vielleicht Pairs von Frankreich, am Ende gar einen oder den andern kleinen Minister: Menschen wie wir alle, glaub' Du mir, welche die Nase mitten im Gesicht haben, damit ein kluger Mann sie daran fassen und herumführen kann. Wer weiß, wohin solch eine Verbindung führt? Ich habe Landsleute von Dir gefannt, die wie Du mit einem Napoleon in die Barrière du Trône hereinspazierten und jetzt Cabriolet fahren. Eine Professur am Collège Louis oder eine Sekretärstelle an der großen Bibliothek, he, wie würde das meinem Othon anstehen?“

„Luftschlöffer, Kind, weiter nichts als Luftschlöffer! Du vergiffest, daß ich nicht um meinwillen bei der Gräfin Herisy debütire. Ich will nichts von ihr, nichts von ihrer ganzen Welt. Es gilt ein Freundschaftsstück. Den Ernst muß ich ihr aus den Klauen reißen.“

„So wie Du ihn damals aus den Tagen des Bären gerissen hast, nicht wahr? Er hat's mir wie oft erzählt. Aber höre, mein theurer Freund, da nimm Rath und Vernunft an. Ein Bär ist ein gefährliches Thier und doch will ich lieber ihm als einer vornehmen Dame den Raub abjagen. O Du kennst sie nicht, unsere Duchessen, Marquisen, Comtessen. Binde nicht mit ihnen an, wenn Deine Ruhe Dir werth ist.“

Otto wiegte mit einem überlegenen, verächtlichen Lächeln das Haupt. Er sprach mit vielem Pathos von seiner Festigkeit und Würde, von der Gleichgiltigkeit gegen äußern Glanz und Schimmer, von der reinen Kraft des Mannes in ihm, woran alle bösen Ränke zunichte werden müßten. Mittlerweile hatte es zehn Uhr geschlagen. Ein Wagen fuhr durch die stille Straße. Denise horchte auf. Noch eine Minute und Ernsts Tiger läutete draußen. Otto nahm den Hut, zog den zweiten Handschuh an und umarmte Denise, die ihn wiederholt küßte. Lang blickte sie aus dem kleinen hohen Fenster dem davonrollenden Cabriolet nach; es war das erste Mal seit drei Jahren, daß sie einen Abend allein zu Haus zubrachte.

Die Gräfin Herisy wohnte über der Seine, in der Rue de l'Université, also im Faubourg Saint-Germain. Wenn deswegen Otto sie in einem Hôtel mit weiten Höfen, zahlreicher Dienerschaft, steinernen Treppen und unermesslichen Sälen zu finden erwartete, so täuschte er sich. Ihr Apartement bestand aus dem ersten Stocke eines ansehnlichen, aber darum keineswegs

prächtigen Hauses. Sie hatte sich mit dem Grafen, ihrem Gemahle, arrangirt, das heißt, sobald wir es in die Grobheit unserer ehrlichen Muttersprache übersetzen müssen, sie lebte getrennt von ihm, aber nicht geschieden. Wer die Schuld an dem Bruche trug, sie oder er, wußte eigentlich Niemand zu sagen, darin aber kamen alle Urtheile überein, daß die Gräfin nach der Trennung sich charaktervoll und ehrenhaft benommen. Sie wies alle Anerbietungen des Grafen, der bedeutendes Vermögen besaß, entschieden zurück und lebte von ihrem mütterlichen Erbtheile. Dies reichte hin, sie bequem aber nicht glänzend, wie sie es gewohnt gewesen, zu etabliren. Vier Domestiken machten ihren ganzen Hausstand aus. In ihren Zimmern fehlte durchweg der launenhafte Ueberfluß, die schwere Pracht, der gebieterische Styl der Mode; sie blickten dem Eintretenden geräumig, anständig, heimlich entgegen, weder überladen noch kahl, weder ein Feenpalast der Mode, noch eine kleinbürgerliche „Einrichtung“ im alten Sinne. Der Salon hatte venetianische Meubles aus guter Zeit; dunkelbraunes Holz, vortrefflich geschnitten und reich verziert, wechselte mit violettem Sammet, den mäßige Goldzierrathen heraushoben. Kleine fingerlange Stümpfen und Rippen wiesen die Stageren nirgends auf, wohl aber standen hier und da werthvolle japanische Vasen, große Stücke von Sevres- und sächsischem Porzellan und ächte Majolikas. An den Salon stieß auf der einen Seite das Boudoir der Gräfin, chinesisch angelegt und ausgestattet, und weiter ihr Schlafzimmer, nach der andern ein kleines Empfangszimmer, der Speisesaal, das Vorzimmer. Nur in zwei Gegenständen fiel ein verhältnißmäßig großer Aufwand angenehm in die Sinne: in Teppichen und in Blumen. Letztere waren damals noch nicht so allgemein geworden als jetzt, die Gräfin pflegte sie nicht als einen Modeartikel, sondern aus wahrer Liebhaberei, mit Leidenschaft sogar. Bei ihr wandelte man in einem Garten, den Fuß elastisch gehoben wie von dem allerweichsten englischen Rasen und umweht von einem beständigen Frühlingsathem, in welchem statt des betäubenden Dunstes fremder Prachtgewächse die warmen und süßen Hauche von Reseda, Orange, Hyacinthe ineinander verschwammen. Vorherrschend, namentlich im Boudoir, war Heliotrop, der Gräfin Günstling.

Dies sind die Räume, wo Ernst seinen Freund Otto einführte. Vielleicht haben wir, in der guten Absicht, sie dem Leser so anschaulich zu machen wie dem Besucher, dieselben weitaufziger geschildert als es

gerade nöthig ist. Er verzeihe uns und befinde sich darin nur wie zu Hause, so ist unser Wunsch erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

(Die verschleierte Frauen in Cairo.) In Aegypten, heißt es in einer Mittheilung über ägyptisches Leben in der Revue des deux Mondes, umgiebt sich die Schönheit wie vormals mit Schleiern und Binden, und diese strenge Verhüllung, meint der Verfasser, entmuthige manchen fecken Europäer; man dürfe aber nicht glauben, daß dort die Frauen gehalten werden und sich dem öffentlichen Verkehre entziehen; in den Bazars, in den Straßen und Gärten begegne man deren Tausenden, entweder ganz allein oder in Begleitung eines Kindes. Die Europäerinnen scheinen ihm nicht so viel Freiheit zu genießen als die Aegyptierinnen und wenn auch die vornehmen Damen dieses Landes sich stets nur auf Eseln sitzend und in einer unnahbaren Stellung zeigen, so verlassen ja bei uns Frauen dieses Ranges in der Regel nur zu Wagen ihre Wohnungen. Der Schleier endlich, der allerdings bleibe, bilde vielleicht keine so strenge Schranke als man glaube. „Unter den reichen Trachten der Araber und Türken verleiht das geheimnißvolle Gewand der Frauen dem Gewühle in den Straßen den heitern Anblick eines Maskenballs; die Farbe der Dominos wechselt nur von Blau zu Schwarz. Die vornehmen Frauen verbergen ihre Formen unter dem Habbarah von leichtem Taffet, während die aus den niedern Ständen sich anmuthig in eine einfache Tunika von blauem Wollens- oder Baumwollentuche (Khanings) hüllen und hierdurch antiken Statuen ähneln. Der Phantasie ist bei diesem Incognito der weiblichen Gesichter, das sich über alle ihre Reize verbreitet, ein weiter Spielraum gestattet. Schöne, mit talismanischen Ringen und silbernen Spangen reich geschmückte Hände, dann und wann Arme, wie von bleichem Marmor geformt, die aus den über der Achsel befestigten weiten Ärmeln hervorleuchten, nackte mit silbernen Ringen belastete Füße, die aller Augenblicke den Basbuschen entschlüpfen und deren Knöchel von dem Klirren der Silberreifen wiederertönen, das ist, was man bewundern, errathen, überraschen darf, ohne daß die Menge sich darum kümmert oder die Betheiligte es zu bemerken scheint; ja von Zeit zu Zeit verschiebt sich die flatternde Hülle des blau und weiß carirten Schleiers, welcher Kopf und Schultern verbirgt und die Oeffnung, welche hierdurch zwischen diesem Gewande und der länglichen Maske, Berghot genannt, entsteht, läßt eine hübsche Wange, von dichten braunen Locken umspielt, durchblicken, wie auf den Brüsten der Kleopatra — oder ein niedliches fast anliegendes Ohr, das auf Hals und Wangen Trauben von Goldgehäusen oder ein Gehänge von Türkisen und Silberfiligran wiegt. Der Berghot (Maske) ist ein Stück schwarzes Wollens-

zeug, das schmal und lang vom Kopfe bis zu den Füßen herabreicht und gleich der Kapuze eines Büßenden zwei Oeffnungen hat; einige glänzende Ringelchen sind in dem Zwischenraume angebracht, welcher die Stirn mit dem Untertheile der Maske verbindet und hinter dieser Schutzmauer glänzen zwei feurige Augen hervor. Augenbrauen, Augenhöhlnung, ja selbst das Augentid innerhalb der Wimpern sind durch Färbung hervorgehoben; in der That es ist unmöglich, das Wenige, was ein Frauenzimmer von ihrer Person hier zeigen darf, besser geltend zu machen.“ Der Verfasser begriff sehr bald, daß in dem Geheimnisse, womit das schöne Geschlecht im Orient sich umgiebt, ein vorzüglicher Reiz liegt, so wie auch, daß ein Frauenzimmer, wenn es sich bemerkt sieht, in der Regel auch die Mittel findet sich zu zeigen, — vorausgesetzt, daß sie schön ist.

— 6 —

(Der nächtliche Besucher.) Ein Buschfiedler in Canaba, Namens Davenport, der ganz allein in einem einsamen Blochhause wohnte, wurde im Sommer 1845 eines Abends gegen neun Uhr, als er sich, nach Schließung seiner Feste, bereits zu Bett gelegt, durch ein eigenthümliches Geräusch an der Außenseite seines Hauses aus dem ersten Schlummer geweckt; es däuchte ihm, als seufze Jemand gleich unter dem Fenster, an welches der obere Theil seines Bettes stieß, und reibe sich stark gegen die Wand. Vor Furcht zitternd, hob er den Kopf vom Kissen empor und lauschte. Es war wieder alles mäusechenstill, aber bald darauf begann das Stöhnen und Reiben abermals und dies dauerte mit kurzen Unterbrechungen die halbe Nacht hindurch so fort. Erst nach Tagesanbruch wagte Davenport das Fenster zu öffnen und hinaus zu schauen; er konnte indeß weiter nichts bemerken, als daß der Erdboden dicht am Hause etwas aufgescharrt war. In der nächsten und den darauf folgenden Nächten stellte sich der Ruhestörer jedesmal ziemlich um dieselbe Zeit wie das erste Mal wieder ein und stöhnte und kratzte nach Herzenslust. Endlich in einer mondheilen Nacht ward dem Ansiedler das Ding doch zu toll, er sprang aus dem Bette auf, nahm in die eine Hand ein Beil, in die andere ein geladenes Gewehr und blickte durch das Fenster: da sah er denn einen gewaltigen Bären sich bedächtig an der Wand reiben und unter kläglichem Winseln sehnsüchtig seine Augen nach ihm emporrichten. Davenport, das Verlangen des Thieres errathend, warf ihm einige Ueberbleibsel von seinem Abendbrot zu. Braun nahm die Gabe dankbar an und fand sich die nächste Nacht richtig wieder ein, seine Gegenwart durch Winseln und durch Reiben an den rohen Holzblöcken, wodurch er sich nebenbei von den Musquitos zu befreien suchte, bezeugend. Weil er nicht gleich berücksichtigt wurde, fing er vor Ungebuld an zu kratzen wie ein Hund, um den Inhaber des Hauses an's Fenster zu locken. Davenport erhörte sein Gehen und warf ihm diesmal etwas eingepökeltes Schweinefleisch zu, welches der Bär begierig verschlang. Seit dieser Zeit erschien derselbe allnächtlich und zwar jedesmal gegen neun Uhr Abends, um sein Almosen in Empfang zu nehmen. Empfänger und Geber wurden alsbald sehr gute Freunde, wobei jedoch letzterer

stets die Vorsicht gebrauchte, die starke Blockwand zwischen sich und Monsieur Braun als Schutzwehr zu lassen. Der Bär setzte seine Besuche regelmäßig den ganzen Sommer und Herbst hindurch fort, als aber der Winter herannahte und die Nächte länger wurden, kam er seltener, und endlich nach dem ersten tiefen Schneefalle erschien er gar nicht mehr. Wahrscheinlich, und dies meint auch Davenport, hatte die Kugel eines Pelzjägers seinem Leben ein Ende gemacht. — 6 —

(Schellenmoriz.) In der Moritzkirche zu Halle steht, wie Sommer in seinen Sagen u. s. w. aus Thüringen erzählt, das Bild des heiligen Mauritius, ihres Schutzherrn, in Stein gehauen. Es ist 1411 von Konrad von Gimbeck gearbeitet, und nach der Sitte der Zeit ist das Gewand des Heiligen mit Schellen besetzt. Das Volk nennt ihn darum Schellenmoriz, und es knüpft folgende Sage an ihn an. Moriz war der Erbauer der Moritzkirche und er war so jähzornig, daß er, wenn er auf den Bauplatz kam und ein Arbeiter eben ausruhte, ihn gleich todtzuschlug. Nachträglich bereute er den Mord stets, und um sich ferner vor solchem Unrechte zu schützen, ließ er sich einen Rock mit Schellen machen und bat die Arbeiter, wenn sie an den Schellen hörten, daß er komme und sie gerade feierten, gleich an die Arbeit zu gehen, damit er keinen von ihnen zu strafen brauche. In dem Dorfe Kettewitz bei Wettin heißt es, Schellenmoriz habe bei einem vornehmen Herrn, welcher das Dorf erbaute, als Aufseher gedient, und weil er die Arbeiter, wenn er sie müßig traf, immer gleich erschlug, habe ihm sein Herr die Schellen angehängt, so daß ihn die Arbeiter von Fern kommen hörten und sich vorsehen konnten. In Halle erzählt man außerdem, daß zu derselben Zeit, als Schellenmoriz die Moritzkirche aufführte, seine Schwester die Moritzburg baute. Die Schwester war lieblich gegen Jedermann und sie wettete mit ihm, wer früher mit dem Baue fertig sein und wer mit den Arbeitern besser auskommen werde, er mit seiner Strenge oder sie mit ihrer Milde. Wenn Schellenmoriz nun einen Arbeiter nicht bei der Arbeit fand, erschlug er ihn mit dem Stabe, den er noch im Wilde in der Hand hält. Seine Schwester ließ ihm deshalb, um die Arbeiter vor so übermäßiger Strafe zu sichern, den Schellenrock machen. Obwohl die Moritzburg weit größer und prachtvoller war als die Kirche, wurde sie doch früher fertig. Als nun die Schwester den Schellenmoriz in der Burg umherführte und ihm Alles zeigte, wie es so herrlich eingerichtet war, erfaßte ihn ein solcher Neid, daß er sie aus einem Fenster der Burg in den Grund hinabstürzte. Dem Baumeister aber, welcher die Kirche gebaut hat, drehte er zur Strafe, daß sie nicht früh genug fertig wurde, den Hals um, und zum Andenken ist der Baumeister am Fußgestelle der Bildsäule eingehauen; denn für ihn erklärt das Volk die liegende Gestalt unter Mauritius, in welcher der Künstler den Kaiser Maximilian dargestellt hat. — 6 —

(Der Berrückte von Boboli.) In Florenz giebt es einen köstlichen Garten, der vielleicht seines Gleichen in ganz Europa nicht hat und wenn er auch nicht gerade von aristo-

kratischen Reisenden und Müßiggängern häufig gerühmt wurde doch schon manchen Dichter begeisterte. Boccaccio schon liebte diesen Garten und er hat vielleicht da sein „Liebeslabyrinth“ geschrieben. Vor einigen Jahren nun ging in dem einsamsten Theile dieses Gartens ein junger bleicher Mann mit zerstreutem Blicke jeden Morgen langsam umher und schien sorgfältig jeder Begegnung auszuweichen. Oftmals will man ihn mit Thränen in den Augen und halbtaut vor sich hinsprechend gesehen haben; andere Male stand er am höchsten Theile des Gartens und schauete Stunden lang über das Florentinische Panorama hin, bis plötzlich sein Auge zu leuchten begann und er in begeisterten Versen sprach.

Niemand wagte sich ihm zu nähern; die Gärtner grüßten ihn mit ängstlicher Scheu und nannten ihn den Berrückten von Boboli, obgleich sein Aussehen nichts weniger als Berrücktheit verrieth.

Eines Tages erschien der Träumer nicht mehr, — er war in sein Vaterland zurückgekehrt. Er war ein Secretair der franz. Gesandtschaft, — Alphons von Lamartine. —

Generalecorrespondenz.

Während Hebbels Maria Magdalena in Leipzig Auffehen erregte und binnen kurzer Zeit mehrmals zur Aufführung gelangte, ist das Stück in Köln durchgefallen, hoffentlich aber nur wegen ungenügender Vorstellung. — In Leipzig wurde in diesen Tagen das 25jährige Jubiläum des „Freischütz“ durch dessen 127. Aufführung gefeiert, welcher sich die Jubelouvertüre, ein Epilog und Tableau anschloß. Berlin und Breslau, wo Webers treffliche Oper noch früher als in Leipzig zur Aufführung kam, haben an den Meister nicht gedacht. Hoffentlich geschieht es in Dresden, wo Weber ja unmittelbar wirkte und wo man das „Freischützjubiläum“ im Jan. 1847 wird begehen können. — Bei dieser Gelegenheit eine Anfrage: wie sieht es mit dem Denkmale Webers? —

In welchem Ansehen die Leipziger Gewandhausconcerte im Ausland stehen, beweist neuerdings das Londoner Athenäum dadurch, daß es seinen Lesern die Hauptwerke aufzählt, welche in den ersten 5 Concerten dieses Winters zur Aufführung gekommen sind und dabei sagt: da diese Concerte wahrscheinlich die gewähltesten von allen Instrumentalunterhaltungen in Europa sind, so wird eine Angabe der aufgeführten Stücke von Interesse sein. —

Je seltener die Denkmale sind, welche Bühnenkünstlern errichtet werden, um so mehr verdient bemerkt zu werden, daß der Bildhauer Campbell eine Statue der größten Künstlerin, welche die englische Bühne verherrlichte, der Mrs. Siddons, vollendet hat. Die Kosten wurden durch eine Subscription zusammengebracht. Die Statue ist 7 Fuß hoch, sehr schön in idealer Weise drapirt und hält eine Rolle in der Hand. Sie soll in der Westminster-Abtei aufgestellt werden. —

Die wichtige Erklärung eines fait accompli, welche die Dorf-

zeitung gegeben hat, wandert nicht nur durch alle deutsche Blätter, sondern hat auch den Weg bereits in die französischen gefunden. Sie wird sicherlich die Reise um die Welt machen und nach einigen Jahren als amerikanischer Bisig wieder in die Heimath zurückkehren, wo man sie vergessen hat. So wird in unsern Zeiten jeder gute Gedanke von einer Zeitung zur andern durch die ganze Welt geht und es läßt sich seine Wiederkehr am Ausgangspunkte beinahe so genau berechnen wie die eines Kometen am Himmel, und daß solche um die Welt wandernde wichtige Einfälle in den Zeitungen so selten zum Vorschein kommen wie am Himmel die Kometen ist auch bekannt genug. — Die erste wirkliche Dorf- oder Bauerzeitung erscheint übrigens vom Jahre 1847 an in dem Dorfe Kreischa bei Dresden und wird von Bauern für Bauern geschrieben; so gelehrt, so gebildet sind unsere sächsischen Bauern. —

Endlich! — Der reiche Herzog von Luynes hat sich in Paris an die Spitze einer Gesellschaft gestellt, welche eine Idee verwirklichen und eine Anstalt in's Leben rufen will, die lange vergeblich angeregt wurden, nämlich eine Art Invaliden-Hôtel, ein Asyl für arme und alte Schriftsteller und Künstler. Man hat endlich eingesehen, daß dramatische Dichter, die ihren Geist aufwendeten, um das Publikum im Theater zu unterhalten, daß Schriftsteller, Maler, Bildhauer, die vielleicht vierzig Jahre lang gearbeitet haben und im Alter, als Opfer einer zu wenig einträglichen Arbeit, dem Mangel preisgegeben sind, wenigstens gleichen Anspruch auf Unterstützung haben wie die Invaliden des Krieges. — Die Errichtung eines solchen Invaliden-Hauses für arme alte Schriftsteller und Künstler in Paris wird für ganz gewiß ausgegeben und wir hoffen, daß dieses Beispiel, welches uns die Franzosen geben, in Deutschland bald Nachahmung finden möge. — Hat der Liedge-Verein in Dresden seine Wirksamkeit noch nicht begonnen? —

Gustav Kierig, der wohlbekannte Jugendschriftsteller, theilt im „Dresdener Tageblatte“ Bilder aus dem Dresdener Armenleben mit, die sich zum Theil mit dem Grauenhaftesten vergleichen lassen, was Sue und Vogt in ihren Romanen geschildert haben und was man theils für Uebertreibung gehalten, theils als Ausnahmen, die nur in Paris und London vorkommen können, schauernd angestaunt hat. Nur ein rührendes Bild von Geschwisterliebe aus jenen Schilderungen erwähnen wir hier. Zwei Schwestern, die stets gleich gekleidet waren, und ihr Bruder waren stets — wohl über vierzig Jahre lang — in Gesellschaft ausgegangen, so daß der Bruder immer zwischen den Schwestern ging. Früher hatten die Mädchen ihren Unterhalt durch Sticken verdient, später suchten alle drei Almosen. Im Frühlinge des vorigen Jahres starb die eine Schwester und seitdem ist wohl kein Tag verstrichen, an welchem das zurückgebliebene Geschwisterpaar nicht gemeinschaftlich zum Grabhügel der Schwester gewallfahrtet wäre. In der furchtbaren Sommerglut des letzten Sommers wanderte das Paar jeden Nachmittag zum weit entlegenen Friedhofe. Eine alte

erborgte Sieflanne, deren Henkel die Schwester, die Brause der Bruder hielt, stellte das Band zwischen ihnen vor. Die freie Hand trug überdies noch oftmals ein Blumenstöckchen, ein Sträußchen oder Kränzchen. Das Grab der Abgeschiedenen ist durch die geschwisterliche Liebe und Pflege in einen Blumenhügel verwandelt worden, an welchem man das treue Paar auch jetzt im Winter noch täglich antreffen kann. —

Eine hoffentlich übertriebene Schilderung im „Freimüthigen“ versichert: „An dem Tage, an welchem Jenny Lind ihr Gastspielhonorar erwartet, ist sie aller Liebenswürdigkeit bar. Mit ängstlicher Spannung fragt sie jede Minute, ob das Geld noch nicht da sei. Sie ist in fieberhafter Aufregung, sie fürchtet, das Geld werde nicht kommen, sie sei darum betrogen, sie sei beraubt worden. Ein Bittern erfäßt sie, wenn endlich das Erwartete eintrifft. Ihre sonst glanzlosen kalten Augen blitzen von einem unangenehmen Feuer. Sie zählt das Geld, zählt es wieder, bis sie sich von der Richtigkeit überzeugt hat.“ —

Es ist eine alte Bemerkung, daß die Franzosen überall da wo sie zuerst erscheinen, vor allen Dingen ein Kaffeehaus und dann ein Theater einrichten. In Algerien bewährt sich dies wiederum. Die Stadt Algier hat längst ihr Theater; jetzt wird auch in Oran ein großartiges Theater erbaut, in welchem abwechselnd französische und spanische Vorstellungen gegeben werden sollen. —

Der erste Landungsplatz des Columbus in Amerika war bekanntlich die Insel Guanahani und man hat dieselbe bisher für die jetzige St. Salvador oder Kageninsel gehalten. Dies ist ein Irrthum, wie ein Herr Gibb's jetzt unwiderleglich dargethan hat. Das Guanahani, wo Columbus zuerst anlegte, ist nach ihm die Lürkeninsel, welche, wie bekannt, eben so wie St. Salvador zu den Bahama-Inseln gehört. —

Im Anfange unseres Jahrhunderts wanderte ein gewisser Georg Rapp mit mehreren Anhängern des Glaubens wegen aus Stuttgart nach Amerika aus, wo er den Patriarchen spielte und eine Ansiedelung gestiftet hat, welche, wie ein Amerikaner, Featherstonehough, sagt, aus 3000 Aekern des fruchtbarsten Bodens besteht und eine kleine Stadt enthält. „Nirgends in Amerika,“ sagt der erwähnte Schriftsteller, „habe ich ein so reizendes Bild, ein so bewundernswerthes Zeugniß von menschlichem Fleiß gesehen als hier, wo man reiche Felder, blühende Gärten und mitten darin ein nettes Städtchen mit glücklichen Menschen gewahrt.“ Die Bewohner, welche eine große Gesellschaft ausmachen, sind noch so gekleidet wie die Landleute in Würtemberg im Anfange dieses Jahrhunderts und es ist streng verboten, von dieser Tracht abzuweichen. Der alte Rapp lebt noch und leitet das Ganze. Er trägt einen langen weißen Bart und freut sich des Gedeihens seines Unternehmens. Doch wird dasselbe jedenfalls nach seinem Tode zerfallen, denn in dem kleinen Staate ist — die Ehe verboten und die beiden Geschlechter sind so streng geschieden, daß sie nur in den dringendsten Geschäftsangelegenheiten zusammenkommen dürfen. —

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

A m M e r e.

O leiser Bogenschlag, eintönig Lied,
Zu dem die Harfe rührt der müde Wind,
Wenn Well' auf Welle blinkend strandwärts zieht
Und dann auf goldnem Uferstrand verrinnt;
Wie oft in märchenhaftes Traumgebiet
Verlockte mich dein Wohl laut schon als Kind!
Versunken stand ich dann und lauschte tief,
Bis mich die Nacht vom lieben Strande rief.

Und Alles was geheimnißvolles je
Mir kund ward, dämmert' auf in meinen Sinnen,
Durchsicht'ge Schlösser auf dem Grund der See
Mit Silberpfeilern und Corallenzinnen;
Meerkönig saß mit seinem Bart von Schnee
Auf buntem Muschelstuhl und harste drinnen,
Und Niren spannen zu dem süßen Schall
Von goldnen Spindeln Fäden von Krystall.

Doch als ich größer ward, da lauscht' ich nicht
Auf weiße Niren mehr noch auf Sirenen,
Mein eigen Leben blühte zum Gedicht,
Und wieder trug zum Strand ich all' mein Sehnen;
Dem Seewind bot ich mein erhitzt Gesicht,
Er kühlte mich, und küßte mir die Thränen
Vom Auge fort — ich aber sprang in's Boot,
Und steuert' heiß hinaus in's Abendroth.

Und überm Wasser sang ich, — mild und wild,
Reimlose Weisen, wie des Herzens Drang
Sie eingiebt, wenn's bis zum Zerspringen schwillt,
Nun jauchzend, nun in Sehnsucht todesbang.

Heiß, wie die Thräne, die bewusstlos quillt,
So stüthet' aus der Seele mein Gesang,
Der jungen Liebe kunstlos rauhes Lied,
Das erste, das die Muse mir beschied.

Doch wenn des Mondes klares Auge dann
Im Blauen aufging, und auf weiter Fluth
Sein kühles Silber irren Scheines rann,
Da ward mir still und friedensvoll zu Muth;
Das Ruder zog ich ein, und saß, und sann
Von goldner Zukunft — o es sinnt sich gut
Im Rahne — nichts umher in Näh' und Ferne,
Als Lieb' und Meer, und über uns die Sterne.

Einst kehrt' ich heim — o wie ich da sie fand
Mein lockig Kind, das spät zum Strand gegangen,
Und wie ich schwieg, und sie mich doch verstand,
Und selig glüht', und doch verstummt' in Bangen,
Wie meine Lippe brannt' auf ihrer Hand
Gleich Flamm' auf Schnee, und dann auf ihren Wangen,
Und dann in wonn'gen Jahren all' ihr Stolz,
In langen Küßen all' ihr Wesen schmolz:

Wer sänge das! — Ein Jüng'rer kömmt' es kaum,
Von roßger Schönheit zum Gesang geweiht,
Ein Jüng'rer, dem der Seele duft'gen Flaum
Noch nie verfehrt des Schicksals Bitterkeit;
Mir aber liegst du fern schon wie ein Traum
Du meines Herzens süße Beilchenzeit —
Du goldne Dämmerung — ach, mit allen Wonne
Verweht im Wind, wie Fluth und Schaum zerronnen.

Emanuel Geibel.

Die Schule des Lebens.

Novelle

von

Franz Dingelstedt.

(Fortsetzung.)

Otto fühlte sich bei dem ersten Ueberblicke nicht eben angeheimelt, wie ein bezeichnender deutscher Ausdruck es meint. Schon auf der Schwelle hatte eine anscheinende Kleinigkeit ihn verlegt. Der Bediente meldete Herrn von Werneck und ließ dessen Begleiter eintreten, ohne seinen Namen zu verlangen und auszurufen. Nach Ottos Ansicht lag darin eine Geringschätzung, wofür er den „Lakaien“ finster anblickte. Er folgte seinem Freunde, um sich der Gräfin vorstellen zu lassen. Sie saß, als Mittelpunkt einer dichten Gruppe, am Kamin, in einem Armstuhle mit hoher geschwigneter Lehne, welcher ihre Gestalt fast ganz verbarg, die Füße auf die bronzirten Verzierungen des Kamins gestützt. Ihr Anzug war ungemein einfach: ein grauseidenes Kleid, hoch an die Schultern hinanreichend, mit Spitzen garnirt, die Ärmel halbweit und halboffen. Statt alles Schmuckes trug sie eine Rose an der Brust, eine Rose im Haar. Man konnte nicht bescheidener gekleidet sein. Auf dem Gesimse des Kamins standen zwischen Blumen und Vasen zwei Carcellampen, deren leuchtende Kugeln durch herabwallende Schleier von dünnem zierlich faconirtem Rosapapier gefast verhüllt waren. Das Gesicht der Gräfin blieb so, für den Augenblick wenigstens, in einer vorthellhaft gedämpften Farbe und Helle. Dann und wann schwebten aufzuckende Flammen im Kamin ein Paar Blitze über dieses feine, blasser, schmale Gesicht und diese Blitze spiegelten sich beinahe in dem wunderbaren Glanze des aschblonden Haares, das in reicher Lockenfülle vom Scheitel bis auf die Schultern, um Stirn und Wangen wehete.

Ernst trat, durch die umringenden Damen und Herren sich und seinem Begleiter Bahn brechend, an den Stuhl der Gräfin. Sie reichte ihm die Hand mit einem ruhigen Kopfnicken. „Frau Gräfin,“ sagte er, „Sie haben gütigst erlaubt“ . . . Und so weiter; die banale Phrase der Vorstellung. Die Gräfin blickte auf, Otto verbeugte sich, kein bißchen links. Hätte Denise ihn gesehen, sie wäre ihm um den Hals gefallen, er machte es zehn Mal besser als zu Hause in der Probe, wo sie, Denise, die Gräfin spielte, wahrhaftig ganz gut spielte.

Die wirkliche Gräfin empfing ihn mit den Worten: „Ich hoffe, mein Herr, Sie halten es wie ich, daß Herrn von Wernecks Freunde die Ihrigen sind.“ Ohne die Antwort abzuwarten, setzte sie ihr unterbrochenes Gespräch fort und Otto wandte sich mit einer abermaligen Verbeugung ab.

Er hatte nun Muße genug, den Kreis zu mustern, dessen Zauberbann er zum ersten Male heute überschritten. Es waren immerhin gegen fünfzig, sechszig Personen in dem Salon der Gräfin versammelt, ungleich mehr Herren als Damen. Ernst, welcher noch eine Zeit lang den Führer seines Freundes abgab, nannte demselben unter den Anwesenden eine ganz ansehnliche Reihe von politischen, socialen, literarischen Berühmtheiten. Als neutrales Feld, wo sich alle Parteien begegnen konnten, Faubourg Saint-Germain und Chaussée d'Antin, Centrum und Linke, Akademie und Romantik, waren die Abende der Gräfin nicht nur besucht, sondern auch gesucht vor vielen andern. Man kam darin überein, daß für die Causerie sich kein Ort so vortrefflich eigne als Frau von Herisys Salon und daß Niemand besser als sie die schwierige Kunst verstehe, die Causerie zu beleben, ohne sie leiten zu wollen. So waren, immer in dem traulichen, zwanglosen, dämmerstündlichen Tone dieser Causerie, schon ganz artige Geschäfte der Kammer, der Mode, der Literatur hier gemacht worden, schon manches junge Talent an dem milden Scheine der verschleierte Carcellampen, in der wohlthätigen Blumenatmosphäre, aus der grauen Puppenzeit in das beflügelte Falterthum ausgeschlüpft. In dem chinesischen Boudoir, vor den mit Albums bedeckten Lactischen, hinter den Blumenkörben, phantastisch gruppirt und zusammengesetzt, hatte vielleicht auch manches gute Wort, von der Liebe gewagt, bei der Liebe eine gute Statt gefunden; freilich Liebe immer nur im Style des Salons verstanden und gehalten, so dargeboten und so empfangen. Das ganze Apartement besaß Leben, Geschichte, Styl und Charakter, und diese hauchte und strahlte es unwillkürlich aus, von der Herrin den Gästen entgegen, wie im Gegentheile so viele glänzende Gemächer und Staatszimmer den Fremden nur anghähen, weil ihr Bewohner in ihnen nichts anderes that als gähnen.

Otto gähnte freilich auch, gähnte bei Frau von Herisy, gähnte noch vor Mitternacht. Er kam sich unbeschreiblich unnütz vor wo er war, aber dabei durchaus nicht verlegen und beengt, wie Denise, vielleicht im Stillen auch Ernst, für ihn gefürchtet hatten. Er stand und lehnte und schlich herum, flüchtig hier

und dort angesprochen, im Vorübergehen vorgestellt, ein Paar nichtige Grüsse und Worte auf seinem Wege ausstreugend. Wie die meisten Neulinge in der Welt, glaubte er diese von Grund der Seele aus zu verachten, ihre glänzende Leere zu durchschauen. Was sollte er darin, ein Mann wie er? Gleich das erste Mal mit seinem deutschen Befreiungskriege gegen die Gräfin zu beginnen, war unmöglich; so viel sah er mit gesundem Feldherrnblicke wohl ein. Sie schien ihrer Seite nicht eben aufgelegt, ihm weit entgegen zu kommen, sie war artig für ihn, aufmerksam, verbindlich, aber sie zog ihn nicht näher an sich heran. Es hatte zwölf Uhr geschlagen auf der alten Pendule, schon lichteten sich die Räume. Otto wußte nicht, sollte er bleiben, um auf Ernst zu warten oder allein heimkehren. Er suchte langsam seinen Rückzug zu bewerkstelligen, als ihm die Gräfin denselben abschnitt. Sie trat zu ihm, während er schon die Thüre des Salons hinter sich hatte.

„Unser Freund,“ sagte sie mit einer sehr hübschen klangvollen Stimme, dergleichen die Französinen selten besitzen, „unser Freund hat Unrecht gethan Sie heute gerade hierher zu bringen. Sie müssen, fremd wie Sie sind, unter den fremden Leuten sich entseßlich gelangweilt haben. Keine Beteuerung, bitte, bitte. Erlauben Sie mir seinen Fehler gut zu machen, essen Sie mit mir nächsten Sonntag.“

„Sie sind zu gütig, Frau Gräfin. In der That, ich weiß nicht, ob ich unbedingt annehmen darf.“

„Ich verspreche Ihnen, Sie sollen nur ein Paar Schüsseln, nur ein Paar Menschen finden. Niemand kann die großen Dinners mehr hassen als ich. Eine lange Tafel, die wie ein Silber- und Krystallager aussieht und daran links und rechts eine Kleiderwaarenhandlung, ich kenne das. Betrachten Sie sich mein Speisezimmer und Sie werden sehen, daß Sie aus guten Gründen sicher sind gegen ein neues Attentat auf Ihre Geduld. Sie, Ernst, noch zwei oder drei genaue Freunde von mir und zum Uebermaß aller Freiheit nur Eine Dame, eine, die kaum noch zählt: ich. Auf Sonntag also?“

Die Gräfin ging hinweg, um eine alte Dame zu begleiten, die sich empfahl. Otto hatte nicht antworten, also auch nicht ablehnen können. In diesem Augenblicke begegnete er Ernst, der ihm mit den Worten entgegen kam:

„Hat Dich Frau von Herisy auf Sonntag eingeladen?“

„So eben.“

„Vortrefflich, wir speisen zusammen. Du wirst zufrieden sein, zufriedener als heute.“

„Ich bin nicht unzufrieden, aber doch wäre mir es lieb, wenn wir gingen. Es muß bald ein Uhr sein.“

„Binde Dich nicht an mich. Mein Cabriolet ist unten und zu Deinem Befehle. Schicke es mir zurück.“

„Du bleibst?“

„Eine halbe Stunde noch.“

Ernst schlug die Augen nieder und Otto ließ ihn stehen. Er konnte sich nicht enthalten in der Thüre des Speisetzimmers umzublicken. Der Salon war beinahe gänzlich leer. Die Gräfin und Ernst sprachen angelegentlich zusammen, in einer Fensternische lehnend. Otto glaubte zu bemerken, — aber er glaubte es nur, — daß Ernst die linke Hand der Gräfin in der seinigen hielt. Was er deutlich sah, war das leise Zittern und Flattern ihres Haares, das unter jedem Hauche seiner Worte bebte. Er streifte die schwächige dunkle Gestalt der Gräfin, die wirklich wie ein Schatzen aussah, noch einmal und rasch eilte er hinaus.

Denise hatte noch Licht, es blinkte von weitem dem Heimkehrenden entgegen. Sie war sogar noch auf und kam ihm die Thüre zu öffnen. Otto wußte nicht, warum ihm das nicht so ganz recht war. Er umfaßte sie jedoch und küßte ihr Stirn, Auge, Mund, Wange, Schulter. „Gottlob,“ rief er aus, Hut und Handschuhe wegwerfend, „Gottlob, daß ich wieder da bin, mein selbst wieder bin.“

„O Du guter lieber Mann! So kommst Du nicht ungern in unsere Mansarde zurück aus dem großen Hôtel und Deine kleine Frau wird nach der Gräfin . . .“

„Thu' mir die Liebe,“ unterbrach er sie heftig, „und lasse mich mit allen Hôtels der Welt und allen Gräfinnen der Erde in Frieden.“

„So hast Du Dich schlecht unterhalten?“

„Einmal ein Narr, gewiß nicht wieder.“

„Und Frau von Herisy?“

„Frage Ernst nach ihr, er ist noch dort.“

„Nun, Du weißt ja, wie er mit ihr steht.“

„Freilich weiß ich.“

„Und Dein Plan, ihn loszumachen?“

„Ach Gott, mein Plan!“

Otto hatte sich langsam ausgekleidet und sank in seinen alten, mit verschossenem gelbem Plüsch überzogenen Lehnstuhl. Er starrte, in Gedanken verloren, in die erloschenen Kohlen des kleinen Kamins. Denise hielt sich fern, sie wagte nicht ihn zu stören. Leise

zündete sie ihr Licht an und wollte in ihr Zimmerlein schleichen, dicht neben dem feinigen gelegen. Auf der Schwelle kehrte sie noch einmal um und fragte, ihre Hand auf Ottos Schulter legend, mit weichem Tone:

„Nicht wahr, mein Freund, es ist Dir nichts Widriges bei Frau von Herisy begegnet, keine Kränkung, nichts Leides?“

„Nichts, Liebe, nichts.“

„Gute Nacht denn!“

Sie beugte sich herab ihn zu küssen. Er sah empor an ihr, mit einem wunderbaren Ausdruck in den Augen. Das flackernde Licht fiel hell und voll auf ihre helle volle Gestalt, Nachthäubchen und Schlafgewand kleideten sie vortrefflich. Otto zog sie näher an sich heran, lehnte seine Stirn an ihre Brust, — und Denise ging nicht. Die Kerze auf dem Kamin brannte düster herunter.

4.

Frauen wie die Gräfin Herisy giebt es nur zu Paris, ungefähr wie die Alpenrose nur über der Schneelinie vorkommt. Wenn die Scheidekunst ihr Herz, ihren Geist, ihr Wesen, dies gemeinschaftliche Erzeugniß von Kunst und Natur, analysiren könnte, so würde man erstaunen über die Mischung der verschiedenartigsten Gegensätze, welche sich da herausstellte: ägende Gifte neben den wohlthätigsten Kräften, Teuflisches und Kindliches, Eiseskälte und Fiebergluth, spielende Jugendlichkeit und schlaffe Ueberlebung, Leichtsinm und Berechnung, freiestes Naturell und feinste Sitte. Und alles das hält mit einer wunderbaren Ruhe und Ueberlegenheit ein Wille zusammen, der von Stahl ist in seiner Spann- und Triebkraft und von Spinnwebe in seinen Verzweigungen. Wir müßten über die Gränze der einfachen Erzählung hinausgreifen, wollten wir unsere Personen in Rede und Handlung darstellen wie in einem dramatischen Seelengemälde und Schritt für Schritt den Gang begleiten, welchen das Verhältniß zwischen Frau von Herisy und den beiden deutschen Freunden in Jener Hand nahm. Aufgelöst in schlichten Bericht, wird sich derselbe freilich plump genug ausnehmen und doch steht uns kein anderer Weg zu Gebote.

Daß Otto sich nicht damit begnügte, einmal ein Narr gewesen zu sein, wie er Denise feierlichst versichert hatte, nun das versteht sich von selbst. Er ging zu dem Sonntagsdiner, er erschien am nächsten Mittwoch wieder und bald machte er auch ohne Ernst's Begleitung seine vormittäglichen Anstandsbesuche in der Rue de l'Université. Die Gräfin war für ihn immer

zu Haus, freilich selten allein, so daß von Ernst und seiner Freiheit noch nicht die Rede sein konnte. Ungemein einfach und ruhig empfing sie Otto und ungemein freundlich ward er entlassen. Bald begleitete sein Kommen und Gehen jene Begrüßung, welche die schöne Welt von England aus angenommen und auch zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes eingeführt hat: der Händedruck. Nicht wahr, ein Händedruck ist etwas so durchaus Unbefangenes, Unschuldiges, daß sich dahinein kaum eine sinnliche Mittheilung bergen und flüchten kann? Ein Händedruck nämlich, nicht im raschen Wirbel des Walzers oder unter dem Tischtuche, sondern ganz öffentlich und ehrlich, vor hundert Augen gewechselt. Eine Engländerin schüttelt uns treuherzig die Rechte, daß alle Gelenke knacken und daß wir eher an alles andere denken, als an eine zärtliche Neigung, ein verstoffenes Gelüste. Aber eine Pariserin, aber Frau von Herisy! Otto zuckte zusammen wie von einem elektrischen Mal berührt, wenn diese schmale, weiße, magere Hand mit ihren, nur bis zur Hälfte durch die feine Seide eines häuslichen Stauchens bedeckten Fingern sich leise in die feinige legte. Von den nackten Fingerspitzen rieselte eine wollüstige Kühle in seine Pulse, ein sinnlicher Kitzel durch alle Nervenfasern, und wenn sich die Hand weich und zögernd wieder aus der feinigen schlich, ging es ihm wie ein Flor über die Augen. Er schalt sich selbst, er verhöhnte sich, er lachte wüthend in sich über diese bubenhafte Schwäche, sein zorniges Auge funkelte unmutig auf der Gräfin. Sie saß still und zusammengekauert immer in demselben venetianischen Armstuhle, der die kleine Gestalt beinahe begrub. Otto musterte bis in's Allereinzelnste und Kleinste ihr Gesicht, ihre Figur, ihren Anzug. Die Gräfin decolletirte sich zu Hause niemals und auch für die Welt nur, wo es unumgänglich nöthig war. Sie wußte mit einem Stücke Tüll oder Gaze, mit einigen Sammtbändern, mit einer Elle Flor und Spitzen ihrer verhüllten Magerkeit einen Reiz, eine Weiße, einen Glanz zu leihen, welche auch die offenste und anlockendste Fülle als Vergleich neben sich nicht scheute. Um Hals und Schultern wickelte sie in tausend eigensinnigen Knoten eine Echarpe, es sah wie eine Spielerei aus und war ein Kunstwerk. Die Ärmel fielen in Falten herunter, um das Handgelenk schloß sich statt Gold und Steine ein dunkler Sammetstreifen. Ihre Kleider zeigten immer die edelsten Stoffe und den einfachsten Schnitt, sie ging und stand darin als wären sie ihr angegossen, jede Bewegung spiegelte sich gewissermaßen in der schweren knisternden Seide,

in dem haushenden Sammt, jede Stellung zeigte etwas was nicht war, oder versteckte etwas, das war und doch schwor das schärfste Glas auf das Gegentheil. Namentlich hatte sie eine Art, im Divan oder im Lehnstuhle zu hocken, die kleinen, in durchsichtigen Seidenmaschen und weichem Atlas spielenden Füße an sich gezogen und den Shawl wie ein fröstelndes Kind um sich zusammenraffend, eine Art, die unbeschreiblich, die unwiderstehlich war. Ihr Haar half wie ein ächtes Neg, mit jeder Drehung des Kopfes nach einer andern Seite geworfen, dem tiefen, tauchenden Blick und dem stillen Mondlächeln, die sie in solchen Minuten hatte, prächtig nach. Dies Haar war wirklich tadellos schön, sie zerriss den ganzen Reichtum in lauter kleine Fasern und Fädchen, die so fein waren, daß sie fortwährend wie Blumenfasern im kleinsten Lufthauche zu schwanken schienen. Die äußerste Spitze der Locken berührte, namentlich wenn es gegen das Ende eines Abends ging, Brust und Schulter. Das Auge, bei Tageslicht stumpf und farblos, erschien im Kerzenstrahle oder im Dämmer des Salons beinahe dunkel und schwamm in einem merkwürdigen Schmelz, mit dem die Zähne wetteiferten. Der Mund sprach nur mit den äußersten Lippen, mehr Hauch als Wort flog um seine blassen scharfen Ränder, aber eben so zwanglos wie wohlklingend. Man mußte ihr zusehen, wenn sie redete, das Gesicht hatte dann etwas Fascinirendes, einen wunderbar wilden Ausdruck, von dem Otto einmal nicht übel sagte, er schwebte zwischen Tigerin und Schlange genau mitten inne. Schminke kannte kein Mensch an der Gräfin, dafür liebte sie, was die Schminke für einen feinen Sinn ist, an Kleidern, Wäsche, Büchern, Handschuhen, im Zimmer wie an sich die künstlichsten Wohlgerüche, namentlich —, wir haben es schon erwähnt —, Heliotrop, dessen süßlichen, zu Kopfe steigenden Duft sie in Oelen, Wassern, Pommaden, Kissen und Pulvern stark verbrauchte.

Otto trat mit einem gefunden, kräftigen, seiner sichern Herzen in den Dunstkreis der Frau, die wir mit den vorausgehenden Jügen zu schildern versucht haben. Sie erwartete ihn da, sie wollte etwas von ihm, sie brauchte ihn. Hatte Ernst ihr seinen Trost gegen sie verrathen und nahm sie deswegen eine Herausforderung an, welche das Weib auf der empfindlichsten Seite berührt? Oder ging ihr Plan von andern Standpunkten aus und auf andere Ziele? Ihr Verhältnis zu Ernst war, bei ihr wenigstens, dem Erlöschen, dem Abreißen nahe. Vielleicht suchte sie nur in Zeiten einen Ersatz, den sie freilich in ihrer Umgebung näher hätte

finden können. Die Gräfin Herisy, obgleich über das berühmte Balzac'sche Stufenjahr ganz unzweifelhaft hinaus, war immer für jeden Mann noch eine glänzende Eroberung, die sich eingestehen ließ ohne Lächerlichkeit, ohne Gefahr für den Ruf. Sie hatte sich weise geschont in der Gesellschaft und sah noch eine hübsche Strecke vor sich, ehe sie abtreten mußte. Otto konnte sie eine Weile geleiten, aus ihm war etwas zu machen. Also: Otto.

Da er zum sechsten Male etwa in dem ersten Monate ihrer Bekanntschaft sie besuchte, fand er sie allein. Nach den ersten Worten fing sie plötzlich an deutsch mit ihm zu sprechen, ein recht artiges fließendes Deutsch und dazu erröthete sie wie ein junges Mädchen. Otto sah erstaunt, auch entzückt sah er auf. Der Klang, der süße, welcher von den in Ferne versunkenen Ufern der Kindheit zu uns herüberläutet, behält überall seinen Zauber. Otto hörte ihn auf der Erde der Verbannung im täglichen Verkehre allerdings oft genug, aber von weiblicher Lippe war er ihm lange, lange nicht entgegenkommen. Wie über einen glücklichen Fund, eine Entdeckung rief er erfreut aus:

„Was ist das, Gräfin? Sie sprechen deutsch? Das erste Wort, das ich höre!“

„Meine Familie hat von Coblenz eine deutsche Bonne mitgebracht, als sie aus der Emigration zurückkehrte.“

„Und dies Talent entdeckte ich erst heute in Ihnen? Sie lassen mich in französischen Schnürstiefeln vor Ihnen tanzen, während Sie mich auf Engelsflügeln in mein verlorenes Paradies tragen können?“

„Sie sprechen vortrefflich die Sprache Ihrer Adoptivmutter und ich die Ihrige unvollkommen genug.“

„Im Gegentheile, mit reinstem Accente, durchaus richtig.“

„Wenn Sie Lust und Laune haben mit mir deutsch zu plaudern, wird es mich freuen. Sie verbessern mich, ich lerne dabei.“

„Aber davon hat mir Ernst nicht eine Silbe gesagt.“

„Sehr natürlich, er weiß es nicht.“

„Sie hätten niemals deutsch mit ihm gesprochen?“

„Niemals.“

„Warum nicht?“

„Mein Gott, ihm gegenüber fühlte ich eben das Bedürfnis nicht, das ist ganz einfach.“

Sie that als wäre es so und warf diese Worte in dem unverfänglichsten Tone hin, während sie bei Otto einen Windstoß von Gedanken und Empfindungen erregten. Er blieb länger als gewöhnlich, er sprach mehr, sprach wärmer als sonst. Natürlich, er sprach

von Deutschland, er sprach deutsch. Da er sich empfehl, sagte er, ihre dargebotene Hand festhaltend:

„Nun lassen Sie mich auch auf deutsche Weise scheiden.“

„Wie das?“

„Wir küssen die Hand holder und verehrter Frauen bei uns.“

„Eine galante Sitte, die Sie von Frankreich geerbt haben.“

„Sie wollen sagen, die das vorige Jahrhundert bei Ihnen schon abgelegt hat. Auch bei uns, hör' ich, verschwindet sie aus der vornehmen Welt. Ernst versichert, nur Theaterprinzessinnen küsse man noch die Hand.“

„In diesem Falle erlauben Sie, daß ich die meine zurückziehe.“

Sie that es, aber Otto hatte zuvor seine Lippen rasch auf die entschlüpfenden Finger gepreßt, er sagte, um einen Scherz machen zu können:

„Nicht jede Neuerung ist ein Glück. Ich wollte, wir wären im ancien régime stehen geblieben.“

„Zur Befehrung eines Revolutionairs,“ lächelte die Gräfin und hielt ihm nochmals die Rechte hin, die Otto nochmals küßte. Er ging, sah zurück, fehrte halb um, ging wieder. Die Gräfin betrachtete nachsinnend die Hand, welche in der seinigen geruht und hielt die Linke fest auf ihr Herz gepreßt.

Das nächste Mal wollte sie nicht wieder deutsch reden. „Parlons raison,“ sagte sie kopfschüttelnd, „ça se fait beaucoup mieux en français.“ Sie nahm darauf ihren neuen Freund mit altflug mütterlicher Salbung in Gebet und Predigt. Sie mahnte ihn, eine seiner Fähigkeiten würdige Stellung in Paris zu suchen. „Ein Mann, wie Sie,“ begann sie.

„Den Sie nicht kennen,“ unterbrach er.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris (vom 19. December). Neujahrsgeschenke. Beginn der Pariser Saison. Große Regsamkeit der Pariser Bühnen. Neujahrspossen. Ein Bühnens-Ereigniß, welches leicht sehr tragisch hätte ablaufen können. Alex. Dumas; sein neues Theater. Ein Volkswitz. Alles ist gegenwärtig hier mit Vorbereitungen für den Neujahrstag beschäftigt, Jung und Alt, Vornehm und Gering wogt

durch die Straßen, um Neujahrsgeschenke einzukaufen, und besonders zeigen sich die Pariser Junggesellen in diesem Punkte sehr geschäftig; denn ihnen liegt es ob, durch eine passende Neujahrsgabe sich für die Einladungen zu Dinners, Soupers und andere Festivitäten, so wie überhaupt für sämtliche ihnen in dem abgelaufenen Jahre zu Theil gewordenen Gunstbezeugungen abzufinden. Uebrigens scheint die Vergnügungssucht durch die mancherlei Befürchtungen, wozu die gegenwärtigen politischen Zustände Frankreichs, so wie die in einigen Theilen dieses Landes herrschende Noth Veranlassung geben, nicht den geringsten Abbruch zu erleiden. Die Pariser Saison beginnt jetzt im Januar. Die Theater, von der in lethargischen Schlaf versunkenen Académie de Musique an, welcher die Aufführung der neuen Oper von Rossini vollauf zu thun giebt, bis herab zu den kleinen und unbedeutenderen Bühnen, lassen alle ihre Quellen springen. Sie wetteifern mit einander in Ankündigung neuer Lustspiele und Possen, die ausdrücklich für den Jahreswechsel geschrieben werden und deren Zielpunkt es ist, sämtliche Abgeschmacktheiten und Thorenstreiche, die sich das große Publikum im Jahre des Herrn 1846 zu Schulden hat kommen lassen, möglichst durchzuheckeln, so wie auch neue Manieren und Erfindungen u. s. w. lächerlich zu machen; daß es dabei nicht an Uebertreibungen fehlt, kann man sich leicht denken. Eine von diesen neuen Possen hätte kürzlich beinahe einem Aeteur das Leben gekostet: der Komiker Leclerc nämlich repräsentirte eine lebendige Verkörperung (incarnation) der Schießbaumwolle und war zu diesem Behufe von Kopf bis zu Füßen in diesen Stoff gekleidet. Auf der Bühne rieb er ein Zündhölzchen gegen einen seiner Arme, der nicht nur selbst sogleich Feuer fing, sondern auch die übrige Bekleidung in Brand steckte, so daß der arme Schauspieler verloren schien; indes gelang es den äußersten Anstrengungen des Theater- Personals, ihn der Gefahr, lebendig geröstet zu werden, zu entreißen, und glücklicher Weise war er so wenig verletzt worden, daß das Stück keine weitere Unterbrechung erfuhr und er bald mit lachender Miene wieder auftrat. Dessen ungeachtet war der Eindruck, welchen dieser Vorfall für den Augenblick auf das Publikum machte, schrecklich. Die französische Nation bewahrt in ihrem Gedächtnisse manches furchtbare Ereigniß ähnlicher Art; wir erinnern nur an Karl VI., welcher bei Gelegenheit einer Maskerade beinahe lebendig verbrannt wäre und in Folge dieses Vorfalls seinen Verstand verlor, was Frankreich theuer zu stehen kam. — Das Lieblingswunder des Augenblicks ist das neue Theater von Alexander Dumas. Während dieser peripatetische Herr, dieser Briaräus (hundertarmiger Riese) der Literatur, welcher Novellen, Theaterstücke, Feuilletons u. s. w. gleichzeitig mit der Tausend-Pferdekraft einer Dampfmaschine fertigt, in möglich schnellstem Fluge von Spanien nach Algier und von Algier nach Tunis eilt, wird sein Theater auf den Boulevards, ungeachtet der enormen Kosten, vollendet. In Bezug auf den Kostenpunkt haben sich die Pariser die Gelegenheit zu einem Wize nicht entgehen lassen. Der Begünstiger und Patron des Herrn Dumas ist bekanntlich der Herzog von

Montpensier, und das neue Theater ist zu Ehren dieser hohen Person „Le Théâtre de Montpensier“ genannt worden. Diese Benennung hat der Volkswitz in „Le Théâtre Dépensier“ (das Unkosten-Theater, von dépense, Unkosten, Aufwand) verwandelt, und gewiß verdient es diesen Namen; so wird z. B. der Stück gleich nach seiner Auftragung auf die Mauer durch neu erfundene Maschinen, welche den Mörtel erhigen und die Feuchtigkeit daraus ziehen, künstlich getrocknet. Für Statuen, Vergoldung, Malereien u. s. w. scheint kein Aufwand zu groß zu sein, — der Graf de Monte Christo ist hier zu Hause. Aber die dramatischen Wunder sollen die der Architektur und Bildhauerkunst noch übertreffen. Die Verehrer und Anhänger von Alexander Dumas sprechen mit der äußersten Verachtung von allen jenen alten klassischen Anstalten, ja ein für ihn eingekommener Schriftsteller vergleicht sie sogar mit Meilenzeigern, die wohl den Weg zeigen, den man gehen soll, sich aber selbst nicht einen Zoll vorwärts bewegen. (Officiell heißt das neue Theater Théâtre historique.) — 6 —

(„Da möcht' ich hin!“) In der Arnoldschen Buchhandlung in Dresden ist kürzlich die Uebersetzung des englischen Werkes v. Cotterel über Sibirien erschienen, in dem man dieses Land von der allerliebsten Seite kennen lernt. In ganz Rußland ist bekanntlich die Todesstrafe aufgehoben, die nur noch an Majestätsverbrechen vollzogen wird; um sich aber gefährlicher Verbrecher unter den Sträflingen in Sibirien zu entledigen, erkennt man denselben Strafen zu, welche den Tod unbedingt zur Folge haben müssen; man läßt sie z. B. Spießruthen durch sechstausend Mann laufen. Dafür sollen aber solche verstockte Sünder auch das Außerordentlichste von Körperleiden ertragen können. Ein Herr von Hedenström erzählte dem Verfasser von einer Bestrafung in Irkutsk aus der Zeit als die Knute noch sechszehn Pfund wog, deren Gewicht jetzt gesetzlich auf zwei Pfund beschränkt ist. Es hatte ein Mann aus reiner Lust am Todschlage, die dort sehr häufig vorkommen soll und aus Ueberdruß an dem einförmigen Leben ein Verbrechen begangen und der Gouverneur verurtheilte ihn, um ein abschreckendes Beispiel zu geben, zu hundertundachtzig Hieben, die er auf zwei Mal erhalten sollte. Der französische Bediente des Herrn von Hedenström, der lange gewünscht hatte, einen Menschen Knuten zu sehen, erhielt die Erlaubniß, jetzt seine Neugierde zu befriedigen; aber als der Verbrecher den ersten Hieb erhielt, fiel der zusehende Franzose in Ohnmacht, der Russe erhielt seine neunzig und wurde in das Hospital gebracht; nach vierzehn Tagen war er so weit hergestellt, daß er die andere Hälfte in Empfang nehmen konnte; auch daran starb er nicht sogleich, sondern lebte noch eine Woche; es war im Winter, im Sommer würde er wahrscheinlich davon gekommen sein. Wenn man solchen unglücklichen Geknuteten Wasser zum Trunke reicht, soll sie der Schlag rühren und der Tod sofort erfolgen. — Unter den nach Sibirien verwiesenen Verbrechern giebt es einige, an denen man eine ganz eigenthümliche Erscheinung bemerkt. Sie haben nämlich eine solche Gier nach Blut, daß

sie in in ihrem periodischen Paroxysmus der Versuchung nicht widerstehen können, sobald sich Gelegenheit zur Befriedigung derselben darbietet. Ein glaubwürdiger Beamter aus Irkutsk erzählte aus eigener Erfahrung, ein Verbannter, der als Kutscher in der Stadt diene, sei jenen Anfällen von Mordwahnsinn ebenfalls ausgelegt, habe aber so viel Verstand, daß er die Folgen zu vermeiden suche und, sobald er fühle, daß die Wuth über ihn komme, seinen Herrn bitte, ihn in Ketten zu legen bis der Anfall vorüber sei. Dieser dauere einige Tage und dann erkläre der Diener, man könne ihn wieder loslassen, die Wuth sei von ihm gewichen und er thue Niemanden etwas zu Leide. — Es muß ein angenehmes Leben dort sein!

(Bettini.) Vor nicht vielen Jahren, standen barmherzige Priester in der Kirche zu Novara in Piemont um einen weinenden Knaben herum, der betrübt und zerlumpt in der Kirche zurückgeblieben war. „Warum weinst Du?“ fragte man ihn. — „Ach, mein Vater hat mich verflucht, mich aus dem Hause gestoßen und will mich nicht wieder aufnehmen.“ Man erkundigte sich näher nach den Verhältnissen und am andern Tage ließ man den Vater des Knaben kommen, um ihn zu fragen, ob er seinem Sohne verzeihen wolle.

„Ja, wenn er mir gehorchen, wenn er in die Schule gehen, Theologie studiren und wie Sie ein Geistlicher werden will.“

„Und der Musik entsagen?“ fiel der Knabe ein; „nie-mals.“

„So siehe wo Du bleibst; ich mag Dich nicht mehr sehen,“ sprach der Alte und schlich traurig davon.

So stand der Knabe allein in der Welt und es gehörte großer Muth dazu um nicht zu unterliegen, aber Gott sandte ihm einen Helfer in dem Kusseher der Kirche, einem ehemaligen Soldaten, der sich über die schöne Stimme des Knaben freute und ihn trotz der eigenen Armuth eine ziemlich lange Zeit erhielt und endlich den Meister Donizetti auf den jugendlichen Sänger aufmerksam machte. Donizetti bewunderte die Stimme, rieth dem jungen Menschen nach Mailand zu gehen und gab ihm Empfehlungsschreiben mit. Als er einige Monate unter Boniforti sich geübt, bot ihm der Director des Theaters Fenice in Venedig 10 000 Fres. und Jeremio Bettini betrat da zum ersten Male mit dem ungeheuersten Erfolge die Bühne. Nachdem er in mehreren Städten Italiens gesungen hatte, ging er nach Madrid, wo er bald so berühmt wie Karvatz selbst war. — Jetzt befindet er sich am italienischen Theater in Paris und man erklärt einstimmig, daß man seit Rubini keinen so ausgezeichneten Sänger gehört habe. Paccinis Oper „La fidanzata Corsa“ verdankt ihm vorzugsweise den Beifall, den sie findet. — Daß der Sänger mit seinem Vater längst sich wieder ausgeöhnt und dem alten Kirchendiener in Novara reichlich vergolten hat, was er an dem verlassenen Knaben gethan, versteht sich von selbst.

Generalcorrespondenz.

(Musikalisches und Theatralisches.) Eine neue, so eben in London erschienene Ausgabe der „Pièces pour le clavecin“ von Scarlatti, desgleichen von Händel's „Suites de Pièces pour le clavecin“ sind den leichten und fingerfertigen Leuten gewiß sehr willkommen. Die Ansprüche der Componisten der neueren Schule an die Fingerfertigkeit der Pianoforte-Spieler, bemerkt das Athenäum, können jetzt unmöglich weiter getrieben werden; weit besser ist es daher, die Schwierigkeiten für den Lernenden zu mindern und wo möglich zu ebenen und, anstatt der seiltänzerartigen Kunststückchen, zu dem guten Geschmacke und den alten Meisterwerken zurückzukehren, die wahrhaftig auch kein Kinderspiel sind. So dürfte eine vollständige, wohlfeile und correcte Ausgabe der Clavier-Musik von Sebastian Bach viel Glück machen und von großem Nutzen sein. — Die Theater-Directoren Lumley und Bunn (in London) sollen im Verein mit einander Fräulein Jenny Lind auf drei Monate engagirt haben; „eine,“ fügt der Berichterstatler hinzu, „für die Londoner Theater- und Musikfreunde sehr erfreuliche Nachricht, nur ist zu fürchten, daß die dadurch erregten Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen dürften, da obbenannte Sängerin ihre Vorsätze sehr häufig ändert.“ Mr. Lumley ist außerdem im Begriffe, unter den gewöhnlichen maßlosen Anpreisungen von Schönheit, Jugend, Grazie u. s. w. eine neue Tänzerin — die Signora Rosati — welche ihres Gleichen nicht haben soll, einzuführen. Merkwürdig ist, daß gegenwärtig Tänzer und Tänzerinnen überall häufiger wachsen als in Frankreich, dem Lande des Tanzes! — Der bekannte Violinenspieler Sivori, welchen wir auch in Leipzig zu bewundern Gelegenheit hatten, durchwandert gegenwärtig die Vereinigten Staaten von Nordamerika und erntet dort laut brieflichen Mittheilungen Ruhm und Dollars in beispielloser Menge ein. — Verdi's „Attila“ soll in Triest völlig durchgefallen sein. Salignani berichtet, daß derselbe maestro für das Theater Ihrer Majestät (der Königin von England) eine neue Oper schreibt, welcher als Text Byron's Erzählung „Der Corsar“ (The Corsair) zu Grunde liegt. — Dr. Wollheim in Hamburg bearbeitet, wie der „Hamburger Correspondent“ berichtet, ein indisches Schauspiel „Urwasi“ für die deutsche Bühne (die Berliner? D. Red.), und der Kapellmeister Konradin Kreuger componirt die dazu gehörige Musik. Urwasi ist das Werk des berühmten Dichters Kalidása, von welchem auch „Sakontala“ herrührt. — 8 —

In Berlin will man, weil jetzt Alles so theuer ist, die Theaterpreise erhöhen; eine weit wichtigere Nachricht aber bringen die amerikanischen Blätter, welche melden, irgend ein genialer Amerikaner habe außerordentlich zweckmäßige Verbesserungen an der — Wage der Gerechtigkeit erfunden und gedenke ein Patent darauf zu nehmen. Hoffentlich bringt der Mann diese höchst zweckmäßige Erfindung auch nach Europa. —

Ein andere Erfindung hat ein schwedischer Botaniker gemacht, welcher blühende Pflanzen und Gesträuche in diesem Zustande erhalten will und kürzlich an die Academie in Stockholm eine Theerose einsandte, die er bereits 1844 in dieser Art präparirt zu haben erklärte und die sich mit Blüten, Blättern und Stengeln vollkommen frisch erhalten hatte. Wenn sich diese Entdeckung bestätigen sollte, so könnte man die Zimmer mit den seltensten Blumen schmücken und brauchte sie nicht zu pflegen. Ob aber auch der Geruch an solchen präparirten Pflanzen sich erhält? Schwerlich. —

Ueber Alles was das Reisen betrifft, sind die Engländer die kompetentesten Richter; wir lassen also einen solchen über das deutsche Eisenbahnwesen sprechen: „Ehe man seinen Sitz in dem Wagen bekommt, muß man so viele Förmlichkeiten durchmachen, als käme es darauf an, einen Sitz im Unterhause zu erlangen. Man muß sich eine halbe Stunde vor dem Abgange des Zuges einfinden. Kommt man zu früh, muß man auf der Straße paradiren, denn ehe die bestimmte Stunde schlägt, wird kein Billet ausgegeben, und wer kein Billet hat, wird nicht in das Passagierzimmer gelassen. . . Kommt man ein Paar Minuten nach der halben Stunde, so ist man der Gefahr ausgesetzt, mit dem nächsten Zuge nicht befördert zu werden. . . Das Wiegen des Gepäcks jedes Passagiers einzeln geschieht mit geziemendem Ernste und mit so viel Schreiberei und Gegenschreiberei als in der Londoner Münze kaum vorkommt, wenn sie 10,000 Goldstücke abzuliefern hat. Mit den Billets darf man das Passagierzimmer betreten und von da aus, auch wieder nach einer bestimmten Minute, den Wagen besteigen, nachdem man die Billets noch einmal vorgezeigt hat. Von Stück hat man übrigens zu sagen, wenn man sein Gepäck richtig erhält, ohne daß man sich besonders darum kümmerte und geht es endlich fort, so übereilt man sich gar nicht, denn selbst der Dampfwagen muß sich dem bedächtigen deutschen Sprichworte fügen: Eile mit Weile. — Die Geduld, mit welcher die Deutschen den unzähligen Verordnungen und den endlosen Verzögerungen sich unterwerfen, ist das Wunderbarste, was ich in ihrem Lande gesehen habe.“

Die deutschen Theater wollen wirklich, wie es scheint, im neuen Jahre einen rüstigen Schritt nach dem Bessern thun. Seit Gutzkow in Dresden Dramaturg geworden, soll Prutz eine gleiche Anstellung in Hamburg gefunden haben. Sogar die Magdeburger Bühne hat in Zebor wohl einen Dramaturgen angenommen. In Stuttgart ist bekanntlich Dingelstedt an der Leitung der Bühne betheiliget, in Oldenburg Rosen; wenn sich auch die größten deutschen Bühnen, Berlin, Wien, München entschließen wollten, diesen Beispielen zu folgen, würde „die deutsche Schauspielkunst und die deutsche dramatische Literatur“ gewiß bald die Früchte davon ernten. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 4.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zbr. Wit. ca. 116 illum. u. schwarz. Stahlst.

lichen jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Meubles, Gardinen, Equipagen, Costen moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zbraler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste

Die Schule des Lebens.

Novelle

von

Franz Dingelstedt.

(Fortsetzung.)

„Ich kenne Sie, wenn nicht anders, aus Ernst's Schilderungen,“ fuhr die Gräfin fort, „und ein solcher Mann muß an der Macht, welche die Presse bei uns besitzt und darstellt, sein gutes vollwichtiges Theil haben. Sie schreiben, höre ich, für große deutsche Zeitungen als Berichterstatter über Paris, über Frankreich. Sie haben da, mein theurer junger Freund, eine edle Aufgabe, eine hohe Sendung. Vermittelnd, aufklärend, beschwichtigend können Sie zwischen zwei Nationen stehen, die als Träger und Hüter der Freiheit, der Wissenschaft in der Weltgeschichte berufen, eine heilige Gemeinschaftlichkeit ihrer Interessen besitzen. So, aus gänzlich freiem erhabenem Standpunkte, meine ich, sollten Sie Ihr wichtiges Amt auffassen und ausüben. Lassen Sie mich Ihnen die Wege zu diesem Standpunkte bahnen, so lange bis es eine mächtigere Hand thut. Ich werde Sie bekannt machen mit den Leitern unserer großen Geschäfte, denen an einem Urtheile Deutschlands, an einer Stimme für sie jenseits des Rheines unendlich viel liegt. Von ihnen, als aus nächster Quelle, schöpfen Sie in Zukunft Ihre Nachrichten; sie und Paris haben dann auch die Verpflichtung Ihnen dafür zu danken. Frankreich muß Ihnen

ersetzen, was Sie in Deutschland verloren, was Sie der Freiheit geopfert haben. Lassen Sie mich die eisernen Pforten der Welt vor Ihnen aufschließen, an welche Sie, mein lieber deutscher Träumer, nur mit stillen Ahnungen und Wünschen bisher geklopft haben.“

Otto ging wie berauscht das erste Mal von einem Handfusse, das zweite Mal von einer Standrede, welche vielleicht lächerlich erschienen wäre aus jedem andern Munde, als dem der Gräfin Herisy. Allein sie war die Frau, die solche Dinge nicht nur mit einem hinreißenden Zuge der liebenswürdigsten Güte zu sagen wußte, sondern die es auch verstand das Gesagte wahr zu machen. Sie verwandelte sich in die wohlthätige Fee Ottos, dergleichen in Paris nicht bloß auf den Boulevardtheatern auftreten, um junge Männer über Nacht glücklich, reich und berühmt zu machen. Mit einigen dreieckigen Brieflein, welche stark nach Heliotrop rochen, öffnete sie dem schüchternen Neuling die Vorzimmer der Minister, die Salons politischer Notabilitäten, die Speisefäle gebietender Bankbeherrscher. Er stieg allmählig höher und höher, immer von unsichtbaren Händen geführt, von unsichtbaren Schwingen getragen; sein Gesichtskreis erweiterte sich, die Welt lag in einer andern Beleuchtung vor ihm und es dauerte nicht lange, so strahlte dieses Licht auch in seinen Arbeiten: die Berichte, welche er nach Deutschland sandte, bekamen Farbe, Glanz, Schärfe und höflicher, zufriedener als zuvor lauteten die Antworten der Redactionen. Daß Ottos Person unmerklich sich mit seinen Umgebungen umgestaltete, fiel Jedermann eher

auf als ihm selbst. Er wehrte sich noch in gutem Ernste gegen alle Veränderungen, die man ihm an sich selbst zumuthen könnte, an seinen Grundsätzen, seiner Richtung, sogar an seiner persönlichen Erscheinung. — „Darin,“ so rief er einmal vor der Gräfin aus, „darin werden Sie mir, wunderbare Zauberin, auch nicht das geringste Zugeständniß abzwängen.“

„Wer verlangt von Ihnen, Sie mißtrauischer Zögling, daß Sie etwas, nur etwas ändern sollen an Ihrem Selbst? Bin ich eine Delilah, welche mit diesen schönen, für unsere Mode allerdings zu langen Haaren die Kraft des Simson abschneiden möchte? Nein, mein Freund! Bleiben Sie ganz der Sie sind, innerlich wie äußerlich, im Gegentheile, je schärfer Sie das Gepräge Ihrer Persönlichkeit herauskehren, um so sicherer werden Sie in unserer abgegriffenen Welt Ihrer Geltung sein, Ihres Erfolges. Was uns fehlt, sind gerade Männer Ihres Schlages, aus einem Holze geschnitz, kräftig und tüchtig, wohin man sie stellt, feste Charaktere, Naturen, die die Kultur wohl beleckt, aber nicht verwaschen und verwässert hat!“

Wie ein Kind ließ er sich einwiegen durch das Sirenenlied, welches seine erwachenden Besorgnisse um sich selbst in Schlummer kullte. Die Tage gingen über seinem Haupte dahin wie lauter neue Sterne, er wandelte auf Sammet, auf Palmenzweigen und Rosen, seine Wange ward schmeichlerisch umweht von allgemeiner Theilnahme, von fein entgegenkommender Bewunderung, von süßer Schmeichelei, von dem innern Bewußtsein glücklicher Erfolge, die auf einmal gleich einem Frühling im Märchen um ihn aufgeblüht waren. Schon ging er mitten im Irregarten drinnen der verzauberte Ritter, ohne zu wissen, daß und wie er hineingekommen. Vor ihm schwebte die leichte Schattengefalt, die er wie im Traume durch das Grün der Büsche streifen sah; unmögliche Blumen, — sie gleichen den chinesischen Malereien in der Gräfin Vouidoir, — prunkten und glühten am Wege, fremdartige Vögel sangen, Heliotropdüfte badeten seine Stirn, und er irrte immer weiter fort, immer tiefer hinein, immer taumelnder.

Sollen wir ihn verloren geben?

5.

Des Freundes warnendes Wort weckte ihn wie ein Donnerschlag. Etwas, was er bald sein Gewissen und bald seine Ehre nannte, gab in ihm der Stimme Ernsts Recht, obwohl er mit hundert heftigen Gründen sich laut gegen sie wehrte.

Er stürzte in die Rue de l'Université. Die Gräfin war zu Hause. Mit hastiger Offenheit fiel er beinahe zu ihren Füßen, entschlossen ganze Felsen zwischen sich und die gefährliche Zauberin zu wälzen, in der ersten frischen Bluth seiner Befehring alle Schiffe zu verbrennen. Indem er gestand, daß er im Begriffe sei, eine rasende Leidenschaft für sie zu fassen, schrieb er in seiner Selbstanklage leidenschaftlich und geängstigt auf: „Es ist ein Verrath an meinem Freunde,“ und ramte dabei im Zimmer umher und drückte den Hut zwischen den geballten Fäusten zusammen. Die Gräfin hörte ihn ruhig an; das Haupt an die hohe dunkle Stuhllehne gedrückt, blickte sie von unten mit verschleierte Augen zu ihm auf. Da sein erster Redeschwall verronnen, begann sie:

„Ecoutez, mon ami, asseyez-vous là, et écoutez-moi bien!“

Er gehorchte, mechanisch beinahe. Sie „postete“ nun vor ihm eine Stunde lang, zwei Stunden lang, wie eine Magdalene vor ihrem Richter. Das ganze Verikon der „semme incomprise“ und der „semme perdue“ schlug sie vor ihm auf, blätterte sie mit ihm durch. Sie erzählte, stets die alte Geschichte, von ihrer stürmischen Jugend, ihrer Heirath ohne Reigung, ihrer Reigung ohne Gegenstand. Zuletzt — sie hatte viel gesucht, bisweilen gefunden und immer wieder verloren, sagte sie seufzend, mit niedergeschlagenen Augen, — zuletzt begegnete sie Ernst: „Aus ihm wollte ich meine Stütze machen, ich glaubte ihn mir überlegen an Kraft, ich klammerte mich an ihn an und er war mir am Ende doch nicht was er hätte sein können, nicht was ich geträumt, wonach ich mich gesehnt. Gewiß, sein Herz ist edel und ich rühme mich es besessen zu haben, allein es ist schwach. Auch Ernst hat mich nicht verstanden.“ Durch ein vortreffliches Verkleinerungsglas zeigte die Gräfin Ottos Blicken das geschickt und mit Liebe gemalte Konterfei seines Freundes; sie brauchte das Glas bloß umzudrehen, um als Gegenbild, vergrößert, aber in ganz verwischten dämmerhaften Zügen ihr „Ideal“ hinzustellen, ein Ideal, in welchem entsetzt und entzückt zugleich Otto eine Familienähnlichkeit mit seinem Selbst zu erkennen glaubte. Frau von Herisy sprach vortrefflich und Otto lauschte ihr die Worte vom Munde ab; er lag wiederum ganz unter dem Zauber des gewissen Gesichtes. In diesem Augenblicke vertraulichster hoch erregter Unterredung, während deren die beiden glühenden Stirnen einander unwillkürlich immer näher gerückt waren, öffnete sich die Thüre und ein Diener störte mit der Meldung:

„Monsieur de Werneck.“

Die Gräfin blickte fragend, lauernd auf Otto.

„Ich bitte Sie,“ flehte sein beschämtes Auge, „nur in diesem Moment nicht!“

„Ich meine draußen hinterlassen zu haben, daß ich für Niemanden zu Hause bin,“ sagte die Gräfin.

Der Bediente ging. Ernst betrachtete, indem er abgewiesen ward, den Regenschirm Ottos, der äußerst behaglich in einem Winkel des Vorzimmers lehnte. Er kannte ihn ganz genau am Griffe und zumal wer brächte in Paris einen Regenschirm mit zu einem Besuche, es wäre denn ein unverbesserlicher Deutscher? Dieser Regenschirm ward für Ernst zum Telegraphen; Knopf und Spitze meldeten ihm mit dankenswerther Deutlichkeit: Adieu, lieber Freund, bemühe Dich nicht weiter, der Platz ist besetzt, Du hast Deinen Abschied. Ernst ging, etwas langsam und nachdenklich immerhin, die Treppe wieder hinunter. Das Gesicht, das er unterwegs machte, war wohl nicht ganz dasjenige, welches Otto sein Diplomaten Gesicht zu nennen pflegte. Unten bekamen der Tiger und der Mecklenburger jeztlicher einen zärtlichen Händedruck, nur durch die englische Peitsche, Stiel und Schnur, verlängert, weil jener die Zügel eine Sekunde zu früh losgelassen hatte, ehe sie Ernst fest ergriffen und weil der Mecklenburger, an längere Pausen vor dieser Thüre gewöhnt, nicht gleich begreifen wollte, daß es schon wieder vorwärts ging. Wohin? Ernst wußte es selbst nicht. „In die Rue du Rempart meinethwegen,“ murmelte er; „vielleicht habe ich mich doch getäuscht,“ einen Augenblick darauf.

Oben war eine peinliche Stille eingetreten, in der man das Rasseln des davoneilenden Cabriolets deutlich vernahm. Der Faden eines solchen Gespräches knüpft sich, einmal abgerissen, schwer wieder an. Endlich ermannte sich Otto zuerst wieder, wahrscheinlich weil es die Gräfin nicht für gut fand ihm zuvorzukommen. Mit einer düstern Entschlossenheit auf der Stirn trat er an sie hin, gerade vor sich herabsehend, um ihr nicht in's Auge blicken zu müssen. „Offenheit gegen Offenheit, Geständniß um Geständniß,“ so stammelte er und nach langem Zögern fiel Denisens Name von seinen bebenden Lippen. Er glaubte mit diesem Banns spruche auf immer alle feindlichen Zauber entkräftet zu haben. Wirklich that ihm die Gräfin den Gefallen, wie überrascht und verletzt aufzufahren, obgleich sie natürlich um Ottos persönliche Lage längst gewußt, also auch um sein Verhältniß zu Denise. Sie war weit entfernt die Sittenpredigerin zu spielen; Pariser

Frauen sind an Toleranz gewöhnt. Aber sie erklärte ziemlich schneidend, daß sie nicht begreife und niemals begriffen habe, wie ein Mann von Geist sich in die stäte Lebensgemeinschaft mit einer „Grifette“ erniedrigen könne. Nicht die Verirrung tabelte sie, nur die Gewohnheit. Ihr Ton wurde milder, als sie den Freund beklagte, Jahre lang in den vertraulichsten und nächsten Beziehungen zu einem geistig so tief untergeordneten Wesen gestanden zu haben. „Das sind,“ schloß sie, „die einzigen Mesalliancen, welche ich mir nicht erklären kann: die Mesalliancen des Geistes. Was ist Geburt und Stand und alles äußere Verhältniß? Diese zufälligen Unterschiede gleicht die Liebe, die Leidenschaft mit ihren kühnen göttlichen Sprüngen und Flügen leicht aus, aber über eine Kluft der Bildung, des Geistes, des Geschmacks kenne ich keine Brücke zwischen Mann und Weib. Die Stednadelstiche der Rohheit, der gemeinen Sitte, des Mangels an Verstandniß und Empfänglichkeit für alles Höhere, darunter muß ein Herz ja in tausend täglichen Schmerzen auf das Peinvollste verbluten!“

Otto hörte die in's Allgemeine versteckte Anklage der Geliebten nicht an, ohne in eine begeisterte Vertheidigung auszubrechen, aber dennoch ließ die Rede der Gräfin einen glühenden Stachel in ihm zurück. Die Natur dieses Mannes, so rein und vortrefflich sie war, schloß den nothwendigen Beifatz von Eitelkeit nicht aus, womit der männliche Charakter beinahe ohne Ausnahme legirt ist. Otto besaß bei aller Kraft einen großen Grad von Reizbarkeit, von Empfänglichkeit für fremde Eindrücke, von Bildsamkeit einer Seits und anderer Seits von Aneignungsfähigkeit. Seine Phantasie war eine beinahe dichterische. So hatte er eine Art von innerer Wahlverwandtschaft mit allem, was ihm schön und groß vielleicht nur erschien ohne es zu sein. Trotz aller demokratischen Sympathien, den angeborenen wie den angebildeten, wußte er sich dem Reichthume und dem Glanze der äußeren Lebensformen, sobald ihm diese aufgingen, gar bald zu assimiliren. Dies war nicht Schwäche, nur Empfänglichkeit in ihm und eine ganz natürliche am Ende. Die härteste Sohle wird lieber auf Teppichen schreiten als über den nackten Estrich, das stumpfste und rohste Auge sich früher mit Sammt und Seide befreunden, als im Gegentheil der verwöhnte Blick sich ausföhnt mit groben und engen Umgebungen des Lebens. Ein allgemeiner Grundsatz, welcher auch auf die Liebe seine Anwendung leidet. Seit Otto die Gräfin und Frauen ihres Standes in der Nähe gesehen, konnte sich Denise nie hübsch genug

für seinen Geschmack ankleiden. Die duftende Spitze, der schwere rauschende Atlas, die Federn und Blumen und Steine hatten schon auf seine Sinnlichkeit eingewirkt und statt das Weib dieses Schmuckes, als einer Zufälligkeit, zu entkleiden, lernte er die letztere in Urtheil und Wunsch immer höher stellen, als steigende und würzende Zugabe immer inniger begehren oder unwilliger vermessen. So geartet und gebildet fühlte er sich unansft von der Vorstellung berührt, als sei er zu Denise herabgestiegen. Das schielende Licht, welches die Gräfin auf sie und sein Verhältniß zu ihr geworfen, reichte hin, um ihm die Freundin, die treue, fröhliche, unermüdete Lebensgefährtin, unter dem Zeichen der Dienstbarkeit, der Niedrigkeit erscheinen zu lassen. Es erbitterte ihn, daß Jemand seine Geliebte also denken, also darstellen durfte; daß es die Gräfin war, welche dies that, brachte ihn vollends außer sich. Im Sturme brach er auf und sie hielt ihn, so hatte es den Anschein, nicht mit einem Fädchen fest. Wie ein Pfeil schoß er aus dem Hause, über die Seine hinüber in's Palais Royal. „Ich bin frei,“ diese jubelnden Worte standen mit goldenen Buchstaben auf seiner Stirn geschrieben. Er glaubte in gutem Ernste mit der Gräfin gebrochen zu haben, während sie im Gegentheile die letzte Brücke hinter ihm zerbrochen hatte. Sein volles Herz trieb ihn zu Denise. Hastig riß er die Thüre des Lesecabinet's auf, wo er sie an ihrem gewöhnlichen Plage sitzen wußte. Sie saß da, allerdings; aber um sie her, den Hut auf dem Kopfe, standen einige junge Männer und alle befahlen ihr, wenn auch mit artigen Worten und für alle war sie da und nahm und gab das schmutzige Kupfergeld und lächelte links verbindlich und grüßte rechts mit Unterwürfigkeit. Ach, niemals war dem beobachtenden Freunde ihr dunkles Vorzimmerlein dunkler, ihre Haube mit den schmalen Rosaschleischen abgeschossener, ihre Haltung gedrückter erschienen. Er zog, noch ehe sie ihn erblickt hatte, die gläserne Pforte hinter sich zu; wie ein Ekel überlief es ihn vom Scheitel bis zur Fußspitze.

Noch am folgenden Tage empfand Otto, Denise gegenüber, die Nachwehen dieser Verstimmung. Beide pflegten ihr Frühstück gemeinschaftlich zu nehmen und zwar in Denise's Freistunde, gewöhnlich zu Hause. Verdüstert und wortfarg saß er ihr gegenüber. Sie hatte ihn oft so gesehen und ertragen, in ihre arglose Seele war auch jetzt noch kein Funke des Verdachts gefallen. Um ein Uhr begleitete sie Otto in das Cabinet, wo er seine Zeitungen las, Briefe empfing und schrieb. Den Kopf in die hohle Hand gestützt, brütete

er über seinen Gedanken, statt über den Tagesblättern. Plötzlich vernimmt er in dem Comptoirzimmer eine Stimme, die trotz ihres leisen Klanges ihn aufschreckt. Er horcht genauer hin; kein Zweifel, es ist die Gräfin, die Gräfin spricht mit Denise. Er schleicht an die Thüre, sie steht, den Arm auf das Pult gestützt, in anmüthiger Vertraulichkeit vor Denise; die Unterhaltung ist im lebhaftesten Flusse. Während er an seinen Platz zurückkehrt mit einem Herzklopfen, einer Spannung, für welche er sich hätte „ohrfeigen“ mögen, öffnet sich die Thüre. Diesmal erscheint Ernst. Auch er stutzt, als er unter dem groben Strohhute die Gräfin erkennt. Sie aber will nicht erkannt sein und Ernst besitzt zu viel Erziehung, um ein solches Incognito nicht zu respectiren. Er geht vorüber, in das Zimmer rechts, wo er Otto findet, der wie versteinert in die neueste Nummer des Schwäbischen Merkurs starrt. Die Freunde messen sich mit einem langen Blicke. Ernst deutet mit den Augen hinaus, Otto nickt. Dieses Schweigen; sie kehren sich von einander ab.

Es dauerte nicht lange, so betrat auch die Gräfin das Lesezimmer, in welchem Damen wohl eine seltene aber nicht durchaus fremde Erscheinung sind. Sie war ohne alle Begleitung. Nachdem sie einige Zeitungen durchslogen, Otto und Ernst mit einem und demselben Kopfnicken gegrüßt, ging sie wieder, mit Denise draußen noch ein Paar Worte wechselnd. Otto wollte in augenblicklicher Aufwallung ihr folgen, Ernst hielt ihn fest. Beide hatten, an das düstere Fenster gelehnt, eine lange Unterhaltung, die einige Male aus dem gesellschaftlichen Tone des Flüsterns so entschieden herausfallen wollte, daß alle Leser die Köpfe erstaunt in die Höhe richteten und sogar Denise den ihrigen um die Ecke hereinstreckte. Ernst ging der Erste fort. Unentschlossen blieb er vor Denise's Pulte eine Weile stehen. Sie wunderte sich im Stillen, heute keines der freundlichen Worte zu erhalten, womit er sonst beim Kommen und Scheiden bei ihr gewöhnlich anhielt. Er fragte sie nur obenhin, ob sie die Dame im Ranking-überrock nicht gekannt habe, die vor einer Weile in dem deutschen Zimmer gewesen sei? Denise verneinte und fügte lachend hinzu:

„Sie meinen wohl, Monsieur Ernest, daß es eine Landsmännin von Ihnen ist?“

„Beinahe; hatte sie nicht blondes Haar und helle Augen?“

„Als ob Deutschland ein Patent auf diese Reize besäße! Nein, sag' ich Ihnen, das war eine ächte

Französin, eine Erzpariserin; so spricht man nur bei uns zu Lande.

„Wie so?“

„Nun, so voll Artigkeit und Feinheit, voll Verbindlichkeit. Ich wette, der war es nicht um die Zeitungen zu thun und mein unschuldiges Lesecabinet mußte wieder einmal dienen, um einen kleinen Liebeshandel zu verstecken oder die Stunde der Zusammenkunft abzuwarten. Dort in der Glasgalerie ist sie verschwunden. Pah, ein Gang wie eine Sylphe! Ist der Mann glücklich, zu welchem sie hinsog!“

Ernst eilte hinaus. „Armes Mädchen!“ murmelte er vor sich hin und sandte einen langen letzten Blick auf Denisens Gesicht, das sich schon wieder auf die Rechnungsbücher herabgebückt hatte und in ewigem Halbdunkel unleserliche Ziffern, graue Postpakete und feuchte Druckblätter durchwandern mußte. „Armes, armes Mädchen!“ seufzte er noch einmal und entfernte sich langsamen Schrittes.

6.

Was wir auf einigen Seiten erzählt haben, geschah begreiflicher Weise in mindestens eben so vielen Tagen. Die Zeit geht geschwinder als ihre Geschichte. Drei Monate brauchte es, von Longchamps an gerechnet, um in den Verhältnissen unseres vierblättrigen Kleeblattes die Verwickelungen und Wendungen herbeizuführen, die uns bisher beschäftigten. Paris war inzwischen leer geworden. Ein heißer Juni begrub mit seinem Staube, seiner Gluth, seinem Dunst wenigstens das eine Leben dieses tausendlebigen Ungeheuers. Die Salons waren mit den Kammern geschlossen; Staatskunst, Börse und Mode seufzte in Bädern und Quellen, gähnte auf dem Lande, stob nach allen vier Winden und auf allen Heerstraßen auseinander. Die Hôtels standen leer, Fenster, Kronleuchter und Hausrath trugen ihre grauen Sommerkappen und im Erdgeschosse faulenzte die glückselige Dienerschaft.

Die Gräfin Herisy verweilte noch in Paris. Eine böse Zunge hatte behauptet, sie sei in der letzten Saison mit dem Einbringen ihrer Wintersaat nicht fertig geworden. „Nicht doch,“ entgegnete eine zweite, „sie spielt Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem.“

Ahnte die Gräfin derlei freundliche Aufmerksamkeit und Nachrede? Sie traf Anstalten zur Abreise. In der Nähe von Versailles besaß sie ein kleines Gut, wo sie, zu großen Touren und Badefuren nicht mehr reich genug, einsam ihre Sommermonden zubrachte. Die Fahrt dahin war keine Reise, doch machte sie Frau

von Herisy gern dazu, indem sie die Eisenbahn verschmähte und mit ihrem ganzen Schneckenhause, wie sie es nannte, davonzog.

Der Tag nach ihrem wunderlichen Besuche im Cabinet Montpensier wurde plötzlich zur Wanderung bestimmt. Nach Tische befahl sie: „morgen Abend reisen wir die Nacht hindurch, um dem Staube und der Hitze zu entgehen. Haltet Alles fertig und schickt einen Boten voraus, der uns anmeldet!“

Weder Ernst noch Otto waren von ihrer Absicht unterrichtet. Die Gräfin wußte aber, daß sie beide, wollte sie anders, noch bei sich sehen würde. Und so geschah es. Um zwölf Uhr bat Herr von Bernack um die Erlaubniß. „Angenommen.“

Es war ein peinliches, gewundenes und geschrobene Gespräch, womit die beiden Personen einander plagten. Ernst wollte spizig sein, Frau von Herisy einfach und jedem mißlang seine Rolle. Sie versuchte in die Empfindsamkeit überzugehen und er den Verletzten, Verlassenen zu spielen und sie waren wieder nicht glücklicher. Kein Zwang liegt so schwer auf Herz und Zunge, als der, wenn diese reden soll, wo jenes schon lange geschwiegen hat. Wer ging nicht einmal im Leben durch eine ähnliche Stunde? Die entseßliche Versicherung, an die Stelle entflohener Liebe treue unwandelbare Freundschaft treten lassen zu wollen, das officielle Händedrücken, die mühselig erzielte Nührung, das halbtragische, halbkomische Abwenden, ach du lieber Gott, das sind lauter so gemischte, unklare, unbequeme Empfindungen, daß man nicht weiß, soll man im Salon weinen und auf der Treppe lachen oder umgekehrt. Frau von Herisy hatte obendrein mit jener etwas grausamen Freiheit, welche die Pariser Sitte gestattet, Ernst in ihrem Schlafzimmer empfangen, ihre ganze Garderobe lag und hing zum Einpacken bereit umher und jedes Stück und jeder Winkel des Zimmers predigten Erinnerungen, die noch zu neu waren, um angenehm zu sein und doch weß und alt genug, um sich nicht wieder in Blüthe zurückrufen zu lassen. Ernst hielt sich am Ende leidlich wacker; nur einmal als die Gräfin ihr Taschentuch mit einer herrlichen Geberde an die unerbittlich trockenen Augen führen wollte, ergriff er ihre Hand und sagte, etwas zu hart und höhnisch vielleicht: „Hermance, machen Sie sich nicht weicher, als ich es zu thun im Stande bin, Sie wären fähig mich auf's Neue zu unterjochen.“ Ein tückischer Blick zuckte auf ihn, ein Blick von denen, für welche Shakespeare sein unsterbliches Wort gefunden hat. Er fuhr ruhig fort:

„Scheiden wir als gute Freunde, wer weiß, ob wir uns je im Leben wiedersehen! Wenn Sie vom Lande zurückkehren, bin ich wohl längst in Braunschweig.“

„Nehmen Sie meine freundlichsten Wünsche mit für Ihre Zukunft und besonders für Ihre Zukünftige. Ich hoffe, die Partie, von der Sie mir sprachen, wird sich arrangiren? Eine in jeder Hinsicht vortheilhafte Partie, für welche Sie Ihrer Mutter tief verpflichtet bleiben.“

Ernst brach auf; die Moral schien ihm denn doch ein wenig déplacirt. Die Gräfin hatte im vorigen Winter Alles gethan, um ihn seiner bestimmten Braut zu entreißen, an welche allerdings keine Neigung, aber eine vortheilhafte Familienvereinigung ihn knüpfen sollte. Nun auf einmal wollte sie umlenken; nein, es ward ihm zu viel. Er ging.

Unter der Hausthüre stieß er auf Otto, der glühenden Gesichtes dahergerannt kam. Ernst hatte einen unglücklichen Einfall. Indem er sein Spazierstöckchen wie eine Musquete schulterte und eine steife Exercierplaghaltung einnahm, rief er dem Freunde ein Wort entgegen, nur Ein Wort, aber ein Wort, das diesen Freund zu seinem Feinde machte beinahe von Stund an.

Er rief: „Abgelöst!“

Otto wollte erst stehen bleiben und erwidern, aber er besann sich. Eine Todtenblässe überflog seine aufgeregten Züge und indem er Ernst, der ihm den Weg vertrat, heftig auf die Seite schob, eilte er an ihm vorbei, die Stiegen hinauf.

Bei dem Schalle der Glocke wußte Frau von Herzly schon, wer anlätete. Sie ließ hinausfragen: „Herr Walthers möge nur eine kurze Weile verziehen und die Frau Gräfin werde es freuen ihn zu empfangen.“

Der weibliche Diensthote, welcher ihn in das *Boudoir* führte, setzte auf eigene Verantwortung hinzu: „Gnädige Frau sind eben in's Bad gestiegen.“

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilung aus Paris. Die große *Soirée*, welche Herr Guizot dem Bey von Tunis zu Ehren gegeben hat, mag äußerst glänzend gewesen sein. „Wie viele Tausende von Kerzen und Lämpchen strahlten da!“ ruft ein Augenzeuge aus; „was gab es da für Lichterbouquets und Lichterkränze und was

für Diplomaten! In dieser schönen von Gold und Geschmeide schimmernden Welt befanden sich die Blume der Ritterschaft und die reichsten und erhabensten Hauben und Coiffüren des königlichen Almanachs, hier gewahrte man sämtliche Ordenskreuze der alten und neuen Welt, vom Dannebrog-Orden an bis zum *Nishan-Istihar!*“ Ein Nachahmer von Herrn von Saloandy sagte darüber: „Es war ein ächt orientalisches Fest, Glanz und Pracht überall, und die Damen! Man denke sich Engländerinnen, träumerisch wie Mondlicht, Spanierinnen, deren Mund lächelte wie die volle Granat-Blüthe, Portugiesinnen, gelb wie Drangen, und Pariserinnen, welche alle diese Reize in sich vereinten; und an nackten Schultern und Armen fehlte es natürlicher Weise nicht!“ Auch soll Achmet-Bey den Gastgeber wegen seines guten Geschmacks und der Wahl der Gesellschaft gepriesen haben.

— 6 —

(Ein Portrait von Shakespeare.) Die englischen Zeitungen erzählten, daß ganz kürzlich ein Gemälde in den Besitz des Bischofs von Ely gekommen sei, welches für ein unzweifelhaftes Portrait des großen dramatischen Dichters ausgegeben werde. Es lag lange Zeit in dem Winkel eines Trödler-Ladens verborgen, wo man leider bei seiner Entdeckung nichts über seine früheren Schicksale erfahren konnte. Ein Name ist nicht darauf zu finden, wohl aber kamen, als man es reinigte, die Buchstaben und Ziffern AET (Alter) 39. 1603 zum Vorschein. Dieses Datum stimmt mit dem Alter Shakespears in jenem Jahre überein. Das Bild ist von sachkundigen Richtern in Augenschein genommen worden und alle sind der Meinung, daß es die Züge des Dichters darstelle. Sollte sich die Sache bestätigen, so hätte man in der That einen höchst interessanten Fund gemacht.

— 6 —

(Das *Mattau-Hydrophon*.) Die belgischen Zeitschriften machen große Lobeserhebungen von einem neuen Instrument — dem *Mattau-Hydrophon* —, welches erst kürzlich von dem Künstler, dessen Name es trägt, vollendet worden ist. Nach Allem, was darüber verlautet, besteht es blos in einer Erweiterung der *Harmonica*, womit *Vinglesina* (*Mrs Cecilia Davis*) ihre Leistungen zu vermannichfaltigen pflegte; denn die Erzeugung musikalischer Töne durch Stäber, welche Wasser enthalten, ist nichts Neues. Herrn *Mattau's* Instrument hat indeß ein Register von sechs und einer halben Octave.

— 6 —

(Ein berühmter Schuhmacher.) Es ist bekannt, daß Napoleon für den König von Rom bald nach dessen Geburt einen großartigen Palast erbauen lassen wollte und daß an der Stelle, wo derselbe aufgeführt werden sollte, ein schlechtes Häuschen eines armen Schuhmachers, *Simon*, stand, der anfangs 20,000 *Frcs.* dafür verlangte und endlich seine Forderung bis auf 60,000 *Frcs.* steigerte. Der Kaiser ließ ihm 50,000 bieten und da der eigensinnige Schuhmacher seine Hütte durchaus nicht hergab, wurde der ganze Bauplan geändert, dessen

Ausführung die späteren Ereignisse überhaupt verhinderten. Als man dem Schuhmacher anzeigte, man brauche sein Haus nicht, bot er es unaufhörlich zum Kaufe an und stimmte seine Forderung vergebens immer tiefer herab. Nach der Restauration mußte er seine Hütte aus Noth für hundert und fünfzig Francs verkaufen und der Kerger über seinen Eigensinn, der ihn verhindert hatte, ein wohlhabender Mann zu werden, wirkte so heftig auf ihn, daß er den Verstand verlor und in das Irrenhaus gebracht werden mußte. In demselben hat er dreißig Jahre gelebt, denn er starb erst in den letzten Tagen des vorigen Jahres.

(Die Engländer in Genf.) In Genf, heißt es im diesjährigen Distelkalender, wohnen immer viele Duzend Engländer, um Forellen und Hechte zu fangen im großen Genfer See. Wie die Genfer nun so bitterböse auf einander schossen, war das etwas Gefundenes für die dortigen Engländer, die schon lange den Himmel angegähnt hatten vor Langeweile. Also rannten sie aus allen Wirthshäusern zusammen nach dem großen „Hôtel des Bergues“, welches das schönste Wirthshaus in der ganzen Eidgenossenschaft ist und mitten zwischen den Kanonen- und Stutzerkugeln lag. Die Engländer wollten sich nämlich die Revolution in der Nähe ansehen. Natürlich mußten auch die Weiber und Jungfer Töchter dabei sein. Die Männer schauten durch große Perspective und die Frauen hatten Bücher bei sich, in die sie alles schrieben und zeichneten was vorging. Auf einmal flogen die Gewehrkugeln durch die Scheiben in das Engländerzimmer herein als wenn es hagelte. Da standen die Engländerinnen auf, nahmen ihre Reisetaschen und wo sie eine Kugel auf dem Zimmerboden oder im Hausgange fanden, lasen sie dieselbe auf und steckten sie ein; eine hatte sogar ein Federmesser bei sich und grub die Kugeln heraus, die im Getäfel stecken geblieben waren. Dann setzten sie sich hin, wickelten jede Kugel in Seidenpapier und schrieben darauf: Geschossen zu Genf in der Revolution 1846. Und die eine wollte ihre Kugel ihrem Liebhaber schicken, die andere ihrem Bruder, die dritte hatte eine Sammlung von Karitäten: ein Stück Stein von der St. Peterskirche in Rom, Eis von der Jungfrau und andere schöne Sachen und da sollte die Kugel auch hinein. Aber als sie einpackten, flog eine sechspfündige Kanonenkugel durch das Fenster herein mitten in einen Spiegel, der so groß war wie eine Hausthüre, dann wieder zurück an eine Wand, wo sie stecken blieb. Da wollten nun die Engländerinnen auch die große Kugel herausgraben, der Wirth aber sagte: die muß hier bleiben zum Gedächtniß; ich lasse sie einmauern, ein Futteral darüber machen und wenn die Fremden sie sehen wollen, müssen sie dafür bezahlen. Eine der Engländerinnen dagegen meinte, der Wirth sollte nur sagen, was er für die Kugel haben wolle. Der galante Wirth ließ sich auch erweichen und verkaufte ihr die Kanonenkugel für zwei Napoleonsdor. Die Tochter Alt-Englands ließ sie einpacken und in ihre Wohnung tragen und ist glücklich über den Besitz.

(Komisches.) Ein Hund bekam von seinem Herrn (in London) jeden Morgen einen Penny. Damit lief er regelmäßig zu einem Bäcker und ließ sich dafür ein Brodchen geben, das er sofort verzehrte. Einmal wollte sich der Bäcker einen Spaß mit seinem vierbeinigen Kunden machen und gab ihm ein noch ganz heißes Brod. Das nahm aber der Hund sehr übel; er ließ das heiße Brod fallen, nahm den Penny wieder, der noch an dem Tische lag, wurde dem Bäcker untreu und holte sich von da an sein Frühstück regelmäßig bei einem andern. — In einer Zeitung von Neuorleans las man kürzlich: „Ein toller Hund hat leider den Dr. Hart und einige andere Hunde gebissen“ und in einer andern Zeitung hieß es: „Das Schiff . . . brachte nur Herrn . . ., dem drei Viertel der Ladung gehörten und die Frau des Capitains.“ — Vor einem amerikanischen Kaffengerichte wurde kürzlich nur der obere Theil des Körpers eines Diebes verurtheilt, weil der Dieb nur mit diesem durch die Oeffnung einer Wand in ein Haus hineingetrochen war, und der Richter stellte dem Manne frei, den untern Theil abzuschneiden oder mit in das Gefängniß zu nehmen, wie es ihm beliebe. — Brennglas giebt in seinem „Komischen Volkskalender“ auch eine Anzahl erprobter Hausmittel zum Besten z. B. Vertreibung der Zahnschmerzen: man nehme ohngefähr zwei Eßlöffel kalten Wassers in den Mund und setze sich dann auf einen geheizten Bratofen. Sobald das Wasser im Munde zu kochen beginnt, hört der Zahnschmerz auf. Mittel gegen die Vergiftung durch Pilze: man wasche dieselben dreimal in Flußwasser, koche sie weich, lege sie dann in einen Zigel mit zerlaufener Butter, lasse sie darin aufkochen und — werfe sie dann weg. Mittel gegen rauhe Hände: man gewöhne sich von früher Jugend daran, nicht zu arbeiten, gehe im Sommer behandschuhet spazieren und fahre, sobald irgend schlechtes oder kaltes Wetter eintritt, mit derselben Vorsicht in eigener oder gemietheter Equipage. NB. Die Wirkung auf die Hände bleibt ganz dieselbe, wenn die Equipage auch nicht bezahlt ist.

Genera lcorrespondenz.

„Robert Bruce“, die sogenannte neue Oper von Rossini, ist endlich in Paris zum erstenmale aufgeführt worden. Das Opernhaus sah vielleicht noch nie eine so glänzende Versammlung wie an jenem Abende. Im Paradies sogar sahen Herzoginnen und Millionäre. Aber welche Täuschung fand die hochgespannte Erwartung! Rossini hat ausdrücklich jede Verantwortlichkeit für das Werk abgelehnt und nichts gethan, als daß er einige alte Opern etc. hergab, aus denen Herr Niedermayer Ariens etc. nahm, die er so gut als möglich unter einander verband, so daß das Ganze mit einem in Blei gefaßten Brillantschmuck verglichen werden kann. Die Ouverture ist aus Motiven von „Selmira“ und der „Donna del Lago“ zusammengesetzt und

beim Aufgehen des Vorhangs beleuchtet die aufgehende Sonne die Trümmer des schottischen Heeres. Verwundete Soldaten und erschöpfte Bergbewohner schleppen sich an den Felsen hin und sehen sich nach einem Retter um. Da erscheint plötzlich Robert Bruce, bei dessen Anblicke die Besiegten wieder Muth fassen. Das erste Musikstück ist Note für Note aus der Introduction zu „Belmira“ genommen, aber zwei Töne tiefer gesetzt, so daß es allen Wohlklang verloren hat. Nach einem Recitativ von Niedermayer folgt der Jagdchor aus der „Donna del Lago“ wie er geschrieben ist. Daran schließt sich wieder ein Niedermayerisches Recitativ, während dessen Arthur, der treueste Ritter Edwards und Geliebter Mariens, der Tochter des schwarzen Douglas, erscheint, der nicht weiß, ob er der Pflicht oder der Liebe folgen soll. Marie selbst tritt auf und singt das prächtige „o mattutini arbori“ aus der „Donna del Lago.“ — Der zweite Act beginnt mit einer Cavatine des Douglas, die aus „Torvaldo e Dorlisca“ genommen ist und lebhaft beklatscht wurde, worauf Marie die berühmte Arie aus der „Donna del Lago“: O quante lagrime zu singen hat. Mad. Stolz vermochte diese unsterbliche Arie nicht entsprechend vorzutragen und es entstand im Theater ein furchtbarer Lärm, der störend auf den ganzen noch übrigen Theil des Stückes einwirkte. Der zweite Act ist aus Stücken aus der „Donna del Lago“ und „Bianca und Galiero“ zusammengesetzt und schließt mit dem bewundernswürdigen Bardechor aus der „Donna.“ Im dritten Acte ist es Nacht und man sieht auf einem Felsen das Schloß Stirling, das Robert Bruce und Douglas stürmen wollen. Die Hälfte des Actes besteht aus Längen, die nach Motiven aus „Moses“ (!), nach einer Composition, die Rossini zur Hochzeit eines reichen Pflanzers zu Savanna 1824 und nach einer Cantate arrangirt sind, die der Meister für die Hochzeit Rothschilds schrieb. Sie haben also durchaus nichts Schottisches an sich. Ein Quartett aus „Bianca und Galiero“ ist zu einem Sextett umgewandelt; nach dessen Beendigung wird die Feste gestürmt, die Mauern brechen zusammen, Marie sinkt ihrem Vater in die Arme und die Wiederaufnahme des Bardechores schließt das Ganze. Der Eindruck, den es hinterläßt, kann nur ein trauriger sein, denn nichts ist gut daran als die einzelnen Musikstücke, die aber dahin durchaus nicht passen, wo man sie eingefügt hat und die überdies durch die Verstümmelung viel von ihrem ursprünglichen Reize verloren haben. Das Buch, das man zu dieser Flickarbeit geschrieben hat, ist völlig unbedeutend. —

Der Platz, an welchem die neue Gemäldegalerie (Museum) in Dresden gebaut werden soll, ist nach einer neuen sorgfältigen Prüfung endlich definitiv entschieden worden und zwar hat man doch noch die freie Zwingerseite gewählt. Das Gebäude wird nach einem Plane des Professor Semper aufgeführt. —

Bei einer Autographen-Auction in London wurde ein (französischer) Brief von Goethe aus dem Jahre 1803 mit 1 Pfd. St.

5 Schill. (etwa 8 Thlr.), einer von J. J. Rousseau mit 5 Pfd. St., eine Quittung von Calvin mit 5 Pfd. St. und die Unterschrift Napoleons mit 25 bis 31 Schill. (8 bis 10 Thlr.), ein Brief der Königin Elisabeth mit 8 Pfd. St. etc. bezahlt. —

Die alten Reisenden, welche Brasilien besuchten, erzählten von einem dort im Wasser lebenden Ungeheuer, Minhocao genannt, das sich nach ihrer Angabe in den tiefsten Seen, namentlich der Provinz Goyas aufhalten und Pferde, Rinder etc., die an das Ufer kommen, hinunterziehen sollte. Neuere Forscher hörten in Brasilien allerdings auch von diesem Ungethüme reden, aber allgemein wurde es für ein Fabelwesen gehalten, bis Ratterer in den stehenden Wassern des Rio de Madeira ein riesenhaftes ungeheuerliches Geschöpf entdeckte, das er Lepidostiren nannte und das man jetzt nach den neuesten Untersuchungen für den Minhocao hält. Es steht in der Mitte zwischen den Fischen und Reptilen und die Gelehrten sind in großer Verlegenheit, denn sie wissen nicht, welcher Classe sie das seltsame Geschöpf zuweisen sollen. —

In Batavia ist ein gewisser Müller, ein ehemaliger armer Weber aus Chemnitz in Sachsen, gestorben, der 1814 unter das Militair ging, in Belgien gefangen genommen wurde, flüchtete sich auf ein amerikanisches Schiff rettete und an der Congoküste den Negern in die Hände fiel, wo er 7 Jahre in harter Sklaverei zubrachte, bis er einem Negerkönige auf der Löwenjagd das Leben rettete, wofür er seine Freiheit und reiche Geschenke erhielt. Auf einem englischen Schiffe kam er nach Batavia, wo er einen Handel anfang. Bei seinem Tode hat er einen Grundbesitz von 6 D.-M. und im Ganzen ein Vermögen von 12 Mill. Gulden hinterlassen. Damit könnten unsere sämmtlichen armen Weber glücklich gemacht werden. —

A. Dreishock, der bekannte Claviervirtuos, dem es im Ueberwinden unerhörter Schwierigkeiten kein anderer gleich that, gab in Leipzig mit sehr großem Beifalle ein Concert. Er will von hier aus Berlin besuchen und dann nach Paris gehen. —

Bei ihrer sonstigen Grobheit sind die Amerikaner bekanntlich außerordentlich artig und zuvorkommend gegen die Damen. Davon überzeugte sich neulich ein Engländer im Theater in Newyork. Er hatte in einer Loge in der vordersten Reihe sich den besten Eckplatz ausgesucht und machte sich da breit, wie es die Engländer zu thun pflegen. Bald erschien aber ein Herr mit einer Dame, welcher den Engländer aufforderte der Dame den besten Platz zu überlassen. John Bull brummte, rührte sich aber nicht. Der Begleiter der Dame trat deshalb an die Bogenbrüstung und erzählte den Anwesenden seinen Streit. Als bald stürzten die souverainen Amerikaner zu Duzenden von allen Seiten herbei und ruheten nicht eher, bis sie den Engländer aus dem Theater hinaus — begleitet hatten. —

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 5.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Händchen Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Tplr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, u. Meubles, Gardinen, Equipagen, Goylen moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Tplaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Schule des Lebens.

Novelle

von

Franz Dingelstedt.

(Fortsetzung.)

Otto sank ermüdet in einen Lehnstuhl. Die Hitze draußen war drückend, die im Zimmer noch drückender und die drückendste lag mit Gewitterschwüle auf seiner Brust. Er hatte beim Frühstück einen kleinen häuslichen Auftritt mit Denise gehabt und Ernsts unbarmherziger Spas vollendete seine Aufregung. Das Blut kochte in ihm, jeder Nerv war zum Zerreißen angespannt. Der starke Blumenduft im Gemache der Gräfin diente nicht dazu, seine Stirn zu erleichtern. Alle drei Fenster, gegen Mittag gehend, hatte man verhängt, nur die eine Seite, ein Eckfenster mit bunten Scheiben, blieb offen. Die Sonnenstrahlen fielen, durch die rothe und violette Farbe gebrochen, auf den Boden und spielten in seltsamen schrägen warmen Lichtern über die Teppiche. Der schwarze Lack an den Meubles mit seinen Goldzierrathen, die verzerrten Gesichter und Figuren, die vom Kamine, von der Stagere, vom Schreibtische herunter grinsten und nickten, die Malerei auf den Tapeten mit ihren schreienden Tönen, ihren Riesengewächsen und Vögelungeheuern, das ganze chinesische Wesen und Unwesen fiel abermals wie ein Traum, wie ein Märchen auf den eintretenden Mann. Er legte den Kopf zurück, schloß die Augen. Die Zeit des Wartens währte ihm gar nicht lange, diese peinlichste aller

Zeiten; er hätte einschlafen mögen auf dem Sessel der Gräfin, die Stirn in ihr Taschentuch gedrückt, das vor ihm auf dem Tische lag, die Füße ausgestreckt auf ihrem Schemel. Vielleicht schlief er wirklich ein, denn Gräfin Herisy weckte ihn erst nach einer ziemlichen Weile. Sie trat aus dem Schlafgemache. Otto fuhr auf, er sah, im Nu ermuntert, durch die halbgeöffnete Thüre noch die Badewanne stehen und auf dem Teppiche davor die Pantoffeln, feuchte Tücher lagen auf dem Boden und ein noch viel stärkerer Duft als im Boudoir herrschte, strömte aus dem Schlafzimmer. Frisch und rosig und kühl wie ein Maimorgen stand sie vor ihm, eingehüllt in einen Ueberrock von sogenannter roher Seide mit einer Menge Schnüre und Knöpfe, halb Reifelleid, halb Hausgewand. Ein kleiner weißer Kragen mit rothem Saume schloß oben fest um den Hals, gleiche Manschetten um die Hände. Das prächtige Haar, sonst so wirr gelockt, schmiegte sich in weichen glatten Bandeaux an die Schläfe es war als glitzerten noch einzelne Wassertropfen darin. Ihre Hand, die sie Ernst mit einer lieblichen Bitte um Vergabung hinhielt, strömte einen kalten Schauer durch seine Glieder. Mit dieser Berührung war gleichsam die elektrische Kette wieder um seinen Nacken geworfen und tausend Funken sprühten von der weichen, vom Bade her durchdusteten und geglätteten Haut in ihn hinüber, von ihm zurück. Er zitterte so, daß er sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Die Gräfin winkte ihn neben sich in einen Sessel und begann, wie gewöhnlich, die Unterhaltung.

„Wie gut das ist,“ sagte sie, „daß ich Sie vor meiner Abreise noch sehe.“

„Sie reisen!“

„Heute Abend!“

„Unmöglich.“

„Haben Sie im Vorzimmer die bereits gepackten Koffer und Cartons nicht bemerkt? Ja, Freund, ich gehe auf's Land. Ich fühle, daß es hohe Zeit ist.“

Tiefe Stille.

„Aber ich freue mich, Ihnen vorher noch ein Unrecht abtun zu können. Keines an Ihnen, aber doch an einer Person, die Ihnen nahe steht.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Vergessen Sie, wo wir uns gestern begegnet sind? Sie ist reizend, voll Liebenswürdigkeit, viel mehr, als ich erwartete. Ich verlasse Sie beruhigt.“

„Wenn Sie wüßten, Gräfin, ...“

„Weiß ich nicht genug, nicht Alles?“

Sie ließ schwärmerisch den Kopf sinken. Das Tuch, welches Ernst nicht gefangen hatte, wehete wieder um ihre Augen. Dürfen wir im Vorübergehen anmerken, daß solche weiße Battistfahnen mit Säumen und Chiffren in Gold gestickt im kleinen Kriege dieselbe Bedeutung annehmen können, welche sie im großen haben? Sie aufziehen bedeutet: der Platz ergiebt sich.

Otto faßte der Gräfin Hand; so hatte auch Ernst gethan, aber ganz anders.

„Ich bitte, ich beschwöre Sie, haben Sie Mitleid mit mir! Sehen Sie denn nicht wie ich leide?“

Die Gräfin schwieg. Ihre Kammerfrau ließ zu rechter Zeit, um die drückende Stille zu unterbrechen, den Liebling der Herrin, ein lebhaftes, fein gezeichnetes, seidenhaariges Wachtelhündchen, zur Thüre hereinspringen. Das erwähnte Ding war mit einem Sage auf der Gräfin Schooß, es drückte seine gescheiten hellen Augen und das feine Köpfschen an ihre Brust, legte ihr die Vorderpfoten auf die Schultern, zupfte an ihren Ohren und Haaren, schob die Schnauze schnuppernd hin und her, kurz es wühlte wie ein glücklicher Anbeter in den verhüllten Reizen seiner Gebieterin, die lachend wehrte und wehrend nachgab. Zweite Randglosse: Schooßhunde und in deren Ermangelung kleine Kinder bilden eine furchtbare Hilfstruppe der Kofetterie.

Ernst folgte dem Spiele der muthwilligen Fancy mit brennenden Augen. Seine Hand streckte sich aus, um Fancy zu lieblosen, sie traf die Schulter der Gräfin, die sich in ihrem Stuhle herumwarf als sei Feuer

darauf gefallen. „Haben Sie Mitleid mit mir,“ murmelte er, sein Gesicht auf ihre Knie drückend.

„Lassen Sie mich, o nein, nein, nicht so. Sie gehören nicht mir, Ihr Herz ist einer Andern.“

„Hinweg mit dieser Andern!“

„Seit ich sie gesehen habe.“ ...

„Warum mußten Sie sie sehen?“

„Weil ich meine Nebenbuhlerin kennen wollte!“

Die Gräfin war süperb, süblim bei diesen letzten Worten, die sie, leidenschaftlich emporgeschneilt, mit gebrochener Stimme, halb abgewendet, Ottos umstrickende Arme zurückdrängend, hervorstieß. Jubelnd schrie er auf: „Hermance!“ Seine Küsse brannten durch die durchbrochene Seide auf ihrem feinen Fuße, während er sein langes Haar in ihrem Schooße begrub.

Als das Paar aus seiner Trunkenheit erwachte, waren die Stunden des Nachmittags hingegangen. Hermance, welche die aufgelösten verwirrten Locken aus dem leichenblaß gewordenen Antlitz strich, sah auf Otto nieder, der ihre Hände unzählige Male an Brust und Lippe drückte. Fancy, die muthwillige böse Fancy hatte sich für die Vernachlässigung, die ihrer hohen Person widerfuhr, gerächt, indem sie auf ihrem Sammetkissen das herabgezerzte Taschentuch der Gräfin in kleine Fetzen zerriß. Es war ganz still in dem kleinen Gemache. Man hörte den Gang einer Uhr, das Summen einer gefangenen Fliege hinter dem herabgelassenen Rouleau, das spielende Knurren und Scharren des vergessenen Hündchens.

Die Gräfin stand langsam auf und öffnete die Thüre in den Salon. Vom Speisesaale herüber klang das Geklapper der Teller und Gläser, der Tisch wurde gerichtet, also war es nahe zu sechs Uhr. Mit der einschmeichelnden Schüchternheit eines Kindes fragte Frau von Herisy: „Wird mein Freund mir den letzten Tag unverkürzt schenken?“

„Wie magst Du fragen?“

„So gebe ich die nöthigen Befehle; schreiben Sie indessen eine Zeile zur Nachricht an sie.“

„Es braucht das nicht.“

„Doch, mein Freund, doch. Nachricht muß sie haben, warum sie unnöthig ängstigen und plagen?“

Otto setzte sich an den lackirten Tisch. Die Gräfin sah über seine Schulter, den Arm um ihn geschlungen, wie er in dem Billet, das er auf ihrem Papiere, mit der Grafenkrone und ihrer Chiffer geschmückt, an Denise schrieb, sie „Du“ anredete und sogar mit: „Liebe Denise!“ anfing. „Wie,“ rief sie mit wildem Zorne

aus, „dies an sie und in dieser Stunde?“ Sie zerriß das Blatt unter seinen Händen. Er stampfte mit der Feder und hätte noch lieber mit dem Fuße gestampft, aber schon lag das eiserne Joch, der leichte Arm dieser Frau unerbittlich auf seinem Nacken, er knirschte bloß in die stramm angezogenen Zügel. Glühend warf er auf einen zweiten Papierstreifen nichts als die Worte:

„Ne m'attendez pas pour le diner; je dine en ville, avec Ernest. O.“

Des Freundes Name war nachträglich angeklüfft, aber er passirte. „Ist es so recht?“ Die Gräfin ergriff das geschlossene und adressirte Billet und eilte nach dem Glockenzeuge. Hätte Otto den Blick, den Ausdruck gewahren können, womit sie, ihm den Rücken kehrend, vor sich hinlächelte!

„Herr Walther bleibt bei mir zu Tische, dieses Billet jogleich an seine Adresse!“

Herr Walther blieb zu Tische, Herr Walther blieb zum Thee, Herr Walther blieb bis um zehn Uhr der Reisewagen vorfuhr. Schlag elf hob er die Gräfin hinein. Der Postillon saß auf, die Kammerfrau stieg in den Wagen, der alte Diener mit der Haushälterin hinten auf und fort ging es in die laue sternklare Nacht hinein. Otto starrte der Kalesche, als sie schon längst um die Ecke verschwunden war, versteinert nach. Er wollte in Gedanken wieder hinauf in die Zimmer der Gräfin, bis ihm der zurückgebliebene Bediente lächelnd bemerkte: „Gnädige Frau haben die Schlüssel mitgenommen.“ Beschämt eilte er von dannen.

Zu dem kurzen Wege von der Rue de l'Université bis in die Rue du Rempart brauchte Otto eine volle Glockenstunde. Er hatte Blei in den Füßen, Zentner auf der Brust, Schleier vor den Augen. Die Nachtluft, in feuchten Nebeln um die Seine wehend, that ihm wohl und er wäre gern bis zum Morgen umhergewandert in dem menschenleeren düstern Viertel am linken Ufer, über die Jenaer Brücke und die düstere Esplanade der Invaliden. Ihm graute vor seinem fünften Stocke, vor Denisens schlaftrunkener Kerze, schlaftrunknem Auge.

Beide erwarteten ihn jedoch heute nicht mehr. Denise hatte das Billet noch im Cabinet erhalten. Das Papier machte sie zwar anfangs stübig; als sie indessen zuerst an dem Heliotropgeruche, den Otto immer von der Gräfin heimbrachte und dann, genauer nachsehend, an dem Stempel erkannte, wo es geschrieben war, fühlte sie sich vollkommen beruhigt. Sie fand es natürlich, daß Otto entweder bei der Gräfin

speißte, wie er oft gethan, oder mit ihr eine andere Partie verabredet hatte. Ernsts Name stand obnehin dabei, es erschien ihr alles in bester Ordnung. Den kurzen und fremden Ton des Billets schob sie auf Rechnung ihres Zwistes mit Otto. „Er schmolzt,“ sagte sie lächelnd für sich, „also liebt er mich noch.“ Vergnügt aß sie mit ihrem Kanarienvögelein, dem symbolischen Thiere der Grisette und blieb allein zu Hause. Sie begab sich, weil sie nie müßig sein konnte, an die Arbeit, Ottos Wäsche nachzusehen und seine gelben Handschuhe, wenn gebrauchte in den Ecken umherzuführen, mit Gummi zu putzen. Dabei überlegte sie, Nähnadel und Faden zwischen den Zähnen und die Stirn ernsthaft gerunzelt, welches bedrohliche Loch ihres guten Freundes gesteigerte Bedürfnisse für die Welt in ihrem laufenden Budget sowohl, wie in den Ersparnissen der letzten Finanzperiode gerissen hatten. „Indessen,“ tröstete sie sich wiederum, „dieses Geld ist auf hohe Zinsen angelegt, sicher wie in der Sparkasse. Dafür wachsen nicht nur die Wechsel, die mein kleiner Mann aus Deutschland bekommt, weil seine Arbeiten jetzt besser bezahlt werden als früher, sondern wir nähern uns auch durch Ottos vornehme Verbindungen unserm großen Ziele: Anstellung, feste Lage, gesicherte Zukunft. Wenn ich daran denke, einmal seine Frau, in der Kirche und vor der Mairie meine ich, seine Frau zu werden, ... es ist eine bloße Kinderei, allein mein Herz pocht dazu wie ein Hammer. Und vielleicht hätten wir in Jahr und Tag gar ein Kind zu erwarten, — ich ein Kind!“

Sie mußte die Handschuhe weglegen, ihre Augen standen voll Wasser.

Draußen läutete Jemand an. Denise schreckte empor aus ihren Träumen, die unwillkürlich in ein leises lächelndes Gebet übergegangen waren. Da sie die Bonne für heute schon verabschiedet hatte, ging sie selbst öffnen. Ernst stand vor ihr. „Was der Tausend,“ rief sie ihm entgegen, „schon zurück und allein?“

„Zurück, woher?“

„Nun, von dem Diner und wo haben Sie Otto gelassen?“

„Ich verstehe Sie nicht, liebe Denise.“

„Sie haben ja mit Otto gespeißt bei der Gräfin, nicht wahr?“

„Ich? Nun ja, freilich. Aber wie wissen Sie denn . . .?“

Ernst war noch ein deutscher Lehrling in der Kunst seine Gedanken hinter Worte zu verstecken. Deswegen

studirte er ja in Paris die Uebersetzungen des Fürsten von Perigord. Denise hingegen war eine Französin, war Pariserin, Grifette.

„Ich bin verrathen,“ lallte sie, erdsahl im Gesichte und würde umgefallen sein, hätte Ernst sie nicht unterstützt. Er führte die fast Bewußtlose in ihr Zimmer zurück. Sie brach in einen Strom von Verwünschungen, Flüchen, Anklagen aus. Das Billet von Otto schleuderte sie ihm vor die Füße. „Lesen Sie, Herr! Er verräth mich, verräth mich wie ein Niederträchtiger. Er, mich. Dieser Mensch, den ich aufgehoben im Staube der Gasse, . . .“

Wir wollen das Ungewitter lieber nicht verfolgen, es tobte mit entfesselter schrankenloser Wuth, von keiner Sitte gedämmt, durch keine Selbstbeherrschung abgeleitet. Die Grifette ließ sich gehen, ganz und gar gehen. Sie raffte Shawl und Hut zusammen, um auf der Stelle in das Haus der . . . (Gräfin Herisy) zu stürzen, ihn aus ihren Armen zu reißen, nein, hohnlachend beide mit Füßen zu treten, ihr in das schamlose Gesicht zu speien, . . .

Der arme Ernst stand wie betäubt. Dergleichen war ihm in seiner Erfahrung noch nicht vorgekommen. Bald mußte er, mit aller Gewalt ihre Arme festhaltend, sie verhindern, das Fenster aufzureißen und ihr gräßliches Schimpfwort, mit dem Namen der Gräfin gepaart, auf die Gasse hinabzuheulen, bald warf er sich ihr in den Weg und verriegelte die Thüre, daß sie nicht hinausbrechen konnte. Er befand sich in einer ganz verzweifelten Lage, nicht zu rechnen, daß auch auf ihn persönlich die Streiche hageldicht herniederfielen. Denn: „Waren Sie es nicht, mein Herr, der den Nichtswürdigen zuerst mit ihr zusammenbrachte? Herr Diplomat, was bekommen Sie als Kuppelpelz für diese fein eingefädelte Liaison? Wie viel zahlt Ihnen die alte Kokette für das Opfer, welches Sie ihr ausgeliefert, als Sie selbst den beschwerlichen Götzendienst satt und müde waren? — O ich unglückliches, verrathenes, schmähslich betrogenes Weib! Warum mußten Sie als Versucher zu meinem armen, schwachen, verführten Freunde treten? Was hatte ich Ihnen oder was hatte er Ihnen zu Leide gethan, daß Sie unser Glück, unsern theuer erkauften Frieden gewaltsam zerstören?“

Denise weinte heiße, bittere, schwere Thränen. Ernst war froh als sie flossen; er wußte, daß nun die Wolke sich entladen. Die Abspannung trat auch wirklich bald ein, Denise wand sich am Boden, zu kraftlos, um ferner zu zürnen, in krampfhaftes Schluchzen auf-

gelöst. Ernst legte sie auf's Bette, er öffnete ihr Kleid, um der gepreßten Brust Luft und Athem zu lassen, er rieb und nezte ihre Schläfe und trocknete die geschwollenen Augenlider, die entstellten Wangen. Der Ausbruch dieser ächten und tiefen Leidenschaft, so roh er war, hatte ihn heftig erschüttert und mit Abscheu, mit nagender Reue über seinen eigenen Antheil an dieser Schuld, dachte er an Otto und die Gräfin, welche vielleicht in demselben Augenblicke, wo er um Denisens Verstand und Leben zitterte, einander in den Armen lagen. Er kannte Hermance, er kannte Otto: er wußte, daß die Verirrung bei Jener nur ein Spiel, bei diesem ein Rausch war. Dem sollte Denise mit ihrer treuen, aufopfernden Liebe zur Sühne fallen! Seine Thränen flossen für sie und mit den ihrigen. Mit sanften Worten sprach er ihr Muth und Trost ein und schied erst spät Abends, nachdem sie ihm feierlich gelobt, nichts gegen sich unternehmen zu wollen. Tief bewegt und gerührt drückte er ihre beiden Hände an seine Brust und von der Thüre zurück fiel noch ein klarer Blick auf die Unglückliche, welche bewegungslos, das Gesicht nach der Wand gekehrt, mit verstörten Haaren und aufgerissenem Kleide auf dem Bette lag. „Sonderbar,“ dachte er bei sich und wußte nicht wie er das und in dieser Minute gerade denken konnte, „wer mich so von diesem Weibe kommen und sie da drinnen halbtodt ausgestreckt sähe, der sollte Wunders meinen, was wir mit einander gehabt.“

Kopfschüttelnd tastete er sich die dunkle Stiege hinab.

Eine Stunde darauf kam Otto heim. Er führte Gang- und Zimmerschlüssel bei sich und trat auf den Fußspitzen herein. Denisens Licht brannte nicht mehr, wie er von unten schon zu seiner Erleichterung bemerkt hatte. Sie war in ihrer Stube, hoffentlich, ja gewiß schon in tiefem Schlafe. Otto steckte seine Kerze an, die er sammt den Zündhölzchen an ihrem gewohnten Plage bereit gestellt fand. Er entkleidete sich langsam, schlich mit bloßen Füßen, daß nur die schlechten Dielen knarrten, an der Wand hin, rief endlich ganz leise, vor seinem eigenen Herzklopfen kaum hörbar, Denisens Namen. Alles stille, Alles dunkel. Endlich drückte er behutsam auf das Schloß der Verbindungsthüre zwischen den beiden Zimmern; die Thüre war von drüben verriegelt.

7.

Hätte Otto den Muth zu einer offenen Untreue oder Denise den Stolz ächter Weiblichkeit besessen, so

wäre am Morgen nach der qualvollen Nacht ein rascher ehrlicher Bruch zwischen beiden erfolgt und damit Alles aus gewesen, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt. Aber es giebt nicht viele Männer, die eine Geliebte, eine Frau plötzlich zu verlassen im Stande sind, dafür freilich solche genug, denen ein stiller Betrug, eine allmälige Scheidung nicht hart ankommt. Und wiederum giebt es wenige Weiber, welche nicht Eitelkeit und den Kizel der Kampflust so lebhaft in sich spüren, daß sie es mit jeder Nebenbuhlerin aufzunehmen und gegen eine neue Herrschaft ihren legitimen Besitz bis auf's Blut zu vertheidigen beschließen. Man macht in der Pathologie des Herzens ähnliche Erfahrungen wie in der des Körpers. Zu der Gefahr einer großen Operation versteht sich kaum der zehnte Kranke, während ihrer neun ein unschuldiges Pflasterlein, eine Salbe, eine sympathetische Kur in feigem Zagen oder mit trügerischer Hoffnung auf irgend ein Genesungswunder vorziehen, obgleich ihnen der Arzt bemerkt, der Schaden könne inzwischen tiefer fressen und unheilbar werden.

Ernst spielte den Arzt, jedoch treu seinem milden Charakter und der unwiderstehlichen Vermittelungslust seines Berufes, den vertröstenden, zuwartenden, selbst unsicheren Arzt. Früh Morgens erschien er an Ottos, an Denisens Bette, er parlamentirte zwischen beiden hin und her, riegelte die verschlossene Thüre auf, trug halbe Geständnisse, fahle Entschuldigungen, reuige Gelübde ab und zu und ruhete nicht eher, bis das peinliche Schauspiel einer Versöhnung von ihm in Scene gesetzt worden war. Es ist etwas Herrliches um einen Frieden, den zwei Herzen aus eigenem Antriebe schließen, Herzen, die sich einander noch gehören, die nur ein äußerlicher Anstoß augenblicklich geschieden hat; dafür ist es etwas um so traurigeres, wenn ein Waffenstillstand zwischen den Leidenschaften, ein staatskünstlicher Vertrag, auf schimpfliche Bedingungen für beide Theile gegründet, den Schein jenes Friedens annimmt und dessen innere Segnungen in kümmerlichem Spiele nachhäft.

Der Erste, welcher den Vertrag brach, war Otto. Vielleicht ruhte in den stillen Gründen seiner Seele noch Denisens Bild, das eine wahre Reigung, Dankbarkeit und vor allem die „süße freundliche Gewohnheit“ dorthin versenkt hatten. Allein die neue Leidenschaft, neu in allen ihren Thaten und Wendungen, ging in so hohen Wellen über ihn, daß er selbst das Bildniß in der Tiefe nicht mehr erkannte und mit voller Fluth dahinfuhr, mit sturmgefüllten Segeln. Am dritten

Tage nach der Gräfin Abreise hatte er schon einen Brief von ihr. Der Verabredung gemäß schrieb sie ihm unter seiner Adresse mit dem Zusage: „abzugeben bei dem Hausmeister,“ damit der Brief nicht, wie Ottos übrige, in das Cabinet Montpensier und durch Denisens Hände ginge. Frau von Herisy langweilte sich auf dem Lande furchtbar oder im Style ihrer Epistel gesprochen: die grüne Einsamkeit ihres Wittwenstübes that ihr unendlich wohl; nur Eines fehlte ihr, um ihren Park zum Paradiese zu verwandeln. Dieses Eine, dieser Adam ließ die einsame Eva nicht lange harren. Nicht umsonst führen zwei Eisenbahnen statt einer von Paris nach Versailles, so daß jede Stunde die bequemste Gelegenheit zum Hin und Her geboten ist. Otto ward der eifrigste Kunde der beiden Unternehmungen, ihm galt es gleich Rechtes Ufer oder Linkes Ufer, welcher Zug am frühesten abging, den nahm er, welcher am spätesten heimkehrte, den begünstigte er. Sein Leben ging in Kohlendampf auf, er hörte auf nichts mehr als auf den Pfiff der Locomotive.

Natürlich wußte Denise nur zu bald, woran sie war. Kaum die ersten Paar Male hatte sie sich von ärmlichen Entschuldigungen scheinbar täuschen lassen: gestern verlangten seine deutschen Freunde in Saint-Cloud seine Anwesenheit, heute mußte er einen Artikel über die neuen Arbeiten im Versailler Museum schreiben, morgen empfing er die Einladung einer bekamten englischen Familie, die in Meudon überfommerte. Denise schwieg. Wie viele Menschen ging sie mit vorsätzlich geschlossenen Augen dem Abgrunde entgegen, um das Schreckniß des endlichen nothwendigen Sturzes nicht im Voraus berechnen und abmessen zu müssen. Was sie litt, bewies ihr gänzlich verändertes Wesen, ihre Blässe, ihre verstörten Mienen; Dinge, die nicht nur allen Besuchern ihres Lesezimmers auffielen, sondern sogar Otto. Ernst stand ihr in dem fürchterlichen Kampfe mit wehmüthiger Treue, mit bewundernder Innigkeit zur Seite; aber sie wies seine Tröstungen, sein Mitleid mit einer Härte und Heftigkeit ab, welche sie Otto gegenüber nicht zu behaupten wußte.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

Mittheilungen aus Paris. Der jetzige Hof in Frankreich ist nichts als eine Familie — aber es ist dies eine lebenswürdige, edle, menschenfreundliche Familie, von der man mit Hochachtung — mit Enthusiasmus spricht; in ihr findet man Geistesreichthum, Muth, Schönheit, zärtliche Dinge-

bung zu einem bezaubernden Ganzen vereint. Wer sie an einem Abend, nach eingenommenem Mahle, wo einfacher Empfang stattfindet, beisammengesessen hat, vergißt gern den Hof des 16ten oder 17ten Jahrhunderts. — Der König, gegen das Kamin gelehnt, unterhält sich mit einem seiner Söhne oder Adjutanten; rings um den großen Tisch in der Mitte des Salons sitzen die Königin und die Prinzessinnen, jede mit ihren Ehrendamen und nach ihrem Range. Man arbeitet mit der Nadel, plaudert von der Frühmesse oder der Mittags-Promenade, von dem vorigen Abend zu Neuilly oder von dem nächsten Morgen zu Saint Cloud. Jede zugelassene Person begrüßt zuerst die Königin, welche den Gruß mit der wohlwollenden Einfachheit einer Familienmutter erwidert. Die gute und fromme Herzogin von Aumale wagt kaum die Augen aufzuschlagen, — die schöne Dame beobachtet in lächelndes Schweigen. Die Prinzessin von Joinville ist eine junge, sehr hübsche, sehr artige, zärtliche und dabei äußerst lebhaft Dame, welche häufige Fragen an ihre Umgebungen richtet. Was die Herzogin von Montpensier, jene vielgepriesene Spanierin, anlangt, so wird sie eben so schnell Französin werden, sich in das Leben von Paris und Versailles finden, als sie Aragonierin und Castilianerin gewesen, — sie ist nur noch ein reizendes, anmuthvolles Kind, das alle Welt freundlich anlächelt und den ganzen Tag Chocolate nascht. Regelmäßig alle Abende bringt die Prinzessin Helene, diese durch ihre Tugendhaftigkeit und ihren Wohlthätigkeitsinn so ausgezeichnete Wittve, einige Stunden in diesem angenehmen Familiencirkel zu und spaziert dann gewöhnlich am Arme des Königs, mit diesem plaudernd in dem Salon auf und ab. Die Prinzen — nun diese kennt alle Welt — welcher Pariser hätte sie nicht im Theater, auf der Straße u. s. w. gesehen? — Ist der eine nicht in Brasilien, der andere in Egypten, der dritte in Algier, so ist er sicherlich hier. Ernst und Güte sprechen aus den Zügen des Herzogs von Nemours; der Prinz von Joinville ist geistreich und heiter, der Herzog von Aumale ein unermüdblicher Erzähler und vor Allen fein und galant ist der Herzog von Montpensier. Die Unterhaltung wird bald allgemein, gewürzt durch Humor und Wit, welche das Herz des greisen Königs erwärmen und an das lebhaft Blut der Orleans erinnern.

Um elf Uhr hebt die Königin die Sitzung auf und jedes zieht sich in seine Gemächer zurück. Dies ist der französische Hof von 1846. — Eine medicinische Zeitung, welche erzählt, daß der König der medicinischen Academie, als sie ihm zum Jahreswechsel Glück wünschte, versichert habe, er befinde sich sehr wohl, fügt hinzu: Der König ist wahrscheinlich im ganzen Lande derjenige, welcher am sorgfältigsten für seine Gesundheit sorgt. Er steht im Winter und Sommer um fünf Uhr auf, arbeitet dann, genießt ein sehr einfaches Frühstück, macht einen langen Spaziergang und ist Mittags nie etwas anderes als ein halbes Huhn mit Reis, wozu er frisches Wasser trinkt. Nach Tische folgt ein halbes Glas alten Bordeauxweines. Er schläft ferner auf einer einfachen Matratze auf einem Feldbette, höchstens sechs Stunden. Bei einer solchen Lebensweise, von

welcher der König unter keiner Bedingung abweicht, muß er ein rüstiges hohes Alter erreichen. —

So eben sind in dem Halbkreise des Bureau der Pairskammer in Paris die Statuen von Colbert, von Malesherbes, von Portalis, von d'Aguesseau, von Turgot, von Mathieu Molé und von L'Hopital auf ihren Piedestalen aufgestellt worden. In die Nische zur Linken des Präsidenten, gleich da, wo der große Halbkreis beginnt, hat man die Statue des heiligen Ludwig gestellt. Die Nische en face ist zur Aufnahme der Statue Karl's des Großen bestimmt. Die Statuen von Montesquieu und d'Etienne Pasquier zieren die beiden äußersten Enden der Bibliothek. Herr Picot hat den Plafond des Cabinets vollendet, welches besonders für die Lectüre der Tageschriften bestimmt ist. —

Auch auf dem Theater beginnt die Schießbaumwolle bereits eine Rolle zu spielen. Eine Posse „Schießbaumwolle (Poudre-Coton)“ gab jüngst im Théâtre du Palais-Royal zu Paris der sehr zahlreichen Zuschauermenge viel zu lachen. Der Hauptheld des Stückes „Zündhelm (Casque-à-Mèche)“, ein ehrlicher Mützenmacher, der, als er gehört, daß die Baumwolle so leicht entzündbar geworden und daß er sich, anstatt mit Cottonade n (Gattunleinwand, baumwollenem Zeuge), mit Cannonaden umgeben, den Kopf verloren hat, steckt, um sich von der Wirksamkeit des neuen Stoffs zu überzeugen, seinen Schlafrock in Brand; dieser explodirt und speiet eine Fee aus. Auf den Rath der Fee eilt der Mützenmacher von seinem künftigen Schwiegersohn, Centrifuge, begleitet nach dem Montmartre, um einen Schlag aufzusuchen, wovon er im Constitutionnel gelesen; er findet dort die Statue Nicot's, welcher ihn mit den Worten: „das Stück sei dir hold“ begrüßt. Mit einem Zauberstab, den ihm die Fee gegeben, schlägt er, wie vordem Moses, auf den Felsen und auf jeden Schlag geht daraus ein Schwarm lebendiger Siege der Wissenschaft und gewerblicher Entdeckungen hervor. Welches Gewühl, welcher Lärm, welche Zauberkatzen! Beseelte Blumen, die blaue Dahlie, atmosphärische Eisenbahnen, die Winter-Kajaden, die frühlingsartigen Costüme, die Puffs aller Jahreszeiten umringen den erstauenten Casque-à-Mèche, so daß er erschrocken nach Saint-Germain zum Grafen de Monte Christo, diesem Atlas des Theaters in goldbrocatener Weste und silberdurchwirkten Beinkleidern, diesem Dichter und Edelmann flieht, bei welchem die literarisch gewordene Industrie ihre Erfindungen und Erzeugnisse ausbreitet. In dieser Weise geht es fort und man kann sich das Lachen und Bravorufen der Zuschauer denken. Selbst der Zwischenact läßt sie nicht zu Athem kommen: der Vorhang schwebt nieder, aber es ist nicht der gewöhnliche Vorhang, sondern ein ungeheures Zeitungsblatt, gespickt mit allerlei Witz, Journal-Enten u. s. w., wie z. B. „Ein merkwürdiger Fund: zu Sens hat man bei Abtragung einer alten römischen Mauer zwei frische Eier gefunden.“ „Jemand sucht eine Laterne, die ohne Licht leuchtet“ u. s. w. — Einen sehr hübschen Spaß — besonders für die pariser Jugend — gewährten in diesen Tagen die glänzenden Salons Giroux mit ihrer überreichen Ausstel-

lung. Gleich am Eingange nämlich saß auf einer Erhöhung vor einem Tische eine bärtige, joviale Figur (Père Etrennes) in Menschengröße, auf der einen Hand eine Trophäe von Neujahrs-gaben (nieblischen Spielsachen) balancirend und mit der andern den Deckel eines Korbes öffnend; jedes Kind durfte bei seinem Eintritt eine Devise aus dem Korbe ziehen und von dem auf-gehängten Spielzeuge ein Stück ohne Bezahlung nehmen, eine originelle und glückliche Idee, welche Nachahmung verdient.

— 6 —

(Ein neuer Noah.) Französische Zeitungen erzählten, es würde binnen Kurzem eine Versteigerung von Büchern stattfinden, die in ganz eigenthümlicher Weise zusammengebracht worden. Ein ziemlich vermöglicher Gutsbesitzer behauptete vor etwa anderthalb Jahren, es sei ihm vom Himmel durch eine Erscheinung die Mittheilung geworden, daß die Welt mit dem Jahre 1845 untergehen und er allein, ein neuer Noah, mit seiner Familie gerettet werden würde. Zuerst wollte er ganz das Beispiel seines patriarchischen Vorbildes nachahmen und ein Paar von jeder Thierart retten; aber die Aufklärung unserer Zeit hatte auch auf ihn gewirkt und er bedachte, daß es doch besser wäre, wenn er für die künftigen Geschlechter und Jahr-hunderte den bisher erlangten geistigen Reichthum erhalte und ihnen den Schatz erlangter Kenntnisse hinterlasse. Er ver-kaufte deshalb sein ganzes Hab und Gut und war bemühet alle Bücher zusammenzubringen, die den nachfolgenden Menschengeschlechtern von Nutzen sein könnten. Obwohl nun die Summe, welche er durch den Verkauf seines Gutes erlangt hatte, sehr ansehnlich war, reichte sie doch bei weitem nicht aus, dafür alle Werke anzuschaffen, die er zu retten gedachte. Er nahm sich deshalb vor, durch eine kleine List, durch einen Betrug meinetwegen, nachzuhelfen, den wir in Berücksichtigung des Zweckes, der erreicht werden sollte, zu tabeln den Muth nicht haben. Er stellte nämlich Wechsel aus, die im Jahre 1846 fällig waren und die er also, wie er fest überzeugt war, nie würde bezahlen können, weil ja 1845 die Welt untergehen sollte. Nachdem er so alle seine lieben Bücher zusammengebracht hatte, wartete er ruhig auf den Anfang der neuen Sündflut, aber das Jahr 1845 verging und die Welt blieb wie sie gewesen war, sogar 1846 ist vergangen ohne daß die Welt Schaden nahm. Schlimm war dies aber für den neuen Noah, denn die von ihm ausgestellten Wechsel behielten ihre Gültigkeit und er wurde aufgefordert sie zu bezahlen. Das vermag er nun nicht und nachdem er die Reinheit seiner Absichten vielfach betheuert, hat er sich genöthiget gesehen, seinen unbarmherzigen Gläubigern die Bibliothek zu überlassen, die er mit Sorge und Mühen im Interesse eines neuen Menschengeschlechtes zusammengebracht hatte.

Generalcorrespondenz.

Musikalisches. Das Interesse für Musik ist in Amerika nicht weniger rege als bei uns. Eine Nummer des New-

York Enquirer enthält einen langen und sehr fleißig gearbeiteten Artikel über das erste Concert der Newyorker philharmonischen Gesellschaft in dieser Winter-Saison. Die Leistungen in diesen Concerten scheinen ganz auf Instrumentalmusik beschränkt zu sein. Das Programm für die oben erwähnte Abendunterhaltung bietet folgende Zusammenstellung: Spohr's Weihe der Töne, ein Pianofortconcert von Chopin und zwei Ouverturen, eine von Berlioz und eine andere von Reissiger. Nach dem Ton und Geschmack eines dortigen Kritikers zu urtheilen, sind die Amerikaner nicht allein große Musikfreunde, sondern auch einer hohen musikalischen Ausbildung fähig. Der Saal, wo die Versammlungen der genannten philharmonischen Gesellschaft stattfinden, soll dem Andrang des Publikums keineswegs genügen. Ein Herr Eder ist Musikdirector. — Die pariser Componisten haben sich der nach neuen Liedern begierigen Stimmen erbarnt. Der Monat December hat eine Anzahl von Albums chantants hervorgehen sehen. „Wir sind,“ bemerkt das Journal des Débats, „mit dergleichen Productionen, so zu sagen, überschüttet. Indes scheinen einige davon im neuen Jahre Glück zu machen. Vor allen verdient, unsers Erachtens, das von Madame Victoria Arago herausgegebene „Album chantant“ Empfehlung und wir fühlen uns der jungen Künstlerin zum Dank verpflichtet, daß sie darauf bedacht gewesen ist, die harmonischen und reinen Verse einiger unsrer Lieblingsdichter in Musik zu setzen.“

— 6 —

Während in den meisten größeren Städten ein Ball den andern, ein Concert das andere drängt (obwohl das Stück der Virtuosen im Allgemeinen vorüber zu sein scheint, da selbst die Concerte der Frau Clara Schumann in Wien ziemlich leer waren und auch in Leipzig bei dem Concerte Dreischocks der Saal noch weit mehr Zuhörer hätte aufnehmen können) und die Theaterdirectionen an einzelne Sängerinnen und Tänzerinnen für eine Vorstellung mehrere hundert Thaler zahlen, steigt die Noth der Armen an vielen Orten zu einer furchtbaren Höhe an, wie im schlesischen und sächsischen Gebirge, in den schottischen Hochlanden und vor allem in Irland. In dem letztern Lande sterben, wie kürzlich D'Connel, hoffentlich übertrieben versicherte, nicht dreißig bis vierzig Personen, wie die Zeitungen behauptet hatten, sondern wohl dreihundert an einem Tage den — Hungertod.

Wenn doch die neue amerikanische Erfindung, dem menschlichen Körper jedes Schmerzgefühl zu benehmen, an den Armen angewendet werden könnte, damit sie die Qualen des Hungers nicht empfinden! Diese Erfindung hat vor einigen Monaten ein Zahnarzt Dr. Morton in Boston gemacht und sie ist auch bereits in England mehrmals mit dem vollständigsten Erfolge erprobt worden. Es handelt sich dabei nicht etwa um magnetische Einschläferung des Patienten, die man bisher bisweilen anwendete, wenn an einem Leidenden eine schmerzhaft Operation ausgeführt werden sollte, sondern der Patient wird durch Einathmen von Schwefeläther, den er mittelst eines besondern einfachen Apparates in sich zieht, in den Zustand der

Unempfindlichkeit versetzt und die Operation, sei es nun das Ausziehen eines Zahnes, die Amputation eines Gliedes oder dergleichen geht vorüber wie ein Traum. Bei der Operation drücken die Bänder des Kranken nicht im geringsten Schmerz aus und er verhält sich ganz regungslos. Nach der Operation erwacht er ganz ruhig und weiß nicht was mit ihm geschehen ist. Näheres hören wir vielleicht bald von einem deutschen Operateur über die wichtige Erfindung.

Während viel tausend Engländer hungern, finden einzelne Reiche noch immer in ihrem Ueberflusse Mittel ihren Mitmenschen Gelegenheit, nicht zum Arbeiten, sondern zum Beten zu geben. So hat der reiche Lord Shrewsbury in dem kleinen Städtchen Sheable ganz auf eigene Kosten eine prächtige Kirche im reinsten gothischen Style erbauen lassen, welche sich mit den Meisterwerken ähnlicher Art aus den frühern Jahrhunderten messen kann und die überreiche Miss Goutts läßt eben jetzt in London auf ihre Kosten eine Kirche für 41,000 Pfd. Sterl. (300,000 Thlr.) aufführen.

Anders handelt ein deutscher Dichter, dem die Noth der Armen zu Herzen ging! Er konnte keine große Geldsumme für sie hergeben, denn welcher deutsche Dichter wäre reich? aber er gab wirklich sein Bestes, eine Auswahl seiner geist- und gemüthvollen Lieder, die er auf seine Kosten drucken ließ und die er nun unter dem Titel: „Der Weihnachtsbaum,“ ohne irgend einen Vortheil davon für sich selbst zu beanspruchen, zum Besten der Nothleidenden im sächsischen Erzgebirge verkauft. Auch hat er das Glück gehabt, bereits mehrere hundert Thaler als Ertrag an die Behörde überliefern zu können. Dieser deutsche Dichter ist Ferdinand Stolle in Grimma, der durch seine Romane und seit zwei Jahren durch seine harmlos heitere Zeitschrift „der Dorfbarbier“ in weiten Kreisen beliebt geworden ist. Wir machen auch unsere Leser auf diesen „Weihnachtsbaum“ aufmerksam, der ein eben so schönes Zeugniß von des Dichters ächt poetischem Geiste, als von des Mannes edelem Herzen ist. —

Das letzte Glied von Weimars ehemaligem glänzenden Musenhofe, eine der ausgezeichnetsten deutschen Frauen, Caroline von Wolzogen, Schillers Schwägerin, starb am 11. Jan. d. J. hoch betagt in Jena. Sie war die Verfasserin des einst viel gelesenen und selbst Schillern zugeschriebenen Romanes „Agnes von Lilien“ und der trefflichen Biographie ihres Schwagers („Schillers Leben“ bei Cotta). Bei dieser Gelegenheit bemerken wir auch, daß Schillers Schwester in Gottha noch lebt und zwar nicht in drückenden Verhältnissen, wie kürzlich Gustav Schwab berichtete, sondern in sorgenfreier Behaglichkeit, geehrt und geachtet in allen Kreisen. — Auch eine andere freilich nicht so hochgestellte deutsche Schriftstellerin, welche unter dem Namen St. Kelly eine große Anzahl Romane herausgegeben hat, starb in diesen Tagen in Prag. Sie war die Wittwe eines sächsischen Offiziers und hieß Stricker. —

Eine in anderer Art berühmte Frau, eine russische Jeanne d'Arc, lebt, wie ein deutscher Reisender erzählt, in der russischen Festung Pigunda, die Frau des Hauptmanns Pepin, und ihr Name wird an der ganzen Ostküste des schwarzen Meeres mit Ehrfurcht genannt. Schon zu verschiedenen Malen hat sie sich durch Geistesgegenwart und Unerschrockenheit im Augenblicke großer Gefahr so rühmlich hervorgethan, daß der Ruhm ihrer Thaten bis zu den Ohren des Kaisers gedungen ist, welcher auch nicht unterlassen hat ihr durch Uebersendung eines ehrenvollen Schreibens und kostbarer Geschenke seine Zufriedenheit und Anerkennung auszudrücken. Madame Pepin war früher mit dem Commandanten der Festung Sotfscha verheirathet, welcher bei einem nächtlichen Ueberfalle der Tscherkessen das Leben verlor und bei dieser Gelegenheit soll sie die unlängbarsten Beweise ihres Heldenthumes gegeben haben und die Retterin der Festung geworden sein, indem sie durch Wort und That die schon wankenden Soldaten zur Ausdauer anfeuerte, ihren erlalteten Muth wieder belebte, dem Einen beschämend drohend, dem Andern friedlich zuredend und sich inmitten des Donners der Geschütze unerschrocken den Kugeln der Feinde aussetzend. Eine derselben war ungalant genug, der Heldin eine Wunde am Arme beizubringen, Madame ließ sich aber nicht abschrecken, sondern beharrte ausdauernd im Kampfe bis der Sieg der Besagerten entschieden war. Und sie ist keineswegs eine stämmige handfeste Frau, ein Mannweib, wie man sie häufig in Rußland findet, sondern eine geschmackvoll gekleidete, sehr präsentable Dame, schlank von Wuchs, mit sehr feiner Taille, offenbar von schwacher Gesundheit, mit dem Ausdruck ächter Weiblichkeit in dem blauen Gesichte und einem Paar durchaus aristokratischer Hände.

Nun, der Negerkönig von Dahomey hat, wie der Reisende Duncan versichert, eine ganz weibliche Leibwache, welche aus 6000 Frauen besteht und vor dem erwähnten Reisenden in Reihe und Glied Parade machte. In der Nähe dieses Negerkönigs lebt ein Franzose, Herr de Souza, der an der Spitze des dortigen Sclavenhandels steht. Seine Gastmähler sind Feste eines Belsazar, ausgesucht, im höchsten Grade luxuriös, aber er für seine Person weicht von den strengen Regeln der Mäßigkeit nicht ab, die er seit vierzig Jahren, so lange lebt er dort, sich auferlegt hat. Sein Hauswesen wird nur von Frauen besorgt; Männern ist der Zutritt nur in einem einzigen Saale gestattet. Sechs Frauen sind ausschließlich zur Bedienung seiner Person bestimmt und müssen alle Speisen kosten ehe er sie genießt. Auf der Reise werden diese Frauen in besondere Behältnisse eingeschlossen, zu welchen er den Schlüssel nie aus der Hand giebt. Sein Harem enthält im Ganzen 400 Frauen. Diesen Umstand und sein schlechtes Gewerbe, den Sclavenhandel, abgerechnet, soll er ein rechtlicher großmüthiger Mann sein. Freilich, wenn man die Schlechtigkeiten abrechnet, sind alle Menschen gut. —

Allgemeine Moden-Beilage

N^o. 6.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Händen, Hüften, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Meubles, Gardinen, Equipagen, Goylen moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Schule des Lebens.

Novelle

von

Franz Dingelstedt.

(Fortsetzung.)

Denise vermochte nicht von Otto zu lassen, er nicht sie zu verstossen, aber noch weniger zu ihr zurückzukehren, Ernst nicht beide zu vereinigen und ebenso nicht beide auseinanderzureißen. Oft führten Aufwallungen eines plötzlichen Gefühls den Treulosen zu der Verlassenen zurück, die nicht die Kraft hatte, ihm zu widerstehen und nach solchen Stunden spaltete sich dann die Kluft zwischen beiden nur weiter und schroffer.

Der am wenigsten auf Rosen lag war Otto, obgleich der Garten der Gräfin Herisy der Rosen viele trug. Sein Herz blutete tiefer als das Denisens an dem Bewußtsein der versöhnungslosen Unsittlichkeit seines Zustandes, ein Bewußtsein, das schwerer als das eines verübten, abgethanen und zu büßenden Verbrechens niederdrückt. Sein Leben war vom Wipfel bis zur Wurzel zerspalten. Er kannte sich selbst nicht mehr, das Vertrauen in seine Kraft, die Achtung vor dem eigenen Werthe, die Gewißheit eines festen Willens hatten ihn lange verlassen. Wem das unglaublich scheint, der kennt weder die furchtbare Gewalt vergifteter und widerstreitender Leidenschaften, die die stärkste Natur wie Erdbeben unterwühlen, noch weiß er, daß gerade die sogenannte Stärke durch jenes geheime

Naturgesetz, welches alle Gegensätze in einander umschlagen läßt, mit der Schwäche aufs Engste zusammenhängt, namentlich da, wo die Sinnlichkeit im Spiele ist. Die Gräfin verstand nicht nur zu fangen, sondern auch zu fesseln, eine schwierige Kunst, worin die Französin noch von keiner Schwester übertroffen ist. Die Deutsche mit ihrer ehrlichen und treuen Hingabe, die Engländerin mit der schwärmerischen, blaffen, vergißmeinnicht-äugigen Zärtlichkeit, die Italienerin mit ihrer plastischen, göttlichen Ruhe, die Spanierin mit ihrer flackernden Gluth: sie sollen alle noch in die Schule gehen bei der Meisterin in Paris, welche geben und nehmen zugleich kann und selbst den sinnlichsten Genuß durchgeistigt. Mit solchen Mitteln machte Frau von Herisy den Deutschen wahrhaft und vollkommen zu ihrem Leibeigenen. Diese magern weißen Arme hielten ihn, auch wenn er den Flüchtlings hätte spielen wollen, gleich ehernen Klammern fest, die kleinen, vornehmen Perlenzähne gruben sich mit mordender ausfaugender Kraft in ihren ermüdeten Raub. Eher hätte er mit seiner alten Titanenkraft ein Ankertau zerrissen, als das blonde Haar, woran sie ihn lächelnd gängete.

Vier Monate währte die Villegiatur der Gräfin, vom Juli bis Oktober; in den ersten Tagen des November kehrte sie nach Paris zurück, früher als die eigentliche Saison beginnt. Otto athmete erleichtert auf als er sie wieder im Faubourg Saint-Germain eingekehrt wußte. Hörte doch nun wenigstens in etwas die Hag und Hast seiner Tage auf. Auch Ernst hoffte, daß mit ihrer Rückkehr irgend etwas Entscheidendes

sich ereignen werde; über das Was und Wie schien er sich freilich durchaus nicht klar zu sein. Nur daß etwas geschehen müsse, hielt er als Nothwendigkeit fest. Denise, für welche er eine immer tiefer wurzelnde und höher emporblühende Theilnahme empfand, schwand zum Schatten herunter. Otto, gebrochen und ermüdet an Leib und Seele, gerieth auch mit seinen Arbeiten und Einnahmen, mit seinen häuslichen Umständen in eine ganz bedrohliche Zerrüttung, von der kein Ende abzusehen war. Alle Verhältnisse verwickelten sich dergestalt, daß der Zögling der hohen Diplomatie, ein erstes Geseß seiner Meisterschaft vergessend, statt auf Ereignisse zu warten, um sie zu benutzen, lieber deren zu machen und herbeizuführen beschloß.

Eines schönen Morgens zog er sein feinstes Gesicht an und begab sich in die Rue de l'Université zur Gräfin, welche er auf dem Lande, aus einer Art natürlicher Scheu und begreiflichen Zwanges ihr gegenüber, niemals besucht hatte. Sein reißlich überlegter Plan war: dadurch, daß er Frau von Herisy, als nachträgliche Nebenbuhlerin einer Grisette und als mit dieser den Geliebten theilend, vor ihr selbst hinstellte, ihre Eitelkeit so lange zu stacheln, bis sie zum Bruche mit Otto, zu seiner Verabschiedung sich entschloße. Die Gräfin empfing ihn freundlich und heiter, erfreut, ihn noch in Paris zu treffen und mit der Frage, wer im Stande gewesen sei, ihn zu fesseln? Ernst, welcher als kritischer Eklektiker in seiner Kunst auch deren neuartigsten Grundsatz als an rechter Stelle anwendbar angenommen hatte, den Grundsatz, daß Aufrichtigkeit die feinste Heuchelei sei, — Ernst begann von seinen Besorgnissen für den Jugendfreund, von seiner Theilnahme für Denise und von den Rücksichten, welche er der Ruhe und dem Rufe der Gräfin selbst treu bewahrt, in sehr zarten wohlgesetzten Worten zu sprechen. Wider seinen Willen ward er im Sprechen warm; es geht vielen Leuten so, die viel und gut reden, die sich gern reden hören. In dieser Wärme verlor er sein Ziel aus den Augen: er sprach statt zu der Eitelkeit, zu dem Gefühle der Gräfin, weil ihn sein eigenes fortriß. Die Gräfin durchschaute ihn auf der Stelle, schon bei der dritten Wendung seines künstlerisch ausgearbeiteten Einganges errieth sie Thema und Pathos der Rede, das ganze stolze Gebäude sah sie durch und durch. Am meisten glaubte sie Ernsts Empfindungen für Denise daraus hervorleuchten zu sehen; „er liebt sie,“ war ihr nächster hohnlächelnder Gedanke und vielleicht hatte dieser Gedanke Recht, obgleich Ernst noch niemals bis zu ihm gedrungen war. Die unerbittliche

Logik der Gräfin verfolgte weiter: „Im Grunde ist mir diese Liebe gerade so gleichgiltig, wie die empfindsame Grisette selbst und ihr Ritter, dieser kleine deutsche employé aux affaires étrangères, étranger aux affaires. Inzwischen besinne ich mich, daß er einmal den Roué bei mir hat spielen wollen und den überlegenen Geist. Dafür bin ich ihm Revanche schuldig geblieben. Rechnen wir ab, liebes Kind!“

Mit einem herrlichen Blick voll Seelengüte und Bewunderung schüttelte Frau von Herisy Ernst die Hand. „Das ist hübsch von Ihnen,“ sagte sie, „das ist sehr hübsch. Ihr Deutschen seit doch vortreffliche Menschen. Geben Sie mir Ihre Hand, daß ich sie Ihnen nochmals von Herzen drücke.“

„Ich finde ganz einfach, was ich Ihnen sagte, beste Gräfin.“

„Eben deswegen; diese einfache schöne Treue für Ihren Freund, der Ihnen als Knabe das Leben rettete, nicht wahr? Die Geschichte mit dem Bären, ich besinne mich noch.“

„Wie kommt sie hierher?“

„Ich verfolge nur im Geiste die verschlungenen Lebenswege zweier Männer, die mir (ich erröthe nicht es zu bekennen) nahe stehen, die mir wenigstens nahe gestanden haben.“

„Sie verstehen mich nicht so falsch, gnädige Frau, daß Sie Otto durch einen harten plötzlichen Schritt wehe thun könnten?“

„Sein Sie vollkommen ruhig für ihn, wie auch für seine Lebensgefährtin, welcher Sie eine so uneigennützig Theilnahme widmen.“

Ernst versuchte es sie diplomatisch anzusehen, um zu ergründen, ob der bitterste Hohn oder süße Güte aus ihr redete, aber sein Auge hielt das ihrige nicht aus, es sank verwirrt auf die abgestumpften Spitzen seiner Stiefeln, in deren Laß sich sein Gesicht, mit einer etwas verlegenen Miene gebeugt, herrlich abspiegelte. Die Gräfin unterhielt sich noch ein wenig damit, den ehemaligen Anbeter wie einen Maikäfer am Faden umherschwirren zu lassen in allerlei feinen Planen und Phrasen und da sie des Spieles müde war, ließ sie ihn mit stolzem Fluge davoneilen.

Otto kam an diesem Tage nicht zur Gräfin, was diese stutzig machte. „Sollte,“ fragte sie sich, „Ernst als sein Gesandter bei mir aufgetreten sein? Befolgt diese plumpen deutschen Schmetterlinge einen Plan, statt blind in mein Netz zu gehen und gelähmt darin hängen zu bleiben? Allons, es ist Zeit, daß dies alles aufhört, es fängt an mich deutsch zu lang-

weisen. Meine Aernte ist obnehin reif, ich will schneiden lassen. Fällt ein Hieb auf den kleinen Talleyrand ab, nun desto besser, wo nicht, mag er leer ziehen. Mit Otto ist's genug, er ist zuletzt besser als es scheint, es thut mir leid um ihn."

Während die Gräfin in dieser zärtlichen Art ihn beklagte, irrte er in Paris umher, gejagt von einer jener Verlegenheiten, die sich im Leben eben so tragisch als in dessen Bilde komisch ausnehmen. Am Morgen hatte er einen Brief aus Deutschland bekommen, worin, statt des erwarteten Wechsels, eine Abrechnung seines Buchhändlers gelegen, des Inhaltes, daß Otto nicht zu fordern, sondern zu liefern habe. Die Kunstsprache nennt das: Er befand sich im Vorschusse. Otto zerriß die Abrechnung und rannte fort. Hundert Male in ähnlichen Fällen, war er niemals so tief von einem augenblicklichen Mangel gedrückt worden als jetzt. Sonst trug er mit Geduld, oft mit fröhlichem Uebermuth, was ihn heute gänzlich darniederwarf. Das neue Jahr mit Forderungen verschiedener Art klopfte an seine Kasse und darin war Ebbe, trostlose Ebbe, noch von dem dürrn Sommer her. Der Gedanke bei Ernst Hilfe zu suchen schloß ihm durch den Kopf; er konnte sich nicht dazu entschließen ihn auszuführen. Von ihm, am Ende gar von der Gräfin — o pfui doch! — sich abhängig machen, nein, um keinen Preis! Seltsamer Widerspruch, der aber wohl einen Lichtstrahl auf seinen Charakter wirft: von Denisen hatte er angenommen, unbedenklich, mit heiterer und freudiger Dankbarkeit, der Arme von der Armen, das Kind des Volkes von seiner Schwester, die Liebe von der Liebe! Jetzt hätte er sich die Zunge eher abgebissen, als von ihr etwas begehrt. Er lief umher, wie ein Hirsch mit der Kugel in der Seite; Wege fand er genug, Umwege, Abwege, Irrwege, aber keinen Weg aus seiner Verlegenheit. Fünfhundert Francs, die er nicht hatte, verfolgten ihn wie ein Gespenst, er sah sie, in Goldstücken, in Rollen Silber, in einer einzigen Banknote, vor seinen glühenden Augen herumtanzen, zu seinen Füßen auf dem Boden liegen; er glaubte verrückt zu werden. In solcher Stimmung konnte und wollte er weder Denisen noch der Gräfin unter die Augen treten. Der späte Abend fand ihn beinahe nüchtern, erschöpft und im Fieber umherirren. Er begriff, wie man Straßenräuber wird. Wenn ihm in dunklen Ecken und Durchgängen ein Mensch begegnete, der wie er, den Hut in die Stirn gedrückt, die Hände in den Rocktaschen, behutsam an den vereinzelt Gaslaternen vorüberschlüpfte und im Schatten weiter-

huschte, so überliefen ihn eiskalte Schauer. Um zeh'n Uhr stand er an seiner Hausthüre; wie er dahingekommen, wußte er selbst nicht. Er klopfte, es ward aufgezo-gen, und sich an dem Geländer stützend schwanfte er die fünf Treppen hinauf.

S.

Denise wartete auf Otto in seinem Zimmer. Der düster glühende Blick, das tonlose „guten Abend“, womit beide sich begrüßten, enthüllte ein herzzersehndes trostloses Elend. Otto warf sich angekleidet, wie er war, auf das Bett, während Denise in dem alten gelben Lehnstuhle sitzen blieb, ihm den Rücken zuehrend. Er merkte entweder auf ihre ungewöhnliche Schweigsamkeit und Schmolllaune nicht oder er entschuldigte sie damit, daß sie ihn zum Essen vergeblich erwartet haben mochte. Nach einer langen Stille sagte Denise endlich ohne umzusehen:

„Ich habe einen Brief für Dich.“

„Laß bis morgen.“

„Es steht aber eilig auf der Adresse.“

„Dem Absender eilte er vielleicht, dem Empfänger nicht.“

„Ein Bedienter brachte ihn gegen Abend.“

Otto ward aufmerksamer, er hatte bisher geglaubt, es handle sich um eine Postsendung, welche Denise aus dem Lesecabinete für ihn heimgebracht. „Wo ist der Brief?“ fragte er.

Sie antwortete: „hier,“ fasste in ihre Tasche und zog das schmale Couvert hervor. Otto sprang mit einem Satz auf und fasste darnach, sie trat höhnisch zurück.

„Jetzt,“ sagte sie, „eilt der Brief auf einmal auch dem Empfänger. Du weißt also, woher er kommt?“

„So gut wie Du, von Frau von Herisy. Ich bitte Dich, Denise, nur heute Abend gönne uns Ruhe, Du weißt nicht . . . Gib mir den Brief!“

„Es ist nicht nöthig, daß Du ihn liesest.“

„Wie, nicht nöthig? Was soll das heißen?“

„Ich habe ihn für Dich gelesen.“

„Du hättest gewagt?“

„Sprichst Du von wagen mir gegenüber? Kann ich gegen Dich etwas wagen, was Du nicht zum Voraus schon tausendfältig an mir verübt?“ Ihre Augen flammten, ihre Stimme zitterte.

„Denise, den Brief und Ruhe!“

„Befiehlst Du?“

„Was ich befehlen darf, Unglückliche! Meinen Brief, den Du schamlos erbrochen!“

„Und wenn ich ihn Dir nicht gebe?“

„Wahnsinnige, so willst Du es nicht besser!“

Otto fuhr auf sie los, sie entwich, floh gegen die Thüre, an das Fenster, im Zimmer umher, den Brief fest in den krampfhaft geballten Händen haltend. Der Streit war ausgeartet in ein gemeines Ringen. Otto, von dem vorausgehenden Tage auf das Qualvollste gespannt und zermartert, vergaß bei dieser neuen Aufregung alle Sitte, alle Rücksicht und Scham vor sich selbst, er ließ dem Weibe die rohe körperliche Uebermacht des Mannes fühlen. Keuchend ergriff er Denisens Arm und wand den zerschnittenen Papierstreifen aus ihren erstarrten Fingern. Als er ihn hatte, stieß er sie von sich und zischte ihr mit schäumendem Munde nach: „Poissarde!“

Das einzige Wort schlug wie ein Blitz in Denisens. Sie taumelte zurück, verhüllte ihr Gesicht und fiel bestimmungslos in einen Sessel. Otto hörte den Fall mehr als er ihn sah. Er raffte sie auf, führte sie in ihr Zimmer und verweilte so lange bei ihr, bis ihre Brust zum ersten Aufschluchzen sich hob und aus ihren langsam geöffneten Augen eine Thräne rann. Sobald er diese bemerkte, verließ er sie und schloß sich ein, um den unglückseligen Brief der Gräfin zu lesen. Sie schrieb:

„Heute Morgen war Herr von Bernack bei mir. Ich weiß nicht, ob Sie ihn gesendet und ob mit dem Auftrage, welchen er bei mir auszurichten versuchte. Wenn dies der Fall, so habe ich Ihnen nichts zu erwidern, als daß Sie mir und sich selbst wenigstens die Wahl eines andern Bevollmächtigten schuldig gewesen wären, vorausgesetzt, die ersten und einfachsten Gebote der Ehre sind Ihnen nicht ganz fremd. Sollten Sie aber, wie ich anzunehmen geneigt bin, gleich mir das willenlose willkürliche Werkzeug einer niedrigen Intrigue sein, angesponnen zwischen Ihrem ritterlichen Freund und Ihrer empfindsamen Dame, die sich beide näher kennen, als Sie zu glauben scheinen: so erlauben Sie, daß ich die Augen für mich zuerst eröffnen und mit denjenigen Rücksichten, die ich meiner Stellung in der Gesellschaft schuldig bin, meine Ruhe und meinen Namen in Zeiten aus Verwickelungen loszumachen suche, in deren zweideutiges Dunkel ich mich besser niemals verflochten hätte. Verzeihen Sie die unumwundene Offenheit dieser Erklärung, welche mir mehr kostet als Sie zu begreifen im Stande sind.“

Hermance Herisy.“

Otto ließ betäubt den Brief aus der Hand gleiten; dieser letzte Schlag traf schon auf so abgestumpfte

Kräfte, daß er kaum mehr seine volle Wirkung ausübte. Er stand auf, ergriff Hut und Stock und eilte zu Denisens hinüber, zu welcher er sagte:

„Daß nach dem Austritte dieses Abends von keinem weiteren Verkehr zwischen uns die Rede sein kann, fühlst Du wohl selbst.“

Denise nickte mit dem Kopfe, sie saß auf dem Bette, halb emporgerichtet, beide Hände vor das Gesicht gedrückt, Thränen quollen durch die Finger.

„Ich gehe noch heute Abend. Mein erster Weg ist zu Ernst, welcher mir das Räthsel einer neuen Niederträchtigkeit gegen mich lösen wird. Alles andere findet sich morgen. Meine Sachen werde ich abholen lassen. Noch eins,“ fügte er in der Thüre umkehrend hinzu, „es ist mein Abschied an Dich, Du siehst, Du hörst mich niemals wieder. Ob Du mit Ernst mich verrathen hast, weiß ich nicht. Geschahe es, so brauchtest Du, elend genug freilich, nur ein altes Recht und ich habe nicht einmal die traurige Befugniß, Dir zu verzeihen. Daß Du mich aber durch Gott weiß welche Kunstgriffe von dem allerletzten Faden losgerissen, durch den ich noch mit der Welt zusammenhänge, das erwidere ich einfach damit: ich liebe Hermance bis zur Raserei! Höre es: ich liebe sie, nur sie! Ich werde niemals einem andern Weibe zu eigen sein als ihr. Du bist mir schon lange nichts mehr. Hast Du mich verstanden?“

Denise nickte abermals. Ein Wort, ein Zeichen gab sie nicht von sich. Otto stürzte hinaus und sie rührte sich nicht.

Ernst von Bernack bewohnte einen Entresol in der Chaussée d'Antin. Dorthin begab sich Otto mit starken, aber nicht mehr heftigen ungleichen Schritten. Sein Gang war wiederum der gewöhnliche und hoch trug er das Haupt. „Einerlei,“ erwiderte Otto dem Hausmeister, welcher verwundert über den mitternächtlichen Besuch geöffnet hatte. „Ihr kennt mich, seid so gut, mich hinaufzulassen und mir ein Licht mitzugeben, damit ich Bernack erwarten kann. Ich muß ihn heute noch in wichtigen Angelegenheiten sprechen.“

Der Alte schüttelte den Kopf, da er jedoch Otto als Ernsts genauen Freund kannte, willfahrte er seinem Begehren, erhob sich aus seiner Loge, geleitete ihn hinauf, zündete die Kerzen auf dem Kamine an und empfahl sich.

Otto wartete. Er hatte sich lang auf dem Sopha ausgestreckt. Sonderbare Natur des Menschen! Wem ist es nicht vorgekommen, daß er in der leidenschaftlichsten Spannung, im größten Affekte, im wirklichen

Unglücke sogar Sinn behielt für läppische, lächerliche Neußerlichkeiten? Otto fand einen halb aufgeschrittenen Band von Paul de Kock auf dem Sopha, er las ihn, während er wartete.

Nach zwei Uhr hörte er ein Cabriolet in müdem Trabe die Straße heraufholpern. Sein Herz pochte als es näher kam, unten an der Einfahrt hielt, als die Thüre aufging, langsame Schritte auf der Treppe dröhnten. Ihm war mit einer plötzlichen Aufwallung zu Muth, als müsse er wie ein Tiger über den Eintretenden herfallen und ihn mit den Nägeln zerreißen. Er zitterte ihm entgegen, sein Auge dürstete nach dem Anblicke dieses Menschen wie seine Hand nach seinem Blute.

Ernste machte große, nicht eben erfreute Augen über den seltsamen Gast, welchen er auf seinem Sopha fand. Er kam aus einer Spielgesellschaft, hatte verloren und getrunken, war wieder nüchtern und vor allen Dingen übler Laune geworden. Dennoch grüßte er Otto freundlich, indem er ihm die Rechte entgegenstreckte.

„Du hier? Mitten in der Nacht!“

„Ich habe mit Dir zu reden,“ war die Antwort, bei welcher Otto die Hand zurückzog.

„Zu Deinen Diensten, wenn Du mir erlauben willst, Hut und Handschuhe vorher abzulegen.“

Ernst, verlegt durch Ottos Betragen, dessen Schuld er auf einen abermaligen Auftritt mit der Gräfin oder mit Denise schob, setzte die Lichter auf den Tisch und sich in einem Fauteuil dem Freunde gegenüber. Die zwei Männer, deren Gesichter hell beleuchtet waren, gaben ein wunderliches Nachstück ab: todtenblaß alle beide, müde, verwirrt, nach Fassung ringend.

Otto hub an: „Du warst heute bei der Gräfin Herisy?“

„Heute früh.“

„In meinen Interessen?“

„Wenn Du ein Recht hast zu fragen, habe ich keinen Grund nicht zu antworten: Ja.“

„Eine Bitte vor allen Dingen, ein Mal für alle Male, überlasse diese Interessen hinfüro dem, welchem es natürlich zukommt sie zu führen und zu vertreten.“

„Das klingt wie eine Kriegserklärung. Ueberhaupt Dein ganzer Ton, Dein Wesen ist wieder einmal von einer Art...“

„Nenne sie Unart, meinestwegen, sie ist die meinige und ich werde sie zu behaupten wissen.“

„Höre, Otto, alles hat seine Grenzen, auch meine

Geduld. Willst Du mit mir zanken, so komme morgen früh wieder, ich bin müde.“

„Du hast bei der Gräfin von mir gesprochen?“

„Ich antworte Dir nicht mehr.“

„Ich werde Dich dazu zwingen. Du hast es versucht, mich von der Gräfin loszumachen, Du bist zwischen sie und mich getreten. Weißt Du, wie ich dies Verfahren nenne? Eine ehrlose Schlechtigkeit!“

Ernst fuhr auf, setzte sich jedoch sogleich wieder und entgegnete ruhig: „Vor einiger Zeit hattest Du für dasselbe Verfahren einen andern Namen, damals nämlich, als Du es anwendetest und zwar für mich, oder gegen mich wie Du es jetzt nimmst. Die ehrlose Schlechtigkeit hieß damals Freundespflicht und treue Sorgfalt um des Nächsten Wohl.“

„Es kann Dir nicht im Ernste einfallen, einen Vergleich solchen Inhaltes zu ziehen. Ich handelte offen und rückhaltlos Dir gegenüber, mit Deiner Erlaubniß, gewissermaßen sogar auf Deine Veranlassung, Du hingegen schlichest Dich wider mein Wissen und Wollen erst bei Denise und dann bei der Gräfin in meine innersten Angelegenheiten ein, scheinbar als Vermittler, in Wahrheit als Störenfried. Nachdem Du sahst, daß ich Dich bei dieser ersetzt, ärgerte es Dich, daß Du bei jener mich nicht zu ersetzen vermochtest.“

„Diese Erklärung unserer Verhältnisse zeugt von einem so beglückenden Maße stolzen Selbstgefühles und unüberwindlicher Siegesgewißheit, daß es unbarbarisch wäre sie widerlegen zu wollen.“

„Laß Deinen vornehmen Hohn, Deine Kälte, ich ertrage sie nicht.“

„Ertrage ich doch Deine allerdings nicht vornehme Hitze und Grobheit.“

„Zu Ende mit diesem ekelhaften Streit! Lies!“

Otto reichte über den Tisch hinüber den Brief der Frau von Herisy. Ernst las mit steigender Bewunderung und sagte, als er ihn zurückgab:

„Dies oder Aehnliches war zu erwarten und doch überrascht es mich. Ich glaubte diese Frau zu kennen und muß jetzt gestehen, daß sie meine Erwartungen noch übertrifft. Verblendeter, siehst Du denn in allem nicht einen ruhig angelegten und fest durchgeführten Plan, den sie zweiseitig gegen Dich und gegen mich handhabt?“

„Versuche es nicht, Hermancen bei mir zu schaden, es wäre verlorene Mühe. Ich weiß, daß Du sie nie begriffen, nie gewürdigt hast. Ihre Erscheinung geht über Deinen Gesichtskreis hinaus.“

„Verbunden für das Compliment! Diese Er-

scheinung, wie Du sie zu nehmen beliebst, ist eine gewöhnliche Kofette, die Dich heranzog, um mich fallen zu lassen und nun Dich fallen läßt, um einen Andern heranzuziehen, um ein neues Ziel, gleichviel welches, zu verfolgen.“

„Noch einmal: kein Wort wider sie, ich dulde es nicht. Diesen Brief hat Denise erbrochen, unterschlagen.“

„Denise? Die Unglückliche!“

„Sieh doch, wie Du auffährst! Herr Ritter, ist Eure Liebe so heiß?“

„Jetzt sag' ich Dir mit besserem Rechte: lasse Deinen Hohn! Ich ertrage ihn nicht. Denise ist die einzige Person, welche bei allen diesen traurigen Handeln wahrhaft und unverdient leidet.“

„Hat sie doch in Dir eine treue Stütze!“

„Sie soll sie haben, in jedem Sinne, auf jede Gefahr. Wenn Du sie aufgeben und opfern kannst, — Du, der ihr Schutz und Achtung schuldig ist, selbst wenn sie keine Liebe mehr an Dich zu fordern hätte, — so werde ich an Deine Stelle treten und geheiligte Pflichten übernehmen, die Du mit Füßen trittst!“

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Ganz Paris hat in diesem Monate „das Bohnenfest“ gefeiert; alle Welt hat um das Königthum gespielt. Obscure Bäcker haben einen ganzen lieben langen Tag nichts weiter zu thun gehabt, als den Teig zahlloser Könige zu kneten und die Gesichte eben so vieler Königreiche in den Ofen zu schieben. Ein solches Königthum kostet weder Empörungen noch Revolutionen; höchstens einen zerbrochenen Zahn, wenn der vom Schicksal auserkorene Potentat etwas zu hastig in seinen Kuchen beißt. Einmal proclamirt wird derselbe sogleich installiert, — und, was ihm zunächst obliegt, ist, sein Reich mit einer Dame zu theilen, — er wählt sich eine Königin, wozu er aber weder Gesandte noch Bevollmächtigte braucht, und durch welchen wichtigen Schritt er weder zu Zerwürfnissen zwischen befreundeten Staaten noch zu Befürchtungen von Krieg und seinem bösen Gefolge Veranlassung giebt. Ein solcher König besorgt seine Angelegenheiten selbst, spielt den Sultan und kehrt sich nicht an die öffentliche Meinung. „Der König trinkt!“ — das ist der Jubelruf, womit man ihn begrüßt; denn der Bohnenkönig hat kein anderes Geschäft als wacker zu trinken, die Gläser zu leeren, die man ohne Unterlaß für ihn füllt: er nennt dies Gerechtigkeit üben; seine Charte ist in die Flasche, auf den blinkenden Rand des Bechers geschrieben. Seine Krone besteht in einer um den Kopf gewundenen Serviette. . . Der König trinkt und trinkt

immer wieder — und wenn er genug getrunken hat —? nun dann mögen ihm wohl die Begierden und Launen eines Sardanapal oder Domitian in den Kopf kommen! Gut, daß die Herrschaft der Bohnenkönige nur eine Nacht dauert; am nächsten Morgen treten diese Majestäten in das Spießbürgerthum zurück. — Der Charivari bringt in seinem Rückblick auf das vergangene Jahr eine Menge witziger Anspielungen und Caricaturen. Von Paris selbst sagt er unter andern, es müsse eine sehr zahllose Stadt sein, da man fast in jedem Gäßchen gegen zehn Dentisten finde, welche insgesammt mit großer Lobrederei ihre künstlichen Zähne und Gebisse anpriesen. — Lebensüberdrüssigen empfiehlt er Strümpfe von Schießbaumwolle anzuziehen, sich gemächlich auf einen Stuhl zu setzen und gelegentlich das eine Bein in den Mund zu nehmen und mit der Gargarre anzustecken, als ein sehr bequemes Mittel, ihren Leiden ein Ende zu machen. — Eine Caricatur stellt einen armen Teufel dar, welcher mittels chemischer Agentien aus geraspeltem Holz bereitetes Brot verzehrt hat, das sich durch die Einwirkung des Magensaftes wieder zu kleinen Scheitern gestaltet. — Die Astronomen dienen seinen Sarkasmen ebenfalls zur Zielscheibe: ein ungeheurer Stern mit fragenhaftem Gesicht repräsentirt den neuen von Leverrier entdeckten Planeten, um welchen mehrere Astronomen in phantastischer Kleidung, mit Binden um die Augen und langen Fernröhren auf dem Rücken suchend umhertappen, während Leverrier ihn mit beiden Händen ergreift. — Hierauf kommen einige Zeitschriften, der Constitutionel, die Epoque u. s. w. an die Reihe; desgleichen einige Theater, besonders das neue von Alexander Dumas und dieser selbst. Faust's Verdammniß von Hector Berlioz, wird, wie man sich leicht denken kann, arg mitgenommen: Mephistopheles zeigt mit dem Finger der einen Hand auf einen Zettel mit der Aufschrift: „Musik von Berlioz“; Faust kniet vor ihm, hält sich die Ohren zu und schreit vor Schmerz, indem eine Reize krummhäufiger, abentheuerlicher Noten, wovon einige auf ihn herabfallen, über seinem Haupte schwebt. Dazu wird noch die Bemerkung gefügt, daß Dante in seiner „Hölle“ diese Art von Qual aufzuzählen vergessen habe. Endlich ergeht der freundliche Rath an den Tonsetzer, er solle doch eine Symphonie, betitelt „der Märtyrer der Grenadiere der Nationalgarde“ componiren, wobei die armen pariser Gardisten, welche bekanntlich gegen die Verkürzung ihrer ungeheuren Bärmeuhen protestirten, im eigentlichen Sinne des Wortes unter die Scheere genommen worden: nämlich eine winzige Figur mit thurmhoher Grenadiermütze und langem Soldatenrocke als Repräsentant der National-Garde durch zwei Riesenscheeren, wovon die eine die obere Hälfte der Mütze, die andere unten ein Stück Rock wegschneidet, um ein bedeutendes verkürzt. — Zum Schluß noch eine Anspielung, welche die unglücklichen Speculanten in Eisenbahn-Actien betrifft: Man erblickt eine Eisenbahn mit einem sich darauf fortbewegenden Wagenzuge; auf einem Transportwagen liegt ein ungeheurer wohlgefüllter Geldsack, dessen Aufschrift „Fortune“ die Gesten der am Anfange der Bahn stehenden Figur, welche mit allen Zeichen der Verz-

zweiflung ihrem schnell dahin schwindenden Vermögen nachblickt, hinreichend erklären. —

Die Maskenbälle im Théâtre des Variétés werden von Vielen denen im großen Opernsaale vorgezogen, denn es giebt da so viele kleine Logen, kleine Treppen, kleine Passagen u. s. w., daß man ohne Schwierigkeit ein Plätzchen findet, wohin man sich von dem lärmenden Gewühl zurückziehen kann; dabei ist der kleine coquette Ballsaal selbst höchst einladend und gleicht einer niedlichen Soubrette von guter Familie. Dagegen wird man in dem großen Opernsaale durch das ewige Wirbeln der Pauken und Trommeln, durch das Geschmetter der Trompeten u. s. w. verwirrt und betäubt, man wird von tausend und abertausend Füßen gestossen und getreten, man findet nirgends Ruhe; hier muß man die Muskeln eines Stadiators, den Athem eines Wettrenners haben. Der letzte Ball im Théâtre des Variétés war das Rendezvous der nachlässigst maskirten Damen und der zwanglosst galanten Herren. — — 6 —

(Ein Kunstfreund.) Alle Leser haben wahrscheinlich irgend einmal von einem Herrn Duvrard gehört, der durch Armeelieferungen ic. sich ein unermessliches Vermögen erwarb, fürstlichen Luxus trieb, mehrere Jahre sodann im Schuldgesängnisse saß und endlich vor kurzem in London gestorben ist. Eines Abends befand er sich in einer glänzenden Gesellschaft, in welcher Stücke einer neuen Oper von einem jungen Componisten gespielt wurden, welche den größten Beifall fanden. Als Duvrard spät sich entfernte, fiel ihm im Hofe eben als er in seinen Wagen steigen wollte, ein Papier in die Augen, das wie ein Brief aussah. Er hob es auf und steckte es zu sich. Zu Hause trieb ihn die Neugierde zu sehen, an wen der Brief, den er gefunden, gerichtet sei und was er enthalte; aber wie wunderte er sich, als er erkannte, daß das Schreiben an den jungen Componisten gerichtet war und die Drohung enthielt, daß er unfehlbar am nächsten Tage in das Schuldgesängniß abgeführt werden würde, wenn er die bewußten drei tausend Francs nicht zahlte.

Duvrard, für den damals 3000 Francs ein Pappenstiel waren, faßte schnell einen Entschluß und am andern Morgen erhielt der Componist einen Brief ohne Namensunterschrift des Inhalts: „Beunruhigen Sie sich nicht, mein Herr; was Sie gestern Abend verloren haben, ist in sichere Hände gekommen. Der Findex schätzt sich glücklich eine Gelegenheit gefunden zu haben, einem Manne nützlich sein zu können, dessen Talent er noch gestern bewundert hat. Ihr Stäubiger ist in diesem Augenblicke bereits befriediget. Da jedoch der Findex jenes Briefes recht wohl weiß, welche Hindernisse materielle Sorgen dem Aufschwunge auch des größten Talentes entgegenstellen, so bittet er Sie beifolgende zehn Notizen von je tausend Francs anzunehmen. Er verlangt dafür nichts weiter von Ihnen, als daß Sie sich mehr und mehr anstrengen mögen den Ruhm zu erlangen, den Sie so sehr verdienen und die Freude, welche der Geber darüber empfinden wird, steht gewiß weit höher als die kleine Gefälligkeit, die er Ihnen heute zu erweisen im Stande ist.“

Der Componist, der einen so freigebigen Gönner gefunden hatte, war Nicolo Isoard, dem wir „Aschenbrödel“ und mehrere andere liebliche Opern verdanken, die sonst die Musikfreunde entzückten, die jetzt aber leider! vom Repertoire verschwunden sind.

Generalcorrespondenz.

Nachdem so viel über die in Schlessien herrschende Armut geschrieben worden ist, macht die Allgemeine Zeitung endlich auch darauf aufmerksam, daß in manchen Gegenden jener Provinz mehrere industriöse Männer fast so rasch wie die Inhaber der Gold- und Silberminen in Peru oder in neuerer Zeit in Sibirien unermesslich reich geworden sind, z. B. in Scharley, wo sich reiche Galmcilager finden. Namentlich wird ein Mann in jener Gegend erwähnt, der einen colossalen Reichthum besitzen und dabei eine sonderbare Lebensweise führen soll. Dieser Mann ist der Sohn eines Försters und hatte das Unglück sich in früher Jugend durch Unvorsichtigkeit in der Handhabung einer Flinten einen Arm so zu verlegen, daß derselbe abgenommen werden mußte. Der Prinzipal seines Vaters, der Abt eines Klosters, nahm ihn zu sich und ließ ihn unter anderm an der Tafel aufwarten. Hier bemerkte ihn ein Graf B., der sich über die Anstelligkeit und Gewandtheit des jungen Menschen freute und den Abt bat, ihm denselben zu überlassen. Sein neuer Herr machte ihn anfangs zum Förster, später zum Dekonomiebeamten. In dieser Stellung lernte er die Berg- und Hüttenwerke kennen und rieth zu mehreren Muthungen auf Steinkohlen und Salzei, betheiligte sich auch zur Hälfte dabei. Die Sache ging nicht glücklich und der Graf wollte sie aufgeben, überließ sie aber sodann dem Manne allein. Jetzt hatte dieser freie Hand und die Sachen nahmen von Stund an eine günstige Wendung. Der Gewinn wuchs wie eine Lawine und in wenigen Jahren sammelte er ein ansehnliches Vermögen, welches sich gegenwärtig auf sieben Millionen Thaler belaufen soll. In seiner Lebensweise ist der Mann eigenthümlich genug. Er lebt unverheirathet, soll nur mit Geistlichen seiner (katholischen) Confession Umgang haben und verschließt sich des Nachts in seinem Zimmer, so daß keine Gewalt zu ihm bringen kann; er hält einen Wächter auf seinem Hofe, dem mehrere große Hunde beigegeben sind und der den größten derselben, einen halben Löwen, an der Schnur, die an seinem Gürtel befestiget ist, herumsührt. Nur ein ganzes Heer von Räubern würde gegen diese Wächter etwas ausrichten. —

Nun fangen gar die Franzosen an unsere Dichter auf die Bühne zu bringen. Eben wird in Paris ein Stück von Scribe aufgeführt: „Maitre Jean“, dessen Hauptheld Goethe ist. Reiz der hat Scribe Goethes Vater zu einem Gastwirth und ehemaligen Schneider gemacht und den Weimarschen Hof entsetzlich carrikiert. Das ganze Stückchen beruht auf einem Mißverständnisse und einem Liebesabenteuer, bei dem Karl August und Goethe betheiliget sind. — Die größte Freude, welche Lauben

durch seine „Karlschüler“ geworden, ist ein Brief von Schillers Schwester, die ein Exemplar des Stückes erhalten hatte und dem Dichter dankt. Sie erklärt, daß die Schilderung damaliger Welt in dem Stücke richtig sei. Sogar in den Redensarten ihres Bruders glaubt sie ihn wieder zu erkennen und bei den ihr wohlbekannten Scherzen jener Zeit hat sie laut aufgejubelt. (Die ehrwürdige neunzigjährige Matrone lebt übrigens in Meiningen, nicht, wie wir in letzter Nummer nach einem Schreibfehler meldeten, in Gotha.) —

Da wir einmal vom Theater sprechen, erwähnen wir ein mit sehr schönen Portraits ausgestattetes englisches Buch über die Pariser Theater (*The Theatres of Paris*, by Charles Hervey) und erlauben uns einiges daraus mitzutheilen. Der Hauptfesselplatz der Theaterfreunde aus der diplomatischen, journalistischen u. Welt ist der *foyer de la danse* in der Akademie Royale, der einen abschüssigen Fußboden und in gewissen Entfernungen an den Wänden eiserne Stäbe hat, auf denen die Tänzerinnen einen Fuß ruhen lassen, während sie auf dem andern stehen, um ihre Glieder biegsam zu machen; das nennen sie *se dérouiller*. Alle *Pas* u. werden hier vor dem Beginne des Ballets noch einmal eingeübt. Nur Fanny Elser that dies nicht, weil sie sich in ihrer Wohnung ein Zimmer mit schiefer Boden u. dergl. hatte einrichten lassen. Als sie das erste Mal in diesem Theater auftrat, beschwerte sie sich bitter darüber, daß das Balletcorps die Kreide gestohlen habe, so daß sie die Sohlen ihrer Schuhe nicht bestreichen könne. Sie gerieth in die größte Verzweiflung und wendete sich an einen ihrer Anbeter, daß er ihr um jeden Preis Kreide schaffen möge. Es war aber elf Uhr Abends und kein Kaufmannsladen mehr offen. Der Anbeter eilte fort, lief schnell in zehn Kaffeehäuser, stahl in jedem die Kreide von der Billardtisch und brachte die Stückchen im Triumphe zurück. — Die Folter-Qualen, welche die Tänzerinnen bei dem Lernen zu bestehen haben, sollen kaum erträglich sein. Ihre Füße werden zuerst in eine Art Klotz, Ferse gegen Ferse, die Knie nach auswärts gerichtet, eingeschnürt; das heißt *se tourner*; dann kommt das *se casser*, welches darin besteht, daß die Tänzerin den rechten Fuß auf einen Stab legt, welchen sie mit der linken Hand hält und umgekehrt. Diese und andere Uebungen müssen mit der äußersten Regelmäßigkeit fortgesetzt werden, denn wenn sie nur eine Woche ausgefetzt werden, hat die Schülerin wenigstens zwei Monate lang doppelte Mühe. — Neben den Figurantinnen und *Rakten* wie man sie nennt, giebt es auch noch sogenannte *marcheuses*, welche nur bei großen Aufzügen u. s. w. gebraucht werden und nichts zu thun haben als hinter dem Balletcorps herzugehen. Man macht keine andern Anforderungen an sie, als daß sie groß, gut gewachsen und so schön als möglich sind. Namentlich hielt Napoleon viel darauf, daß das Corps der *marcheuses* immer aus ausgesucht schönen Mädchen bestand und einmal mißfielen sie ihm so, daß er dem Director des Theaters sein Mißfallen darüber zu erkennen gab und ihm befahl,

sofort neue und schönere *marcheuses* anzustellen. — Aus den Figuranten des Ballets ist der jetzt so berühmte Pariser Tanz- und namentlich Polkalehrer Professor Cellarius hervorgegangen, der sich seinen Unterricht mit 5 und 10 *Frcs.* die Stunde bezahlen läßt. Die Herren, welche 10 *Frcs.* zahlen, dürfen nämlich mit den anwesenden Damen (Mädchen aus dem Balletcorps) tanzen; die aber, welche nur 5 *Frcs.* zahlen, dürfen zwar mit diesen Damen sprechen, müssen aber mit einem — Stuhle tanzen. — Wir erfahren ferner aus dem Buche, daß die Mutter des bekannten Lablache eine Irländerin war und ihn seinem Vater, einem Franzosen aus Marseille, in Neapel 1796 gebar; daß der Sänger Mario der Sohn des Generals di Candia ist, welcher mehrmals Gouverneur von Genua und Nizza war und daß der Sänger nur aus Rücksicht auf seinen Vater seinen Familiennamen auf dem Theaterzettel wegläßt. — In ganz Frankreich giebt es nicht weniger als 320 Theater, doch haben nur 28 Städte stehende Bühnen. Außerdem befinden sich französische Schauspielergesellschaften fast in allen großen Städten Europas, so wie dergleichen in Algier, in Rio Janeiro, in Havanna und Batavia spielen. — An die Verfasser zahlt die Akademie Royale für eine große Oper 500 *Francs* für jede der ersten 40 Vorstellungen und 200 für jede folgende. Das Théâtre français giebt ein Zwölftel der Bruttoeinnahme für große Stücke, für kleine ein Achtel; die Opera Comique ein Sechstel oder ein Achtel; das Opéra, Vaudeville, Variétés, Gymnase und Palais-Royal zahlen 12 Proc.; Porte St. Martin, Ambigu und Gaîté zehn Proc. Alle diese Abgaben der Theater für die Verfasser werden von zwei Agenten der „Gesellschaft der dramatischen Dichter“ eingezogen, welche für ihre Mühe in Paris 2, in den Provinzen 15 Proc. abziehen und den Ertrag an die Dichter auszahlen. —

Die Kunst hat schwere Verluste zu beklagen, denn mehrere der ausgezeichnetesten Gemälde alter Meister der niederländischen Schule sind bei dem Brande des prächtigen Schlosses Argenteuil bei Waterloo, das am 10. Jan. in Flammen aufging, mit vernichtet worden. Das Schloß gehört dem Grafen von Neuss, der besonderes Unglück hat, denn bei den Septemberereignissen 1830 in Brüssel wurde auch sein Palast, den er in jener Stadt besaß, ein Raub der Flammen. —

Bekanntlich wird bei fast jedem Festessen ein Toast auf die Damen ausgebracht und natürlich immer mit Begeisterung getrunken. Das Trinken und Anstoßen bei einem solchen Toaste war aber vor einiger Zeit in England nicht genug; um anzudeuten, daß er bereit sei, für die Schönen alles aufzuopfern, schnitt nämlich der Toastausbringer die Hälfte von einem seiner Frackschöße ab und warf sie in das Feuer; seinem Beispiele mußten alle Herren folgen. Wer sich geweigert hätte, würde sich der größten Beleidigung gegen die Damen schuldig gemacht haben. —

Allgemeine Moden-Zeitung



Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Schule des Lebens.

Novelle

von

Franz Dingelstedt.

(Fortsetzung.)

„Ich gebe Dir die Rechte mit in den Kauf, die ich gleichfalls mit Füßen trete.“

„Das ist hämisch gesprochen, Otto, und infam gehandelt; ja infam. Ich wiederhole es.“

„Nun habe ich Dich, wo ich Dich haben wollte. Du bist mir Genugthuung schuldig.“

Beide standen auf.

„Ein Zweikampf zwischen uns,“ rief Ernst schmerzhaft erschüttert aus, „ein Zweikampf auf Leben und Tod! Otto, Otto, Du weißt ja, daß dies unmöglich ist! Wie kann ich die Rechte gegen Dich erheben? O Gott, mußte es dahin kommen? Durch die Ränke eines Weibes!“ Er irrte, die Hände ringend, im Zimmer auf und nieder. Otto, der mit verschränkten Armen am Fenster lehnte, entgegnete düster:

„Klage Niemanden an als Dich selbst; Deine Vermittelungswuth, Deine diplomatischen Versuche und Kunststücke sind an allem Schuld.“

„Und Denise? Was hast Du mit ihr vor? Wo ist sie?“

„Sie und immer wieder sie! Denise Dein erstes und letztes Wort! Geh sie zu trösten, sie liegt da-

heim, wo ich sie gelassen. Meine Wege sind auf ewig geschieden von den ihrigen. Morgen ziehe ich von ihr weg.“

„Das kannst Du nicht, Du darfst, Du wirst es nicht!“

„Da mich Liebe nicht mehr an sie bindet und kein anderes Band zwischen uns besteht...“

„Gerade deswegen. Es giebt Verbindungen, die dadurch unauflösbar sind, daß Sitte und Gesetz sie nicht heiligen. Vor dem Gericht der Welt hat sie keine Ansprüche an Dich, aber vor dem der Ehre, des Herzens.“

„Das meinige spricht mich, ihr gegenüber, frei. Sie hat durch die Veruntreuung des Briefes alle Pflichten, auch die einfachsten und natürlichsten, größlich verlegt.“

„Schlage ein Vergehen an den Forderungen des Anstandes, der gemeinen Ehrlichkeit nicht höher an, als ihre Leidenschaft, der Mangel an Erziehung, meinetwegen an Zartgefühl bei ihr rechtfertigen. Nein, Otto,“ so fuhr Ernst beschwörend und eindringlich fort, „Du kannst dies Mädchen ihrem Schicksale nicht überlassen. Wie oft hast Du gegen die Herzlosigkeit der vornehmen Welt, wie Du sie nennst, gepredigt, unsere Kreise verdammt wegen der Leichtigkeit und Gewissenlosigkeit, mit welchen sie die zartesten Verbindungen auflösen und zerreißen, und jetzt wolltest Du ein Verbrechen begehen, vor welchem der abgeriebenste kälteste Weltmann zurückschrecken würde? Fürwahr, Du kannst es nicht.“

„Ich kann, was ich muß. Sie folge ihrem Schicksale, wie ich dem meinen.“

„Eher opfere ich mich selbst, als daß ich sie Dir und der Gräfin zum Opfer fallen lasse, dieser Gräfin, welche . . .“

„Zum letzten Male: sie lasse weg zwischen uns! Und noch ein Mal: nimm Denisen, wenn sie Dir so hoch und theuer ist, nimm sie mit nach Braunschweig, nach Deutschland, führe sie in Deine Zirkel, in Dein Haus, erziehe sie Dir zur Freundin, zur Diplomatin, zur Frau.“

„Armseliger Spötter! Höre es denn, wenn Du es hören willst: ja, so lieb mir mein Name, meine Stellung, meine Zukunft sind, lieb wie jedem Menschen von Geburt und Beruf, aber nicht lieber wie jedem Manne von Ehre die seinen, ja, ich würde sie Denisen nachgesetzt haben, würde mit ihr in die Welt gegangen sein, würde sie öffentlich als die Meine hinstellen, hätte ich sie frei gefunden und wäre die Wahl ihrer Liebe auf mich gefallen. Jetzt, das weißt Du wohl, ist das unmöglich. Ich begreife, ich verstehe sie und ihr schönes Herz ganz, das sie an Dich weggeworfen. Ihre niedere Stellung, ihr Mangel an Formen schaden ihr bei mir nichts, dagegen alles bei Dir. Ich, der Sohn des von Dir geschmähten Adels, ehre das Kind des Volkes und liebe es, dasselbe, welches Du schändlich mißhandeln kannst, um einem verbuhlten Weibe, mit Flittertand und künstlichem Reiz umhangen, in schmählischer Leibeigenschaft zu fröhnen.“

„Halt ein, Unsinniger!“

„Du bist es, nicht ich! Wie stehst Du da, Du falscher Held der Freiheit, Du Held einer falschen Freiheit! Dir ist der Mensch nichts, der Geist und das Herz nichts, aber die Form, der Zufall alles. Und ich, den Du als Aristokraten verlacht und verkehrt, wie viel freier fühl' ich mich über Dir, wie viel reiner und menschlicher, als Du!“

„Du wirst die Güte haben, aus Deiner Höhe herabzusteigen, um Dich mir zum Kampfe gleich und gegenüber zu stellen.“

„Ich werde. Mein Wort darauf, ich werde.“

„Mehr braucht es nicht. Alles Uebrige morgen.“

Ernst nickte und Otto ließ ihn allein.

Nachdem der Letztere noch eine Weile in den dunklen Straßen umhergerannt war, pochte er einen deutschen Maler aus dem Schlafe. „Thu' mir den Gefallen, lieber Kranz,“ sagte er, „mir heute Nacht Dein Atelier und morgen Deine Pistolen zu leihen.“

„Du bist verrückt, laß mich in Ruhe,“ erwiderte der schlaftrunkene Künstler und legte sich auf die andere Seite.

„In Deinem Atelier werde ich übernachten, weil ich mich mit Denisen überworfen habe, und mit Deinen Pistolen Werner totschießen.“

„Bah, eine Untreue? Narrenspoffen!“ Er wickelte sich fester in seine Decke und schnarchte fort.

Otto zündete das Licht auf dem Nachttische an und ging hinüber in das Atelier. Ihm war ganz leicht und wohl zu Muthe, alle Unruhe, Halbheit und Zerspaltung wichen von ihm. Pfeifend wandelte er in dem großen, hohen, dunklen Gemache umher. Sogar menschliche Bedürfnisse stellten sich bei ihm ein, sein Magen erinnerte an das lange Fasten, dem er unterworfen gewesen. Otto suchte in den bestäubten Schiebläden allerlei alte Brodrinden, Aepfel, Ueberbleibsel von Semmeln und Zucker, vom Frühstücke umherliegend, und verzehrte sie mit Heißhunger. Endlich entdeckte er gar eine halb zerblätterte Cigarre. Er zündete sie behaglich an, streckte sich auf einem abscheulichen Lotterbette aus, das im Winkel stand, und warf allerlei kostbare Stoffe, Sammetdraperien, seidene Tücher und Gewänder, wie sie den Portraitmalern zu ihrer Arbeit dienen, als Decken über sich. So schlief er, fester und süßer als seit geraumer Zeit, bis in den hellen hohen Tag hinein.

9.

So früh Ernst am andern Morgen auch in die Rue du Rempart eilte, — der graue Novembertag war kaum angebrochen, — fand er dennoch Denisen nicht mehr. „Vor einer Weile,“ sagte die Hausmeisterin, „ist sie fortgegangen.“ — „Allein?“ — „Ganz allein, Herr Walther war die Nacht außer Hause und kam noch nicht zurück.“ — Ernst stand in bleichem Schrecken, in rathloser Angst; dunkle Ahnungen und Bilder stiegen vor ihm auf. Wo die Arme suchen? Die Morgue, das schauerliche Passbureau der Selbstmörder, erhob die finstern feuchtgrauen Wände vor seinem schauernden Blicke.

Denise saß indessen im Vorzimmer der Gräfin Herisy. Man hatte sie an der Thüre abweisen wollen, weil diese noch schlief. Sie versetzte ruhig: „Ich werde warten, die gnädige Frau hat mich bestellt.“

„Das ist was anderes,“ sagte der Bediente und hieß sie eintreten. Die Leute der Gräfin waren gerade um den Kaffeetisch versammelt. Sie flüsterten sich Bemerkungen über den frühen Besuch, die Haltung,

den Anzug der Fremden zu, während Denise ruhig, mit gefalteten Händen, aus dem Fenster sah. Der Kammerdiener rieth auf eine Modistin, was aber seine Collegin, die Kammerfrau, mit Kennerblick verneinte. Die Stimmen kamen zuletzt überein: eine Bittstellerin, eine verschämte Armuth, und die Köchin wagte das gutmüthige Anerbieten einer Tasse Kaffee, welches Denise freundlich ausschlug.

Um halb neun erklang die Glocke aus dem Schlafzimmer. Die Gräfin war regelmäßig matinale, weil sie ihren Morgen brauchte. Nicht lange darauf wurde Denise zu ihr hineinbeschieden, obwohl die Frau Gräfin, hieß es, sich nicht erinnere Jemandem befohlen zu haben. Frau von Herisy war noch im Bette, wo sie Chocolate zu nehmen pflegte. Das Bett ist ein fürchterlicher Probirstein weiblicher Schönheit; es läßt keine Lüge zu, wenn es nämlich nicht selbst als bloße Lüge erscheint. Letzteres war dies Mal bei der Gräfin nicht der Fall. Die Vorhänge hatte man schon zurückgeschlagen, so daß ein graues nachtheiliges Tageslicht in das Zimmer fiel. Denise sah schon von weitem durch die geöffneten Thüren die Gräfin und machte mit größerem Rechte dieselben Bemerkungen, welche Otto bei dem ersten Anblicke derselben in Longchamps gegen Ernst zum Besten gegeben hatte. Das schmale, farblose Gesicht, die eckige Büste, die trockenen Finger stachen doppelt scharf hervor in dem weiten Bette, in der Haube, die das kostbare Haar gänzlich versteckte und in den wallenden Falten und Besäzen des Nachcorsets. Die Gräfin war wirklich alt und häßlich, so wie sie war; auch die Stimme, mit der sie Denise näher zu treten einlud, klang well und mager. Fancy, das Wachtelhündchen, welches bei Ottos Sieg den Vorläufer gespielt hatte, bellte, die schwarze Schnauze voll Rahm und Zwiebackkrümlein, von der seidenen Decke herunter der Fremden wüthend entgegen. Seine Herrin befahl ihm Ruhe und fragte artig:

„Wer sind Sie, Madame, und worin kann ich Ihnen dienen?“

„Die Frau Gräfin erkennen mich nicht wieder?“

„Ich meine allerdings, Sie schon gesehen zu haben, indeß, verzeihen Sie, ich erinnere mich nicht deutlich genug Ihrer Züge.“

„Ich bin die Frau, welche Sie im Cabinet Montpensier einmal mit Ihrem Besuche zu beehren die Güte hatten.“

„Denise,“ rief die Gräfin unangenehm überrascht aus.

„Sie selbst, Frau Gräfin.“

„Was suchen Sie bei mir? Ist dieser Besuch ein Ueberfall oder eine Schlinge? Wissen Sie, daß ich in meinem Schlafzimmer wenigstens geschützt gegen solche Angriffe zu sein hoffte?“

„Lassen Sie die Glocke, gnädigste Frau, und gönnen Sie mir eine Minute Gehör, das ist alles, was ich von Ihnen bitte. Ich komme in keiner feindlichen Absicht.“

„Sei die Absicht welche sie wolle, ich begreife nicht, wie ich mit derselben zusammenhängen kann.“

„Wie eine jede Frau mit dem Leben eines Mannes zusammenhängt, den sie liebt.“

„Madame!“

„Frau Gräfin, Ihr Rang, Ihr Stolz scheuchen mich nicht zurück. Es giebt Lagen und Stimmungen in der Welt, wohin solche Pfeile nicht tragen. Wie sehr hohe Dame Sie sich auch fühlen und stellen mögen gegen mich armes Weib: ich weiß mich nur als Frau der Frau gegenüber.“

„Werden Sie mir erklären, endlich erklären...?“

„Alles, und in wenig Worten. Lassen Sie dieselben nicht auf die Erde fallen, denken Sie, eine Unglückliche spräche zu Ihnen, eine Verdamnte, eine Verbannte.“

Die Gräfin fuhr bestürzt aus ihren Kissen auf und blickte genauer in das todtenbleiche, aber kalte Gesicht Denisens, welche sich auf einem Schemel vor dem Bette niedergelassen hatte. Diese fuhr fort:

„Ich beginne damit, mich bestegt zu erklären, ich räume Ihnen das Feld.“

„Habe ich jemals mit Ihnen um ein solches gestritten?“

„Streiten wir jetzt wenigstens nicht um Rücksichten und Formen. Angelangt auf dem Punkte, wo ich stehe, habe ich das Recht sie zu verletzen. Otto empfing Ihren gestrigen Brief aus meinen Händen, und zwar... erbrochen.“

„Pfui!“

„Ihr Abscheu, Ihr Wegwenden ist natürlich, Frau Gräfin. Ja, ich habe diese Niederträchtigkeit an ihm, an Ihnen, wenn Sie wollen, begangen.“

„Warum?“

„Fragt bei Ihnen die Leidenschaft nach Gründen? . . . Otto verließ mich darauf, ich verlor ihn auf ewig. Er schwur, mich nie wiedersehen zu wollen, mich, die er schon lange nicht mehr geliebt, die ihm nichts mehr ist.“

Denise sprach die letzten Worte mit einem Tone, bei dem die Gräfin unwillkürlich erbebte. Sie raffte

ihren Geist, ihre Schärfe, ihre ganze Festigkeit zusammen, um, gegenüber diesem Mädchen, als Frau von Welt die Partie nicht zu verlieren. Bewaffnet mit der glänzendsten blanksten Schneide des Spottes, der ihr zu Gebote stand, fragte sie, bis zur Frechheit offen:

„Am Ende suchen Sie den Flüchtling bei mir, Mademoiselle? Ich bitte, ohne Zwang! Schauen Sie nach, ob er in meinem Schlafzimmer versteckt ist, da hinter jenem Vorhange vielleicht oder unter dem Bette?“

Ein ruhiger Blick war die ganze Antwort, mit welcher Denise fortfuhr:

„Otto ging mit Ihrem Briefe zu Ernst.“

„Nun?“

„Er ging zu Ernst mit Ihrem Briefe.“

„Was weiter?“

„Frau Gräfin, das wissen Sie besser als ich. Was weiter? Ein Mord unter diesen beiden Männern, der so gut wie Brudermord ist! Den sollen Sie hindern, zwischen sie treten, Otto aufklären, zurückhalten, was Sie, Sie allein in der Welt vermögen. Das sollen Sie, und nur deswegen bin ich hier.“

Frau von Herisy sagte nach einer längen nachdenklichen Pause:

„Hören Sie, meine Beste! Sie scheinen mir nach allem viel zu gut und zu liebenswürdig, als daß ich mit Ihnen, dieser beiden Fremdlinge wegen, falsch und hart sein könnte. Mein Vorsatz war, mich in die ganze verdrüßliche Angelegenheit nicht mehr zu mischen. Vielleicht ändere ich denselben, nur Ihnen zu Gefallen. Wenn ich genau überlege, wird mit einem allgemeinen Frieden allen Parteien gebient sein. Ich werde den Treulosen zu Ihnen zurückführen.“

„Das ist unmöglich,“ schaltete Denise mit traurigem Kopfschütteln ein.

Die Gräfin lächelte, als wollte sie das berühmte Wort wiederholen: Für mich giebt es keine Unmöglichkeiten. Dann fuhr sie fort:

„Ueberlassen Sie diese Sorge mir. So viel für Sie. Was die beiden Männer angeht, so erlauben Sie mir, meinen Namen aus ihrem Ehrenhandel ganz herauszulassen, wohin er in keiner Weise paßt, am wenigsten im jetzigen Augenblicke. Ich werfe mich niemals zwischen zwei gekreuzte Degenspitzen; denn, glauben Sie mir, mein Kind, das ist gefährlich für eine schwache Frau.“

„Aber wenn auf dieser Degenspitze das Leben eines Geliebten steht, Madame?“

Frau von Herisy warf die blasse hängende Unterlippe höhnisch auf und flüsterte:

„Mademoiselle, Sie nehmen die Sache viel zu tragisch. Man sticht oder schießt sich nicht gleich todt, namentlich die guten Deutschen nicht, welche den Zweikampf im rechten Momente immer wie ein mittelalterliches Vorurtheil betrachten und behandeln.“

„O Gott,“ murmelte Denise, „sie kann scherzen, in diesem Augenblicke scherzen. Sie hat ihn nicht einmal gekannt und er wähnte sich geliebt von ihr.“ Aufstehend fügte sie lauter hinzu: „Sie bleiben dabei, nichts thun zu wollen, um den Zweikampf zu verhindern?“

„Wenn ich wollte, könnte ich es? Weiß ich doch nicht einmal, wo Herr Walther ist!“

„Aber Otto wird zu Ihnen kommen und wenn er kommt, . . .“

„So werde ich mich vor allen Dingen bemühen, mein Unrecht gegen Sie gut zu machen, ihn zu Ihnen zurückzuführen.“

„Von mir ist die Rede nicht, Frau Gräfin, retten Sie ihn!“

„Armes Kind, nehmen Sie wenigstens, ehe Sie weggehen, einen Rath von einer erfahrenen Frau, einer Landsmännin an, der es aufrichtig leid um Sie thut, die Ihnen wohl will. Geben Sie sich diesen blauäugigen Ausländern nicht so ganz und gar dahin; auf mein Wort, mit aller ihrer Gemüthlichkeit und Treue verrathen, verlassen sie uns mit derselben Leichtigkeit und mit noch weniger Rücksicht und Zartheit als unsere Pariser. Sein Sie auf Ihrer Hut! Doch, wohin eilen Sie?“

„Zu Ernst; auf ihn habe ich Einfluß. Um Gott, gnädige Frau, halten Sie Otto zurück, ich stehe für den Andern.“

Denise ging, von der Gräfin mit langen verwundernden Blicken begleitet. Sie hatte den Gedanken, wie ein Blitz durch eine Wolke schießt etwa: Ich werde ihr nachsehen, thun, um was sie bittet, sie nicht aus den Augen lassen. Aber als ächte Schülerin Talleyrands traute sie ihrer Regung nicht, „weil sie fast immer gut ist,“ und die nach der Glockenschnur ausgestreckte Hand fiel auf Fancys Haupt zurück.

Ernst und Denise begegneten sich vor des Ersteren Thüre, eben als er von einigen vergeblichen Wegen nach ihr zurückkam, bang und verstört. Da er ihrer ansichtig ward, sprang er mit gleichen Füßen aus dem Cabriolet und Denise litt oder sie merkte es nicht, daß er in dem Sturme seiner Freude ihr um den Hals

fiel. Er führte sie in sein Zimmer, auf dasselbe Sopha, wo wenige Stunden zuvor Otto gesessen hatte. Sie erzählte ihm den Besuch bei Frau von Herisy, er erwiderte mit dem Auftritte zwischen Otto und ihm. Nachdem er geendiget, rief sie schmerzlich aus:

„O nun ist Alles verloren! Sie haben ihn gereizt, statt zu beschwichtigen; Ihre Worte wider die Gräfin, für mich, Ihre Hestigkeit, Ihr Stolz . . . Jetzt habe ich keine Hoffnung mehr!“

„Denise, leben Sie denn nur in ihm? Wird dieser thörichte Wahn nie aufhören?“

„Er wird, ja, er wird!“

„Sehen Sie mich zu Ihren Füßen! Vergessen Sie, was hinter Ihnen, was zwischen uns liegt. Lassen Sie einen Egoisten, der Ihrer niemals würdig war, seine Straße einsam weiter ziehen, gehen Sie mit mir, auf meinen Arm gestützt, an meiner Hand.“

„Damit,“ sagte Denise mit aufwallender Bitterkeit, „Frau von Herisys Anklage gegen mich sich erfülle und Otto an meinen Verrath glaube? Nein, Ernst, Sie wählen den Augenblick Ihrer Erklärung schlecht. Bei den vornehmen Herren mag das so Mode sein, daß sie die Geliebten tauschen wie Stöcke oder Rennpferde. Das Volk denkt anders wie jene, Herr von Berned.“

„Wie können Sie mich so grausam mißdeuten, Denise! Stellen Sie mich auf die Probe. Ich verlasse Frankreich bald, in diesem Jahre noch. Gestatten Sie, daß ich Sie in meine Familie führe, zu meiner Mutter, der edelsten besten Frau; Sie sollen nur Schutz bei uns finden, wenn Sie nichts anderes annehmen wollen, eine neue Heimath, neue glückliche Verhältnisse!“

„Für mich gab es nur in den alten ein Glück. Ich danke Ihnen für Ihre Güte, die, wie ich gern glaube, ehrlich gemeint ist. Aber ich kann, ich darf mit Ihnen nichts gemein haben. Otto müßte . . .“

„Otto, Otto und nur Otto! Denken Sie noch an die Möglichkeit einer Versöhnung mit ihm?“

„Mein Herr, er hat mich Poissarde gescholten. Seit er Ihre Gräfinnen und Baronesen kennen gelernt, war ich ihm nicht mehr fein und gebildet genug. Versöhnung mit ihm? O nein, sie ist unmöglich, sowohl meinewegen wie von seiner Seite. Es ist aus zwischen uns, das weiß ich wohl. Aber hindert das, daß ich ihn liebe?“

„Denise!“

„Ja, hören Sie es, Sie erster Urheber aller unserer Qualen: Ich lieb' ihn noch, diesen Mann, dessen

Herz Sie verdorben und mir entrisen haben durch Ihre Künste und Kniffe, wie Otto ganz richtig Ihnen gesagt, diesen Mann, der mich verlassen, verrathen, auf den Tod beleidigt und mißhandelt hat. Ich liebe ihn, und daß ich Ihnen das zurückgeben kann auf das Geständniß Ihrer thörichten Neigung für mich, das ist meine letzte Freude, meine Rache an Ihnen, mein Triumph. Sie hasse ich mehr noch als das eitle Weib, von der ich komme. Aber Otto liebe ich, ich werde ihn bis zum Tode lieben, für ihn sterben werde ich, ein Fußtritt von ihm ist mir lieber als Ihre Umarmung.“

Erschöpft und erschüttert riß sich die Unglückliche los und Ernst wagte es nicht ihr zu folgen. Sie floh nach Hause, wie ein todtwundes Thier seine dunkle Höhle sucht, um allein in Waldnacht und Bergesstille zu verbluten.

Otto war während dessen bei seinem Gastfreunde beschäftigt zuerst an die Gräfin zu schreiben und dann auf Ordnung in seinen häuslichen Angelegenheiten zu sinnen. Der Brief machte ihm ärgerlich zu schaffen. Wider seinen Willen erkaltete der Ausdruck des Gefühls in seiner Feder. Es schlich sich ein so tiefer Ekel an allen diesen Verwickelungen in seine Seele, daß sowohl die Kraft seiner Liebe zu Hermance, als der Stachel seines Hasses gegen Ernst gebrochen wurden. In diesem erblickte er noch immer die Ursache des Bruches, der mitten durch sein Leben gegangen war. An Denise gedachte er mit hundert gemischten Empfindungen des Mitleids, des Abscheues, des Zweifels, der Wehmuth, und klar stand allein die Nothwendigkeit vor ihm, es müsse zwischen ihr und ihm auf immer vorüber sein. Die Aussicht auf den Zweikampf mit Ernst hielt er gewisser Maßen wie einen Lichtpunkt fest, um den sich seine zerstreuten zermalmten Kräfte wieder sammeln.

Es ging schon stark auf den Abend zu, als Otto einige Leute in seine bisherige Wohnung sandte, mit dem Auftrage, sein Geringes an Hab und Gut abzuholen. Er wollte sich vorläufig bei dem Maler, wohl oder übel, einquartieren und gleich morgen, sagte er, ein anderes Logis beziehen, wozu ihm die Pistole, so oder so, als Schlüssel dienen sollte. Dabei blieb er stehen, Denise nicht wiederzusehen; Ernst wußte er zu finden, sobald es an der Zeit war und zu der Gräfin zog es ihn nicht. Er hielt sich still ohne Jemanden zu sehen, Jemandem seinen Zufluchtsort wissen zu lassen. Mit einbrechender Dämmerung schlich er hinaus, unbestimmt wohin. Der Weg, den er einschlug,

war nicht nach der Rue de l'Université, sondern in die Nähe des Palais Royal. Unwillkürlich stand er vor der Glashüre des Lesecabinet; Denisens Platz war unbesetzt. Noch einige Schritte, einige zögernde Umwege und er betritt die Rue du Rempart. Sieh da, welch' ein Auflauf in der stillen Straße! Das muß ja . . . In der That, vor dem Hause, das er bisher bewohnt, ist das stärkste Gewühl. Sein Haar sträubt sich, er wankt näher, horcht auf das Murren der unbekanntenen Stimmen, drängt sich durch die Hausfen. „Was giebt's denn da?“ fragt er.

„Ein armes Weibsbild hat sich aus dem fünften Stock herunter auf das Pflaster gestürzt.“

Mit einem furchtbaren Schrei ist Otto im Hause. Denise liegt unter den Händen des Arztes, von Menschen umringt, in dem kleinen Hausmeisterstübchen. Ernst steht an ihrer Seite. Als Otto die Thüre aufgerissen, stürzt ihm dieser mit dem Wehrufe entgegen:

„Ihr Blut komme über Dich!“

Otto antwortet: „Wie das Deine über mich!“

Bei dem Klange seiner Stimme versucht das furchtbar zerschmetterte Haupt eine Wendung. Ihr letzter Blick fiel, gebrochen schon, auf ihn.

Die Polizei trennte die beiden Männer, die sich, wie zu einem tödtlichen Kampfe bereit, gefaßt hielten. Beide wurden abgeführt, während die alte Hausmeisterin heulend und wehklagend ein Tuch über die Leiche breitete.

(Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Besorgnisse wegen politischer Zustände im In- und Auslande, Nachrichten von Hungersnoth in vielen Departements und Geldverlegenheiten an der Börse werfen einen Schatten auf die Soirées, Bälle und Carnevals-Freuden der Hauptstadt, aber noch nachtheiliger wirkt darauf ein im Hinterhalte lauernes allgemeineres Uebel, welches seinen Weg trotz fest verschlossener Thüren und Fenster, trotz wachsamer und diffideler cerberusartiger Portiers in jedes Haus findet und nicht danach fragt, ob seine Inwohner bereits mit andern Calamitäten zu kämpfen haben; — dieses Uebel, dieser unaufhaltsame Feind ist — die Influenza. Ganz Paris leidet am Schnupfen, — ganz Paris hustet, — von der Faubourg St. Antoine bis zur Barrière d'Étoile. Es giebt im Laufe des Tages gewisse Stunden, wo die Temperatur plötzlich fällt und dann vernimmt man, bei einiger Aufmerksamkeit, ein Geräusch wie das Seufzen der Erde vor einem Erdbeben — denn 990,000 Pariser husten. Predigten, Concerte, Opern u. s. w. werden häufig durch ganze Chöre von Niesenden und

Hustenden unterbrochen und ungenießbar. Besonders war Lezteres in voriger Woche bei der Aufnahme des Herrn von Remusat unter die „vierzig Väter“ der französischen Literatur der Fall. Da Herr von Remusat Staatsmann und Erminister ist, durch Wiß und Gelehrsamkeit glänzt und in den gesellschaftlichen Kreisen, wo guter Ton und Heiterkeit herrschen, selten fehlt, so war der Sitzungsaal der Academie während dieses feierlichen Actes mit literarischen und politischen Notabilitäten, mit Freunden des ächten Humors, der Künste und der Wissenschaften, der wahren geselligen Freuden u. s. w. — Herren und Damen — bis zum Erdrücken gefüllt. Unglücklicher Weise mangelte es dem Akademiker, welchem die Einführungsrede übertragen war, an einem treuen Gedächtniß und an deutlicher Aussprache; er stotterte demzufolge häufig und so oft dies geschah, nieste und hustete, wie im Einverständnis mit einander, fast die ganze Versammlung. Nach einem solchen Anfall störten wieder das schwere Athmen und die Bestrebungen der Zuhörer, den rheumatischen Kiesel zu unterdrücken, die Rede des Sprechers; dies verwirrte ihn, er verlor den Faden und stotterte ärger als zuvor. Die Lachmuskeln der Damen begannen zu arbeiten; man nahm seine Zuflucht zu den Taschentüchern, um das Lachen zu verbeißen, allein abermaliges Straucheln des Redners half diese Schranke durchbrechen und trotz der ernsten und sauern Gesichter der ehrwürdigen Akademiker erfolgte eine Explosion von Lachen, Husten und Niesen, die eine Stentorstimme überstäubt haben würde. Ganz anders war es, als Herr Remusat sprach; er erhielt die Zuhörer in tiefstem Schweigen und fortwährender Bewunderung seiner gebiegenen Beredsamkeit; man lauschte seinen Worten, wie weiland Dido der Erzählung des Aeneas von Trojas Zerstörung und seiner Irrfahrt lauschte. Ungeachtet der physischen und moralischen Uebel, haben indes die Bals costumés und die glänzenden Privatgesellschaften ihren Fortgang. Zu einem Ball, welchen kürzlich der Herzog von Nemours gab, war ausschließlich die Elite geladen, in welcher die Gemahlin des Herzogs durch Schönheit und Anmuth Alles überstrahlte. Der Fürst von Saxe, der belgische Gesandte, hat ebenfalls eine glänzende Fête gegeben. Dagegen war die Assemblée der Lady Normanby, in Folge der gegenwärtigen Isolirung des englischen Gesandten, ziemlich beschränkt. Die Raouts von Lady Jane Peel und Lady Dorothea Campbell erfreuten sich eines sehr zahlreichen Besuchs. Große Erwartungen hegt man von den Partien, welche der ungeheuer reiche Tudor nächstens zu geben beabsichtigt; die Vorbereitungen, welche dazu getroffen werden, sollen ihres Gleichen suchen. —

In diesen Tagen hat auch das Théâtre français Molière's Jahrestag feierlich begangen. Die Aufführung des Don Juan zu diesem Behuf und zwar zum erstenmal so, wie ihn der Verfasser geschrieben, nämlich in Prosa, war jedenfalls höchst passend; überhaupt hatte man nichts gespart, um diesen Abend seines Zweckes würdig zu machen. Herr Achille Déveria hatte, dem ihm gewordenen Auftrage gemäß, die Costüme zu dieser Vorstellung nach den schönsten Vorbildern von Vandermeynen vorgezeichnet und von Herrn Ciceri waren fünf neue entspre-

chende Decorationen geliefert worden. Endlich hatte Herr Bouquet für diejenigen Theile des Dramas, welche die Beihülfe der Musik erheischen, geeignete Bruchstücke aus Mozarts unsterblichem Werke entlehnt. Dieser Versuch wird der französischen Comödie vielleicht begreiflich machen, daß sie Schätze in ihrem Besitze hat, welche, richtig benützt, volle Häuser und bedeutende Einnahmen herbeiführen dürften. (Dasselbe läßt sich den deutschen Theatern sagen. D. Ned.) Es käme z. B. blos darauf an Molières Stücke ganz so zu geben, wie sie sind und mit dem jedesmaligen Costüm der Zeit, welche sie repräsentiren, ja mit allem Zubehör, welchen der Hof Ludwig's XIV. nicht verschmähte — wir meinen besonders die Ballets, wozu ein geschickter Componist die Musik arrangiren müßte. —

Die Eröffnung des neuen Theaters du Bazar-Bonne-Nouvelle verspricht den Parisern die mannichfaltigste Unterhaltung. Dieses Theater ist bestimmt, jene ganze Bevölkerung von Marktschreibern und Phänomenen, die bisher nomadenartig die Hauptstadt durchzogen, zu centralisiren. Hier also wird man die Personagen, welche unter verschiedenen Titeln in den Straßen von Paris berühmt geworden sind, in rührender Eintracht vereinigt finden. Die Saint-Laurent-Messe, die Jahrmartsherrlichkeiten von St. Germain, die Fêtes des Boulevard du Temple, Brioche, die großen Tänzer des Königs und der Himmel weiß, was sonst noch; Pailasse, die Mutter Gigogne, Bobèche und Galimatré (lauter Künstler und Künstlerinnen der bezeichneter Art) sind uns für immer wiedergegeben und nicht blos die phantastischen Personagen — die Fantoccini —, die Grotesken und die ganze zahlreiche Familie der Roth-Böpfe, sondern auch die ungeschlachteten und niedlichsten Ungeheuer (monstra), die seltsamsten Schöpfungen, Herkules, Riesen und Zwerge, wilde Frauen, Degen- und Schlangenverschluckter, Bauchredner, Zauberer, Taschenspieler, Jongleurs, Equilibristen; endlich die Kälber mit zwei Köpfen, die abgerichteten Kanarienvögel und Mäuse, die Hunde von Montargis u. s. w. Was aber die große Menge mehr als alle die eben aufgezählten Wunder nach dieser neuen Anstalt locken wird, sind „Harlekin“ und „Polichinell“; wir werden die Vergangenheit nicht mehr wegen ihrer unvergleichlichen Possen zu beneiden haben. Harlekin als Edelmann, Harlekin als Hofnarr, als Philosoph, als Sterndeuter, als Misanthrop u. s. w. wird wieder vor unsern Augen erscheinen. Eben so wird Polichinell, dieser Mimus albus, zur Ergötzlichkeit der Zuschauer hier sein Wesen treiben. Hier endlich werden lebendige und hölzerne Marionetten mit einander um die Gunst des Publikums wetteifern. Die innere Ausschmückung des Theaters ist eben so reich als geschmackvoll. Das Auge wird von dem Glanze, der sich ihm daselbst darbietet, wahrhaft geblendet: überall Säulen, Säulchen, Pilaster, Malereien, Vergoldungen, prachtvolle Gandelaber mit hellflammenden Gasflammen, schöne Draperien u. s. w. Der große Saal, in welchen ein gewölbter reich verzierter Gang führt, bietet drei Bühnen dar: die Hauptbühne, in der Mitte, wie ein großes Theater eingerichtet, ist für die Pantomimen und Harlekinaden bestimmt; zur Rechten befindet sich die Bühne für die chinesischen Schattenspiele

und zur Linken die für die Zauberlaternen. Die Decke, die Kuppel, der große Fries, welcher das Oval des Saals einfaßt, machen einen äußerst angenehmen Eindruck auf den Beschauer. Fehlt es in diesem großen Schiff, welches mehr als 1800 Personen aufnehmen kann, an bequemen Sitzen? Kann man leicht zu diesen gelangen, sich ohne Belästigung seiner Nachbarn von einer Stelle zur andern bewegen? Alle diese Fragen scheinen auf das Glücklicheste gelöst zu sein: man kommt, setzt sich, steht auf, geht wieder u. s. w. und Niemand findet sich dadurch gestört. Saal, Promenade, Conversationsort und Theater sind in diesem Raume mit einander vereint. — 5 —

(Zweimalige Todesgefahr.) Wie wir jetzt erst erfahren, schwebte der ausgezeichnete französische Maler L. Robert bei seinem Aufenthalte in Rom zweimal in der entsetzlichen Todesgefahr. Einmal war er in die bekannten Catacomben gegangen, um die Frescogemälde zu besehen, die sich in jenen labyrinthischen Gängen befinden und in seinem Kunstseifer hatte er den Faden verloren, welchen er mitgenommen, um den Rückweg zu finden. Vierundzwanzig Stunden schwebte er so in der qualvollsten Angst, den Ausgang nicht wieder zu finden und den Hungertod in dieser düstern Höhle sterben zu müssen. Lange suchte er im Lichte einer Fackel seinen Weg und den Faden, aber die Fackel erlosch endlich und er tappte nun in vollständiger Finsterniß umher, ohne zu wissen nach welcher Seite er sich zu wenden hätte. Der Hunger, die Müdigkeit und die Angst hatten bereits so sehr auf ihn gewirkt, daß er alle Hoffnung aufgab, als er am Morgen des zweiten Tages endlich zufällig den langgesuchten Faden ergriff, während er unter Todtengebeinen matt umhertastete. An diesem Faden fand er den Ausgang, aber die überstandene Todesangst hat er sein ganzes Leben hindurch nicht vergessen.

Ein anderes Mal hatte er die Kuppel der Peterskirche bestiegen und sah da einigen Arbeitern zu, welche mit Ausbesserungen beschäftigt waren. Um das Wasser, das sie brauchten, bequemer in diese bedeutende Höhe hinaufschaffen zu können, hatten sie ein Paar Breter über die Kuppel gelegt und zogen von da aus an Seilen Wassereimer aus dem Innern der Kirche empor. Diese gebrechliche Brücke war ungefähr zwei Fuß breit und gar nicht besonders fest, weil es Niemanden eingefallen war, daß sie einen Menschen tragen sollte. Lud. Robert fühlte, als er an dieser Stelle ankam, mit einem Male den unwiderstehlichen Trieb, über diese schmale schwankende Brücke hinüber zu gehen und erst als er vier Schritte auf derselben hin gethan hatte, wurde er sich der gräßlichen Gefahr bewußt, der er sich ausgesetzt hatte. Es war jedenfalls gleich gewagt, weiter vorwärts oder wieder zurück zu gehen. Das Einzige, was er zu thun vermochte, um sich vor dem Hinunterstürzen zu retten, da ihn der Schwindel ergriff und überdies die Flüche erschreckten, welche die Arbeiter über ihn ausschütteten als sie ihn erblickten, bestand darin, daß er die Augen schloß und unbeweglich stehen blieb. Als er sich wieder gesammelt hatte, nahm er seine ganze Entschlossenheit zusammen und ging ruhig weiter. So kam er

in die Mitte der schwankenden Bretter und da fühlte er, daß sie unter seinen Füßen zu knacken anfingen.

„Das Bret ist morsch, der arme Herr wird . . .“

So fing einer der Arbeiter an zu reden, aber er wurde durch eine ungeheure Ohrfeige, die ihm der Kamerad gab, zum Schweigen gebracht. Athemlos hatte unterdes der Künstler die andere Seite der Kuppel auf der gebrechlichen Brücke glücklich erreicht und er sank da, Gott für seine Rettung dankend und fast besinnungslos, auf seine Knie. Erst Puffe und Scheltworte, die er von den Arbeitern erhielt, weil er sie in so große Angst versetzt hatte, brachten ihn ganz wieder zu sich. Anfangs reizte ihn diese Behandlung zum Zorne, als er aber einen der Arbeiter mit blutendem Gesichte vor sich stehen sah, fragte er, was ihn fehle. „Ich habe ihm eine Ohrfeige gegeben, um ihn das Reden zu verbieten, denn wenn er in seiner Art weiter geschwätzt hätte, würden Sie die Besinnung vollends verloren haben und gewiß hinuntergestürzt sein,“ antwortete der Andere. Das entwaffnete natürlich den Zorn des Künstlers, der nun um so wärmer seinen Dank für die Theilnahme der Arbeiter aussprach.

Genera lcorrespondenz.

Wir haben erst kürzlich erzählt, daß man in Paris eine Art Invalidenhaus für alte Künstler und Schriftsteller errichten wolle; man denkt aber auch an die jungen und gesunden. Der Herzog von Bordeaux besitzt bekanntlich in Frankreich die Domaine und das Schloß Chambord, welches schön und groß ist, aber natürlich leer steht, da sich der Besitzer im Auslande aufhalten muß. Da hat man ihm denn den Vorschlag gemacht, in dem Schlosse eine Colonie von Künstlern und Schriftstellern, eine Art Phalanstère zu begründen. Jeder dieser Herren solle da, wenn er wolle, unentgeltlich eine Wohnung finden, um die schöne Jahreszeit hier zuzubringen. Der Besitzer soll nicht abgeneigt sein in diesen Vorschlag einzugehen und es bleibt für diesen Fall weiter nichts zu wünschen, als daß einer der Schriftsteller das gewiß höchst eigenthümliche Leben dieser Colonie beschreibe. Es giebt in Deutschland auch recht viele leerstehende Schlösser, wir glauben aber nicht, daß eines deutschen Künstlern und Schriftstellern zum Sommeraufenthalte angeboten wird und wenn es geschähe, würde sich eine solche deutsche Colonie schwerlich acht Tage lang unter einem Dache vertragen. Unter einen Hut sind drei Deutsche, welche sich für Schriftsteller halten, nun gar nicht zu bringen.

Wir haben dies in der letzten Woche wiederum in Leipzig erlebt. Man veranstaltete da einen großartigen Ball, dessen Ertrag zur Unterstützung der Nothleidenden im sächsischen Erzgebirge verwendet werden sollte. Sofort entstand in den Localblättern ein gewaltiger Federkrieg, ob es sich schicke zu tan-

zen, während Arme Noth litten und ob diese durch den Ertrag eines Balles unterstützt werden dürften. Die Gegner und die Freunde des Balles suchten durch alle erdenklichen Gründe ihre Ansichten geltend zu machen, wohl zu merken vor dem Balles. Wir geben gern zu, daß man über eine solche Unterstützungsweise verschiedener Meinung sein kann, jedenfalls war es aber eine Lactosigkeit, um das mildeste Wort zu wählen, gegen ein Werk der Mildthätigkeit zu eifern; haben die Gegner des Balles verschuldet, daß den Armen auch nur ein Thaler weniger zugeslossen ist, so lastet schwere Verantwortlichkeit auf ihnen, denn „ein Thaler ist viel werth in so schwerer Zeit.“ Nach Abhaltung des Balles mochten sie sich dagegen aussprechen, wenn sie es nicht lassen konnten. —

Die Zeitungen haben viel von den Entdeckungen des französischen Reisenden Lottin de Laval in Kleinasien gesprochen, der in Ninive, Persepolis &c. viele alte Bildhauerwerke fand und eine ganze Schiffsladung derselben nach Frankreich geschickt hat, wo man sie in einem besondern Saale im Louvre zu Paris aufstellen will; aber das ist nicht das Merkwürdigste. Der Reisende bringt treu nachgeformte Basreliefs und Inschriften mit, worüber die Kunst- und Alterthumsfreunde außer sich vor Entzücken sind; diese eigenthümliche Nachformung ist seine Erfindung und bis jetzt noch sein Geheimniß. Sie hat etwas Aehnliches mit dem Daguerrotyp, denn wie man durch dieses ein Bild im Kleinen von einem Gegenstande erhält, kann man durch die Erfindung des Reisenden eine Abformung von jedem Kunstwerke nehmen und diese in's Unendliche vervielfältigen. Alle diese Facsimiles von Inschriften und Basreliefs an den alten Tempeln und Palästen in Kleinasien hat Lottin de Laval in einem kleinen Koffer mitgebracht, sie müssen sich also zusammenlegen oder zertheilen lassen. Nach diesen Formen stellt er die alten Kunstwerke leicht in Gyps dar. Man hofft, daß die Regierung ihm diese für die Sculptur so wichtige Erfindung abkaufen und veröffentlichen werde.

Die Meisterwerke der Bildhauerkunst unterliegen der Mode nicht wie die Gemälde, über deren Werth zum großen Theile die Geschmacksrichtung des Tages bestimmt. Früher stand die italienische Schule in den Augen der Liebhaber oben an, während die Werke aus derselben jetzt von Tage zu Tage tiefer im Preise sinken, wie die Auctionen in Paris und London beweisen. Dagegen gehen die Gemälde mancher lebender Künstler, so wie die aus der französischen Schule des 18. Jahrhunderts und endlich die Werke der holländischen und flamändischen Schulen stets im Preise höher. Als Grund für das Sinken der italienischen Gemälde führet man erstens ihre meist bedeutende Größe und hauptsächlich die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit an, zu ermitteln, ob ein solches Gemälde Original oder Copie ist, weil die großen italienischen Meister ihre Werke wohl hundertfach in den Ateliers von ihren Schülern copiren ließen. —

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 8.

1847.

Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Blauen und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Meubles, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Wotto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Schule des Lebens.

Novelle

von

Franz Dingelstedt.

(Beschluß.)

10.

Die Untersuchung, welche über das schreckenvolle Ereigniß eingeleitet wurde, ergab so gut wie gar nichts, was der menschlichen Gerechtigkeit als Grund zur Bestrafung und als Schuld vor dem bürgerlichen Gesetze erschienen wäre. Denisens Hausgenossen sagten aus, daß sie den Tag über allein in ihrem Zimmer eingeschlossen geblieben, ohne die besorgte Pförtnerin oder Ernst, der wiederholt nachfragte, auf ihr Poehen einzulassen. Man hatte sie seufzen und still für sich weinen gehört. Als gegen Abend Ottos Boten kamen, sein Eigenthum von ihr zurückzufordern, verfiel sie in heftige Zuckungen, die sich milderten, je leerer sein Zimmer wurde. Sie stand, nachdem das letzte Stück verschwunden, am offenen Fenster, den Trägern nachblickend. Wenige Minuten darauf, wie Ernst abermals erschien, war das Entsetzliche schon geschehen. Alle Hülfe kam zu spät und vergebens. Ernst vermochte nur noch die Leiche, welche dem Gesetze verfallen sein sollte, loszukaufen und ihr auf dem Kirchhofe Montmartre eine Ruhestätte „für ewige Zeiten“ zu erwerben.

Ernst und Otto wurden von dem Gerichte, dem sie sich gestellt, ebenfalls entlassen. Jeder von ihnen

fühlte aber, daß damit die Sache nicht abgethan sein konnte. Es giebt Fälle im menschlichen Leben, wo, auch ohne eigentliche Beleidigung und Ehrenkränkung, zwei Männer so feindselig und schroff einander gegenübergestellt werden durch die Macht der Verhältnisse und tückischer Fügungen, daß sie ohne einen Kampf auf Leben und Tod weder scheiden noch sich wieder vereinigen können. Das Duell nimmt dann gewissermaßen seinen alten Charakter als Gottes-Urtheil an, entkleidet von aller frivolten Zuthat der Mode und des Waffenspieles.

Beide trafen sich an einem klaren frischen Herbstmorgen im Gehölz von Vincennes, welches das von Boulogne in seinen blutigen Zwecken abgelöst hat. Der Tag war so schön, heiter und sonnig aufgegangen, daß ein Gedanke an Mord und Todtschlag doppelt unnatürlich und sündlich erschien. Aber die fünf Männer, welche schweigend und düster, die Schritte raschelnd durch das welke Laub, von der Landstraße ablenkten auf eine versteckte Lichtung im Walde, sie hatten keinen Sinn für den funkelnden Herbsthau zu ihren Füßen, für die schimmernden Fäden, welche das sterbende Jahr als Gespinnst zu seinem Leichenhemde um die Baumstämme und Grashalme schlang, für das Säuseln des Windes in den dunklen Tannen, den leichten Zug fröhlicher Wölklein über den blauen Himmel. Ihre Gedanken waren weit, weit ab von allen diesen Dingen. Ernst, der sehr bleich aber fest ausah, erinnerte sich an seine Mutter, an Denise; Otto ging mit zur Erde geneigter Stirn, als suche er sein Grab wie eine

Wohlthat; die beiden Zeugen, ebenfalls Deutsche, einer davon der uns bekannte Maler Kranz, sprachen flüsternd mit einander die Regeln der Entscheidung ab, die sich schwer und fürchterlich vorbereitete. Der Arzt folgte für sich.

Auf dem freien Plage angelangt machte man Halt. Kranz maß, weit ausholend, die fünfzehn Schritte ab, während sein Gegensecundant lud. Die Uebereinkunft lautete: Beide Gegner schießen von ihrem Standpunkte aus, gleichzeitig, mit Zielen, sobald bis Drei gezählt worden. Zwei Stöcke auf die Erde gelegt, bezeichneten ihre Plätze. Die Pistolen wurden ihnen eingehändig. Die Zeugen traten zurück. Kein leeres Wort, kein Versuch der Verständigung mehr, kein Hauch, auch ringsum im Walde alles still.

So stehen sie sich gegenüber die Jugendfreunde, die Landsleute, die Brüder, Brust wider Brust, die Waffe in der noch gesenkten Hand. Ihr Auge zuckte nicht, das Ottos wurzelte im Boden, während Ernst mit unendlicher Trauer ihn anblickte. Keiner zweifelte, auch nicht vor dieser Probe, an dem Muth und an der Geschicklichkeit des Andern; sie kannten sich und hatten schon öfter so gestanden wie heute, und doch niemals so.

Der Secundant Werneck's zog die Uhr. „Seid Ihr fertig?“ fragte er. Beide nickten.

„Eins . . . Zwei . . .“

„Halt!“

Kranz war vorgespungen und an Ottos Seite getreten. Angelegentlich sagte er ihm in's Ohr:

„Werneck zielt nicht auf Dich, das ist augenscheinlich. Was willst Du thun?“

Otto, der seine Pistole bisher von unten auf gegen Ernst gehoben hatte, ward verwirrt. Er sah erst auf seinen Zeugen, welcher wieder auf die Seite schritt, dann auf seinen Gegner. Die Unterbrechung hatte ihn durchaus irre gemacht; seine Hand begann zu zittern. Ernst stand ihm still gegenüber. Wiederum klang es:

„Eins . . . Zwei . . . Drei!“

Bei dem letzten Worte fielen die Schüsse und — Ernst; die Kugel war in seine rechte Seite gegangen, etwas über der Hüfte einschlagend und nah am Rückgrat heraustretend. Der Verwundete sank in den Arm des Arztes ohnmächtig nieder. Seine letzte Aeußerung war: „Ich fühle, daß es nicht gefährlich ist.“ Man brachte ihn in den Wagen, welcher an der Straße wartete, nach dem nahe gelegenen Dorfe Saint-Mandé, wo ihm der Wirth einer kleinen Schenke ein Zimmer

einräumte. Wenige Schritte davon steht das Haus, in welchem Armand Carrel ein Paar Jahre früher gestorben.

Otto war nicht mehr von Ernst zu trennen; sein Jammer, seine Reue streiften an Wahnsinn. Er raufte sich das Haar, bedeckte die Stirn des Kranken mit Küssen, ließ seine Hand nicht mehr los. Ernst wehrte ihm nicht; er sprach Trost zu, sobald er wieder zum Bewußtsein gekommen. „Du hast mich nicht treffen wollen,“ sagte er, „das sah ich wohl. Daß Kranz Dich unterbrach verrückte Deine Waffe, die Du viel zu niedrig hieltest, um mir Schaden zu können. Deine Hand fing an unsicher zu werden und gerade weil Du zu fehlen meinst, schossest Du auf mich. Sei indessen ruhig. Es wird keine Gefahr haben, nicht wahr, Doctor?“ Dieser zuckte, wie alle Doctoren, die Achsel und antwortete:

„Ich hoffe, nein.“

Dennoch waren die ersten Tage und Nächte mehr als bedenklich. Erst nach Verlauf einer Woche gestaltete sich die Lage des Kranken so, daß sein Leben als gerettet verbürgt werden durfte. Hingegen stellte der Arzt eine langsame Heilung in Aussicht. Während derselben wich Otto nur dann von seinem Bette, wann ihn Geschäfte nach Paris riefen, namentlich Geschäfte für Ernst. In den trüben Nächten des Siechthums, wie in den stillen Stunden der Genesung, schlossen die beiden Freunde wiederum den zerrissenen Bund der Jugend und mit Ernst's Wunde heilte auch die tiefe Zerrüttung, das stillliche Leid Ottos langsam aus.

Einst kam er bewegter wie gewöhnlich von Paris nach Saint-Mandé zurück. Er legte stillschweigend einen Brief auf Ernst's Bette, den dieser, als er die Adresse und die Handschrift flüchtig angesehen, mit abgewandtem Gesichte zurückwies. „Laß uns,“ sprach er zu Otto, „den Namen dieser Frau nicht mehr nennen, sie soll todt für uns sein, wie Denise für uns lebt.“ Der Brief war an Otto gerichtet, aber noch uneröffnet.

„So meinst Du,“ fragte dieser, „daß ich nicht einmal lesen soll, was sie schreibt?“

„Wozu? Ohne dies Siegel zu brechen will ich Dir sagen, was das glatte Blatt enthält, dessen bloßer Geruch mir bis in das Hirn hinein weh thut.“

Otto ergriff den Brief und schleuderte ihn in's Kamin. Die Freunde fielen sich in die Arme und Otto rief lächelnd aus:

„Herkules und Hylas können ihren Hahn gemeinsam dem Asklepios opfern, sie sind beide genesen.“

Ernster fuhr er fort:

„Und doch ist es am Ende gut, daß Du das letzte Wort des Räthsels erfährst. Höre denn, was mir meine Nachrichten aus Paris sagen. Zuvor lies diese Stelle im vorgestrigen *Moniteur*.“ Er zeigte auf einige roth angestrichene Zeilen in dem „nicht-amtlichen“ Theile des amtlichen Blattes, die also lauteten:

„Wir erfahren aus sicherer Quelle, daß mit dem nächsten Pairschub auch der Graf Herisy, eine der unzweifelhaftesten Capacitäten des großen französischen Grundadels, zu dieser Würde befördert werden dürfte. Seiner Ernennung geht eine Ausöhnung mit der Frau Gräfin Herisy mehr als wahrscheinlich voraus, welche nicht nur in der Pariser Gesellschaft mit allgemeiner freudiger Theilnahme begrüßt wird, sondern auch in den Tuilerien eine lebhaftere Zufriedenheit erregt hat, da der Hof bekanntlich nirgends mehr auf Beseitigung aller persönlichen Mißverständnisse hält als in denjenigen Kreisen, welche an Intelligenz, Macht und Einfluß in den Augen der gesammten Nation am höchsten stehen.“ —

„Ich bitte Dich,“ sprach Otto, nachdem er gelesen, verwundert und nachdenklich zu dem ihn beobachtenden Freunde, „was bedeutet dies?“

„Zusammengehalten mit den Gerüchten aus den Salons, welche mir gestern sammt dieser Nummer der österreichische Gesandtschaftssekretär herausgebracht hat, bedeutet dies nichts mehr und nichts weniger als Folgendes: Schon seit einem Jahre spinnt die Gräfin an dem Plane einer Ausöhnung mit dem Grafen. Sie will sich mit ihm wiederum „arrangiren“: derselbe Ausdruck, nur auf die linke Seite gewendet. Die Zeit beginnt für sie, wo sie aus der Phase der galanten Dame in die der politischen Frau übergehen muß, wenn sie nicht ganz von der Bühne abtreten will. Des Grafen Reichthum und seine Pairie sind ihr nothwendig zu der neuen Rolle; mit seinem Diplom deckt sie seine Vergehungen an ihr zu und sein Gold wiegt ihr seine Rohheit auf. Ihrer Verständigung mit dem Grafen stand das Verhältniß mit mir hinderlich im Wege, welches eine allerdings lästige, nicht wohl überschaubare Doffentlichkeit erlangt hatte. Ich mußte bei Seite geschafft werden. Statt eines Bravo dingte sie, — verzeihe mir, Bruder, — einen Anbeter. Du warst, schon wegen Deiner Entfernung aus allen Kreisen der Gesellschaft, ohne Aergerniß und mit Bequemlichkeit so lange zu behalten, bis ich das Feld vollends geräumt hatte. Unser Zweikampf bildete einen

unvorhergesehenen Knoten in ihrem Plane, dieser blutige Faden paßte nicht in die Muster, womit sie das Gewebe ausschmückte, welches sie und ihren Gemahl auf's Neue zusammenziehen sollte. Einige Jahre früher wäre ihr ein solcher Zwischenfall hoch willkommen gewesen, sie hätte dann als grausame Schönheit sich hinstellen können, zu deren Füßen sich zwei Ritter die Hälse brachen. Jetzt kreuzte aber das Aufsehen erregende Ereigniß ihre Pläne. Rasch mußte sie ihm einen andern Lauf, eine andere Gestalt geben in den Augen der Welt, als die Wahrheit ist. Sie gruppirt die Thatfachen dieser vielbesprochenen Angelegenheit also: Ich bin der Verführer Deiner Geliebten, die zum Selbstmord getrieben ward, weil Du ihre mit mir begangene Untreue entdeckt, Du straffst sie an mir. So ist Alles auf's Natürlichste erklärt und nebenbei jedes Geflüster auf den Mund geschlagen, das etwa noch durch die Salons raunen könnte, Du seiest mein glücklicher Nachfolger gewesen. Ein Mann, der sich um einer Grisette willen schießt, kann unmöglich der begünstigte Anbeter einer Gräfin sein. Dein Schuß hat ihren Ruf auf einmal von uns beiden befreit. Der zärtlichen Ausöhnung der Gatten steht nun nichts mehr entgegen. Graf Kronack, der heute früh mich besuchte, hat den Grafen schon in der Welt getroffen. Sein großes Hôtel in der Rue de Lille wird prächtig hergerichtet zur Aufnahme des glücklichen Paares. So, lieber Freund, sieht es hinter den Coulissen des großen Theaters aus, auf welchem Du eine Gastrolle gegeben hast. Nicht wahr, wir wollen den Vorhang fallen lassen?“

Otto saß wie betäubt. Statt aller Antwort rief er, in lautes Weinen ausbrechend und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend:

„Denise!“

11.

An einem trüben Wintertage stand auf dem Kirchhofe Montmartre ein einsamer Wandersmann, den Stab in der Hand, das grüne Ränzchen auf den Schultern, eine leichte Reifemütze in die langen Haare gedrückt. Ein feuchter Wind schnob von Westen her, die Wolken jagend durch die dicke Luft. Schnee war gefallen über Nacht, war sogar liegen geblieben auf der Stadt, welche, aus solcher Entfernung gesehen, unter der weißen Hülle den Anschein einer ungeheuren Ruine hatte. Die stumpfen Thürme von Notre Dame, St. Sulpice, St. Jacques la Boucherie ragten mit ihrer beschneiten

Fläche gleich Trümmerhaufen über der weißgrauen Linie empor, in der die Stadt verschwamm. Düstere Nebel flatterten um das trauervolle Bild. Kein Glockenton, kein Hammerschlag scholl herauf; der Lärm und das Treiben des Ameisenhaufens verlor sich in der winterlichen Ferne.

Otto nahm Abschied von Denisens Grab, das er und Ernst mit einem Steine und ihrem Namen geziert hatten. Es war das einzige Haus, von dem er sich zu beurlauben brauchte, ehe er Paris verließ, da Ernst vor wenig Tagen bereits heimgekehrt. Entblößten Hauptes warf er sich auf den hartgefrorenen, weiß überzogenen Hügel nieder und küßte inbrünstig die kalte Platte, welche ihn deckt. „Lebe wohl,“ schluchzte seine Stimme aus tiefer Brust, „lebe wohl, du edles, erstes, einziges Herz, das mich liebte, das mein war, das ich zerbrach.“ Sein Hände rafften den Schnee auf und drückten ihn an die glühende Stirn, an die Wangen, an's Herz. „O lebe wohl!“

„Und dir da drunten,“ rief er emporgerichtet gen Paris aus, „dir, du große Stadt voll kleiner Leidenschaften, von hier dem Scheine nach so ruhig und doch so zerrissen, du, auch ein Kirchhof, wie diese Stätte um mich her; und dir, die du dich Welt nennest in dieser Stadt, ecker Kreis von menschlichen Thorheiten und Lastern, von Leidenschaften, Launen und Lügen, dir, du Aferwelt, dir, du Todtenstadt, meinen Fluch! Sei verdammt, aus einem Herzen heraus, das du vergiftet hast; auf dich dieses Grabes Verantwortung und die Schuld eines zum zweiten Male vernichteten Lebens!“

Er hielt inne und wendete sich um gen Osten, die Arme weit ausbreitend: „Sei begrüßt, Land des Aufganges! Zu dir flüchte ich, nicht in die verbotene Heimath, nein, auf den klassischen Boden der Freiheit, in das Allerheiligste einer frischen, großen, ewigen Natur, in deine Alpen und über deine Seen, o Schweiz! Nimm das heimathlose müde Kind an die kühle, sichere, breite Brust Deiner treuen Berge; im Alpenglühen führe mir ein neues Morgenroth herauf und die Milch deiner Gletscher werde meiner wunden Seele zum Tranke der Lethe!“

Rief es und eilte den östlichen Abhang des Hügels hinunter.

Der dunkle Stein.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

I.

Auf einem Herrnsitze, wo die Gastfreiheit noch im großartigen Style der alten Tage geübt wurde, verlief sich zufällig die hochwogende Flut der Geselligkeit mitten im Sommer einmal auf kurze Zeit, und da nur wenige Gäste zurückblieben, trat eine gewisse Stille ein. Diese hat selbst für Naturen, die gewohnt sind, mitten im Strudel ihr ruhiges Gleichgewicht nicht zu verlieren, etwas wohlthuendes. Mit besonderem Behagen aber genoß diese Stille ein junger Mann, dem die geräuschvollen Tage, welche ihr vorangingen, so lästig geworden waren, daß sie ihn fast verschreckt hätten. Er sprach sich darüber aus, als er zum ersten Male allein mit der Dame des Hauses auf dem Perron des Schlosses beim goldenen Schimmer des Morgens frühstückte.

„Sie sind zu unduldsam —,“ sagte die Dame, indem sie einen sanften Blick auf ihn richtete. „Ueberhaupt,“ setzte sie hinzu, „ich finde Sie wieder recht unzufrieden, Wittau.“

„Predigen Sie Zufriedenheit?“ rief er bitter lächelnd. „Sie, ein Schooskind des Glückes, seit frühester Zeit säuberlich gewiegt von den Wellen des Lebens — die glücklichste Gattin und Mutter, keine Sorge, keinen Gram kennend!“

„Und was fehlt Ihnen, Wittau?“ fragte sie. „Haben Sie nicht treue Freunde, wozu ich uns vor Allen rechne — eine ehrenvolle Laufbahn vor sich, auf welcher Sie nur nicht die Hülfe annehmen wollen, die Ihnen geboten wird? Wahrhaftig, lieber Cousin, Sie kränken uns. War es denn nicht die Absicht meines Bruders, Ihnen zuzuwenden, was durch seinen frühzeitigen Tod dann vereitelt wurde?“

„O lassen Sie das!“ sagte Wittau ernst. „Ich erkenne Ihre Absicht dankbar an, aber Almosen nehme ich nicht, sondern will mich selbst auf der Bahn fortbewegen — da ich meine Freiheit einmal nicht haben kann —.“

„Ist der Staatsdienst nicht ein ehrenwerther Beruf?“ fragte sie. „Gehen Sie, Wittau, Sie sind angesteckt von der Krankheit unserer Zeit.“

„Singe!“ rief aus einem der obern Fenster eine schneidende Stimme.

„Abscheulich, diesen entwürdigenden Namen einem Menschen zu geben!“ fragte Wittau. „Heißt der Mensch denn wirklich so? Oder ist es eine Laune seines gedehnten Herrn!“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete die Gräfin lächelnd. „Ich höre ihn nur — leider sehr oft! — so rufen.“

„Sehen Sie, Frau Gräfin, wodurch verdient nun dieser Freiherr sein Loos? Kann es eine größere Satyre auf den alten edlen Begriff eines Freiherrn geben, als diesen Dittkirchen, der seine unabhängige Lage nicht anders zu benutzen weiß, als mit einer Sucht den Sonderling zu spielen? Wahrlich, sein gespreiztes Wesen widert mich so an, daß mir sogar die verbreitete Firma unserer jungen Herren, die Firma: Pumper & Bummler, lieber ist.“

Die Gräfin verstand die letzte Aeußerung nicht, die außerhalb ihrer Sphäre lag. Sie verwies ihm nur seine Intoleranz gegen eine unschuldige Manie, wurde aber durch einen neuen Ruf der schneidenden Stimme unterbrochen, die wieder den Namen: Singe! hören ließ.

„Es ist noch obenein mit einem alten Menschen, daß er sich den elenden Spaß erlaubt!“ rief Wittau grollend.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Cousin,“ sagte die Gräfin. „Ihr Widerwille muß einen tieferen Grund haben. Ist Ihnen der corpulente Adonis vielleicht einmal als Nebenbuhler hinderlich gewesen?“

Der Scherz schien Wittau zu verletzen. Seine Wange färbte sich höher und sein Auge verdüsterte sich. Aber die Gräfin bemerkte es nicht, denn sie sah ihre beiden ältesten Töchter kommen und die Erste, eine höchst liebliche Erscheinung, rief schon von weitem: „Mama, sieh nur Emma!“

Emma war die zweite, ein bildhübsches Kind von zehn Jahren. Sie kam in einer Toilette, welche für eine Haupt- und Staatsaction, keineswegs aber für ihr Alter paßte. Ihr Haar war damenartig geschweilt und geflochten, sie hatte ein Kleid mit drei Volants und von bedeutender Länge. Die Mutter sah sie erstaunt und mißbilligend an. „Was ist Deiner Bonne eingefallen?“ fragte sie.

„Herr von Dittkirchen hat mir gesagt, Pantalons schicken sich nicht mehr für mich, da habe ich der Montbel befohlen, mich so anzuziehen,“ gab die Kleine zum Bescheid.

„Singe!“ ließ sich, gedehnter als je, die Stimme Dittkirchens oben zum dritten Male vernehmen.

„Selbst!“ rief Wittau ganz entrüstet hinauf. „Ich werde ihm einen Stein in's Fenster werfen für das ewige Geschrei.“

„Lassen Sie ihn doch schreien,“ sagte die Gräfin lächelnd. „Sie ärgern sich ja nicht über den Papagei, der drinnen noch viel ärger schreit.“

Wittau entgegnete mit einer Parallele, die ganz zum Vortheile des Papageis ausschlug, worüber die älteste Tochter der Gräfin sich sehr belustigte. „Der arme Dittkirchen!“ sagte sie dann. „Sie haben immer etwas gegen ihn!“

„Und Sie für ihn, Cousine Clotilde!“ entgegnete Wittau, indem er sein Auge prüfend auf das junge Mädchen richtete.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

(Lebensweise der Petersburger, besonders aus den höheren Ständen.) „Frauen wie Männer der höheren Stände in St. Petersburg,“ bemerkt Dr. A. Budeus in seiner Schilderung dieser Stadt in ihrem „kranken Leben,“ „führen größtentheils eine sitzende Lebensweise, selbst die Geschäfte außerhalb des Hauses werden meistens bis herab zu den Handwerkerklassen zu Wagen abgemacht; allerdings eine Gewohnheit, welche durch die Weitläufigkeit der Stadt und dieerspaltung ihres Geschäftsverkehrs in zwölf einzelne Flecken zur Nothwendigkeit ward. Von den Frauen der Petersburger höheren und selbst der mittlern Stände ist überdies bekannt, daß sie der eigentlichen Haushaltung ihre praktische Theilnahme ziemlich vollständig entziehen und sich häufig kaum auf eine oberflächliche oberste Leitung derselben beschränken. Beim sehr reichlichen, gewöhnlich aus drei bis vier Gerichten bestehenden Mittagessen, welches gegen vier oder fünf Uhr Nachmittags eingenommen wird, herrscht bis herab zu den begüterten Handwerkern eine modificirt französische Küche, d. h. sehr viel Fleischnahrung mit erstaunlich viel Gewürz, mit pikanten Brühen u. s. w. zubereitet. Der Mehlspeisen sind im Ganzen wenig und wenn sie ja häufiger vorkommen, wie z. B. in denjenigen Familien, welche die von ihrem Kultus anbefohlenen Fasten beobachten, so besteht doch hier ebenfalls die Zuthat aus stark erhaltenden Ingrediengien. Das gewöhnliche Getränk der vornehmen Klassen bei ihren Hauptmahlzeiten ist französischer Rothwein und Champagner, bei den Mittelklassen nur selten südrussischer Wein. Vor dem Beginne der Mahlzeit wird fast stets ein Voressen, aus pikanten Delikatessen mit Liqueur bestehend, genossen; der Genuß des Kaffees nach dem Essen ist hingegen sehr beschränkt. Morgens und Abends nimmt man meistens sehr starken Thee. Der Abend der vornehmen Klassen beginnt — besonders im Winter — erst

gegen zehn oder elf Uhr Nachts. In den bei den höhern Klassen im Allgemeinen nicht sehr gewöhnlichen Klubs, doch besonders in Privatgesellschaften dauert er dann mit Tanz und hohem Kartenspiel, viel seltener mit Konversation und andern geselligen Unterhaltungen, bis drei oder vier Uhr Morgens. Die Folgen dieser Lebensweise äußern sich deutlich genug im Gesundheitszustand und schon im äußern Aussehen der Mitglieder dieser Bevölkerungsklassen — ein so krankhaftes, welkes Aussehen, ein so frühes Verblühen der jugendlichen Männer und Frauen, wie es andere gleich volkreiche und gleich luxuriöse Städte kaum in solcher Allgemeinheit darbieten. Hierdurch wird auch die hier mehr als anderswo gebräuchliche Anwendung der Schönheitsmittel nöthig und der so allgemeine Gebrauch von Haartouren und Perücken ist erklärlich.“ Von den Eltern erbt die Kränklichkeit auf die Kinder über, welche noch durch eine verkehrte Erziehung vermehrt wird. „Die eigne erwachende und der Eltern Eitelkeit,“ sagt der Verfasser, „tritt bald nachher hinzu, die schwächlichen Körperchen in enge und zierliche Kleider zu pressen, das blasse Kinderköpfchen mit gebrannten oder gedrehten Locken zu umgeben und die kleine Modepuppe jeglicher Bewegung zu berauben, damit sich Kleider- und Kopfpuz nicht chiffonire. Die Welt nennt dieses „hübsche Ankleiden“ der Kinder oft als Vorzug der einen oder andern Stadt. Dem ernstlichen Beobachter entgeht es aber nicht, daß just in jenen Städten, wo ein Herauspuzen der Kleinen als hervorstechende Eigenthümlichkeit sich kundgiebt, fast immer ein krankhaftes Aussehen der Bevölkerung gleichzeitig vorhanden ist.“

— 8 —

(Alexander Dumas vor Gericht.) Man hat Alexander Dumas oftmals vorgeworfen, daß er viel zu viel schreibe, ja daß er Anderer Werke unter seinem Namen veröffentliche, aber er schreibt noch immer nicht genug, denn die beiden Journale „Constitutionnel“ und „La Presse“ haben ihn verklagt, weil er seine Verpflichtungen gegen sie nicht erfüllt und die versprochenen Romane nicht geliefert habe. Der beliebte Dichter erschien vor Gericht, um seine Vertheidigung selbst zu führen und da dies bekannt geworden war, machte man vor dem Gerichtshofe Queue wie vor einem Theater, wenn ein neues Stück aufgeführt wird und der Saal konnte bei weitem nicht alle Neugierigen fassen, unter denen sich auch viele Damen der Modewelt befanden. Aus seiner Vertheidigungsrede, welche häufig durch Geist und Witz das lauteste Lachen erregte, theilten wir das mit, was auch für deutsche Leser interessant sein wird. „Ich hatte, als der Vertrag mit den beiden Journalen geschlossen wurde, noch 226,000 Zeilen, d. h. 80 Bände zu liefern, eine Arbeit, welche die ganze Academie schwerlich zu Stande bringen würde, wenn man ihr aufgab, sie in zwei Jahren zu liefern, obgleich sie aus Bierzig besteht. Ich ging an's Werk und habe geleistet, was noch Niemand leistete und Niemand leisten wird. Ich sing fünf Romane gleichzeitig in fünf verschiedenen Zeitungen an, führte sie alle fünf nebeneinander fort und brachte meine Arbeit zu Ende, ich, ich ganz allein,

Meine Gegner sind hier und sie mögen sagen, ob sie unter meinen Manuscripten jemals auch nur eine Zeile gesehen haben, die nicht von meiner eigenen Hand geschrieben gewesen wäre. Drei Pferde, drei Diener und die Eisenbahn reichten kaum hin, mein Manuscript aus St. Germain nach Paris und von da die Correcturbogen zu mir zu schaffen; um zwei Uhr früh noch schickte ich von St. Germain Manuscript ab. In dieser Zeit kam Herr Veron (der Haupteigenthümer des Constitutionnel) zu mir und bat mich dringend, ihm binnen acht Tagen einen Band zu schreiben. — Acht Tage, sagte ich, wäre mehr als genug Zeit, wenn man Zeit hat. Indes — ein Band . . . sind 6000 Zeilen; 6000 Zeilen sind 135 Seiten meiner Schrift. Lieber Veron, nehmen Sie hier Papier, numeriren Sie mir 135 Seiten und legen Sie mir dieselben zurecht. — Veron that es. — Nächsten Donnerstag, sagte ich, esse ich bei Ihnen und Sie bekommen das Werk. Und am Donnerstag übergab ich ihm den ersten Band meiner „Dame von Montfoucau.“ . . . Die „Mode“ hatte einen Roman „Elisabeth“ von mir angekündigt, ohne meine Erlaubniß, ja der Name „Elisabeth“ (ich bitte die anwesenden Damen, die diesen Namen etwa führen, um Entschuldigung) gehört gar nicht zu denen, welche mir gefallen. Er ist mir nie in die Feder gekommen. Suchen Sie in meinen dreihundert Bänden Romanen und in meinen siebenundzwanzig Dramen und Sie werden ihn nicht einmal finden; er ist mir immer widerwärtig gewesen und ich begreife nicht, wie die „Mode“ auf den Namen gekommen ist, der doch gar nicht „mode“ ist. — Ich habe den beiden Zeitungen in achtzehn Monaten achtundvierzig Bände geliefert und sie klagen mich an, ich hätte die Hände in den Schooß gelegt. Ich war endlich sehr abgepannt, das begreift man wohl. Mein Arzt sagte mir: ruhen Sie aus; Sie arbeiten wie ein Ackergaul und müssen endlich unterliegen. . . . Da machte ich die Reise nach Spanien und Algier.“ Und nun schloß Dumas ächt französisch mit einem Knalleffecte: „die Regierung hatte mir ein Dampfschiff zur Verfügung gestellt; ich wollte Tunis besuchen, als ich erfuhr, daß durch ein rasches Einschreiten von meiner Seite zwölf Gefangene der Freiheit wieder gegeben werden könnten. Es waren zwölf Köpfe zu retten, zwölf Köpfe, die jeden Tag fallen konnten; darunter befanden sich tapfere Officiere unserer Armee, unglückliche Gefangene, ein Weib, — der Ueberrest der 200 Unglücklichen, die der Megelei von Sidi Brahim entgangen waren. Ich, ich eilte mit meinem Dampfschiffe zur Befreiung Cognards und seiner tapfern Kameraden und brachte sie nach Mellina. Hier gaben mir 3000 Personen ein Festmahl und die Erinnerung daran entschädiget mich für die Beleidigungen, die ich hier empfangen. Man verlangt 50,000 Fres. Schadenersatz von mir, weil ich nichts gethan, sagt man, und ich habe zwölf Landleute aus den Händen des Feindes gerettet!“

Das Gericht verschob die Entscheidung auf acht Tage und draußen auf der Straße sammelten sich die Neugierigen in Schaaren, um Dumas zu sehen, der sich mit Mühe Bahn durch das Gedränge brechen konnte, das ihm bis zur nächsten Straße

folgte, in welcher ihn ein kostbares orientalisches gezäumtes arabisches Pferd erwartete, auf dem er nach St. Germain zurückkehrte. Dumas hat überhaupt viel mit den Gerichten zu thun; seine Villa in St. Germain soll, auf den Antrag der Gläubiger, zum Verkauf ausgeben werden und der Marquis d'Espinay Saint Luc hat eine Schenkklage von 50,000 Fres. gegen ihn anhängig gemacht, weil er in der „Dame von Montforeau“ die Ehre eines Vorfahren des Marquis verletzt haben soll.

(Das Thesen in Bremen.) Jeder Senator von Bremen hat etwas mit dem Papste gemein; wie nämlich die Cardinäle, welche den neuen Papst zu erwählen haben, eingeschlossen werden bis die Wahl erfolgt ist, so wird auch in Bremen bei einer Senatorwahl die Commission von vier Bürgern und vier Senatoren, welche dem Senate drei Candidaten vorzuschlagen hat, unter denen der neue Senator gewählt wird, alles Ernstes in ein Zimmer des Rathhauses, die sogenannte Säulenkammer, eingeschlossen und nicht eher befreit bis sie dem durch einen Klingelzug herbeigerufenen „Herrendiener“ die Weisung erteilen kann, daß sie ihr Geschäft beendigt habe. Dem Erwählten wird seine Erhöhung durch den Silberdiener, d. h. den obersten Herrendiener angezeigt und gleichzeitig langt von Seiten der Rathskellerdeputation eine reichliche Partie der feinen Rheinweine und anderer edelen Sorten des Rathskellers an. Die Zunft der Bäcker und Zuckerbäcker besitt sich auf die erste Kunde das Haus des Erwählten mit allem, was sie Gutes vorräthig hat, zu überschütten und aus der Nachbarschaft und Verwandtschaft ist alles zu Handreichung und zu willfährigem Beistande herbeigeströmt, denn nun beginnt ein republikanisch großartiger Brauch. Der Erwählte hat sich unverzüglich in den schwarzen Staatsanzug mit schwarzseidenen Beinkleidern und Strümpfen geworfen und es erscheint vor ihm alles, was Bremischer Bürger heißt, vom Bürgermeister bis zum geringsten Handwerker herab, sofern er nur seinerseits auch nur wenigstens einen schwarzen Frack anzulegen hat, um seinen Glückwunsch darzubringen. Jeder begrüßt den Senator in altdeutscher Weise mit einem kernhaften Handschlag, empfängt für den dargebrachten Glückwunsch eine möglichst verbindliche Erwiderung und dann wird ihm durch einen der vielen Lohns- und Herrendiener ein Römer alten Rheinweins präsentirt, auf daß er mit dem angehenden Vater der Vaterstadt auf dessen Wohl-ergehen anstoßen kann. — Für den Abend werden alle einigermaßen respectablen Bürger zur *Soirée*, d. h. zu einer feierlichen und umständlichen Wiederholung der jetzt gleichsam extemporierten Aufwartungsscene eingeladen. Das ist das Bremer Thesen.

(Die fliegende Jagd.) In den baltischen Provinzen, namentlich in Kurland, jagt man jahraus jahrein und in Livland nicht viel minder. Man kennt da kaum die trügerische Koppeljagd auf dem Felde und den erfolglosen Anstand im Walde. Hier ist's eine viel wildere Lust; das Jagdhorn klingt

in langgezogenen Tönen und meilenweit hört man den Jubel des fröhlichen Juges. Doch auch da ist das schönste Jagen im Herbst, der freilich zeitig beginnt; schon in der zweiten Hälfte des Augusts fängt das Waldwerk an. Dann reiten die Edelleute aus ihren Edelhöfen mit Jägern und Hunden „jagdsweise“ zum Nachbar hinüber, hierauf der Nachbar mit ihnen zum zweiten Nachbar, dann alle drei weiter, fort und fort, bis sich ein Jagdzug gebildet hat, beinahe gewaltiger als die ganze reitende Militärmacht manches kleinen Fürsten. Und so ziehen sie in den Wald. Sowie die Hunde ein Jagdthier auffinden, schlagen sie laut an, der Piqueur folgt dem fliehenden Witbe und seine Jagdhornsignale geben den Jägern die Richtung des Jagens an. Jeder folgt in fliegender Carriere durch Dick und Dünn, durch Sumpf und Wald nach den Signalen des Piqueurhornes. So geht das wildfröhliche Treiben am ganzen Tage in wilder Hast und in erwartender Ungeduld, den ganzen Tag erschallt Hundegebell, Jagdhornklang und Schüsseknall durch die ewig langen uralten Wälder bis am Abend die Jagdgesellschaft, oft viele Meilen vom heimathlichen Hofe entfernt, bei einem befreundeten Edelmann „nächtigt“, damit auch er am andern Tage dem Zuge sich anschließen. Das ist die berühmte fliegende Kurische Jagd, wie sie jedem eingeborenen Adligen frei steht durch das ganze weite Land auf Mittel- und Niederwildpret.

Genera lcorrespondenz.

Reichlichen Stoff zur Unterhaltung, besonders in den höheren Kreisen der pariser Gesellschaft gewährte der große Hofball, welcher äußerst glänzend ausgefallen sein soll. Fünf tausend Personen waren dazu eingeladen und drei bis vier tausend hatten der Einladung Folge geleistet. In diesem Gedränge der vornehmen Welt zogen einige Gruppen vor allen andern die Aufmerksamkeit auf sich. Da wo der König mit seiner Familie saß —, wo der Herzog von Kamale und die Prinzessinnen tanzten —, wo die liebenswürdige junge Herzogin von Dino und andere gepriesene Schönheiten auf einer erhöhten Osmannethronten, — mit ihren Slaven und Bewunderern zu ihren Füßen — waren, so zu sagen, die Hauptherde, die Brennpunkte der Festlichkeit. Einige Personen zeichneten sich durch ihr eigenthümliches Costüm aus. Sämmtliche Anwesende außer den Deputirten trugen Uniformen oder Hoftracht. „Die Deputirten allein,“ bemerkt ein pariser Blatt, „behaupteten ihr seit langer Zeit begründetes Recht, für die am schlechtesten gekleideten und durch ihr Keuferees am wenigsten für sich einnehmenden Herrn zu gelten.“ Eine überraschende Augenweide boten die reichen Kopfszierden der Damen dar, besonders von oben gesehen: zahllose Diamanten und Juwelen aller Art, wehende Federn, Blumen u. s. w. bildeten gleichsam einen bunten strahlenden Teppich. Auch viele reizende Engländerinnen waren zugegen und lenkten manchen Blick auf sich; am meisten aber fiel ein

junger Lord durch seine überreiche und gesuchte Hoftracht im Regentstiftstyl auf. —

Der Bei von Tunis, der die in Frankreich ihm zu Theil gewordene gute Aufnahme nicht vergessen kann, will, wie man sagt, dem französischen Volke ein eigenthümliches Geschenk machen, das dem Bericht zufolge in einer — Nadel besteht, natürlich in keiner gewöhnlichen Nadel, selbst nicht in einer reich mit Diamanten verzierten Busennadel, sondern in der berühmten Nadel der Kleopatra (eine Säule). Indeß ist ein Feuilletonist mit dieser Art von Freigebigkeit nicht zufrieden, denn, meint er, sie koste dem Bei nichts, er gebe ja nichts von seinem Eigene. Uebrigens, fügt er noch hinzu, sei auch nicht recht abzusehen, wie der Bei dazu gelangen wolle — in der Nähe von Alexandrien. Bereits vor einigen Jahren war diese Säule von dem Pascha von Egypten zu einem Geschenk für England bestimmt, allein ihre Abbrechung wurde von einer Zeit zur andern verschoben, bis die Sache ganz in Vergessenheit gerieth. — Als diejenigen Stücke, welche das neue großartige Theater von Alexander Dumas dem Publikum zunächst vorführen wird, bezeichnet man bereits „Struensee“ von Michael Beer, mit der Musik von dem Bruder des Dichters; ferner „die Ruinen von Athen“ von Beethoven und Kohevue; den „Sommernachtstraum“ und „Athalie“ mit Mendelssohn's Musik; „Preciosa“ von Weber u. s. w. Ueberhaupt dürfte Dumas darauf bedacht sein, den Genuß, welchen classische dramatische Werke an und für sich gewähren, durch Hinzufügung passender Musik noch zu erhöhen.

— 6 —

Eine Ilias nach Homer! Dehlenschläger hat einen neuen Hamlet geschrieben; das Stück ist in Kopenhagen bereits mehrmals aufgeführt worden und die meisten Kritiker erklären dasselbe für ein Meisterwerk. Es heißt Amleth und Dehlenschläger hat sich nicht so genau als man wohl hätte erwarten sollen, an die Sage gehalten. Er selbst spricht sich in der Vorrede über die Stellung seines Werkes zu Shakespeares „Hamlet“ aus, jener wunderbaren Schöpfung, welche die Ruhmesglorie von zwei Jahrhunderten umgiebt und weiset jeden Vergleich mit demselben zurück, da die Ähnlichkeit nur in dem Namen liege. Aber auch die Handlung ist der Hauptsache nach in beiden Stücken dieselbe, wenn auch die Zeichnung der Charaktere und die Art, in welcher der Held sein Ziel erreicht, von einander sich unterscheiden. Dehlenschläger läßt Amleth durch Schiffbruch an das Land gelangen und als er von einem Freunde aufmerksam gemacht worden ist, daß sein Vater wahrscheinlich ermordet worden sei, nimmt er sich vor, an Fengo's Hofe sich geisteskrank zu stellen. Er wird von Fengo in König Haddings Schloß gesandt mit einem Schreiben, das den Auftrag enthält, den Ueberbringer zu ermorden. Hadding aber kann nicht lesen und Amleth, der das Schreiben ihm vorliest, erfährt den Mordplan. Er entkommt jedoch zufällig und wird im letzten Acte in einem Sarge zurückgebracht, den man

in der Trauerhalle des königl. Schlosses aufstellt. Hier springt Amleth aus dem Sarge und erschlägt Fengo im Zweikampfe. — Statt der Ophelia Shakespeares hat Dehlenschläger in seinem Stücke einen ganz andern weiblichen Charakter, Sigrit, ein liebliches Wesen, das sich Amleth's liebend annimmt. —

Amerikanische Zeitungen erzählen folgende charakteristische Thatsachen. In einem camp meeting (Versammlung Frommer im Freien, wo gepredigt, gebetet u. wird) hielt der Prediger mit einem Male in seiner begeisterten Rede inne und sagte: „Wenn die Dame mit blauem Hute, rothem Haar und Schiel-Augen dort nicht aufhört zu plaudern, werde ich sie der Versammlung bezeichnen.“ — Ein Geistlicher in Virginien schrieb kürzlich an Verwandte: „gestern halb vier Uhr habe ich am Grabe eines Mannes eine Rede gehalten und heute um dieselbe Stunde seine Frau mit einem Andern getraut.“ —

Die Stadt Aachen hat im vorigen Jahre von der dortigen Spielbank, welche für Rechnung der Stadt gehalten wird, einen reinen Gewinn von hunderttausend Thalern gehabt! Wie viele Thränen der Verzweiflung, des Kummers und der Noth kleben an diesem Gelde! —

Ein Engländer hat sich eine ganz neue Todesart ausgesucht, da er des Lebens überdrüssig war, aber auf keine gemeine Weise sterben mochte. Er hackte sich auf einem Teiche in seinem Garten ein Loch in das Eis, das kaum so groß war, daß ein Mensch hindurch konnte und durch dasselbe kroch er, wie ein Schornsteinfeger in die Esse, in das Wasser hinein und unter das Eis. —

Das merkwürdigste Ministerium in der Welt hat der König der Sandwichsinseln, der bekanntlich seinem Reiche auch eine repräsentative Verfassung gegeben hat; ein Eingeborener, Kerniania, ist Präsident und Kriegsminister; ein geborener Amerikaner, Judd, Minister des Innern; ein Schotte, Willie, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Ricord, ein Franzose, Enkel des gleichnamigen Conventmitgliedes, Minister der Justiz. Daß ein Engländer, Richards, Handels- und Finanzminister ist, darf man sich nicht wundern. Wahrscheinlich sorgt er auch mehr für das Beste des englischen als des sandwichsichen Handels. —

Der prachtvollste Eisenbahnwagen wird jetzt in Hamburg zur Benutzung fürstlicher Personen gebaut, welche auf der Berlin-Hamburger Bahn fahren werden. Dieser Wagen enthält bei 30 Fuß Länge und 16 Fuß Höhe ein Eintrittszimmer, ein Schlafcabinet, ein Toilettenzimmer, ein Zimmer für die Adjutanten und einen Salon, alles fürstlich schön meublirt und mit allen Gegenständen des Comfort eingerichtet. — Mehrere Wagen mit Schlafcabinets sollten sich übrigens die Eisenbahnen anschaffen, auf welchen die Züge eine ganze Nacht stehen bleiben, wie es diesen Winter nicht gar selten geschehen ist. —

Allgemeine Moden-Zeitung



Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der dunkle Stein.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Er ist amüſant,“ erwiderte Clotilde, „ich bin ihm gut.“ So harmlos sprach sie das, wie ein funfzehnjähriges Kind, das eben noch Kind ist, nur sprechen kann. Ihre Schwester Emma hatte sich unterdessen, ſorgſam ihr Kleid ausſpannend, auf eine Bank geſetzt und betrachtete ſich mit großer Selbſtzufriedenheit. Die Mutter mußte über ſie lachen, aber ſie beſah ihr doch, die Toilette wieder zu ändern, worauf ſich die Kleine ſchmollend enifernte. Jetzt erſchienen die andern Kinder der Gräfin, Knaben und Mädchen, lauter friſche und wohlgebildete Geſichter — es war eine Freude dies junge aufwachſende Geſchlecht zu ſehen.

Eben ritt auch der Graf in die Avenüe. Er hatte, wie er zu thun pflegte, einen weiten Morgenausflug gemacht; ſein Pferd, ein goldbrauner Hengſt vom edelſten Blute, trug den großen ſtattlichen Mann im ruhigen Schritte daher, auf drei Längen folgte ihm ein Reitknecht in einfacher Livrée. Das Reiterpaar bildete ein unbeſtritten ariſtokraſtiſches Bild.

An dem eiſernen Geländer, das mit leichten zierlich verbundenen Stäben den Schloßbezirk auf dieſer Seite umzog, ſaß der Graf ab und kam, freundlich guten Morgen

wünſchend, auf den Perron. Die Kinder ſprangen ihm entgegen und ſeine Gemahlin reichte ihm die Wange zum Kuſſe. Es war ein ſchönes Familienbild und das Ehepaar konnte nicht paſſender gefunden werden. Wittau ſiel es jedes Mal auf, wenn er es beiſammen erblickte. Der Graf war ein Mann von hohem ſtolzem Wuchſe, der ſeinen ausdrucksvollen Kopf mit Würde aufgerichtet trug, aber die liebenswürdigſten und natürlichſten Manieren, verbunden mit einer Freundlichkeit der Rede, die er gegen Jedermann bewies, ſicherten ihn vor dem Vorwurfe des Hochmuthes, der auch wohl Niemanden unverdienter getroffen hätte: Was an ihm allzu vornehm erſchien, das lag in den äußerlichen Formen des Auftretens, an denen er, als Erforderniſſen der Ariſtokratie ſeines Landes, nun einmal nichts zu ändern wußte, ſo gern er es auch vielleicht gethan hätte. Seine Gemahlin, welche ihm viele Kinder geſchenkt hatte, war noch immer eine ſchöne Frau. Es iſt allerdings ein beneidenswerthes Vorrecht — nicht wahr? — daß die Reichen und Sorgenfreien der vornehmen Stände, wenn ſie nicht durch Leidenschaften ihre Blüthe untergraben laſſen, bis in ſpättere Jahre die Formen und Farben der Jugend bewahren. Schon ſo viel haben ſie voraus vor den Kindern des Mangels, müſſen ſie auch noch den Vorzug haben, bis in ihr funfzigſtes Jahr ſchön ſein zu können? Seht das blühendſte Mädchen aus niederm Stande, ſie heirathet jung, hat ein Paar Kinder, kämpft mit Arbeit und Sorge — noch ehe ſie dreißig Jahre alt iſt, hat ſie das Anſehen eines alten ver-

welkten Weibes! Und die Gräfin, in den Vierzigern, bewahrte noch den klaren weißen Teint und die schönen Formen, welche durch etwas gesteigerte Fülle nichts an ihrer Anmuth verloren, ja sie besaß noch das glänzende Auge voll milden Feuers, das einst in den höchsten Kreisen, deren Zierde sie als Hofdame der Kaiserin gewesen, so bezaubernd gestrahlt hatte. Das war die Wirkung der Glückssonne, welche ihrem Lebensschifflein unwandelbar zu leuchten schien.

„Du bist heute lange geblieben,“ sagte die Gräfin liebevoll zu ihrem Gemahle.

„Ich habe eine weite Tour gemacht,“ erwiderte er. „Es ist herrlich die strotzende Fruchtfülle zu sehen, in welcher jetzt die Felder prangen. Sogar mein ewig achselzuckender Weiser schien diesmal zufrieden zu sein.“

„Das ist ja sehr gut,“ versetzte die Gräfin lächelnd. Allerdings war die Zufriedenheit des Herrn Weiser von einiger Bedeutung, denn er bekleidete das Amt eines hochgräflichen Rentmeisters. Wenn auch die Besitzungen noch so groß waren, hatten doch immer die Einkünfte Wichtigkeit.

„Dittkirchen schläft wohl noch?“ fragte der Graf, nach den obern Fenstern blickend.

„O nein,“ erwiderte die Gräfin, „er hat schon verschiedene Lebenszeichen geäußert, zum großen Verdrusse unsers lieber Betters. Ihn selbst haben wir zwar noch nicht erblickt, aber seinen Singe hat er ein halb Duzend Mal gerufen.“

„Mir ist der Narr wahrhaft unausstehlich!“ sagte Wittau.

„Gönnen Sie ihm doch die groteske Rolle, in der er sich gefällt,“ entgegnete der Graf lächelnd. „Unsere Zeit ist ja so bettelarm an Originalität. Wir haben nur feststehende Charaktermasken, wie die alte commedia dell' arte. Geheimräthe, Professoren, Generale, alte Hauptleute, junge Gardeoffiziere, Männer des Geschäfts, Alle haben ihre Form, Einer wie der Andere, nach ihrer Stellung — die reinmenschliche Individualität geht im Aeußern ganz verloren —“

„Du übertreibst wieder!“ warf die Gräfin erheitert ein.

„Gewiß nicht! Sogar in der Unterhaltung findest Du die kastenartige Abgrenzung. Wo zwei Juristen zusammenkommen, hörst Du ein anderes Wort als von Rechtsfällen und Gesetzen? Alte Offiziere sprechen vom Dienste, junge vom Avancement —“

„Haben auch noch andere angenehme Dinge zu besprechen!“ versetzte Wittau, mit einem Seitenblicke

den, der Graf verstand, denn er sagte: „Ihr Herren von der Feder bleibt denen auch nicht fern!“

„Das Leben in seiner Strömung, die Fülle der Zeit, die heitere Kunst in ihrer vielfachen Gestaltung, wie selten wird das in geselligen Kreisen besprochen,“ fuhr der Graf fort. „Alle Unterhaltung fließt in längstgegrabenen, sehr engen und leider auch sehr flachen Canälen.“

„Ja wohl und wessen Geist tieferes Fahrwasser verlangt, bleibt lieber stumm dabei. Von dem, was draußen brauset und brandet, haben diese Liebhaber des Seichten keine Ahnung. Ich fürchte mich ordentlich, mit der Zeit auch einmal ein bloßer Fachmensch zu werden.“

„Dazu fehlt Ihnen die Facheducation,“ lachte der Graf. „Sie haben schon zu viel Blicke über die Barrière gethan. Der eigentliche Fachmensch ist übrigens köstlich, wenn er einmal in eine andere Rubrik geräth. Ich entsinne mich eines Solchen, der sich endlich zur Ruhe setzte und Landwirthschaft trieb — Sie werden es für eine Fabel halten, aber ich verbürge die Wahrheit: er hielt das Getreide für ein perennirend Gewächs und wollte seinem Verwalter zu Leibe, daß er alle Jahre die Ausfaat in Rechnung brachte. — Wenn ihm das bei der lieben Natur geschieht, welche horriblen Dinge kommen erst zu Tage über höhere Interessen! Aber Sie haben ja nicht Zeit, sich darum zu kümmern — und dürfen nicht einmal! — Ich wollte nur sagen,“ lenkte er ein, „daß man sich in unserm geselligen Gleichschliff freuen sollte, wenn Jemand den Muth hat, einen kleinen Anlauf zur Originalität zu nehmen wie unser Dittkirchen.“

„Eine forcirte Hanswursterei!“ sagte Wittau.

„O! o! lieber Wittau!“ bat die Gräfin.

„Sie haben Recht, das Wort ist anstößig,“ erwiderte Wittau. „Ich würde es nicht gebraucht haben, wenn der Mann seine Schellenkappe inwendig trüge wie mancher Andere, der es nicht ahnt, welche sonore Töne aus dem hohlen Raume seines eigenen Kopfes hervorklingeln. Aber da er seine Narrheit so herausfordernd zur Schau trägt —“

„Sie kennen Dittkirchen nicht, das versichere ich Ihnen,“ sagte der Graf.

Durch den offenen Salon kam jetzt ein Mann von gesehten Jahren, mit einem langen magern Gesichte und noch längern Armen, aber in prachtvoller Livree und bestellte im eintönigsten Bedientenstyle: „eine Empfehlung vom Herrn Baron von Dittkirchen und er läßt sich erkundigen, wie Frau Gräfin geschlafen

haben, da es ihm wegen unerträglicher Migraine nicht gestattet ist, persönliche Nachfrage zu halten."

Die Gräfin gab ihm die nöthige Antwort, darauf machte er seine Reverenz genau abgemessen, wie tief sie einem Bedienten erlaubt ist, — zu tief würde anmaßlich erscheinen, war ihm gelehrt worden — und entfernte sich mit hurtigen geräuschlosen Schritten.

Wittau stand auf und ging ihm nach. Am Fuße der großen Doppeltreppe, welche in die obern Stockwerke führte, holte er ihn ein. „Auf ein Wort!" sagte er freundlich. Der Diener machte ehrerbietig Front gegen ihn. „Wie ist Ihr Name eigentlich?"

„Singe," sagte der Mann, ohne eine Miene zu verziehen. Sein Gesicht hatte überhaupt ein so verdorrttes Ansehen, als sei es unmöglich, ihm jemals den Ausdruck einer Empfindung zu entlocken.

„Ist das Ihr Familienname? Sind Sie aus Frankreich?" fragte Wittau.

„Nein, gnädiger Herr," antwortete der Diener.

„Nun dann verzeihen Sie mir die Frage, wie heißen Sie eigentlich?"

„Singe, gnädiger Herr. Ich heiße Singe." Er sprach den fatalen Namen grade so näselnd, mit derselben provinciellen Modulation wie sein Herr, es klang wie eine bittere Selbstironie.

„Es ist nicht Neugier, sondern Antheil, was mich fragen heißt. Ich möchte Sie gern anders nennen als mit diesem Namen."

Da schoß plötzlich das Blut in das erdfahle Gesicht des Mannes — aber sein Herr rief ihn schon wieder mit dem durchdringenden Tone, den man sehr weit hörte und Singe verbeugte sich vor Wittau und eilte hinauf, ohne weiter Rede zu stehen.

„Ich habe sein Gefühl gekränkt," sagte Wittau unzufrieden mit sich selbst. „Wie kann man eine wunde Stelle so zutappend anfassen! Vielleicht hat ihn meine rücksichtslose Rede gar erst zum Bewußtsein über seine entwürdigte Lage gebracht — denn der edle Freiherr hat ihn wohl im Unklaren gehalten, daß Singe Affe heißt, um sein ernsthaftes Gehorchen auf den Namen nicht zu stören. O er weiß das Komische so zu handhaben, der geistreiche Mann, man könnte ihn darum beneiden. Nein," rief er plötzlich, „nur um seine Unabhängigkeit beneide ich ihn!" Mit diesem Gedanken, an welchen sich die geheimen Wünsche seines Herzens knüpften, trug er sich oft. Er begleitete ihn auf seinen Streifereien durch den Park, welcher still und einsam war. Langsam und in sich gefehrt schritt Wittau durch die verschlungenen Gänge, bis an

des Parkes äußerste Grenze, wo im dichten Tannengestrüpp ein altes Denkmal stand, auf dessen Piedestal er sich zuweilen niederzulassen pflegte. Heute fand er die Stätte nicht verlassen, wie gewöhnlich. Ein Fremder wurde von ihm überrascht, ein ältlicher Mann, welcher an dem Monumente besondere Untersuchungen anzustellen schien und in große Verlegenheit gerieth als er sich entdeckt sah.

„Verzeihung!" sagte er, den Hut ziehend. „Der schöne Park lockte mich über den schmalen Graben. Ich bin ein Reisender, mein Wagen geht drüben auf der Landstraße. Sehr merkwürdiges Monument hier —"

Dasselbe war Wittau bis jetzt weder merkwürdig, noch schön vorgekommen: ein viereckiger dunkler Stein mit vertieften Feldern, auf welchem eine Urne stand, ganz im letzten Geschmacke des vorigen Jahrhunderts.

„Scheint hohl zu sein," sagte der Fremde und schlug mit dem Stockknopfe gegen eins der vertieften Felder, dessen Klang seine Meinung bestätigte. „Aber nehmen Sie nicht übel. Ich empfehle mich."

Wittau's höfliche Gegenrede beantwortete er noch mit einem ausdrucksvollen Schwenken des Hutes, dann eilte er nach der Grenze des Parkes und sprang über den Graben in das Freie. Dem jungen Manne war sein Gedankenpiel gestört, er suchte wieder Gesellschaft.

Die Gräfin, welcher er die Begegnung erzählte, hörte ihn etwas verwundert an und sagte: „Das Monument hat für uns keine Bedeutung, vielleicht hat es nie eine gehabt. Unsere schwärmerischen Voreltern aus der Siegwartperiode konnten sich keinen schönen Garten ohne irgend ein rührendes Denkmal vorstellen und weihten ein solches, wenn gerade kein besonderer Anlaß dazu war, ihren überschwenglichen Gefühlen und thränenreichen Freundschaftsstunden. — Weißt Du etwas von dem geschmacklosen Machwerke?" wandte sie sich an ihren Gemahl. „Ich habe es schon entfernen wollen, nur sein abgelegener Stand hat es bis jetzt gerettet."

„O lassen wir ihm doch das Recht des Daseins!" erwiederte der Graf. „Was der Stein bedeutet, weiß ich freilich auch nicht. Vielleicht könnte es uns Herr Jolicoeur verrathen."

Das war ein alter grauer Papagei, welcher auf seiner Bronzestange saß und dem Gespräche ganz ernsthaft zuzuhören schien, wie er schon auf die Gespräche mehrerer Generationen gelauscht hatte. Sein Ursprung verlor sich in die Nebel der Vorzeit. Der Graf konnte

ihm wenigstens sechzig Jahre nachrechnen, die er, wie ein indischer Büßer, auf seiner Stange verlebt haben mußte, denn schon des Grafen Vater hatte ihn als Erbstück mit den Majoratsherrschaften bekommen, welche durch den Tod eines Oheims, des letzten Sprossen der ältern Linie, der kinderlos gestorben, auf ihn gefallen waren.

„Nun, Jolicoeur, was ist es mit dem Monumente im Parke?“ fragte die Gräfin.

Der Papagei kratzte sich hinter den Ohren, wie er zu thun pflegte, wenn man mit ihm sprach; es war ein Zeichen guter Laune bei ihm, das aber in diesem Falle komisch genug auf die Frage paßte.

„Beschreiben Sie uns den Fremden,“ sagte die Gräfin zu Wittau.

Dieser schilderte ihn als einen ältlichen Mann mit einer kahlen Stirn zwischen stark geringelten schwarzen Seitenlocken, mit auffallend großer Nase und gelblicher Gesichtsfarbe, seiner Kleidung und Sprache nach aus gebildetem Stande. So markirt aber auch diese Erscheinung war, erinnerte sich doch weder der Graf, noch dessen Gemahlin, den Fremden jemals gesehen zu haben und die Gräfin sagte zu ihrem Gatten: „Mir sind dergleichen Invasionen etwas unheimlich. Du solltest den Graben breiter machen lassen.“

2.

An dem Abende des folgenden Tages herrschte in dem Seitenflügel des Schlosses, wo die Beamten und die Dienerschaft nach ihren verschiedenen Rangstufen wohnten, eine lärmvolle Bewegung statt der gewohnten anständigen Stille.

„Sagen Sie mir, liebe Montbel,“ fragte eine der Bonnen — denn jede der drei jüngern Comtessen hatte ihre eigene Bonne, wie es in allen großen Familien des dortigen Hochadels de rigueur ist — „sagen Sie mir, liebe Montbel, was dieser Aufruhr bedeutet?“

Die Gefragte war eine hübsche schlanke Genferin mit eleganten Manieren, sie warf sich, eben eingetreten, mit Grazie in einen Sessel und sagte: „Le parterre s'amuse. Die Herrschaft ist ausgefahren.“

„Wo haben Sie Ihre Emma gelassen?“ fragte die Erstere wieder, indem sie der Genferin eine Bonbonnière reichte.

„Die Frage gebe ich zurück, theure Salligny,“ versetzte die Montbel und wickelte ein Bonbon aus dem Rosenpapier, um es nach ihrem hübschen Munde zu führen. „Wo haben Sie Ihre Constance gelassen?“

„D die habe ich der Peyrouse mitgegeben, die ist mit ihrer Leontine und meiner kleinen ungezogenen Person spazieren gegangen,“ sagte die Salligny. „Man kann sich doch nicht ganz opfern.“

„Nun, ich habe meiner Emma volle Freiheit gegeben,“ versetzte die Genferin. „Sie spielt heut wieder die große Dame, will nicht mehr à l'enfant frisiert und chauffirt sein — lassen wir die Kinder und sprechen von wichtigern Dingen. Sagen Sie mir in aller Welt, wie kann ein so gebildeter Mann, als Herr Arens, die Peyrouse hübsch finden? Ich werde ganz irre an seinem Verstande.“

„Ist es erlaubt, meine Damen?“ fragte in diesem Augenblicke eine männliche Stimme durch die halbgeöffnete Thüre und ein wohlfrisirtter Kopf erschien, welcher die jungen Mädchen angenehm überraschte.

„Herr Arens! Wie können Sie uns so erschrecken?“ rief die Salligny und warf noch schnell einen Blick in den Spiegel, der ihr pikantes Gesicht mit den schwarzen Feuer Augen widerstrahlte.

„Da wir Zwei sind, mögen Sie eintreten,“ sagte die Genferin und als der junge Mann diese Erlaubniß schnell benutzte, gab sie ihm mit der kleinen Hand einen graziösen Wink sich zu setzen.

„Wir glaubten Sie auf einer botanischen Excursion mit Ihren Eleven,“ äußerte die Salligny.

„D man muß Knaben nicht ewig am Gängelbände leiten,“ erwiderte der Hauslehrer, indem er seine feinen umgeschlagenen Manschetten glatt strich. „Ein fetes Bevormunden erdötet alle Selbstständigkeit — so in Staaten, so im Volksleben, so in jugendlichen Charakteren.“

„Werden Sie nicht langweilig, Herr Arens,“ sagte die Salligny. „Sie haben also Ihre jungen Herren allein botanistren geschickt? Ohne Aufsicht?“

„Ja,“ erwiderte der Lehrer ruhig. „Ich habe den Leuten Befehl gegeben sich um sie zu kümmern. Hat nicht jeder von den jungen Grafen seinen Kammerdiener? Wozu sind diese Tagediebe auf der Welt?“

„Und Sie machten unter der Zeit eine kleine Promenade mit der belle rouge?“ sagte die Genferin. „Beichten Sie nur, Sie haben ihr das schwere Amt, zwei Kinder zu hüten, erleichtert.“

„Wenn Sie unter dem Namen die Peyrouse verstehen, so sind Sie im Irrthume,“ erwiderte Herr Arens. „Ich habe sie weder gesehen noch gesucht.“

„Sie sind ein hartnäckiger Sünder,“ sagte die

Genferin. „Ich werde Ihnen schwere Buße auflegen müssen.“

„Wie könnte ich Augen für ein unbedeutendes reizloses Geschöpf haben,“ rief Arens lebhaft, „wenn ich täglich das Glück genieße, mit so lieblichen Wesen umzugehen?“ Und er küßte die Hände der beiden Mädchen, eine nach der andern, wobei sein Auge jeder die Versicherung zu geben schien, daß sie die eigentlich Gemeinte sei, was auch jede in ihrem Herzen glaubte.

„Womit werden Sie uns heute die Zeit vertreiben, Herr Arens?“ fragte die Salligny.

„Der gute Drohanek bittet um Erlaubniß, Ihnen aus seinem Departement eine kleine Erfrischung anbieten zu dürfen,“ erwiderte der Hauslehrer. „Er hat sich mit Herrn Wengerich in Rapport gesetzt, welcher ihm aus dem Treibhause dazu eine köstliche Ananas zukommen ließ, und wenn Sie gestatten, daß Wein und Ananas sich verbinden und ihre Spender die Labung selbst credenzen, um zugleich das Glück Ihrer Gesellschaft —“

„Sie sind ein unausstehlicher Pedant!“ rief die Salligny aufspringend. „Natürlich mögen die Herren kommen!“

So erschienen denn Herr Drohanek, der Kellermeister und Herr Wengerich, der Aufseher des Treibhauses, mit einer meisterhaft bereiteten Bowle Ananas-Champagner-Cardinal, und es fehlte nur, daß man sie mit offenen Armen empfangen hätte, so freudig wurden sie begrüßt. Unten erschallte Musik, bald hörte man die schleifenden Tritte von tanzenden Paaren, oben wurde geschertzt, gelacht und geliebelt, während der süße Cardinal auch die Mädchen in die fröhlichste Stimmung setzte. Der Hauslehrer, welcher eine hübsche Tenorstimme besaß, trug ein Paar beliebte Lieder mit Begleitung der Guitarre vor.

„Jetzt müßte die Frau von Zeller eintreten!“ rief die Salligny lustig.

Frau von Zeller war eine Wittve von guter Herkunft, aber beschränktem Vermögen, welche im gräflichen Hause die Stelle einer Oberaufseherin der Kinder bekleidete. Sie besaß den besten Willen, auch die strengsten Grundsätze, aber sie hatte mit zu vielen widerstrebenden Elementen zu kämpfen, um ein gutes Resultat zu erringen. Indessen war sie allgemein geachtet und von denen, die ein schlechtes Gewissen hatten, auch gefürchtet. Ihre Abwesenheit — sie war in eigenen Geschäften verreist — und die Abwesenheit auch des Haushofmeisters, welcher auf dem benachbarten Gute die Anstalten zur Aufnahme des gräflichen

Paars und ihrer Gäste nach einer Luftfahrt hatte treffen müssen, war eben Ursache, daß alle Untergebenen die Momente der Freiheit zu allerhand Ergötzlichkeiten benutzten.

Wo waren nun die Kinder, welche mit Aufsicht und Bedienung so verschwenderisch ausgestattet worden, unter der Zeit? Der Lehrer der Knaben tändelte und koste mit den Bonnen der Mädchen, die Kammerdiener — denn vom achten Jahre an hat nach dem Style der dortigen Aristokratie jeder Knabe seinen eignen Kammerdiener! — sie schwenkten sich in einer Polka, welche eben ihre raschen Takte hören ließ — aber die Kinder? Wo waren die Kinder?

Ein Toast: „Was wir lieben!“ war eben von dem Hauslehrer ausgebracht und mit muthwillig blitzenden Augen und lautem Scherze aufgenommen worden, als die Thüre rasch geöffnet wurde und ein bleiches Mädchengesicht mit ängstlich gespannten Zügen unter den von Wein und Frohsinn gerötheten erschien.

„Ist Comtesse Leontine nicht hier?“ tönte eine athemlose Frage.

„Ihre Comtesse?“ entgegnete die Genferin, sich nachlässig in den Sessel zurücklehnd.

„Ja, sie ist mir fortgelaufen, ich suche sie seit einer Stunde vergebens!“ sagte die Fragerin und rang die Hände.

„Und meine?“ rief die Salligny. „Wo haben Sie meine Constance gelassen, Peyrouse?“

„Ach, die hat mir ja eben Comtesse Leontine verführt!“ erwiderte die Peyrouse. „Sie entliefen mir im Parke, sprangen in das Dickicht, hörten weder auf mein Rufen, noch auf mein Bitten — ich konnte sie nicht mehr einholen, ein Strauch hatte mit seinen Dornen mein Kleid gefaßt — ehe ich mich losriß, (sie zeigte, daß es mit Gewalt geschehen war, an ihrem Kleide) waren die Kinder verschwunden, seit einer Stunde suche ich sie vergebens — endlich hoffte ich sie vielleicht bei Ihnen zu finden.“

„Bei mir können Sie die kleinen Engel immer zuletzt suchen!“ rief die Salligny lachend. „Aber sind Sie eine unzuverlässige Person, Peyrouse! Ihnen kann man nichts anvertrauen. Haben Sie mir nicht versprochen, „Meine“ mit zu hüten, wenn Sie Ihr Lämmchen austrieben?“

„Aber Sie hören ja!“ sagte die Peyrouse. „Was kann ich thun —?“

„Diese Entschuldigung wird Frau von Zeller nicht annehmen,“ sagte die Salligny. „Ich wasche

meine Hände in Unschuld — die Verantwortung haben Sie übernommen, sehen Sie nun zu.“

„Ach, so viel Lärm um eine Omelette!“ rief die Genferin. „Kommen Sie, Peyrouse, setzen Sie sich zu uns, es fehlt ohnehin eine Dame, die armen Kinder tummeln sich einmal aus. Herr Arens meint auch, Freiheit gehöre zur Erziehung. War's nicht so, mein Herr? Trinken Sie, Peyrouse. Es lebe die Freiheit!“

„Ich danke!“ sagte die Peyrouse und wies das volle Glas, das ihr der Kellermeister reichte, sanft zurück. „Ich trinke nie Wein. Es läßt mir keine Ruhe, ich muß die Kinder suchen.“

„O gönnen Sie doch den Armen ihre kurze Schmetterlingszeit!“ rief Arens. „Was sagt ihr strenger Lamartine, für den Sie schwärmen?“ — und er fing an, das Gedicht: le papillon, zu declamiren.

Aber die Peyrouse unterbrach ihn und sagte: „Sie mißverstehen Lamartine. Ich muß fort.“

Und sie verließ das Zimmer ohne auf den Spott ihrer Genossinnen und die wiederholten Einladungen der Herren zu achten. Wo sollte sie die kleinen Flüchtlinge suchen? Tausend Möglichkeiten, eine immer furchtbarer als die andere, tauchten vor dem Geiste des geängstigten Mädchens auf; schon brach der Abend ein, die Dämmerung wob ihre Schleier um die Gebüsch, durch welche sich die Suchende Bahn machte und noch keine Spur ließ sich entdecken, keinem Rufe ertönte willkommene Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

(Das Weib.) „Ist es nicht gerade die irdische Sendung des Weibes,“ fragt Adolf von Tschabuschnig in seinem „modernen Eulenspiegel“, „die bewegende Kraft in die Menschenwelt zu bringen? In anscheinender Stille sitzen sie gleichsam am Balcone der Geschichte und des täglichen Lebens; besänftigend und schlichtend, so scheint es, neigen sie sich zum Kampflage hinunter, aber die zarten weichen Hände legen heimlich die Lunte an unsere Begierden, vor ihrem Liebesblick fliegt die Pulvertonne in die Lüfte. Ohne das Weib wären wir noch in Eden, aber der Mann versteht selbst dieses nicht ohne sie zu genießen, Eva bleibt der Typus und das Symbol aller künftigen Weiber; mit ihr kam die Schönheit auf die Erde und weil die Schönheit vergänglich ist, der Tod. In dieser tiefen Bedeutung erfassen auch jene alten Meister das Weib. Erst ihr Dasein vollendet die Schöpfung. Adam liegt anfangs in träumerischer Ruhe am

Ufer der Erde; die Sonne steigt herrlich dahinter empor, der ewige Vater berührt über ihn hinsaufend mit der Spitze des Fingers seine Stirn, aber nur langsam erhebt er sich, ungenießend, kaum seiner selbst bewußt. Im nächsten Bilde steht bereits Eva vor ihm; wie ganz anders geberdet sich nun der erste Mann! Der Funke des Lebens ist in sein Auge geflogen, es schimmert und schmachtet und lächelt, seine Muskeln bläht die Sehnsucht, seine Brust wällt unter feurigem Athem. Rafael, als seine Schüler die Fresken in den Bogen des Vatikans ausführten, verkannte nicht die wunderbare Bedeutung des Weibes, Alles überließ er getrost seinem Giulio, nur die Eva malte er selbst in die biblischen Geschichten. In der Eva hat das Weib den Mann überwunden durch Hinfälligkeit. Aber so wie jener biblische Sündenfall durch das Weib über den Mann gekommen, durch sie in ihrer großen Schönheit in der ganzen Natur, in der todten sehnsuchterregenden, wie in der verführend schlangenhaft lebendigen: so konnte das Werk der Erlösung wieder nur im Weibe beginnen, Eva und Madonna sind der Zenith und der Nadir unsers Daseins und unserer Geschichte. Prophetisch verlebend, sibyllenhaft ahnend erscheint das Weib auch dazwischen immer und immer wieder in der alten Geschichte; das Heiligste so wie das Gräßlichste geschieht durch ihre schwachen Hände. Deborah, Semiramis und Esther greifen ins Rad der Geschichte; sie kennt die Kraft ihrer Schönheit, in Staunen und in Grauen pflegt sie sie und nach sechstausend Jahren hat sie Nichts von ihrer Macht verloren; noch ist sie das schönste Wesen der Erde. Himmlische Boten stehen mit ihr in heimlichem Verkehre, nach ihr hin neigt sich der Stern des Aufgangs; sollte die Gottheit je diese Erde besuchen, wohin als auf den Schoos eines Weibes könnte sie sich niederlassen? Die Hirten des Gebirgs steigen nieder, um ihr zu huldigen, die Weisen aus dem Morgenlande bringen ihr Gaben, im Reize der Schönheit hält sie schuldlos und unbefleckt die Gottheit in den Armen und koset mit ihr und tadelt und freut sich mit ihrer jungfräulichen Mutterlust. Dagegen schuf Rafael abermals im Weibe das schönste Gebild der Kunst; Sterne schiebt er ihr zur Krone, die Sonne giebt er in der Madonna von Fuligno zum Hintergrund — sie aber überleuchtet auch diese und der Mond legt er unter ihre Sohlen. Jener schönen Schlange, ihrem eigenen Symbole und Doppelbilde, zertritt sie in majestätischer Unschuld den Kopf und Engel und Selige tragen sie triumphirend auf Blumenwolken und Glorien empor als Königin der Himmel: das Weib ist das erste Wesen der Schöpfung, das Weib, wenn es sich überwunden hat durch eigene Stärke.“

— 6 —

(Die Wirkung des Schwefeläthers.) Mit der neuen so höchst wichtigen Erfindung des Amerikaners Jackson, durch Einathmung von Schwefeläther das Schmerzgefühl zu unterdrücken, werden auch in Deutschland immer mehr Versuche angestellt. Einer der interessantesten Berichte darüber kommt aus Erlangen. Selbst die Damenwelt, heißt es dort, gewöhnt sich bereits daran, nur nach Einathmung von Schwefeläther

b. h. schmerzlos, Zähne sich ausziehen zu lassen. Doctoren und Studenten stellten außerdem an sich selbst Versuche an. Bei allen nun, welche den Schwefeläther einathmeten, bei Gesunden wie bei Kranken, trat die Wirkung desselben ein. Die Personen standen im Alter von 8 bis 55 Jahren; die Dauer der Einathmung betrug 2 bis 20 Minuten und die der Wirkung erstreckte sich von einigen Minuten bis über eine halbe Stunde. Die Aeußerung der Wirkungsweise zeigte sich bei den einzelnen Personen sehr verschieden; die Einen werden, wenn sie einige Zeit eingeathmet haben, schlaftrunken, schlafen ein und geben kein Zeichen von sich, wenn man sie in diesem Zustande operirt. Nach dem Erwachen blicken sie erstaunt und verwundert um sich und wissen nicht, was mit ihnen geschehen ist; andere werden nach dem Erwachen sehr munter und heiter, benehmen sich wie im leichten Rausche, wanken, lachen, singen, jauchzen, schütteln den Umstehenden die Hände. Andere werden schon vor dem Eintritte der Betäubung sehr vergnügt und können vor Lachreiz kaum den Mund zusammenhalten. Bei einem 55jährigen Manne sollte wegen eines Sichteidens das Glüh-eisen angewendet werden. Nachdem er mehrere Minuten geathmet, wurde er munter und geschwähig; das Einathmen wurde bis zu 20 Minuten fortgesetzt, worauf er sehr beweglich wurde und laut in das Mundstück des Apparates hineinsang. Auch als man diesen abnahm, sang er seine fröhliche Melodie fort und selbst durch das Ansehen des glühenden Eisens ließ er sich in seiner Fröhlichkeit nicht stören. Er fühlte nicht einmal ein Brennen. Bei andern wird die Beweglichkeit stärker, sie wollen aufspringen, müssen daher festgehalten werden und werden erst dann ruhig und gleichgiltig. (In Wien gerieth ein junger Mann, der gesund Schwefeläther einathmete, in einen Zustand völliger Manie, indem er mit Händen und Beinen um sich schlug und nur von sieben Männern in Saume gehalten werden konnte. Als er aber erwacht war, äußerte er, noch nie in seinem Leben ein so angenehmes Gefühl gehabt zu haben und wünschte den Versuch zu wiederholen). — Manche schlafen gar nicht ein, sondern befinden sich in einem halbberuhten Zustande, ohne jedoch Schmerz zu fühlen. Ueberhaupt schwindet selbst bei dem scheinbar festen Schlafe die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke selten ganz, besonders bleibt das Gehör lange wach. Die Leute hören auf ihren Namen, öffnen den Mund, wenn man sie dazu auffordert, aber später wissen sie nichts davon. In Bezug auf die Träume, die sich dabei einstellen, findet gleichfalls große Verschiedenheit statt. Einige wissen gar nichts zu erzählen. Andere schildern den ganzen Zustand als äußerst angenehm und erzählen von herrlichen Träumen (in Wien erzählte ein Student, es sei ihm gewesen als befinde er sich in einem reizenden Garten voll von Rosenbüschen, hinter welchen Mädchen lauerten); nur Wenige waren beängstigt, hatten schwere Träume und ihr ungestümes Benehmen schien damit im Zusammenhange zu stehen. — Ueble Folgen, bedenkliche Zufälle sind nie eingetreten, zuweilen einige Ueblichkeit nach dem Erwachen, einige Stunden lang Eingenommenheit des Kopfes, kurze Zeit dauernde Schwere

in den Gliedern. — Welche Wirkung die Einathmung von Aether wohl auf solche haben mag, die an schwerer Krankheit darniederliegen? An solchen hat man noch keine Versuche angestellt. In jedem Falle wird auf diese Weise auch auf die Krankheiten kräftig einzuwirken sein und Jackson gehört unter die Wohlthäter der Menschheit.

(Ein Schneider.) Der Schneider Molin, der seinen Laden im Palais Royal hatte, war eines Morgens beschäftigt, seine fertigen Kleidungsstücke daran aufzuhängen, als ihn Jemand derb auf die Achsel klopfte. Kergertlich drehte er sich um und sah einen großen starken Mann in Generalschute und großem Mantel vor sich stehen, unter welchem die goldgestickte Uniform und das große Band der Ehrenlegion sichtbar wurden. „Wie geht's Molin?“ fragte der Soldat. — „Nicht ganz schlecht,“ antwortete der Schneider in großer Verlegenheit und ohne es zu wagen, die Hand zu berühren, die ihm der Soldat entgegenhielt. „Nun, bist Du so reich geworden, daß Du Deine alten Freunde verachtest?“ fuhr der Andere fort. — „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Herr General, aber ich habe nicht die Ehre.“, stammelte der Schneider. — „Was, nach zehn Jahren kennst Du Deinen besten Freund nicht mehr, mit dem Du so manches Glas Wein getrunken hast, den Franz Joseph Lesebvre? Ziere Dich nicht, Alter! Komm an mein Herz, wenn ich auch Marschall und Herzog von Danzig bin. Ich lade mich zum Frühstück bei Dir ein; laß was Gutes holen. Wir trinken auf unsere Jugend und morgen Mittag kommst Du zu Tische zu mir; meine Herzogin ist auch nicht stolz, denn sie hat es nicht vergessen, daß sie das Marketenbersätschen getragen hat.“ Molin war außer sich vor Freude; er lief hin und her, rief seinen Gesellen jubelnd zu: seht, das ist mein Freund Franz! und gab tausend verkehrte Befehle zum Frühstück. — Der Herzog von Danzig hatte sich unterdeß an eine Säule gelehnt und erschrak fast nicht weniger als vorher sein Freund als ihn jetzt Jemand auf die Achsel klopfte. Er riß sogleich den Hut herunter und stammelte einige Worte, als der eben Angekommene sagte: „ich habe meine Börse vergessen oder man hat sie mir gestohlen. Ich trat in ein Kaffeehaus und als ich bezahlen wollte, hatte ich kein Geld. Helfen Sie mir aus der Verlegenheit und bezahlen Sie den Kellner da, der mir gefolgt ist.“ Der Mann, der so sprach, war noch ziemlich jung und trug einen eben so schlechten blauen Rock als alten runden Hut. Als der Kellner befriedigt war, nahm der Mann den Arm des Marschalls und führte ihn ohne Umstände fort. „Und unser Frühstück?“ rief der Schneider seinem Freunde nach, der ihn durch geheimnißvolle Blicke zum Schweigen zu bringen suchte. Während der Schneider in seinen Laden trat und seine übele Laune an seinen Gesellen ausließ, sagte der Unbekannte zu dem Marschall: „Ich treffe Sie zu gelegener Zeit. Sie werden mich begleiten und eine interessante Bekanntschaft machen. Ich gehe zu Berthollet, um ihm 100,000 Thaler zu überbringen!“ — „Ich kenne den Mann nicht.“ — „Gleichviel; er ist ein berühmter, verdienter Mann, ein großer Chemiker, der eben eine wichtige Entdeckung

gemacht hat.“ — Das war dem Herzog von Danzig sehr gleichgültig, denn dieser kannte kein Verdienst als das militairische, aber er mußte mitgehen und eine lange für ihn langweilige Unterredung seines Begleiters und des Chemikers mit anhören. Nach Beendigung derselben nahm der Unbekannte wieder den Arm des Marschalls, stieg mit ihm in den ersten besten Fiacre und brachte ihn in das Palais Royal zu dem Schneider zurück. „Hier bringe ich Ihnen Ihren Gast wieder,“ sagte er zu Molin. „Er sieht dem Frühstück mit Ungebuld entgegen.“ — „Wollen Sie uns Gesellschaft leisten?“ fragte der Schneider höflich. — „Ich danke; Geschäfte nöthigen mich sogleich nach Hause zu gehen.“ — „Nun, ich habe für Delikatessen gesorgt,“ fuhr der Schneider stolz fort, „die Sie wahrscheinlich nicht alle Tage haben.“ — „Es thut mir leid; lassen Sie mir nur den Fiacre näher kommen.“ — Das geschah und der Fremde entfernte sich. — „Wer ist denn der Mann in dem abgeschabten schlechtgemachten Rocke?“ fragte der Schneider seinen Freund; „Du könntest ihn auffordern, sich bei mir einen neuen machen zu lassen.“ — „Du würdest da einen berühmten Kunden haben. . . Aber wie sieht es mit dem Frühstück?“ — „Es kommt sogleich; sage mir nur, wer der Mann ist.“ — „Der Kaiser,“ antwortete der Marschall. — Der Schneider wäre vor Schrecken beinahe umgefallen als er das hörte. „Der Kaiser Napoleon?“ fragte er staunend. Aber bald erhobte er sich und setzte hinzu: „Das hätte ich nicht geglaubt. . . Ein so großer Mann und hat einen so schlechten Schneider! Er muß bei einem erbärmlichen Pfluscher arbeiten lassen.“ —

Generaleorrespondenz.

In den Londoner Blättern hat sich ein gewaltiger Streit darüber erhoben, ob Mendelssohn eine Oper geschrieben habe und nach England kommen werde oder nicht. Der Director des italienischen Theaters hat dies bestimmt angekündigt, wie wir in voriger Nummer erzählten; Mendelssohns Verleger und „Freund“ E. Buxton aber erklärt öffentlich: „bis zum 16. Januar hatte er weder einen Operntext gesehen noch eine Note zu einer Oper geschrieben und er ist nicht der Mann, der eine Verpflichtung übernimmt, wenn er nicht gewiß weiß, daß er sie halten kann. Alles was Mendelssohn in jener Ankündigung betrifft, ist wie aus der Luft gegriffen; es ist sogar noch ungewiß, ob er dieses Jahr nach England kommt.“ Die Gegenpartei bleibt dagegen bei ihrer Versicherung ebenso bestimmt stehen. In Leipzig hat man allerdings vor längerer Zeit erzählt, Mendelssohn beschäftige sich mit Shakespeares Sturm und gedenke die zu diesem Stücke des Dichters nöthige Musik zu schreiben wie zu dem „Sommertraume.“ Dieses Gerücht mag etwas für sich haben und vielleicht ist daraus das andere von einer „Oper“ der Sturm entstanden. —

Ein anderer Componist und Virtuoso, Thalberg, feierte kürzlich im Haag einen glänzenden Triumph. Nachdem er die niederländischen Städte durchzogen hatte, kündigte er im Haag ein Concert für die Armen an und nie, sagt man, hat das Theater im Haag eine so zahlreiche und glänzende Gesellschaft gesehen als an jenem Abende. Die ganze königliche Familie war zugegen. Nachdem Thalberg ein Stück vorgetragen hatte, trat er hinter die Coulissen, wo ihn zwei Kammerherren des Königs erwarteten, die ihm eine mit Brillanten besetzte Tabatière und einen Orden überreichten, den er, dem Wunsche des Königs gemäß, sofort anlegen sollte. Thalberg that es und als er mit dem Orden im Knopfloche vortrat, um ein anderes Stück zu spielen, bemerkten die Anwesenden was geschehen war, erhoben sich wie ein Mann, wendeten sich nach der königl. Loge und begannen so enthusiastisch ihre Freude zu äußern, wie man es von den ruhigen Holländern nie erwartet hätte. —

In Havre ist ein Arzt hart bestraft worden, weil er seine Frau auch nach dem Tode lieb hatte und sich nicht ganz von ihr trennen wollte. Nachdem er sie vor einiger Zeit hatte begraben lassen, ging er nämlich in der Nacht, mit Schaufel und Hacke versehen, auf den Gottesacker und war eifrig beschäftigt das Grab zu öffnen und die Leiche seiner Frau daraus zu stellen. Er wurde aber dabei geföhrt und wegen Grabentweihung vor Gericht beschieden. Der Arzt war längst als Sonderling in der Stadt bekannt, hatte aber seine Frau sehr lieb und ihr noch vor ihrem Tode gesagt, daß sie nicht ganz getrennt werden würden, wenn sie auch sterbe. Aus den Verhandlungen vor Gericht ergab sich, daß er das Gerippe seiner Frau in seinem Studirzimmer hatte aufstellen wollen; er wurde aber wegen der Deffnung des Grabes zu 100 Fres. Geld- und zu halbjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. —

Zu den sogenannten Pariser Artikeln, die bekanntlich in Toiletten- und Kunstgegenständen vielerlei Art bestehen und in der ganzen Welt verbreitet sind, ist auch ein recht unheimlicher zu rechnen, an welchen bisher wohl Niemand gedacht hat. Die — Guillotinen nämlich, welche man in Frankreich selbst und im Auslande leider noch braucht, werden ausschließlich in Paris verfertigt, weil sie sehr sorgsam gearbeitet sein müssen und die Pariser Fabrik die größte Erfahrung in diesem Geschäfte hat. Erst in voriger Woche wurden fünf dieser Werkzeuge versandt: zwei nach Griechenland, eines nach Dänemark und zwei nach Deutschland. —

Der Sultan Abdul-Meschid liebt die theatralischen Vorstellungen seit einiger Zeit so sehr, daß er jetzt ein großes Theater in Constantinopel bauen läßt, weil er wie die europäischen Fürsten ein Hoftheater haben will. Wir sind nun neugierig, wen er zum Dramaturgen ernennen wird. Die Oper des Sultans soll die Oper manchen deutschen großen Theaters übertreffen und da der Sultan dem Cartel der deutschen Theater nicht beigetreten ist, so ist unseren Sängern wieder geholfen; sie können wie sonst durch und nach Constantinopel gehen. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 10.

1847.



Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der dunkle Stein.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Eine Thörin bin ich!“ sagte die Peyrouse mehrmals sich beruhigend. „Was kann ihnen hier geschehen? Kein Wasser ist in der Nähe, der Park verläuft sich nicht in einen finstern Wald, sondern er grenzt an freies Feld, überall führen Wege nach dem Schlosse zurück und Häuser finden sich draußen an jedem Fußsteige. Haben sich die Kinder nicht oft schon im Parke versteckt? Sie hören mein Rufen und lachen mich aus!“

Da klang es plötzlich wie eine fern schreiende Kinderstimme. Sie horchte, den Athem zurückhaltend, derselbe Schrei tönte noch einmal, sie glaubte ihren Namen zu hören, freudig gab sie Antwort und lief in der Richtung quer durch die Voskett's. Doch nun war Alles still, sie vernahm nichts mehr, und als sie stehen blieb und selbst hinausrief, stotzte ihr die Stimme. Sie hatte das Monument erreicht, von welchem Baron Wittau mit der Gräfin gesprochen hatte. Der graue verwitterte Stein leuchtete unheimlich durch das zunehmende Dunkel.

„Mein Gott!“ rief das Mädchen und bückte sich zur Erde — hier lag, die kleinen Glieder krampfhaft zusammengezogen, eine der jungen Gräfinnen in tiefer

Dhnmacht. Es war aber nicht ihre eigene Pflegebefohlene, auch nicht die ihr heut Anvertraute, sondern die ältere, welche der Montbel zugetheilt war, die zehnjährige Emma.

Die Peyrouse hob sie auf, küßte sie wiederholt und rief sie bei Namen. Da regte sich die Kleine und bei dem ersten Strahle des wiederkehrenden Bewußtseins, als sie sich von fremden Armen gehalten fühlte, stieß sie einen durchdringenden Schrei aus. Nur mit Mühe beruhigte sie die Peyrouse und fragte, was ihr begegnet sei, wo sie die Andern gelassen habe?

Emma erzählte ganz verwirrt und noch mit bebenden Gliedern von einem fremden schrecklichen Manne, der sie habe greifen wollen und dem sie entflohen sei, von den Andern wisse sie nichts, sie habe zwar Leon-tinen und Constanzen durch den Graben klettern sehen nach dem Felde zu, aber da sie nicht auf sie gehört, so habe sie sich nicht weiter um sie gekümmert, sondern sei wieder für sich allein gegangen, bis sie den fremden Mann getroffen habe. — Aus diesem Berichte ließ sich nur neue Besorgniß schöpfen und die Peyrouse war im Begriffe nach dem Schlosse zurückzueilen, um die Dienerschaft zum Suchen aufzubieten, als sich Emma mit einem neuen Schrei: „Da ist er!“ an ihre Brust warf und in der That ein Mann, im Dunkel unerkennbar, vor Beiden stand.

„Was wollen Sie?“ rief die Peyrouse, ihren ganzen Muth zusammennehmend.

„Ein wenig frische Luft schöpfen, Mademoiselle,“ sagte eine klanglose Stimme.

„Wer sind Sie? Wie kommen Sie hierher?“ rief die Peyrouse. „Ich werde die Leute herbeirufen, wenn Sie uns in den Weg treten.“

„Ei, wer thut denn das?“ entgegnete der Mann. „Kennen mich wohl nicht, Mademoiselle? Ich bin der Bediente des Herrn von Dittkirchen.“

„Monsieur Singe?“ rief die Peyrouse, erleichtert aufathmend, während auch Emma bei dem Namen Dittkirchen ihre Furcht verlor.

„Zu dienen — so nennt man mich!“ erwiderte der Mann. „Es ist das erste Mal, daß sich Jemand vor mir fürchtet.“

„Aber wie können Sie denn die Comtesse erschrecken?“ sagte die Bonne. „Ich werde mich über Sie beklagen.“

„Kann ich dafür?“ entgegnete der Diener. „Ich gehe ganz ruhig meines Weges — wir begegnen uns — Sie schreien“ —

„Und Sie haben die Comtesse greifen wollen, schickt sich das?“ rief die Bonne.

„Greifen —? Ich?“ versetzte Singe erstaunt. „Ich habe kein Glied gerührt.“

„Läugnen Sie, daß die Comtesse vor Ihnen geflohen ist, bis sie ohnmächtig niederstürzte?“ rief die Peyrouse.

„Vor mir? Ich habe das Kind nicht mit Augen erblickt bis jetzt!“ betheuerte der Diener. „Geflohen, sagen Sie? Ich hörte laufen und schreien — und kam deshalb in diese Gegend des Parkes. Comtesse, sagen Sie selbst, vor mir sind Sie doch nicht gelaufen? Mich haben Sie doch nicht gesehen?“

„Es kann sein, daß es ein Anderer war,“ erwiderte Emma zögernd, während in ihrem kleinen Kopfe, der schon mit der krausesten Lectüre vollgepfropft war, allerhand wunderliche Ideen kreisten.

„Aber das ist zu merkwürdig, das muß streng untersucht werden!“ sagte die Peyrouse. „Kommen Sie, Emma — liebe Comtesse, wollte ich sagen. Ihre Schwestern sind also durch den Graben geklettert? Welche Richtung sie genommen haben, wissen Sie nicht?“ Mit diesen und ähnlichen Fragen, die im Gehen verhallten, entfernte sich die Bonne, das Kind mit sich fortführend, während der Diener des Herrn von Dittkirchen einsam im dunkeln Gebüsch zurückblieb. Ein tiefer Athemzug, den er that, war das einzige Lebenszeichen, welches er von sich gab, als er am Fuße des grauen Monuments sich auf die Erde setzte.

Die Lust im Seitenflügel des Schlosses wurde

durch die Aufforderung der Peyrouse, die Kinder zu suchen, mit einem Male gestört. Dem Hauslehrer fiel es auf das Herz, daß die jungen Grafen auch noch nicht heimgekehrt seien und im Finstern weder mehr botanisiren, noch sich belustigen könnten; die betreffenden Kammerdiener liefen schnell, vor dem Ungewitter, das ihnen drohte, erbebend, in die Nacht hinaus, um die kleinen Gebieter zu suchen, Mademoiselle Saligny fühlte sich doch nicht so sehr außer Verantwortung, als sie vorgab, denn sie nahm selbst den Schawl um und begab sich mit der Peyrouse, die sie fortwährend über ihre Unzuverlässigkeit schalt, auf Nachforschungen — nur die Montbel bemächtigte sich ihrer Emma und blieb in behaglichster Ruhe zurück. Sie hatte ja ihre Pflegebefohlene in Sicherheit und daher weiter nichts zu fürchten.

Im Zimmer herrschte eine geniale Unordnung. Noch stand die Bowle mit einem guten Reste Cardinals auf dem Tische, halbgefüllte Gläser umringten sie, die Guitarre lag auf dem Sopha neben Toilettegegenständen, ein ellenlanger Schlipse, welchen der Kellermeister abgebunden hatte, schlängelte sich wie ein Reptil über den Fußboden. Die Genferin, etwas aufgeregt, aber bildhübsch in ihrer nachlässigen Stellung, hatte die kleine Emma auf dem Schoße und ließ sich ihr Abenteuer erzählen.

„Wer soll es aber gewesen sein, wenn Singe, wie ich ihm auch glaube, die ganze Begebenheit von sich abweist?“ fragte sie, als Emma bis auf ihr letztes Gespräch gekommen war.

Die Kleine machte ein pffiffiges Gesicht, nippte von dem nächsten Glase, das sie erlangen konnte und erwiderte: „Er ist es doch gewesen.“

„Sie wissen es?“ fragte die Genferin. „Haben Sie ihn erkannt?“

„Ich habe den Mann nicht angesehen, ich lief nur,“ sagte Emma, „aber ich weiß doch, daß es Herrn von Dittkirchens Mensch gewesen ist, der mich greifen wollte.“

„Es wäre eine große Efferonterie, ein Spaß, der ihm schlecht bekommen würde,“ versetzte die Genferin.

„Kein Spaß, sondern Ernst,“ sagte die kleine Comtesse.

„Ernst? Welche Absicht hätte er dabei gehabt?“ entgegnete die Montbel.

„Mich zu entführen,“ sagte das Kind ganz ernsthaft.

Die Genferin lachte ausgelassen, küßte die empfindliche Kleine immer von Neuem und rief: „Das

ist köstlich! Herr Singe wollte meine allerliebste Comtesse entführen — o er ist rasend verliebt in Sie, die Leidenschaft riß ihn hin, es gab eine gewaltsame Entführung mit allen Schauern und Zuhör!“

„Sie lachen, Mademoiselle?“ entgegnete Emma gereizt. „Herr von Dittkirchen hat mir erst gestern gesagt, daß ich kein Kind mehr bin, daß ich keine Höschchen mehr tragen soll und keine Zöpfe. Wenn er mich nun auszeichnet —“

„So glauben Sie, daß Herr von Dittkirchen Sie durch seinen Singe wollte entführen lassen?“ rief die Genferin noch ausgelassener und die Thränen stürzten ihr vor Lachen aus den Augen.

In dieser Lustigkeit hatte sie nicht bemerkt, daß sich die Thüre leise geöffnet hatte und die beiden vermischten Knaben eingetreten waren. Aber in welchem Zustande! Wenn sie botanisirt hatten, mußten sie Wasser- oder Sumpfpflanzen gesucht haben, das verrieth ihre total durchnässte und verunglimpste Kleidung deutlich. Sie waren auch wider ihre Art ganz kleinlaut und fragten bloß nach Herrn Arens.

„Den suchen Sie bei mir?“ entgegnete die Genferin, ihre Lippen spröde aufwerfend. Doch gleich lachte sie wieder und fragte, was sich die jungen Herren für eine Belustigung verschafft hätten.

„Wir haben getrebst,“ sagte der Eine. „Und gefischt,“ setzte der Andere hinzu.

„Nun, Sie haben das Thierreich statt des Pflanzenreichs cultivirt,“ sagte die Genferin. „Herr Arens wird mit seinen Cleven zufrieden sein, vorzüglich aber daß sie wieder da sind. — Den Andern kann eine kleine Lection nichts schaden,“ sprach sie schadenfroh für sich. „Ich wollte, Frau von Zeller käme zurück, ehe die verschwundenen Kinder gefunden sind.“

Der liebevolle Wunsch wurde erfüllt. Ein Wagen rasselte in den Hof und brachte die strenge Frau, mit ihr das Gericht über die Schuldigen. Denn nach langem vergeblichen Suchen zurückkehrend, fanden sie zwar auch die Flüchtlinge vor, welche der armen Peyrouse fortgelaufen waren — ein unbekannter Mann hatte sie verirrt im hohen Korne gefunden und wieder gebracht — aber zugleich fanden sie ihre gefürchtete Oberauffseherin, an deren Heimkehr sie noch nicht im Traume gedacht hatten. Da entging selbst die Peyrouse, welche sonst der entschiedene Liebling der alten Dame war, nicht dem herbsten Tadel und sie grämte sich darüber die ganze Nacht, während der kleine Unband, der ihr das Herzleid zugezogen hatte, auf die Lustparthie in das Freie herrlich neben ihr schlief.

3.

Die Nacht lag auf dem reichen Hügellande, das seine fruchtbaren Breiten thalaufliegend, thalab streckte. Der Mond stand als schmale scharfe Sichel ziemlich tief, aber die Sterne brannten dafür um so heller und ließen die Gegenstände genau erkennen. Es war sommerlich warm und alle Thiere, welche die Nacht zur Lebensthätigkeit ruft, trieben ihre Geschäfte mit Eifer, die feierliche Stille der Natur durch ihre Laute unterbrechend.

Von dem Höhenzuge herab, wo die Fruchttalloe ihren Bogen allmählig in das muldenförmige Thal senkte, das ein rascher Bach durchfloß, bewegte sich ein Zug flackernder Lichter, je zwei und zwei hintereinander, mit größern und kleinern Zwischenräumen. Drei Wagen mit angezündeten Laternen, zum Ueberflusse noch von Reitern mit Fackeln begleitet, kamen im raschen Trabe thalwärts gefahren. Die beiden Vorreiter näherten sich der Brücke, welche über den Bach führte, da bemerkten sie am Wege, halb im Graben liegend, etwas, das sie ihre Pferde pariren ließ.

„Was ist denn?“ fragte aus dem ersten Wagen, der gleichfalls hielt, eine gedehnte Stimme.

„Ein umgeworfenes Fuhrwerk — vielleicht ist ein Mensch darin verunglückt,“ sagte der eine Vorreiter, welcher vom Pferde sprang.

„Bedaure sehr!“ ließ sich dieselbe singende Stimme vernehmen. „Fahre, Jean!“

Der Kutscher ließ die Pferde wieder ausgreifen und was er dabei in den Bart murmelte, war nicht eben ein Loblied auf seinen menschenfreundlichen Herrn.

Jetzt kam der zweite Wagen mit seinem prächtigen Biergespann von Schimmeln heran. Schon in der Krümmung des Weges war der Aufenthalt und das Absteigen der Vorreiter bemerkt worden.

„Was ist denn geschehen?“ fragte eine weibliche Stimme aus dem Schlage, während der Wagen hielt.

„Gnädigste Gräfin, es scheint Jemand verunglückt zu sein,“ sagte der Jockey vom Sattel zurück.

Murmelerde Stimmen am umgestürzten Wagen ließen sich vernehmen. „Ich danke für Ihre Hülfe, meine Herren,“ hörte man in einem tiefen Basse. „Mein Fuhrmann ist nach dem Dorfe geritten, ich mußte mich daher schon in Geduld fassen.“

Aus dem dritten Wagen, der unterdessen auch herangekommen war, sprangen zwei Herren. „Unser

fogenanntes Original ist wohl umgeworfen?" fragte der Eine.

„Sie sind recht schadenstroh, Wittau," erwiderte der Andere. „Doch scheint es ein Fremder zu sein.“

So war es auch. Das umgestürzte Fuhrwerk lag halb im Graben und hatte eine Achse gebrochen. Der Reisende, welcher auf seinen fortgerittenen Kutscher wartend daneben gesessen hatte, war bei Annäherung des Fackelzuges Anfangs nicht aufgestanden, um sich bemerklich zu machen, und erst, als die Vorreiter ihn beleuchteten, hatte er sich langsam erhoben. Jetzt kam der Graf hinzu, bedauerte seinen Unfall und bot ihm einen Platz in seinem Wagen, ein Nachtlager auf seinem nahegelegenen Schlosse an. Der Fremde lüftete seinen Hut, bedankte sich, äußerte aber, daß er seinen Fuhrmann, der gleich kommen müsse, doch wohl nicht im Stiche lassen könne, eben so wenig seine Effecten, und erst als der Graf darauf bestand, daß letztere, die nicht bedeutend schienen, auf den herrschaftlichen Wagen gepackt wurden, und ein Vorreiter dem Kutscher nach dem Dorfe entgegenritt, um ihn zu bedeuten, wohin er zu fahren habe, erst dann ließ sich der Reisende bewegen, das freundliche Erbieten des Grafen anzunehmen.

„Wo ist denn Dittkirchen geblieben?" fragte aus dem Wagen der Gräfin Clotildens jugendliche Stimme, die von seltenem Wohlklang war.

„Sie fragen mit großem Empressement, liebe Cousine!" erwiderte Wittau. „Wahrscheinlich schläft er schon.“

„Er ist weiter gefahren, der Egoist?" fragte dieselbe Stimme. „Hast Du Worte, Mama?"

Was die Gräfin antwortete, konnte Wittau nicht mehr hören, da er eilen mußte, seinen Platz einzunehmen. Die Wagen mit ihrem Geleit setzten sich wieder in rasche Bewegung, von Dittkirchens Cabriolet war nichts mehr zu sehen.

Im Schloßhose empfing der vorausgeeilte Haushofmeister seine Herrschaft. Thüren und Corridore, Treppen und alle nöthigen Zimmer waren hell erleuchtet, jeder Diener stand auf seinem Posten. Es wird den Bevorzugten der Erde auch die kleinste Unannehmlichkeit der täglichen Existenz möglichst erspart, und gerade eine Heimkehr, wo man für Nichts geforgt findet, kann recht verdrießlich machen — das hatten aber die glücklichen Menschen, welche hier ankamen, nicht zu fürchten. Schon seit vielen Generationen war die Hausordnung mit unverbrüchlichem Ritual für alle Vorkommenheiten vererbt worden, ein

Mal wie das andere Mal wurden die Anstalten getroffen, die Herrschaft hatte nicht nöthig gehabt, solches erst einzurichten, sie fand es vor, sie kannte es nicht anders und bemerkte vielleicht die Behäbigkeit, die ihr überall von dienstfertigen Händen bereitet wurde, gar nicht einmal. Desto mehr mochte sie den Gästen auffallen, welche dies Haus oder überhaupt ein Haus jenes Hochadels zum ersten Male betraten.

„Guten Abend, liebe Zeller," sagte die Gräfin freundlich, als ihr auch die alte Dame entgegenkam. „Sie überraschen mich angenehm — ich erwartete Sie erst in einigen Tagen.“

„Mir ist nicht wohl, wenn ich auswärts bin. Ich war mit meinen Geschäften fertig," antwortete die Zeller.

„Was machen die Kinder?" fragte die Gräfin.

„Sie schlafen," war die Antwort, welche nicht mehr gab, als gefragt wurde.

Der Graf hatte dem Haushofmeister befohlen, dem Fremden, den er mitgebracht hatte, sogleich ein Gastzimmer anweisen zu lassen; von diesen waren natürlich immer einige in Bereitschaft. Der Fremde empfahl sich mit erneutem Danke und folgte dem Bedienten, der ihn nach seinem Zimmer führte. Unterweges hatte er kaum ein Wort gesprochen und auf jede Frage nur karg geantwortet. Die Gräfin sprach eben, als er fortging, mit Frau von Zeller, Wittau half seiner jungen Cousine, welche im Wagen einen Handschuh verloren hatte, danach suchen: sie wollte es dem Domestiken nicht überlassen, weil in diesem Handschuh ein Billet von einer Freundin steckte mit manchem kleinen Mädchengeheimnisse. So kam es, daß im Salon, als von dem Fremden die Rede war, eigentlich Niemand wußte, wie er aussah, und nur aus dem tiefen Basse seiner Stimme schloß man, daß er ein alter Mann sein müsse.

„Ich habe diese Stimme, wie mir vorkommt, schon einmal gehört," sagte Wittau. „Nur kann ich mich nicht recht darauf besinnen. Wenn ich den Mann bei Tageslicht sehen werde, soll es mir schon einfallen, ich kann mich auf mein Gedächtniß sehr gut verlassen.“

Die kleine Gesellschaft trennte sich. Die Gräfin belauschte noch einen schnellen und verstohlenen Blick, welchen Wittau auf ihr Kind warf — er erfüllte sie mit Unruhe. An die Möglichkeit, daß hier etwas feimen könne, hatte sie noch nicht gedacht; das Kind war ja kaum fünfzehn Jahre alt und noch nie anders, als eben wie ein Kind, behandelt worden.

Eine halbe Stunde später waren die Lichter im Schlosse bis auf wenige erloschen und der nachkommende Fuhrmann des Reisenden, welcher seinen Wagen nothdürftig geflickt hatte, blieb in der Dorfschenke, wo ihm der Schmied in aller Morgenfrühe gleich zur Hand sein konnte.

Nach so beeinträchtigter Nachtruhe war es natürlich, daß sich erst spät am folgenden Tage das Leben regte. Auch die Dienerschaft verschlief die gewohnte Stunde. Nur einer stand schon frühzeitig am Gitterthore vor der Avenüe, blickte unruhig nach einem Fenster hinauf und schien Jemand zu erwarten. Der kam endlich herab und sah nach allen Seiten umher.

„Es ist noch kein Mensch wach,“ sagte der Erste ungeduldig. „Komm nur.“ Und sie nahmen die Richtung nach dem Parke.

Da schallte es mit dem grellsten Nasenlaute aus dem obern Stocke: „Singe!“ — Die beiden Männer, wie auf den Ruf, setzten sich in vollen Lauf und verschwanden um die Ecke des Schlosses.

Ein köstlicher Morgen war aufgegangen. Allmählig wurde es jetzt lebendig in den Gebäuden. Hier kam eine Magd Wasser zu holen, dort eilte schon ein völlig angekleideter Diener nach dem Hauptflügel, an mehreren Fenstern wurden Kouleaux aufgezo- gen; die hübsche Genferin erfreute den Hof durch den Anblick ihres sehr kleidsamen Negligés, in welchem sie sich am offenen Fenster die dunkeln Flechten ordnete.

„Peyrouse, sehen Sie doch,“ sagte sie — Beide schloffen zusammen, während die Saligny bei den drei kleinen Mädchen, dicht neben Frau von Zeller, einquartirt war. „Sehen Sie doch, Peyrouse, wie der chevalier morne sich heute prächtig ausnimmt! Er ist wahrhaftig hübsch.“

„Finden Sie das jetzt erst?“ entgegnete die Peyrouse munter. „Wenn er den finstern Blick ablegt und wie ein anderer Mensch lacht, so ist er bildschön!“

„Sie stricken wohl Netze, Peyrouse?“ fragte die Genferin, ihr starkes Haar so tief als möglich im Nacken befestigend.

„Ich bin aus keinem Fischlande, ich bin ein Bergmädchen,“ antwortete die Andere. „Bei mir schießt man, aber fischt nicht. Ich habe mir ein hübsch breites Wild ausgesucht, das kann ich nicht fehlen.“

„Du meinst den seigneur tonneau, Schelmin?“ rief die Montbel. „Sieh, dort tritt er auf, wie gerufen.“

Auf den Perron, den man vom Fenster der Mädchen ein wenig übersehen konnte, trat eben zu dem

einsamen Wittau, welchen die Genferin den chevalier morne genannt, ein zweiter Cavalier, dessen Erscheinung den Spitznamen, den ihm dieselbe muthwillige Zunge gegeben hatte, wohl zu rechtfertigen schien. Er war noch ziemlich jung, aber von einem Umfange, welcher weit über das Maß der Grazie hinausging, dabei trug er einen kleinen runden Kopf beinahe ohne allen Hals zwischen den Schultern. Aber sehr modisch war er gekleidet und hatte ein regelmäßiges Gesicht von blühender Farbe, wenn auch ganz ohne Bart. Die Augen hatte er halb geschlossen wie immer, ein Paar Linien zogen sich vom Mundwinkel scharf nach dem Rinne, so daß dieser Theil seines Antlitzes, besonders durch den vorgeschobenen Unterkiefer, ein barockes Ansehen gewann.

„Singe!“ rief er noch in der Thüre des Salons. Hinter ihm erschien das nüchterne Gesicht seines Dieners.

„Man verabsolge mir mein Glas,“ sagte der Beleidigte. — „Singe! Wo will man hin?“

„Ihr Glas holen, es ist in Ihrem Zimmer,“ erwiderte der Diener.

„Man ist ein Quadruped, kurz von Verstande!“

„Sehr wahr!“ murzte Wittau für sich dazwischen.

„Ich brauche dies Glas jetzt — hat man es nicht bei sich, so kommt es mir zu spät!“ Und er winkte einen wohlgefälligen Gruß mit der Hand nach dem Fenster hinauf, wo die lachenden Mädchen eben verschwanden.

Wittau saß an der Brüstung, sein Widerwille gegen den forcirten Sonderling erlaubte ihm nicht einmal, zuerst zu grüßen. Jener schritt, auch ohne zu grüßen, auf ihn zu, starrte ihm, plötzlich die Augen aufreißend, dicht in's Gesicht und sagte, als Wittau mit einem zornigen Rufe aufsprang: „Ah! Sie sind es, Baron. Ich sehe schlecht, dieser unverbesserliche Singe hat mein Glas vergessen — Singe!“

„Schreien Sie mir doch wenigstens nicht in die Ohren!“ rief Wittau.

„Pardon! — Dieser Tölpel ist wieder nicht da, wenn er gebraucht wird. — Vergeben Sie mir, ich hielt Sie für eine Verzierung der Balustrade, entsetzte mich also nicht wenig vor Ihnen.“

Die Gräfin erschien ehe er noch ausgesprochen hatte und verhinderte wahrscheinlich eine heftige Scene, die nach Allem, was schon vorangegangen war, nicht mehr lange ausbleiben konnte.

„Sie sind uns ja gestern völlig desertirt?“ sagte sie, als Dittkirchen ihr feierlich die Hand küßte.

„Mein Pferd griff aus wie ein Blitz! Ich konnte sein Ungeftüm nicht zügeln, glaubte Sie auch nicht hinter mir — zurücksehen liebe ich nicht, auf keine Weise.“

„Den verunglückten Reisenden überliehen Sie uns?“ entgegnete die Gräfin.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

Mittheilungen aus Paris. Die brillanten Soirées, welche der Herzog von Nemours giebt, sind gegenwärtig ein Hauptthema der Unterhaltung für die Pariser Aristokratie. Die strenge Etiquette und der hohe Ton, welcher sie charakterisirt, beraubt sie indeß nicht immer des wärmeren gesellschaftlichen Verkehrs; der Prinz, welcher selbst viel Geist besitzt, liebt natürlich Weise die geistreichen und witzigen Leute und ermunthigt sie durch seinen Beifall zur Entfaltung ihrer Gaben am Hofe. Während des letzten Balls unterhielt Lord Normanby die junge Herzogin von Montpensier mit großer Anmuth und Gewandtheit. „Aha! Mylord,“ rief ihm der König zu, „jetzt habe ich Sie ertappt, Sie lassen sich durch meine Tochter verführen.“ Während der Lord auf eine passende Antwort sann, bemerkte der Herzog von Nemours, welcher sich der Gruppe genähert hatte, sehr fein: „Sire, es ist eine ganz einfache Sache, daß sich ein lebenswürdiger Mann gegen eine junge und schöne Dame galant zeigt und es ist hier nicht der Gesandte von England, welcher mit der Infantin spricht!“ — „Lord Normanby,“ berichtet ein Pariser Blatt, „vervielfältigt seine Feten und wir können es durchaus nicht mißbilligen, daß England eine so anmuthige und gefällige Weise gewählt hat, Frankreich tanzen zu lassen; die so sehr erschütterte Entente cordiale (das herzliche Einverständnis) dürfte mit Beihülfe des Cotillon's am leichtesten wieder hergestellt werden.“ Sämmtliche Oppositionen haben zahlreiche Repräsentanten auf den Bällen des englischen Gesandten, aber die Herren Minister glänzen daselbst nur durch ihre Abwesenheit — so will es die Politik von Heute, die nicht immer die Politik von Morgen ist.“ —

Berlioz kündigt im Journal des Débats die Ankunft des Barons de Launoy in der französischen Hauptstadt an. De Launoy, aus Belgien gebürtig, ist Director des Wiener Conservatorium und ausgezeichnete Kritiker und Dichter. — Wir können hierbei nicht umhin, einer witzigen Anspielung zu gedenken, welche der „Charivari“ auf Herrn Berlioz macht. In einem kleinen Aufsatze, betitelt: „Die Stadt der Musiker“, wird Wien als das Eden der Componisten und Virtuosen gepriesen und unter andern sehr spitzig bemerkt, daß selbst Berlioz in Wien mit großen Ehrenbezeugungen empfangen worden sei, und daß man ihm durch Aufführung mehrerer Musikstücke — „versteht sich, keiner von seinen eigenen“ — unter

den Fenstern seines Absteigequartiers einen Ohrenschmaus bereitet habe. Das Emblem dieses satyrischen Aufsatze ist eine ungeheure Bassgeige, welche ein kaum den Windeln entwachsenen Kind mit einem colossalen Bogen streicht. —

Herr Covaille aus Paris hat für die Kirche in Ajaccio (Napoleon's Geburtsort) eine neue Orgel gebaut, worüber sich die Gazette Musicale mit hochtrabenden Worten folgendermaßen äußert: „Corsica hat nunmehr eine Orgel, würdig, durch ihre großartigen und feierlichen Klänge das Andenken des großen Mannes zu verherrlichen, welchen es seinen Sohn nennt —, und zugleich auch geeignet, durch die edeln Eindrücke religiöser Musik jene verderbliche Leidenschaft für die Blutrache zu sänsigen, welche immer noch — trotz aller Fortschritte der Civilisation — einen düstern Schatten auf den sittlichen Zustand von Napoleon's Landsteuten wirft.“ — Die beiden Erinnerungs-Medaillen, deren eine die Ueberführung der irdischen Ueberreste Napoleon's von St. Helena nach Frankreich, die andere die feierliche Beisetzung dieser Ueberreste in der Invaliden-Kirche verewigt, sind soeben aus der Pariser Münze hervorgegangen und sowohl dem König als auch sämmtlichen Ministern überreicht worden. Auf beiden Medaillen erblickt man das Bild des Königs der Franzosen. Die Rückseite der erstern zeigt zwei in weite Gewänder gehüllte Figuren, auf einem antiken Fahrzeug stehend; die eine, mit dem Gesicht nach vorn gekehrt und das Haupt mit einer Königskrone geschmückt, hält in der Rechten ein Scepter, während sie sich mit der Linken auf die andere, von der Seite dargestellte Figur stützt, welche eine Todtenurne zwischen den Händen hält. Auf dem Vordertheil des Fahrzeugs ist ein Hahn angebracht und im Umkreise liest man die Worte: Cineres Neapoleonis in patriam relati (Napoleon's Asche in das Vaterland zurückgebracht); unten befindet sich das Datum: XXX. Nov. MDCCCXL. Die Rückseite der andern Medaille läßt im Hintergrunde das Hôtel und den Dom der Invaliden wahrnehmen. Auf einem erhöhten mit Immortellenkränzen bestreuten Fußboden tragen vier Figuren, den Kopf mit Lorbeeren umwunden, auf ihren Schultern den Sarg Napoleon's, worauf die kaiserlichen Abzeichen liegen. Der Genius der Schifffahrt geht ihnen voraus und übergiebt den Sarg Frankreich — einer mit einem faltigen Gewande bekleideten Figur, welche Palmenzweige in der Hand hält. Die Aufschrift der Medaille lautet: „Neapoleonis Funus triumphale (Napoleon's Triumphleichenzug) XV. Dec. MDCCCXL.“ — 6 —

(„Das Buch der Gesellschaft“) heißt eine recht eigentlich für den Kreis unserer Leser bestimmte Schrift des vielerfahrenen Aug. Lewald (Stuttgart, Müller), welche die Ansichten eines geistvollen Weltmanns über unsere jetzigen Gesellschaftsverhältnisse nebst belehrenden Winken über das Verhalten in den verschiedenen Kreisen enthält, und von den verzurufenen Complimentirbüchern himmelweit verschieden ist. Um zu zeigen, wie der Verfasser sich ausdrückt, theilen wir ein Paar Stellen aus dem Buche mit: „Man hat in neuerer Zeit die sogenannten Luxuspapiere mit ausgemalten Bignetten, ge-

presten Rändern zc. zu Briefen. Die feine Welt braucht sie nicht. Eher kann man sich eines Blattes bedienen, welches eine schöne oder merkwürdige Ansicht des jeweiligen Aufenthaltes zeigt, um den Empfänger des Briefes damit bekannt zu machen. Das Wappen in der einen Ecke des Briefes ist nicht sehr aristokratisch; die hohe Aristokratie begnügt sich damit, ihren gewöhnlich doppelt verschlungenen Namenszug als Stempel dem Blatte aufdrücken zu lassen. . . . Das bläuliche Papier ist den Augen der Schreibenden wie der Lesenden zuträglich als das weiße und daher zu empfehlen. . . Viele legen wohlriechende Dinge unter ihren Papiervorrath, um ihre Briefe in die Hand des Empfängers anmuthig riechend gelangen zu lassen. In neuester Zeit hat man sogar wohlriechendes Papier. . . . Tugend ein sanfter Geruch, wie namentlich Veilchen und Rose sind allerdings zu einem freundlichen Billete eine anmuthige Zugabe, stärkere Arome sind aber zu vermeiden, weil sie manchen Naturen unerträglich sind. Es ist daher durchaus unstatthaft, Moschus anzuwenden.“ —

„Was der Franzose das „chez soi“ oder „intérieur“, der Engländer das „home“ nennt, dieses „zu Hause“ ist bei uns noch nicht im rechten Grade ausgebildet und allenfalls im Norden noch eher als im Süden. . . Der französische und englische Mittelstand sucht sich in seinem Hause auf das Bequemste einzurichten. Er entfernt alles, was nur dem Scheine dient; er sucht den Glanz und die Pracht, welche die Wohnungen der Vornehmern und Reichern erfüllen, nicht auf Kleinliche und und geschmacklose Art nachzuahmen; sein Sinn ist allein auf das Praktische gerichtet und alles, was er anschafft, muß solid sein. Er schafft sich keine mittelmäßigen Bilder an, er versplittert sein Geld nicht für jene „Quelquechoseries“ wie wir es nennen; er richtet sich keine Prunkzimmer ein, welche sein Fuß das ganze Jahr nicht betritt, weil er keine größern Gesellschaften geben kann. Nirgends findet sich jene Ostentation, welche so lächerlich und abgeschmackt erscheint und die bei uns einer zehrenden Krankheit zu vergleichen ist, dafür lockt das Bequeme, Anmuthige, Friedliche und Ruhige zum behäbigen Genuße, zu den stillern Freuden, die das Haus gewährt. Es ist dies der Comfort, welcher das Haus zu der Stätte werden läßt, wo es dem Menschen wohlter als sonst irgendwo in der Welt wird. Bei der großen Arbeitsamkeit des französischen und englischen Mittelstandes, bei dem Triebe sich durch Fleiß einen Grad von Unabhängigkeit und Wohlstand zu verschaffen, ist das „Haus“ von der größten Wichtigkeit für ihn, denn es ersetzt ihm alles, was dem Leben Reiz gewährt. — Bei uns ist es anders. Im Fleiße steht der deutsche Mittelstand den Engländern und Franzosen bei weitem nach. Bei uns sucht man man das Vergnügen mehr außer dem Hause und das Innere desselben wird vernachlässiget; es ist weder bequem noch anmuthig und alles nur auf das Nothdürftigste in ihm bestellt. Dagegen findet sich häufig eine Pug- oder Prunkstube mit schönem, steifem, kaltem Tand ausgeschmückt, der zu den Verhältnissen der Besizer in keiner Beziehung steht und bloß als Beweis von Nachahmung sucht gelten kann. Ein französischer oder englischer Bürger-

mann würde das Geld, das eine solche „Pugstube“ kostet, ganz anders verwendet haben.“

(Ein neuer Mazarin.) Am 3. December vorigen Jahre kehrte ein berühmter Bajazzo, der lange die Reitergesellschaft Guerras begleitet und sich ein hübsches Vermögen erworben hatte, mit dem er sich zur Ruhe zu setzen gedachte, auf der Heimreise mit seiner Frau in einem kleinen Wirthshause zwischen Pesaro und Cattolica ein und vier Männer, die ihn da aufmerksam beobachteten, folgten ihm später. Als es Nacht geworden war, fiel einer der Männer unerwartet über den Bajazzo her, dieser aber, gelenkig wie ein Affe und stark wie ein Löwe, hatte den Räuber bald zu Boden gebracht; doch die drei andern kamen ihrem Cameraden zu Hülfe und es folgte nun ein schrecklicher Kampf. Der Bajazzo wehrte sich lange, aber er blutete endlich aus zehn Wunden und seine Kräfte schwanden. Seine Frau stand händeringend daneben. Mit einem Male hörte man auf der Straße einen Wagen heranzurufen und die Frau rief bereits: gerettet! Aber leider brachte der Wagen keine Retter, sondern drei Gehülfen der Banditen. Um dem Hülferufen der Frau ein Ende zu machen, stieß ihr einer der Räuber den Dolch in's Herz; die andern nahmen dem halbtodten Bajazzo das Geld ab und führten dann einen teuflischen Gedanken aus. Sie banden den Unglücklichen, der kein Lebenszeichen mehr von sich gab, mit einem Fuße an die Hinteraxe des Wagens, der gestohlen war und peitschten dann auf das Pferd, das im Galopp mit dem leichten Wagen davonlief. Der Bajazzo war aber nicht todt; als sein Kopf auf die Straße aufschlug und sein Körper dahingeschleift wurde, öffneten sich seine Augen wieder und schmerzliche Töne entwandten sich seiner Brust. Es war, wie die Räuber selbst gestanden, grauenhaft. Und dennoch ist dieser Bajazzo wunderbarer Weise nicht gestorben. Bei Fano stürzte das Pferd. Man umringte den Wagen, erlösete den Unglücklichen, dessen Körper vom Kopfe bis zu dem Fuße eine Wunde war und die sorgsame Pflege, die er fand, gab ihm nach längeren entsetzlichen Leiden die Genesung wieder. Nach einigen Tagen meldete das Diario die Verhaftung der Räuber, die zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt wurden.

Generalecorrespondenz.

Nachdem die berühmten Gewandhausconcerte in Leipzig im Laufe des Winters eine reiche Auswahl neuerer und neuester Musikwerke gebracht haben, soll nun eine Reihe chronologisch geordneter Werke der alten Meister vorgeführt werden und in dem letzten Concert hörten wir bereits Werke von Seb. Bach, Händel, Pergolesi und Gretry, die sich zu den meisten der neuern Musikstücke wie Gold in Barren zu leichten Dukaten verhalten. Man scheint überhaupt einzusehen, daß es dringend notwendig werde, auf das Ewigjunge und Ewigschöne der Alten zurückzu-

weisen, denn auch in London hat man sogenannte historische Concerte veranstaltet, in denen man die vergessenen Schöpfungen der Componisten vom 16. Jahrhunderte an bis herunter zu unseren Tagen zur Aufführung bringen will. Für die Geschichte der Kunst sehr interessant, wenn auch für das Ohr nicht eben angenehm sind auch die historischen Concerte, welche der bekannte Prof. Klop in mehreren Städten Deutschlands veranstaltete, wie vor Kurzem in Leipzig, wo er unter andern selbst Proben altgriechischer und abyssinischer Musik vortragen ließ. Für den noch immer sehr regen Musiksinn Leipzigs spricht auch der Aufschwung, welchen in diesem Winter die Concerte der „Cuterpe“ unter der Leitung des Prof. Lobe genommen haben, in denen rühmlicher Weise auch jungen noch nicht bekannten Talenten Gelegenheit gegeben wird, ihre Werke vor das Publikum zu bringen. Das Theater brachte von Neuigkeiten in der Oper in der letztern Zeit nur die „Musquetiere der Königin“ von Halevy, welche indes auch bei uns wie überall in Deutschland einen nur geringen Erfolg erlangen konnten. — Lorching arbeitet, wie man aus Wien meldet, fleißig an einer neuen komischen Oper, deren Stoff aus dem Leben „Heinrichs IV.“ genommen sein soll. —

In London ist eben die erste Lieferung eines Werkes erschienen, das wohl auf noch größere Verbreitung zu rechnen hat als selbst die Sue'schen und Boz'schen Romane, denn es behandelt einen Gegenstand, der alle Frauen zu jeder Zeit in hohem Grade beschäftigt. Der Titel heißt nämlich: „Die größte Noth im Leben, oder Abenteuer einer Frau, die ein gutes Dienstmädchen suchte, von Einer, die fast zu Tode geärgert worden ist.“ Und dies Buch giebt die Verfasserin nur aus Menschenfreundlichkeit, nicht um des Gewinns willen heraus, weil sie „jungen Frauen, welche den dornigen Pfad der Ehe betreten“ bittere Erfahrungen ersparen will. Der berühmte geistvolle Caricaturenzeichner Georg Cruikshank hat überdies das Werk mit den „Portraits mehrerer der undankbaren Geschöpfe verziert, welche das friedliche Haus der Verf. in eine Hölle verwandelten.“ —

Im Interesse der armen — Austerliebhaber, welche mit banger Besorgnis in die Zukunft sehen, weil die Auster von Jahr zu Jahr theurer werden und, wie Sachverständige versichern, diese wohlschmeckenden Geschöpfe des Meeres wohl gar in nicht zu ferner Zukunft aussterben dürften, hatte sich im vorigen Jahre in Frankreich eine Actiengesellschaft mit einem Capital von 1 Mill. Frs. gebildet, welche die patentirte Erfindung eines Herrn Carbonnet ausbeuten wollte, dem es nach seiner Behauptung gelungen war, die Auster durch Kunst zu vermehren. Es wurden also künstliche Austerbänke angelegt und die Austerzucht begann, aber die Auster behaupteten ihren freien Willen, ließen sich eigensinnig durch Kunst nicht vermehren und die Actiengesellschaft hat — Bankrott gemacht. —

In Frankreich bringt die Literatur doch viel inniger und tiefer in das Leben ein als bei uns. Man hat in diesen Tagen

wieder ein recht gewichtiges Zeugniß davon gesehen; der große Dchse nämlich, der zu Fastnachten, wie alljährlich, geschmückt durch die Straßen von Paris geführt wurde, hatte den Namen Monte-Christo erhalten, nach dem Romane von Alexander Dumas. Der vorjährige Fastnachtsochs hieß Dagobert nach Sue's „ewigen Juden“ und in einem früheren Jahre trug er den Namen „Vater Goriot“ nach dem Romane Balzac's. Dumas kann nun wieder schlafen, denn sein Ehrgeiz ist befriediget; seine Nebenbuhler Sue und Balzac haben nichts vor ihm voraus. —

Wie gewöhnlich zu Fastnachten hat auch diesmal Herr Räber in Dresden eine neue Posse, „Jupiters Reiseabenteuer,“ zum ersten Male zur Aufführung bringen lassen. Sie soll beinahe noch geistreicher sein als der „artefische Brunnen,“ was gewiß viel sagen will. Gutzkow hat übrigens dabei eine Niederlage erlitten; er soll nämlich bei einer Probe gestolpert und in das Orchester gefallen sein. Daß ein Dramaturg wie Gutzkow an solchen Stücken Anstoß nimmt, ist freilich sehr natürlich. —

In Leipzig tanzt man für die Armen im Erzgebirge, in Paris und London für die Polen, in Berlin für die Stadtarmen &c.; in einer Stadt in Schottland (Dalmellington) benutzt man die Tanzlust noch zu andern Zwecken. Dort wird nämlich jährlich ein „Gas-Ball“ gehalten, von dessen Ertrag die Kosten für die Gasbeleuchtung der Straßen bestritten werden. — Der Herzog von Nemours erließ kürzlich Einladungen zu einem Maskenballe und auf den Karten stand: „Die Herren werden nur im Pierrot-, die Damen nur im Pierrette-Costüme zugelassen werden.“ Ein Ballsaal voll lauter Pierrots muß sich komisch genug ausnehmen. —

Das halb wilde Leben und der fortwährende Kampf mit den Indianern und Räubern entwickeln in Texas, wie ein Deutscher von dorthier schreibt, eigenthümliche Charaktere. Einer der berühmtesten und originellsten Männer der Art soll der Todfeind der Indianer, der Capitain Hays, sein, welcher eine Schaar berittener Streifschützen befehligt, die mit Büchse, Bajonet und einem Paar fünfläufiger Pistolen bewaffnet sind. Dieser Capitain zieht zum Kampfe aus ohne Adjutant, ohne Ordonanz, thut den Felddienst wie jeder Gemeine, bezieht die Wache selbst und besorgt auch selbst sein Pferd. Noch ist er nicht über 25 Jahre alt. Seine Kunstfertigkeit und Kraft im Reiten übertrifft alles, was die halbschneidenden Kunststücke der Guerras, Lejars u. s. w. bieten können. Man erzählt, daß er sich vom Pferde herab einen Strauß Blumen vom Boden pflückte, daß er eine Frau wider ihren Willen ergriff, vom Boden in die Höhe hob und vor sich auf sein Pferd setzte, daß er Rehe und Hasen mit der Büchse oder dem Pistole erlegte, alles im vollen Rennen seines Pferdes. Er hat den Indianern Vertilgung geschworen und ist mit seinen Leuten, die ihm sämtlich an Verwegenheit, Muth, Abenteuerlust und Geschicklichkeit mehr oder minder nahe stehen, fortwährend auf Kampfzügen in dem wilden Lande beschäftigt. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 11.

1847.

Preis für ca. 108 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häutchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Reubens, Gordinen, Guityagen, Gouven moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Wort: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der dunkle Stein.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Ich wußte, daß er in die besten Hände fiel,“ sagte Dittkirchen.

„Hat er sich noch nicht blicken lassen?“ wandte sich die Gräfin an den schweigenden Wittau.

„Er läßt seinen unterthänigen Dank vermelden,“ sagte statt des Barons der eingetretene Singe, welcher seinem Herrn das Glas überreicht hatte. „Euer Gnaden möchten ihm verzeihen, daß er sich nicht persönlich bedankt hat, aber er habe große Eile, läßt er sagen, seine Geschäfte erlaubten ihm nicht, sich auch nur noch eine Stunde länger aufzuhalten.“

„Das thut mir leid,“ erwiderte die Gräfin. „Er wird doch ordentlich versorgt worden sein?“

„Aber er hatte seinen Wagen nicht hier — und sein Gepäck mußte nach dem Dorfe geschafft werden,“ sagte Wittau. „Wer hat das gethan? Ich möchte mit diesem reden.“

„Das bin ich gewesen,“ erwiderte der Diener.

„Singe!“ rief Dittkirchen erstaunt. „Wie kann man sich solches Frevels unterfangen! Halte ich Bedienung für achsenzerbrechende Commis-Boysageurs?“

„Euer Gnaden schlummerten noch —“

„Und da vergeudet man, statt sich für meinen

Dienst zu schonen, die Kräfte an fremden, und was noch mehr sagen will, plebejischen Koffern?“

„Lieber Dittkirchen!“ mahnte die Gräfin freundlich ab. Und mit einem verächtlichen: „Man hebe sich von hinnen!“ ließ Dittkirchen seinen Diener gehen.

„Sehr unangenehm!“ sagte Wittau. „Mich stört eine solche unklare Reminiscenz auf lange Zeit. Ich habe diesen Mann schon sprechen hören, das ist ganz gewiß und auch vor nicht langer Zeit — wenn ich nur sein Gesicht klar gesehen hätte, so wüßte ich Alles. Aber er verschwand ja wie ein Irrlicht, am Ende hat er kein gutes Gewissen und scheut meine Begegnung.“

Der Graf vermehrte die Gesellschaft, er hatte schon einige Geschäfte abgemacht. Eine leichte Wolke lag, als er aus dem Salon trat, auf seiner Stirn, doch verschwand sie gleich und selbst seine Gemahlin, welche sonst jeden Gedanken seiner Seele errieth, bemerkte diesmal nichts.

Jetzt kam auch Clotilde; frisch wie der Morgen, ein schlankes zartes Wesen voll naiven Reizes. Sie grüßte die Herren ganz unbefangen wie ein Kind und ging dann zu ihrer Mutter, der sie etwas in das Ohr sagte.

„Das haben Sie verschuldet, lieber Dittkirchen,“ sagte die Gräfin lächelnd. „Nun widerrufen Sie auch feierlichst. Meine Emma protestirt durchaus gegen ihre bisherige Toilette und verlangt, wie eine Erwachsene gekleidet und coiffirt zu werden, weil Sie gesagt, es schicke sich nicht mehr für sie.“

Dittkirchen nahm sein Glas vor das Auge und starrte das junge erröthende Mädchen. „Das ist ja die Comtesse Clotilde und nicht Emma,“ sagte er.

„Eben darum! Clotilde kommt im Auftrage der Frau von Zeller und sämmtlicher Bonnen, um meine Autorität gegen die kleine Rebellin, die der vereinten Macht Widerstand leistet, aufzubieten. Emma beruft sich auf Sie und will von nichts hören.“

„Hier müssen Sie durchgreifen!“ rief Wittau. „Eine derbe Strafe der Widerspenstigen!“

„Sie erzählt aber noch eine höchst lächerliche Geschichte —“ sagte Clotilde und mit einem Seitenblicke auf Dittkirchen, welcher sein Glas wieder vor das Auge hob, flüsterte sie der Mutter, welche Anfangs das Unschickliche des Heimlichsprechens nicht dulden wollte, die Erzählung Emmas von ihrem gestern bestandenen Abenteuer zu.

„Ei, das wird ja immer hübscher!“ rief die Gräfin ergötzt. „Nein, Dittkirchen, verdrehen Sie dem kleinen Dinge den Kopf nicht, es wäre zu früh. Sie behauptet, von Ihrem Singe gestern im Parke mit Entführung in Ihrem Auftrage bedroht worden zu sein.“

Der Graf lachte, Wittau ärgerte sich, Dittkirchen ließ seinen ganzen weißen Augapfel sehen.

„Der Singe fängt an, mir fürchterlich zu werden!“ sagte er. „Ich werde Gericht über ihn halten. Gemeine Koffer tragen — irrende Tabakreisende bedienen — Attentate auf Damen!“

„Geh, Clotilde!“ sagte die Gräfin rasch. „Ich lasse Emma befehlen, keine andere Toilette zu machen als ihre gewöhnliche. Dann soll sie kommen und Herr von Dittkirchen wird ihr selbst sagen, daß sie ein Kind ist, ein sehr ungezogenes.“

Clotilde ging, Wittaus Blick folgte ihrem leichten schwebenden Gange. Dittkirchen hatte sich niedergelassen und lorgnete die Cabarets auf dem Frühstückstische, um sich nach Geschmack zu versorgen. Es verging eine lange Zeit und die kleine Widerspenstige erschien nicht, sie hatte es für gut befunden, lieber gar keine Toilette zu machen, als eine, die ihr nicht anstand. Als diese erneute Meldung kam, erröthete die Gräfin unmuthig und begab sich nun selbst auf den Kampfplatz, in ihrem sonst so gütigen Herzen auf Frau von Zeller unwillig, deren Amt es ja sei, Ordnung unter den Kindern zu halten.

Der Graf kreuzte die Arme und sah in den morgenhellen Park hinaus, wo der Thau noch auf dem grünen Rasenparterre lag und die Vögel sich von Baum

zu Baum jagten; das oft gesehene Bild seines schönen Besitzthums übte wohl auf ihn den Zauber nicht mehr, den es auf jeden Andern hervorbrachte, wenigstens sah der Graf ernsthaft, beinahe verstimmt aus. Er hatte sich Zwang angethan, so lange seine Gattin anwesend war, nun aber umrauschten ihn die Wogen der Sorge um so schlimmer.

Auf den Landsitzen des Hochadels ist der Aufenthalt so angenehm, weil er die vollste Freiheit gestattet. Jeder thut und läßt was ihm gefällt, der Salon und seine nächsten Umgebungen sind die Vereinigungspunkte; dorthin kommt wer will — auch für des Einsamen Unterhaltung ist durch Bücher, Journale, Kunstwerke geforgt — wer es vorzieht, umherzuschweifen oder auf seinem Zimmer zu bleiben, ist darin unbehindert. Wittau benutzte diese Freiheit, die ihm in seinem dienstlichen Leben nicht sehr zu Theil wurde, mit vollem Bewußtsein; er ging und kam, wie es ihm einfiel und wies die gutmüthigsten Fragen ziemlich spröde zurück — bei vielen Eigenheiten besaß er auch die, daß er sich nicht gern controlliren ließ. Ohne ein Wort zu sagen, entfernte er sich auch heute und strich wieder in den Park. Hier suchte er das tiefe Dickicht, ging hastig und planlos, die Augen auf den Boden geheftet, bis er eben so brüsk stillstand, emporblickte und vor sich hinsprach: „Was wünschst du dir eigentlich? Dies nebelhafte Seufzen und Sehnen ist unmännlich — was willst und wünschst du? Mache es dir klar! — Befreiung aus der Sklaverei! Gut, du nennst es so. Wodurch Befreiung? Schämst du dich nicht, durch irgend einen plumpen mühlos dich treffenden Glücksfall, Lotterie oder dergleichen, Schatzgraben, Geldfinden?“ Er lachte bitter. — „Und wenn es dir würde, was dann? Du nähmest deinen Abschied aus Staatsdiensten, gingest so weit der Himmel blau ist und lebst deinen Neigungen? O! Könntest du etwa zu Hause lassen, was dich betrübt — muß das nicht mit dir, und nähmest du Flügel der Morgenröthe.“ — Der Bibelspruch, der ihm unwillkürlich in die Gedanken fiel, machte ihn still, es überkam ihn, wie Aehnliches zuweilen bei geringen Anlässen geschieht, die Erinnerung an die Stätte, an alle Umstände der ersten Bekannntwerdung mit jenem Spruche. Das war nun lange Jahre her! Und in einer wunderbaren Ideenverbindung stellte sich gleich das Bild eines schlanken jungfräulichen Kindes von funfzehn Jahren vor seine Seele — er war so viel älter, sie war engelrein, unbekannt mit der Schatten- und Nachtseite des Lebens, das sie nur im rothigen Lichte einer unaussprechlich

glücklichen Kindheit gekannt hatte — ihn dagegen hatte der Sonnenschein kaum flüchtig begrüßt und er war nicht unberührt geblieben von dem giftigen Thau und den bösen Mächten der Welt.

Ein fester Entschluß versteinerte seine Züge. Er riß sich gewaltsam aus den Träumereien, die ihn getragen hatten und nahm einen raschen männlichen Schritt statt des Schlenderns an. Dort sah er das langweilige Monument wieder durch die Zweige, er wollte vorübergehen, da fiel ihm zerbrockeltes Gestein in die Augen und ein Feld des Piedestals, das seit gestern offenbar eingeschlagen war, gähnte ihm mit einer schwarzen Höhlung entgegen. Das Monument war hohl. Wittaus erster Gedanke fiel auf den Fremden, welchen er gestern hier getroffen hatte. Was aber konnte der Grund sein? Schatzgraben?! Er bückte sich, um die Höhlung genauer zu untersuchen. Das ganze Piedestal war bis auf mäßige Dicke hohl gearbeitet, ein unerträglich dumpfiger Geruch drang aus der Oeffnung hervor, welche vielleicht gestern erst die eingeschlossene Luft eines halben Jahrhunderts befreit hatte. Wittau konnte es nicht über sich gewinnen, mit der Hand den widerwärtigen Schutt, der im Innern lag, zu berühren, er trug aber Spuren, daß er kürzlich aufgestört worden war. Was konnte man hier gesucht haben?

4.

Der Graf blickte hoch auf, als ihm Wittau seine Entdeckung erzählte. Fast benahm er sich für einen so überreichen Mann zu trivial; er sprach von einer Möglichkeit, daß sein Ahnherr unter dem unscheinbaren Monumente einen Schatz vergraben habe. — War auch dieser edle Charakter, in einer Lage, daß er den Werth des Geldes, den nur der Arme kennt, gar nicht zu schätzen wußte, der materiellen Krankheit unserer Zeit, der Geldgier nicht entgangen? Es kränkte Wittau, diesen Flecken an seinem Ideal eines unabhängigen deutschen Grundherrn im schönsten Sinne zu entdecken. Was konnte ihm daran gelegen sein, selbst Tausende unter dem Monumente zu finden? Sie machten in seinen Verhältnissen keine Aenderung, er bedurfte ihrer nicht und dennoch sprach er so eifrig von einer bloßen vagen Möglichkeit.

Was aber auch in dem hohlen Steine aufbewahrt gewesen war, es fand sich Nichts mehr vor. Ein Wohlunterrichteter hatte sich dessen bemächtigt oder er war vielleicht auch in seiner Hoffnung getäuscht worden. Jedenfalls blieb es gewiß, daß der Fremde,

welchen Wittau gestern zur Zeit der Mittagsruhe getroffen, wo der Park gewöhnlich einsam war, seine Absichten gehabt haben mußte, und mit hoher Wahrscheinlichkeit konnte man ihn als denjenigen bezeichnen, der das Feld des Piedestals, dessen innere Beschaffenheit er kennen mochte, eingeschlagen und sich des Inhalts — wenn ein solcher vorhanden war — bemächtigt hatte. Wer war aber dieser Fremde? Wittau beschrieb ihn noch einmal so genau, daß man ihn vor sich zu sehen glaubte und äußerte dann, mehr und mehr komme er auf den Gedanken, der Fremde von heute Nacht sei dieselbe Person, er könne aus seinem Gedächtnisse jetzt den gleichen Klang der Stimme beinahe beschwören. Der Graf ließ sofort im Dorfe genaue Erkundigungen einziehen, welche Straße der Fremde, dessen zerbrochenen Wagen der Schmied in Arbeit gehabt, bei seiner Abreise eingeschlagen habe und schickte Herrn Arens, der neben der Pädagogik auch die Reitkunst nebst andern schönen Künsten betrieb, und auf dessen Gewandtheit er sich verlassen konnte, dem Verschwundenen nach, um, so weit es thunlich, über ihn und sein Treiben in's Klare zu kommen.

Das Monument fand übrigens bei diesem Vorfalle seinen längstverdienten Untergang, es wurde gestürzt, vergeblich durchsucht und dann fortgeschafft. Die „glücklichen Stunden,“ die es verewigen sollte, waren vorüber.

Auf die Gräfin machte das Seltsame der Entdeckung nur den Eindruck, daß es ihre Neugier erregte — über die Idee eines Schatzes lächelte sie, ihre Seele dürstete nicht im Entferntesten danach. Um so größer war die Theilnahme der andern weiblichen Bewohner des Schlosses — der einsam wilde Platz, wo das architectonische Werk gestanden hatte, war noch nie so zahlreich besucht gewesen; auch die Kinder, groß und klein, ließen es sich nicht nehmen, auf ihre Weise Nachforschungen anzustellen.

„Warum der Graf aber Herrn Arens dem Räuber nachgeschickt hat und nicht lieber ein Paar bewaffnete Jäger, das seh ich nicht ein,“ sagte die Saligny, welche mit ihren blihenden Augen schon eine lange Weile in die Ferne gesehen hatte, ob noch Niemand zurückkehre.

„Herr Arens soll ihn verzaubern, daß er freiwillig den Schatz herausgibt,“ versetzte die Genferin. „Nicht wahr, Saligny, Herr Arens kann zaubern?“

Wie dem auch sein mochte, es gelang ihm nicht den Fremden wiederzubringen. Da derselbe sehr früh

abgereist, die Entdeckung am Monumente aber so spät geschehen war, daß sie ihm ein Paar Stunden Vorsprung gab, so wäre es ein glücklicher Zufall gewesen, wenn Arens durch Erkundigungen die richtige Spur gefunden und ihn noch eingeholt hätte. Und dann, unter welchem Vorwande sollte er ihm beikommen? Wußte man etwa, was unter dem Steine verborgen gewesen und konnte man Nachsichung bei ihm halten?

„Auch der Name, den er uns genannt, Heilberger und sein Wohnort ist vielleicht ein ganz falscher,“ sagte der Graf. „Ich werde an einen Geschäftsfreund dorthin schreiben, indessen was soll es mir helfen? Es fehlt ja aller Grund, auf den wir sicher bauen könnten.“

Dittkirchen hatte sich unterdessen in sein Zimmer zurückgezogen, wo er in den bequemsten Fauteuil gesunken, einen sogenannten Faullenzler unter den Füßen wiegend, jeder Muskel die behaglichste Ruhestätte gab, ehe er mit schmachsender Stimme seinen Diener rief. Da derselbe aber nicht gleich hörte, so nahm die Stimme des Herrn den alten schneidenden Klang an und sein Gesicht röthete sich.

„Bösewicht!“ rief er, als der Alte endlich eintrat. „Man trachtet mir wohl nach dem Leben durch Aergerniß? Zuerst verabsolge man mir ein Glas jenes Sectes, Madeira genannt, dann bereite man sich vor, meinen Fragen Antwort zu geben.“

Er schlürfte den Wein mit geschlossenen Augen, reichte das Glas zurück und winkte nach seiner Lorgnette. Diese richtete er dann, die Wimpern nur ein wenig trennend, auf den Diener, der ein trübseliges dummes Gesicht machte.

„Was hat man gestern, sich selbst überlassen, in tölpischer Frechheit gethan?“ fragte Dittkirchen.

„Nichts, gnädiger Herr, als was ein Mensch den Tag über —“

„Man läugne nicht! Nur ein freies Geständniß kann Euer Schicksal mildern.“

Der Diener wechselte sichtlich die Farbe und fragte mit unsicherer Stimme: „Was soll ich gethan haben? Ich weiß mich nicht auf das Oeringste zu besinnen.“

„Ungeheuer! Man hat eins jener fabelhaften Wesen, welche die Naturgeschichte Weibchen nennt, in Angst und Schrecken gesetzt, ja sich nicht entblödet, solches Attentat als in meinem Auftrage vollführt darzustellen.“

„Gnädiger Herr,“ sagte der Diener, welcher plötzlich frei aufathmete, „ich verstehe kein Wort.“ Es ging ihm oft so, wenn sein Herr mit ihm sprach.

„Ich will mich zu Eurer thierischen Bornirtheit herablassen,“ fuhr Dittkirchen fort. „Man ist ein Caliban, ein Oger, ein Hippopotamus. Hat man, als Parodie eines Apolls, gestern Abend im Haine eine einsame Nymphe gejagt oder nicht?“

„Gnädiger Herr!“ rief der Diener, welcher nun völlig betäubt war, und hob die Hände empor.

„Ihr seid nur die Maske eines Menschen, selbst Eure Namensvettern, die in den Urwäldern Amerikas mit ihren Ringelschwänzen als unerreichbare Equilibristen floriren, sie beschämen Euch an Vernunft. Ich frage: hat man der kleinen Emma im Parke einen Schreck verursacht, sie gehezt?“

„Bei Gott nicht!“ betheuerte der Diener. „Ich bin gar nicht in den Park gekommen, ehe ich das Schreien hörte.“

„Beweiset Euer Alibi!“ sagte Dittkirchen, schon mit sinkender Stimme.

„Was heißt das, gnädiger Herr? fragte Singe kleinlaut.

Da stöhnte der Inquirent und sagte schwach: „Das geht über meine Kräfte, er weiß nicht, was Alibi ist, hier kämpften Götter selbst vergebens. Ich verbanne Euch aus meinem Angesichte, geht, Verstockter, und sorgt, daß mich vor Tafel Niemand störe. Dann sprechen wir weiter.“

Es war höchst komisch, wie sich die kleine Emma gegen Dittkirchen benahm, als sie zum ersten Male seit gestern mit ihm zusammentraf. Sie spielte die Gefränkte und doch wieder die Selbstbewusste auf eine Art, daß die ältere Schwester sie ernstlich schalt, bis sie weinte. Dann wurde sie durch die Mutter, welche Wittaus ironischen Blick sah, aus der Gesellschaft entfernt. Sie blieb übrigens fest dabei, durch Singe, der sie habe greifen wollen, gejagt worden zu sein, obgleich der Alte, sobald er erst wußte, was alibi hieß, sein „Anderswo“ für den ganzen Abend durch Zeugnisse glänzend darthat und so vorläufig von der Beschuldigung frei gesprochen wurde.

Dabei war nun freilich zur Sprache gekommen, daß die Kinder, welche man bei so vielen Verpflichteten in bester Aufsicht wähnte, sich völlig selbst überlassen gewesen. Die Genserin, welche der erste Vorwurf traf, ihre Pflegebefohlene vernachlässiget zu haben, war nicht großmüthig genug, um schweigend für Alle zu dulden, es kam heraus, daß die kleinern Mädchen sich ganz verlaufen hatten und von einem Bauer im hohen Korne gefunden worden waren, wo sie ohne ihn unrettbar umgekommen wären, da die riesigen Halme die

Kleinen wie ein Hochwald ohne Pfad und Merkmal umwogten, selbst den Schall ihres Schreiens unvernommen erstickend. Der Bauer hatte Beide schon zusammengefauert an der Erde gefunden, die verlockenden Kornblumen in der Hand, nach denen sie in das Salmenmeer, das hinter ihnen zusammenschlug, eingebrungen waren. Herr Arens kam dem Ungewitter, das auch über ihm schwebte — denn die kleinen Grafen waren offene furchtlose Knaben, die ihre Erlebnisse nie verheimlichten — durch ein geschickt eingeleitetes Geständniß zuvor, wodurch er den Bliß allerdings auf die Häupter der Niedrigerstehenden lenkte. Er schlug ein — der Graf jagte die beiden Kammerdiener seiner Söhne fort als er erfuhr, daß die Knaben, ehe sie zum Fischen und Krebsen gediehen, sich das Bergnügen gemacht hatten, durch die Flügel einer raschgehenden Windmühle zu laufen.

„Die Stellen mögen unbesezt bleiben!“ sagte er unmutig. „Dies Heer von Tagedieben, das man sich zu halten verpflichtet glaubt, ist mir unerträglich — wir wollen es reduciren, Christine, ich habe es mir schon längst vorgenommen.“

„Das wird doch nicht gut gehen,“ äußerte die Gräfin. „Es ist einmal so hergebracht — man kann es nicht ändern. Recht hast Du aber, man ist nie schlechter bedient, als wenn man viel Leute hat. Jesus Maria! Wenn ich bedenke, welches Unglück uns in dem einzigen Nachmittage hätte treffen können!“ Und sie ergoß sich in einen Strom grauser Vorstellungen, dem der Graf, ganz gegen seine sonstige Art, keinen Einhalt that.

Nach einer Weile fing er wieder an: „Warum soll man es nicht ändern können? Die Welt spricht darüber, gut! In einem Vierteljahre hat sie sich beruhigt und wird unser Beispiel, weil es vernünftig ist, nachahmen.“

„Im Gegentheil!“ rief die Gräfin lebhaft. „Man wird uns bespotten und was das Unerträglichste ist, — bemitleiden, denn man wird denken, es geschieht aus ökonomischen Rücksichten.“

„Und wenn dem so wäre?“ entgegnete der Graf. „Welche bedeutende Ersparniß —“

Laut lachend unterbrach ihn die Gräfin: „Nein, Fritz, dies kleinliche Wort in Deinem Munde klingt zu komisch. Ich sage, wenn die Begüterten Ersparnisse machen wollen, da sie es nicht nöthig haben, so ist das ein Unrecht, das sie an den ärmern und arbeitenden Klassen begehen. Sie sollen Aufwand und Luxus treiben, weil viele Menschen dadurch von dem

Uebersflusse etwas genießen, sie sollen neben dem Nöthigen auch das Schöne begünstigen — wenn sie es nicht thun, so muß es ja am Ende in dieser Zeit des Materialismus ganz verschwinden. Laß mich nicht wieder von Ersparnissen hören, wenn Du mich liebst — sie stehen Dir schlecht an.“

Der Graf sah verdüstert vor sich nieder, seine Gemahlin war mit ihren Blumen beschäftigt und bemerkte es nicht, Clotildens Eintritt hinderte überhaupt jede Fortsetzung des Gesprächs.

Mit einer väterlichen Inbrunst, wie der gemessene Mann sie selten kund gab, küßte der Graf sein Kind auf die reine Stirn; Clotilde sah innig und lächelnd zu ihm auf und ging dann zur Mutter.

„Emma ist recht häßlich gegen den armen Singe,“ sagte sie. „Mit Entschiedenheit behauptet sie, daß er sie im Parke, mit einem Male aus dem Bosket springend und nach ihr greifend, erschreckt hat — sie giebt die Stelle an, wo es geschehen ist, und doch will der Karl und der Werthmann beschwören, daß er den ganzen Abend nicht von ihrer Seite gekommen ist und sogar auf allgemeines Verlangen getanzt hat.“

„Laßt doch nun diese Kindereien ruhen!“ erwiderte die Mutter, und der Graf setzte hinzu: „Bleibst du auch der Fremde gewesen, der hier seine räthselhaften Zwecke verfolgt hat. Emma ist nur zu alt schon, um auf Zigeunermanier gestohlen zu werden. — Gleichviel, wir wollen die Sache nicht weiter verfolgen, hörst Du, Clotilde?“

Das junge Mädchen setzte sich zu ihrer Mutter und nahm eine feine Tapissierarbeit vor. Selbst diese wurde nur im intimsten Kreise und nicht eifrig von den Damen des Hochadels betrieben — einer tüchtigen Hausarbeit mit Nadeln und Scheere hätten sie sich geradezu geschämt. Auch das ließ sich nicht ändern.

„Mama, ist Wittau nicht unser Cousin?“ fragte Clotilde plötzlich.

Diese Frage nach längerem Schweigen erschreckte die Mutter, sie verrieth, daß sich Clotilde mit dem jungen Manne in Gedanken beschäftigt hatte und die Gräfin konnte das nicht wünschen.

„Wer sagt, daß er nicht unser Cousin sei?“ entgegnete sie.

„Er selbst, Mama,“ erwiderte Clotilde. „Er sagt, Onkel Aloys habe ihm, als seinem Pflegesohn, nur seinen Namen gegeben — verwandt sei er nicht mit ihm gewesen.“

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Niemals hat wohl der constitutionelle Hof einen solchen Luxus von Etiquette entfaltet als in der jüngsten Zeit. Der Herzog von Nemours durfte, so zu sagen, nur auf den Fußboden stampfen, um seine Salons mit den titelreichsten Personen und hochtönendsten Namen zu füllen; jeden Augenblick erschienen nichts als Grafen und Marquis, Gräfinnen und Marquisen. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie wenige Unadelige — Bürgerliche — es gegenwärtig in Frankreich giebt; fast jede Familie hat in irgend einem vergessenen Winkel ihren Adelsbrief oder in Ermangelung eines Pergaments — einen oder zwei vor Saint-Jean-d'Acre gebliebene Vorfahren. Der Augenblick, seinen Stammbaum wieder aufzurichten und seidene Strümpfe und Schnallenschuhe anzulegen, ist gekommen. Fürwahr, es bedarf heutzutage eines gewissen Muthes, um sich schlechtweg als Duval oder Ledru — inmitten Der von Carabas und Der von Prétintaille neuesten Zuschnitts — anmelden zu lassen. Die Entschiedensten nehmen etwas Ballast zu Hilfe und tituliren sich, allerdings zweideutig, „Duval de Saone et Voire“ — je länger tönend, desto besser. Es ist eine wahre Schild- oder vielmehr Wapen-*Ergebung* gegen die Faubourg Saint-Germain!

Uebrigens herrscht auch in den aristokratischen Circeln einige Verschiedenheit. Es bedarf z. B. durchaus nicht eben vieler Umstände, um seinen Platz bei der Fürstin Czartoryski zu behaupten; in ihren Salons sind die Rangordnungen, ist die Gesellschaft ziemlich gemischt und der Deputirte kann seinen Wahlkreis — das „de Saone et Voire“ — vor der Thüre lassen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Fäden der edeln Fremden dadurch an Glanz und Gepränge verlieren; wenn dies unsere Ansicht wäre, so würde uns der großartige Ball vom letzten Donnerstag eines Andern überführen. Ihre Appartements bilden durch die laute Freude und das bunte Gewühl gewissermaßen den Gegensatz von denen des Lord Normanby. In den Salons des Letztern giebt es keine rauschende Harmonie. Das Plaudern und die Quadrillen gehen hier piano, pianissimo von Statten; kaum vernimmt man das leise Gleiten des weißen Atlaschuhes und das Gesicht jeder jungen Dame bewahrt von Anfange bis zu Ende eine unburchdringliche Maske. Man möchte sagen, daß hier alle Gäste auf einem Vulkan tanzen, während man bei der Fürstin in einem Vulkan tanzt.

Die Pariser Salon-Damen fürchten sich jetzt vor den Damen der Oper. Zu einem Concert, welches das Conservatorium zum Besten der durch die letzten Ueberschwemmungen Beschädigten zu geben beabsichtigt, haben vornehme Dilettanten die Ausführung der Chöre übernommen; allein es fehlt an Solosängerinnen und man muß sich nun an die Theater um Hülfen wenden; aber es wird schwer halten, unter den Bühnenselbstinnen solche zu finden, gegen deren Moralität das prüde Wesen der weiblichen Aristokratie — denn diese kennt auf eine

bewundernswürdig genaue Weise die Geschichte einer jeden Sängerin und Schauspielerin — nichts einzuwenden hätte.

Der Geburtstag der jungen Herzogin von Montpensier wurde durch einen kleinen Maskenball im königlichen Palais gefeiert. Die reizende Spanierin trug bei dieser Gelegenheit eines von den Costümen ihres Vaterlandes, nämlich das einer andalusischen Maja, welches ihr eben von Madrid von ihrer königlichen Schwester gesendet worden war. Ihr junger Gemahl war ebenfalls nach spanischer Sitte gekleidet, während der Herzog und die Herzogin von Amale in italienischen Trachten erschienen. Das Leben, die Seele der Gesellschaft war indes der Prinz von Joinville, der lebhafteste und wichtigste von Louis Philipp's Söhnen. Seinen Kopf deckte ein ungeheurer aufgeklappter Hut, halb eingedrückt und mit einer langen regenbogenfarbigen Feder geschmückt; die Beine stakten in gewaltig großen, oben weit offenen Stiefeln und das Gesicht war nach indianischer Sitte bemalt; eine lange Klinge, die er mit ungemeiner Geschicklichkeit handhabte, vervollständigte sein martialisches Ansehen, kurz er bot einen vollkommenen Typus eines Carneval-Costüms dar und belustigte die Zuschauer ungemein. —

Eine amüsante Anekdote, Alexander Dumas betreffend, macht gegenwärtig die Runde durch die gesellschaftlichen Kreise der Hauptstadt. Dieser thätige Geist weilte vor einiger Zeit auf seiner Villa zu St. Germain. Eines Tages, als er mehrere Freunde bewirthete, meldete ihm sein Bedienter, daß kein Champagner mehr im Keller sei. „Nun so laß Champagner holen,“ befahl Dumas. „Sehr wohl, aber aus Paris, denn der hiesige Weinhändler borgt nicht; freilich müßten Sie sich da gedulden.“ „Hier ist Geld, laß uns nicht lange warten.“ Einige Tage später machte Dumas die Entdeckung, daß der Wein, den ihm sein Bedienter verkauft hatte, aus seinem eigenen Keller war. „Spitzbube!“ sagte der Novellist zu ihm, „Du hast mich bestohlen; mache, daß Du fortkommst; — doch nein; bleibe nur, Du bist ein verschmitzter Bursche, ich will Dich behalten; aber wenn Du mir wieder einmal meinen eigenen Wein verkaufst, so gib mir wenigstens Credit.“ Sollte diese Geschichte auch nicht wahr sein, so ist sie doch gut erfunden. Herr Dumas besitzt jedenfalls das Talent wie irgend Einer, die Welt von sich reden zu machen. —

Man spricht in diesem Augenblicke viel von Bruchstücken altgriechischer Musik, welche neuerdings aufgefunden worden sind. Es ist eine ganz neue, unbekannt und fruchtbare Sprache, aus welcher hervorzugehen scheint, daß die alten Griechen nicht bloß große Dichter, Bildhauer und Philosophen, sondern auch große Musiker waren. Jedenfalls ist diese Entdeckung für die Champollions unter den Harmonikern vom höchsten Interesse; vielleicht dürfte sie auch den Keim einer neuen Schule enthalten — nämlich einer griechischen — so wie wir eine deutsche und italienische Schule haben.

Das dritte lyrische Theater, das errichtet wird, führt jetzt entschieden den Titel: „Théâtre des Arts“ und es soll bestimmt den 15. September des laufenden Jahres eröffnet werden. Die

Vorstellungen werden mit der Oper „Kline“ (die beste Composition von Berton) eröffnet werden. — 6. —

(Lablache zu Hause.) Der große — und namentlich auch sehr dicke — Sänger Lablache, der so viele Länder gesehen, so viele berühmte Männer gekannt, so viele pikante Anekdoten selbst erlebt hat von der Zeit an, wo er die Fäden an den Marionetten von San Carlino zog, bis zu der, in welcher ihn Kaiser und Könige vertraulich auf die Schultern klöpften, hat unter andern Manien auch eine große Vorliebe für die Einsamkeit. Auf dem Pausilipp hat er sich eine prächtige Villa bauen lassen, in welcher er, wie man sagt, seine Tage beschließen will. Zu Ende des vorigen Jahres litt es ihn nirgend mehr und er setzte es durch, daß ihm ein dreimonatlicher Urlaub gegeben wurde, den er in seiner lieben Villa verbringen wollte. Mit wahrhaft kindischer Freude reisete er ab und kam in der Villa an, aber schon nach einem Monate langweilte er sich da und nach zwei Monaten reisete er wieder fort. Er gedachte recht bequem zu reisen. Nach der ersten Tagesreise wollte er in einem Wirthshause übernachten, aber da erzählte man ihm die (von uns in voriger Woche mitgetheilte) Geschichte von dem Bajazzo, der in der Nähe von Räubern gemißhandelt worden war und nun litt es den armen Lablache nicht mehr. Er ließ sofort anspannen und fuhr die halbe Nacht. Da erreichte man ein hübsches Städtchen und in dem erträglichen Gasthause desselben sollte ausgeruht werden. Man wies dem Reisenden mit seiner Frau ein Zimmer an und um dasselbe zu empfehlen, erzählte man, in dem einen Bette habe noch vor zwei Tagen der Geistliche geschlafen, den die Räuber am vorigen Morgen erschlagen hätten. Fort! schrie Lablache mit seiner Donnerstimme, denn es überlief ihn kalt. Er ließ wieder einpacken und fuhr, ohne sich in Rom aufzuhalten, bis nach Bologna zu seinem alten Freunde Rossini, denn er glaubte immer von Räubern verfolgt zu werden. Als er neben dem Meister saß und mit ihm Macaroni verspeisete, erschrak er, daß er fast vom Stuhle fiel, als er auf der Straße pfeifen hörte. „Was ist das?“ fragte er mit Entsetzen. — „Nichts,“ antwortete Rossini. „Man giebt in Paris Robert Bruce.“ In Paris erst ist er ganz wieder der Alte geworden. Am liebenswürdigsten, sagt man, ist er in seinem Hause in einem Kreise von Freunden. Nie aber kommt er nach Hause, ohne die vielen fabelhaft großen Taschen seines Palletots so vollgepackt von Einkäufen zu haben, daß er noch einmal so dick aussieht und seine Frau seufzend gen Himmel blickt. Alle Tage kauft er Tabaksdosen, Muscheln, Statuetten, Spielereien, die er unterwegs sieht und über die er sich freut wie ein Kind. Haben alle Anwesenden die Einkäufe bewundert, dann geht es zu Tische und da ist es, wo er seine Anekdoten zu erzählen pflegt. Als kürzlich alle Welt hustete und den Schnupfen hatte, sagte er einmal: das beste Mittel gegen Heiserkeit und Schnupfen ist folgendes. Ich war in Wien bei einem Concert am Hofe. Als ich an das Piano trat, war ich plötzlich so heiser geworden, daß ich keinen Ton aus der Kehle bringen und mich des Niesens nicht enthalten konnte.

Der König von Neapel, der alte Ferdinand, der mir immer viel Zuneigung bewiesen hatte, nahm mich bei Seite und fragte: „Willst Du sogleich gesund werden?“ — Ach gäbe es der Himmel! — „Ich kenne ein unfehlbares Mittel.“ — Majestät, retten Sie mich. (Und ich niesete wieder). — „Du nimmst einen schwarzen Rettich. Kennst Du Rettiche?“ — Sehr gut. — „Den schneidest Du in sehr dünne ganz gleiche Stückchen —, bestreust diese mit Zucker und läßt etwa zwei Stunden lang so den Saft herausziehen.“ — Vortrefflich. — „Einen Theelöffel davon nimmst Du wenn Du zu Bette gehst und einen andern am nächsten Morgen früh.“ — Dann? — „Das ist alles; dann bist Du gesund.“ — „Ich danke Ew. Maj. unterthänigst.“ Zwei Tage darauf sang ich im Theater und war nie besser bei Stimme gewesen. Der König Ferdinand, der in seiner Loge war, applaudirte vorzugsweise und nach dem ersten Acte ließ er mich rufen. — „Nun, was hatte ich Dir gesagt?“ begann der König mit triumphirender Miene; „Du hast doch mein Mittel benutzt?“ — Ja, Eure, antwortete ich. — „Und wie hast Du es gemacht?“ fragte der König weiter, dem außerordentlich viel an der Sache zu liegen schien. „Nun,“ erzählte ich, „zuerst ließ ich mir einen schwarzen Rettich holen, den zerschnitt ich, dann that ich viel Pfeffer, Salz, Del und Weinessig daran und . . . aß ihn als Salat.“ — „Spigbube!“ entgegnete der König, der böß werden wollte, aber doch lachen mußte.

Generalcorrespondenz.

An die Stelle des von uns geschiedenen Professor Neher ist kürzlich zum Director der Academie in Leipzig ein ausgezeichnete Künstler, Gustav Jäger, ein geborener Leipziger, ernannt worden, der namentlich im Königsbau in München malte und jetzt im Schlosse zu Weimar beschäftigt ist. So gewinnt die Münchner Schule, die schon in Dresden durch Schnorr ihren Vertreter gefunden hat, in Sachsen immer mehr Verbreitung. — Einer der ersten Münchner Künstler soll auch der Schöpfer der beiden köstlichen Figuren, Eisele und Weisele sein. Man erzählt nämlich, daß in einem Kreise von Künstlern und Kunstfreunden in München von der allgemeinen Reisesucht gesprochen und darüber nach vielen Seiten hin geschertzt und gespottet worden sei. Da habe Kaulbach mit dem verkohlten Stumpfe seiner Cigarre die Umrisse des Herrn Barons nebst denen des Hofmeisters an die Wand gezeichnet und die geniale Schöpfung sei sogleich mit Jubel begrüßt worden. Die Namen habe den beiden Gestalten Rud. Marggraf gegeben und aus diesem heitern Künstlerkreise sei das später so berühmt gewordene Wandererpaar in die „Fliegenden Blätter“ gelangt, die sie in ganz Deutschland bekannt machten, wo sie nun so oft genannt werden, wie vor einiger Zeit die Schießwolle und jetzt der Schwefeläther. Vor dem letztern fangen sich die Weinhändler

zu fürchten an, denn sie glauben, man werde dem Traubensaft den Aether vorziehen, da sich nach dem Rausche, welchen der letztere hervorbringt, kein — Magenjammer einstellt. Man denke sich eine Gesellschaft lebenslustiger Menschen, die vor allem nach dem Ausspruche leben: „Wer niemals einen Rausch gehabt ic.“ an einem Tische. In die Mitte desselben wird der Apparat mit Schwefeläther gesetzt, der so viele — Pfeifenartige — Röhren hat als Gäste da sind. Jeder legt den Mund an sein Rohr, wie er sonst das Glas zum Munde führte, und athmet und athmet bis sich der selige Rausch einstellt. Und wie wohlfeil ist dieses Vergnügen, wie wird der Champagner im Preise sinken! Wenn nur die Regierungen das Aethereinatmen nicht verbieten, was ich befürchte, namentlich wenn man erfährt, daß in Frankreich, wo die jungen Herren das neue Berausungsmittel mit Begierde ergriffen haben, bereits traurige Folgen davon entstanden sind. In Rouen, sagt man, athmeten junge Leute unmäßig Aether ein und betäubten sich so sehr, daß man Mühe hatte, sie wieder zum Leben und Bewußtsein zu bringen. — Ein Reisender, den wir in diesen Tagen sprachen, schilderte eine Eisenbahnfahrt, die er eben gemacht habe, als das Grauensvollste, das er je erlebte. „Der Fluß war hoch angeschwollen und als wir an die Brücke kamen, hielt der Zug mit einem Male an. Die Reisenden sahen neugierig aus den Wagen heraus, fragten nach der Ursache der Zögerung und erfuhren endlich, der eine Pfeiler der Brücke habe eben einen so starken Riß bekommen, daß man nicht wisse, ob man es wagen dürfe über die Brücke zu fahren. Nach langsamem Hin- und Herreden und nachdem Sachverständige wie immer ganz entgegengesetzte Ansichten ausgesprochen hatten, wurde beschlossen, den Zug eine Strecke zurückzuschieben und dann mit der möglich größten Geschwindigkeit über die Brücke zu fahren. Viele Reisende blieben zurück, weil sie dies Wagstück nicht mitmachen wollten; andere hatten aber den Muth dazu und der Wagenzug kam glücklich hinnüber. Man freute sich, einer schrecklichen Gefahr entgangen zu sein und beruhigte sich endlich, bis man in einen der Tunnel gelangte, in welchem der Zug mit Schneckenlangsamkeit fuhr. „Mein Gott,“ fragte man, „was ist denn wieder?“ — „Still,“ sagte einer der Conducteure, der nebenherging, „im Aufstauen sind oben an der Wölbung des Tunnels einige Steine gewichen und man muß besorgen, daß der ganze Tunnel zusammenstürzt, wenn er durch rasches Fahren sehr erschüttert wird.“ — Denken Sie sich, setzte der Erzähler hinzu, den ich bedauernd ansah, denken Sie sich, wie uns zu Muth war. Wir konnten Alle — im Finstern erschlagen werden und Keiner hätte etwas davon gesehen!“ —

Es hat wirklich den Anschein als ob in Dresden, das doch keineswegs in dem Ruhe steht, eine Vorliebe für Neuerungen zu haben, ein an andern Orten oftmals schon mißlungener Versuch gelingen wollte, die Abschaffung des häßlichen Gutabnehmens beim Grüßen auf der Straße nämlich. Mehrere

Herrngesellschaften haben diese Sitte durch freiwillige Uebereinkunft wirklich abgeschafft; den Anfang machte der ärztliche Verein und die Turner und das Nichtgutabnehmen wird immer allgemeiner. Nur ist man über die neue Art des Grüßens noch nicht einig; das ächt militairische Grüßen durch das Anlegen von zwei Fingern an den Hut erscheint vielen zu steif und ist es auch; für das Zweckmäßigste scheint man eine leichte Handbewegung und eine leichte Verneigung zu halten. —

Das neue so viel besprochene „historische Theater“ in Paris ist endlich mit einem neuen Stücke von Dumas „die Königin Margot“ in fünf Acten und funfzehn Bildern eröffnet worden. Man hatte lange vorher schon geschertzt, eine Vorstellung in diesem Theater würde so lange dauern, daß ein Mensch, als Säugling beim Beginne des ersten Actes hineingetragen, beim Schlusse des Stückes ein Greis sein und keine Amme mehr, sondern Krücken brauchen werde. Und das war nicht ganz gelogen. Das Haus wurde Mittags geöffnet, d. h. um fünf Uhr, zu welcher Stunde bekanntlich die meisten Leute in Paris zu Mittag essen und um sechs Uhr begann das Stück. Als es Mitternacht schlug, waren erst drei Acte vorüber und zum letzten Male fiel der Vorhang früh um drei Uhr. Gleichwohl hielt der größte Theil des eleganten Publicums bis zuletzt aus. — Das Stück ist übrigens ganz nach dem bekannten Romane des Verfassers gearbeitet. Die Decorationen, die Costüme ic. übertrafen an Pracht alles, was man selbst in Paris bisher in dieser Art gesehen hat und der eigenthümliche Bau des Hauses, der es von allen andern Theatern unterscheidet, hat sich als vollkommen zweckmäßig bewiesen. —

In Quebec, im Ständehause (welche Entweihung!) wurde kürzlich, wie die amerikanischen Blätter erzählen, ein ganz eigenthümlicher Ball gehalten, ein Ball von — Verrückten, die man in dieser Weise zerstreuen wollte. Es waren hundert verrückte Herren und Damen da, welche sich vollkommen comme il faut betrugten und außerdem wohnten dem Balle die Beamten der Stadt und die angesehensten Herren und Damen derselben bei. — Der Gouverneur des Staates Missouri hat der gesetzgebenden Versammlung einen Antrag vorgelegt, welcher ihm den Beifall aller Frauen gewinnen wird. Nach diesem Antrage soll es nämlich künftig keinem Manne gestattet sein, einen Wechsel ohne Einwilligung seiner Frau auszustellen. Der Mann ist jedenfalls entweder ein großer Verehrer des schönen Geschlechtes oder ein — Pantoffelheld. — Kürzlich, erzählt ein Blatt von Neuorleans, wetteten ein Franzose und ein Kentuckier, welcher von beiden am längsten zu sprechen vermöchte. Es sammelten sich viele Neugierige bei diesem eigenthümlichen Wettkampfe, der dreizehn Stunden dauerte. Alle Anwesenden, auch die neugierigsten und selbst die Kampfrichter, waren eingeschlafen und als sie früh erwachten, lag der Franzose — todt am Boden, der Kentuckier aber kniete neben ihm und — schrie ihm in's Ohr. —

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 12.

1847.

Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Strümpfen (f. Männer Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Orngenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben. Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Meubles, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der dunkle Stein.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Mein Bruder Aloys hat ihm einmal seinen Namen geschenkt, der Landesherr hat es genehmigt, so betrachte ich ihn, da er Wittau heißt, als meinen Better.“

„Ich möchte wohl seine Geschichte kennen,“ sagte Clotilde, und die Mutter freute sich, daß ihr braunes Auge dabei ganz ruhig blieb — sie sprach wenigstens von Wittau mit dem vollkommensten Gleichmuth.

„Seine Geschichte ist eine sehr gewöhnliche,“ erwiderte die Gräfin, welche ihr nicht den gefährlichen Reiz einer traurigen Romantik lassen wollte. „Er verlor seine Eltern früh, mein Bruder Aloys, der keine Kinder hatte, nahm sich des verwaissten Knaben an und ließ ihn erziehen, das ist Alles.“

„Und ich höre davon zum ersten Male!“ sagte Clotilde.

„Was kann ein Kind dabei interessieren?“ entgegnete die Mutter.

„Wie heißt er denn eigentlich, wenn Wittau nur sein adoptirter Name ist?“ fragte Clotilde. „Wer war sein Vater?“

„Da fragst Du mich zu viel,“ erwiderte die Gräfin. „Mein Bruder Aloys stellte ihn mir als sei-

nen Pflegesohn vor, später habe ich ihn wohl gelegentlich wiedergesehen, aber ich gestehe Dir, mich interessirte es nicht zu wissen, ob er so oder so geheissen hat. Mir war er nun ein Baron Wittau,“ das schien genug.“

„Warum will er denn auf einmal fort?“ fragte Clotilde wieder: und die Mutter hätte vor Freuden über ihren Ton weinen können. Hier klang nicht die leiseste Saite, welche sie fürchtete.

„Er will fort?“ entgegnete der Graf überrascht, während seine Gattin noch nicht mit ihren Gedanken fertig war.

„Morgen früh — er hat es mir schon gesagt,“ erwiderte Clotilde. „Und als ich ihn fragte: warum? gab er mir ganz kurz zur Antwort: ich muß! Ich finde dies Betragen sonderbar.“

Hätte das liebe Kind den Eindruck wahrnehmen können, den ihre nur verwunderte Frage auf ihn gemacht hatte, sie würde nicht so unbefangen davon gesprochen haben.

Es war ihm Ernst. Er sprach seinen Vorsatz, als er zur Gesellschaft kam, mit ruhiger Ueberlegung aus — auf den Einwand des Grafen, daß sein Urlaub ja noch nicht verronnen sei und die nicht recht vom Herzen kommende Bitte der Gräfin, länger zu bleiben, sagte er nur, daß er über seine noch übrige Zeit bereits disponirt habe und bedankte sich für die Güte, welche er hier genossen. Eine kleine tiefe Pause trat ein, man hörte sogar das Säuseln der Blätter vor dem Fenster.

Da klang im Salon ein sanfter schmeichelnder Ton, wie der einer Mutter, welche ihrem Kinde zuspricht. Alles blickte überrascht auf, man konnte sich das Gehörte nicht erklären.

Und zum zweiten Male wurde es laut, diesmal ganz deutlich: „Liane!“

„Es ist der Papagei,“ sagte die Gräfin lächelnd. „Wie kommt er nur auf den Namen? Es führt ihn Niemand in unserer Bekanntschaft.“

„Vielleicht hat ihm Herr Arens den Titan vorgelesen,“ scherzte der Graf. „Wenigstens hätte er einen stillern Zuhörer gefunden als an den flatterhaften Französinnen, die er einst vergeblich für unsern Jean Paul zu gewinnen suchte. Entsinnt Du Dich? Clotilde erzählte uns die ergötzliche Scene.“

Wittau war nachdenklich geworden. Der Papagei fuhr fort den Namen Liane bald schmeichelnd, bald gebieterisch auszusprechen, dazwischen ahmte er täuschend das Geschrei eines kleinen Kindes nach.

„Es muß eine Reminiscenz aus sehr alter Zeit sein,“ sagte der Graf. „Er überrascht uns zuweilen durch Geschwätz, das er von uns nie gehört hat — hier warf er seiner Frau einen Blick zu und gleich, als habe der Vogel ihn verstanden, rief er kurz abgestoßen das Wort: „Buhlerin!“

Die Gräfin, welcher die Jahre ihre zartsinnige Scheu vor den geringsten Zweideutigkeiten nicht geschwächt hatten, wurde bei dieser brutalen Aeußerung des Thieres verlegen und unwillig, machte sich ein Geschäft und ging hinaus. Der Graf sagte zu Wittau: „Hier haben wir ein Stück Vorzeit. Der Vogel ist vielleicht sechzig, achtzig Jahre in diesem Hause, — welche Materialien zu „Memoiren eines Papageis“ wie sie schon unser geistreicher Sternberg herausgegeben, könnte er liefern! Das achtzehnte Jahrhundert mit seinen zerfetzenden Giften, die noch über die Schwelle des unstrigen drangen, ist gewiß auch hier nicht spurlos geblieben.“

„Aber die Stimme von vorher —“ sagte Wittau, der immer aufgeregter wurde — „diese Stimme der innigsten Liebe —“

„Ist gewiß auch die treueste Copie!“ erwiderte der Graf. „Das Thier ahmt alle Stimmen so täuschend nach, daß man sich oft selbst zu hören glaubt. Sie sollten es nur einmal: Singe! rufen hören — der alte Mensch ist schon darauf herbeigestürzt.“ Und der Graf bemühte sich, den Papagei zu diesem Namen zu bewegen, er war aber eigensinnig und gab nur seinen durchdringenden Waldschrei von sich.

Als der Graf wieder mit Wittau sprach, fing der Vogel von Neuem an, das Wort: „Buhlerin!“ zu sprechen und nach einer Weile ließ er auch wieder die Stimme hören, welche in der That wie der Grundton der innigsten Liebe klang. In Wittaus Gesicht stieg mehr und mehr das Blut, seine Züge spannten sich, endlich drückte er beide Hände vor seine Augen.

„Was ist Ihnen, Vetter?“ fragte der Graf.

„Das ist die Stimme meiner Mutter!“ rief Wittau und sprang auf, des Grafen Arm fassend.

Dieser nahm seine Hand und drückte sie theilnehmend, dann sagte er: „Mutterliebe hat wohl überall den Ton, der zum Herzen dringt. Ihre Erinnerung, reicht sie denn so weit?“

„O ich war acht Jahre alt, als meine Mutter starb! Ihre Stimme kann ich nie vergessen, und wenn ich selbst so alt werde, als dieser Vogel — o wenn er doch sprechen wollte! Die Stimme konnte keines Andern sein, dieser Ton, so süß, so friedlich — wie eines Engels!“

Den Grafen bewegte dieser Ausbruch des kindlichen Gefühls, der alle conventionelle Haltung zu Boden warf, er sprach sich wohlthuedend darüber aus, und gab die Möglichkeit zu, daß der Papagei vielleicht einer Scene beigewohnt habe, wo Wittaus Mutter mit einem Kinde so gesprochen. Der Name Liane war freilich auch Wittau fremd, er hatte keine Geschwister.

„Sie wissen von Ihrer Mutter nicht, wo sie früher gelebt hat?“ fragte der Graf.

„Ich weiß nur, wo sie gestorben ist,“ erwiderte Wittau. „Warum sollte sie aber nicht hier gewesen sein können? Liane ist vielleicht ein fremdes Kind gewesen, das sie geliebt hat — oder eine vorangegangene Schwester von mir,“ setzte er hinzu und machte einen raschen Gang durch das Zimmer. Der Papagei hatte zu sprechen aufgehört und kletterte mit Hülfe des Schnabels in seinem Käfig umher.

„Es ist thöricht,“ sagte Wittau, vor dem Grafen stehen bleibend, „daß ich mich von all diesen phantastischen Regungen anfechten lasse. Ich bin nicht darauf gewiesen. Wer unabhängig ist mag sich in alle Fernen hinausfluten lassen, oder sein Schiff hinsteuern, wo es ihm beliebt, die Hand ausstrecken und Goldfrüchte brechen — mir ist ein anderes Loos geworfen. Darum hinweg mit der Romantik. Meine Mutter schläft sanft, ich würde sie nicht wieder erwecken, auch wenn es meiner Liebe möglich wäre: ihr Erdenloos war zu bitter. Daß ich ihre unvergessliche Stimme, wenn auch nur im Wahne, noch einmal gehört habe, ist mir

lieb — es wird mir den letzten Tag meines Hierseins noch lieber machen.“

Ohne des Grafen Antwort abzuwarten, ging er hinaus, um durch eine Wanderung im Parke, den er zum letzten Male betrat, sein fieberndes Blut abzufühlen.

5.

Der Frieden und die Stille, welche Wittau unter den wehenden Bäumen, im frischen Grüne der Boskettts suchte, war ihm nicht beschieden. Auch hier schien die Klage, welche in seinem Herzen widerhallte, ein Echo zu finden. Er hörte im dichten Gestrüppe, das er absichtlich aufgesucht hatte, ein unterdrücktes Schluchzen, es kam von der Stätte her, wo das Monument, das nun weggeschaffte, gestanden hatte. Wittau brach sich Bahn dorthin, aber er fühlte sich überrascht und zwar unangenehm überrascht, als er sah, wer sich hier in der Einsamkeit ausweinte. Den er sah, hatte er am wenigsten erwartet: es war der alte Diener des Herrn von Dittkirchen.

Doch verläugnete sich Wittaus Gefühl nur einen Moment, es regte sich schnell wieder und er fragte den alten Mann, der sich bei seiner plötzlichen Erscheinung zu fassen suchte, nach der Ursache seiner Betrübniß.

„Ach, lassen's mich gehen,“ sagte der Alte und wollte sich entfernen.

„Ich meine es gut mit Ihnen, vertrauen Sie sich mir,“ erwiderte Wittau. „Wenn ich Ihnen helfen kann, geschieht es gewiß. Was fehlt Ihnen?“

„Man kriegt's satt!“ stieß der Alte halb unwillkürlich heraus und in diesen Worten lag für Wittau eine vollständige Erklärung.

„Ich werde mit Ihrem Herrn sprechen,“ sagte er, ohne zu bedenken wie wenig Erfolg er von einer Intervention erwarten konnte, auf welche er gar kein Recht hatte. „Diese schlechte Behandlung muß aufhören.“

„Ach nein, schlecht behandelt er mich nicht, er thut mir nichts!“ versicherte Singe. „Er hat mir, so lange ich ihm diene, noch keinen Schlag gegeben, er hält mich gut, schenkt mir viel Geld — aber man kriegt's satt, den Hanswurst spielen zu müssen, wenn man so alt ist.“

„Das muß anders werden!“ rief Wittau.

„Guter gnädiger Herr, das wird nicht anders — lassen Sie's nur sein,“ erwiderte Singe. „Es kam mir auch nur gerade heut so hart an — weil ich dachte,

es sollte nun bald aus sein — aber sie haben mich wieder im Stiche gelassen und ich werde wohl bis an mein Lebensende den Affen spielen müssen.“

„Aber kündigen Sie doch Ihren Dienst auf!“ rief Wittau. „Wie können Sie noch eine Stunde bleiben? Ein brauchbarer Mann, wie Sie, findet allerwegen sein Unterkommen.“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Das geht nicht, mein Herr wird ohne mich gar nicht mehr fertig,“ sagte er. „Ich habe schon bei seinem Vater gedient, und ihm selber von Kindesbeinen an. Soll ich ihm nun fortlaufen?“

„Aber mit Ernst erklären können Sie ihm, daß Sie diese unwürdige Behandlung, die weder zu Ihren Jahren, noch zu Ihrem Charakter paßt, nicht länger dulden, daß Sie vor Allem darauf dringen, bei Ihrem christlichen Taufnamen gerufen zu werden!“

„Ich würde selbst kaum darauf hören,“ sagte der Alte. „Das ist auch das Wenigste — mein alter Herr, als er mich nahm, hat mich Singe getauft, weil ich ausgesehen haben soll wie ein Affe und auch so tolle Sprünge machen konnte. Darauf haben sie mich dann noch mehr abgerichtet, ich mußte eine Menge Hundekünste lernen und ich weiß, daß es mir als Junge selber Spaß machte. Nun kam mein junger Herr, der trieb's noch toller mit mir und wenn er mit mir red'te, verstand ich ihn gar nicht, so närr'sche Reden führte er. Hätten die Leute nicht über ihn gelacht, wie er mit solchem Comödiantenzeuge anfing, so wäre er vernünftig geblieben, wie jeder andere Mensch, nun aber hat er sich's angewöhnt und kann gar nicht mehr anders. Mir aber wird's manchmal recht sauer, auf meine alten Tage zum Popanz gemacht zu werden. Nun, es muß einmal ein Ende nehmen. — Reisen Sie nach Dresden, gnädiger Herr?“

Als Wittau das bejahte, sagte er: „Dort habe ich noch einen Bruder.“

„Darum waren Sie auch wohl dem Herren aus Dresden bei seiner Abreise so behülflich?“ fragte Wittau.

Der Alte sah ihn mißtrauisch an und erwiderte: „Ich dachte eben, der sollte mir helfen — aber es wird auch nichts damit, das sehe ich schon und ich bin ein Narr, daß ich mir's zu Herzen nehme.“

„Ich will eine Bestellung von Ihnen mitnehmen,“ sagte Wittau. „Der Herr hieß, so viel ich mich erinnere, Heilberger.“

„Leberecht Heilberger, ja wohl,“ bestätigte Singe.

„Sie wissen auch seinen Vornamen? Kennen ihn vielleicht schon von früher?“

Der Alte wurde verlegen und sagte: „Ja. Lassen's Gw. Gnaden aber nur sein, es hilft doch Alles nichts, ich werde mich schon behelfen, so lange es noch mit mir geht.“

Wittau war damit nicht zufrieden und da der Zufall es fügte, daß er noch am Spätabende Dittkirchen auf der Treppe begegnete, brach er die Gelegenheit vom Zaune, um über seine grillenhafte Laune in Bezug auf den Diener mit ihm zu sprechen.

Dittkirchen lehnte sich an das Geländer und hörte die vernünftige und sehr ruhig gehaltene Ansprache geduldig zu Ende. Dann sagte er: „Mon cher baron, Sie haben eine famos schöne Prononciation des R! Bitte, noch einmal: Recht und Würde eines angehenden Greises?“

„Herr von Dittkirchen!“ rief Wittau, gleich einem sprühenden Feuer auslodern. „Sie sind ein —“

„Halt!“ unterbrach ihn Dittkirchen mit einer Energie, welche man ihm nicht zugetraut hätte. „Keine Unwiderrusslichkeit, wenn ich bitten darf. Wir sind Beide, denk' ich, über die Burschenjahre hinaus.“

„Wollen Sie mich beleidigen und sich dann zurückziehen? Das ist nicht wie ein Cavalier sich benimmt!“ rief Wittau.

„Ich habe Sie nicht beleidigt — da ich nur Ihre unstatthafte Einmischung in meine Angelegenheiten hinwegschetzen wollte,“ sagte Dittkirchen. „Eher hätte ich mich beleidigt fühlen können.“

„Das wünsche ich! Ihr ganzes Benehmen, mein Herr, in diesem Hause, gegen die Damen, gegen die Französinen, kurz gegen Alle, ist —“

„Ich bitte!“ unterbrach ihn Dittkirchen kräftig. „Sie wollen mich beleidigen — gut, dazu bedarf es nicht erst eines Trumpfes. Ich bitte um Satisfaction.“ Wittau verbeugte sich stolz. — „Nicht hier.“ fuhr Dittkirchen fort. „Sie reisen morgen ab, höre ich? Ist Ihnen ein Rencontre etwa in drei Wochen, früher kann ich nicht, in Dresden angenehm? Bon! Also am vierzehnten Juli — Sie wohnen dort —?“

„In der Stadt Gotha.“

„Und ich im Hôtel de Rome.“ — Er stieg, nach flüchtiger Verbeugung, langsam die Treppe hinauf, blieb aber auf dem Absatze derselben stehen und rief, schneidender als je: „Singe!“

Der Alte erschien oben am Geländer. „Wollen sich Hochdieselben zu mir herab bemühen?“ fragte

Dittkirchen, wieder ganz in dem stureilen Pathos, das Wittau stets empörte.

„Man helfe mir hinauf! Man verschaffe mir eine kleine Stärkung, ich habe mich fatigürt mit Reden — ich hoffe, man hat die Cavatine aus Robert dem Teufel jetzt inne und kann sie mir vorsingen? Dann kommt die Gnadenarie an die Reihe — Gnade für mich, Gnade, Gnade für Dich selber!“

Diese Worte konnte Wittau bei dem durchdringenden Organe seines Gegners noch verstehen, sie reizten ihn bis zum höchsten Zorne. Nur die Gewißheit eines künftigen Zusammentreffens konnte ihn abhalten, noch am letzten Abende seines Hierseins durch ein leidenschaftliches Beginnen das Gastrecht zu verlegen.

Der Abend verging unerquicklich für ihn. Es währte sehr lange, ehe die Gräfin im Salon erschien und der Graf, mit welchem er bis dahin allein gewesen war, schien so einsilbig und zerstreut zu sein als er selbst. Mit der Gräfin kamen heute alle Kinder in den Salon, die überstandene Gefahr versammelte sie, wie die Küchlein unter den Flügeln ihrer Mutter, man hatte ihnen auch diese Gefahr mit so fürchterlichen Farben geschildert, daß man mit Recht hoffen durfte, sie würden künftig vorsichtiger sein.

Es waren schöne Kinder, alle sechs: die Knaben, ein Paar lebhaftes Schwarzköpfe mit großen hellen Augen und einnehmendem Wesen, die kleinen Mädchen, Zwillinge, allerliebste feine Brünetten, Emma, wieder ganz Kind geworden, ihrer gestrigen Anfechtung vergebend, ein Bild der Grazie, aber Clotilde die Krone von Allen — und das Beste war, sie wußte es nicht!

Wittau hatte nur Augen für sie, vergeblich kämpfte er mit sich, vergebens sagte er sich Alles, was er sich schon oft gesagt hatte, daß sie noch Kind sei, daß er ihren Frieden nicht stören dürfe und daß sie ihm auch nicht die mindeste Spur einer Hoffnung gewähre — Alles das genügte nicht, um seiner wankenden Selbstbeherrschung zu Hülfe zu kommen. Die Gräfin rang nach einer Wendung, um ein ruhiges Fahrwasser des Gesprächs zu gewinnen — die schlaue Genferin, welche, wie die beiden andern Bonnen, im Salon war, wechselte schon einen bedeutsamen Blick mit der Saligny, deren muthwillige schwarze Augen förmlich lachten, während die Peyrouse, die gutmüthigste von den Dreien, mit Antheil auf den jungen Mann sah, dessen Gefühl sich verrieth und wie es schien, so hoffnungslos war. Armer Wittau! Es ist für das Fortkommen in unserer Welt überhaupt kein Glück, wenn man sein Gefühl

nicht bemeistern kann und daß Wittau im Gegentheil sich oft vom Gefühle bemeistern ließ, haben wir aus seinem Gespräche mit dem Grafen und sonst noch gesehen. Eine Kleinigkeit genügte, um eine Saite seines Innern anklingen zu lassen, dann sprengte der Klang sich Bahn.

Noch einmal überblickte Wittau den schönen und glücklichen Familienkreis, den er nicht wiedersehen wollte — er kam auf seine Gedanken zurück, welche er einst gegen die Gräfin ausgesprochen hatte, hier fehlte nichts zum Glück: die Liebe umschlang den Kreis, Seelenfrieden und Innigkeit herrschten hier, Geist, Schönheit, eine hoffnungsvolle Zukunft, Gesundheit, Rang und unermesslicher Reichtum!

Mit diesem Gedanken nahm er Abschied — seine eigene Bewegung hinderte ihn zu sehen, wie herzlich ihn Alle entließen — mit diesem Gedanken stieg er am andern Morgen, wo Alles noch schlief, in den Reisewagen. Sein Blick hob sich nach einem Fenster empor, das Blut wallte ihm dabei auf. Sieh! War nicht eine Ecke des Vorhangs ein klein wenig verschoben und rollte bligschnell zurück, als Wittau hinauf sah? Wem gehörte das Köpfschen im schneeweißen Nachthäubchen, das so elfenartig wieder verschwand?

Wittau hatte es nicht zu erkennen vermocht und da ihm die Hoffnung Clotildens Namen zuflüsterte, sagte er bitter: „Wenn auch! Kindische Reugier! Weiter nichts!“ und fuhr seinem veränderten Schicksale entgegen.

6.

Es verging einige Zeit, ehe die Gräfin mit ihrem Gemahle über die Befürchtung sprach, welche sich in ihrem Herzen geregt hatte und nun glücklich beseitigt schien. Clotilde hatte wohl noch einige Male von Wittau gesprochen, als die Genferin sie aber mit ihm geneckt, war sie böse geworden.

Der Graf sagte wenig dazu. „Wie die Verhältnisse sind, wäre es allerdings eine unpassende Parthie. Aber, liebe Christine, fängst Du wirklich schon mit Heirathsprojecten an? Ich glaube, Du wirst sogar schon über die Vermählung der beiden Kleinen unruhig.“

Sein Scherz regte auch den ihrigen auf, endlich aber sagte sie: „Jetzt im Ernst. Daß Wittau eine Leidenschaft für Clotilden gefaßt hat, ist nur zu klar. Ich denke aber, vor der Hand ist kein Wiedersehen möglich. Clotilde ist noch ein unbefangenes Kind, aber nicht mehr auf lange und das Erwachen zur

Jungfrau kommt oft räthselhaft schnell, ist das Zauberwerk eines Moments.“

„Was sagst Du zu Dittkirchen als Eidam?“ fragte der Graf. „Staune nicht. Er hat in seiner Weise ziemlich klar mit mir gesprochen.“

„Diesem selbstsüchtigen Menschen, der nur für seinen Genuß und seine Bequemlichkeit lebt, willst Du doch unser Kind nicht opfern? Und der Standesunterschied!“

„Er ist zwar nicht aus gräßlichem, aber aus einem reichsritterlichem Geschlechte und seine Besitzungen sind sehr ausgedehnt — er ist einer der reichsten Edelleute seines Landes.“

„Darauf haben wir doch nicht zu sehen!“ entgegnete die Gräfin.

„Ei nun!“ sagte der Graf etwas gedehnt und setzte dann rascher hinzu: „Bedenke, daß unser Grundbesitz Majorat ist, wovon auf die Töchter nichts übergeht.“

„Ja. Doch haben sie aus dem Majorat ganz hübsche Jahrgelder zu fordern und ich halte Dich für einen viel zu guten Vater, als daß Du nicht dafür sorgen solltest, von Deinen bedeutenden Einkünften für die Mädchen hinreichende Kapitalien zurückzulegen.“

Der Graf unterdrückte einen Seufzer. — „Dies Thema ist mir übrigens verhaßt,“ fuhr die Gräfin fort. „Das leidige Geld spielt allerdings eine große Rolle und da es das Mittel zu einer glücklichen Existenz ist, darf es nicht verachtet werden, aber ich bin doch sehr zufrieden, daß ich mich nicht darum zu kümmern brauche, und es nicht einmal in die Hand nehmen darf.“ Allerdings leistete die Dienerschaft jede Zahlung nach verschiedenen Ressorts; die Kasse der Gräfin verwaltete Frau von Zeller.

„Das eigentlich Solide und Werthvolle wird doch recht vom unreellen Scheine verdrängt!“ sagte sie nach einer Pause, während welcher sie in einer Zeitung geblättert hatte. „Diese galvano-plastischen Erzeugnisse wieder!“

„Sie sind aber sehr schön — vom ächten massiven Silber nicht zu unterscheiden. Ich habe wahre Kunstwerke von Gravirung gesehen und schon daran gedacht, ob das neue Service, das Du Dir wünschest —“

„Rein, das thue mir nicht zu Leide!“ sagte die Gräfin sanft, aber entschieden. „Unächtes Geschirre mag ich nicht haben.“

„Aber wie Du Kunstwerke von Bronze und Alabaster hast —“

„Diese geben sich aber nicht für etwas Anderes aus, als man ihnen ansieht,“ erwiderte die Gräfin. „Ich bewundere diese neue Erfindung und sie wird gewiß den größten Aufschwung nehmen, den sie auch verdient. Wer nicht ächtes Silbergeschirr haben kann, der ersetze es durch dies neue, ich gestehe es, wunderschöne Fabrikat — willst Du mir Kunstsachen, Statuetten, eigentliche Sculpturen, große Werke aus dem galvano-plastischen Atelier kommen lassen, so werde ich sie mit Dank annehmen und unsere Räume damit schmücken, aber Gegenstände des täglichen Gebrauchs: Tafelaufsätze, Service u. s. w. mag ich nur von ächtem Silber.“

„Es wäre eine bedeutende Ersparniß gewesen,“ sagte der Graf.

Die Gräfin sah ihn schnell an. „Du sprichst wiederholt davon, lieber Fritz,“ entgegnete sie. „Und mit einem Ernste! Haben wir denn nöthig darauf zu denken? Verzeihe mir die Frage, ich habe mich nie um diese Dinge bekümmert, aber Du zwingst mich dazu.“

„Ja, meine Christine,“ sagte der Graf mit einem schweren Athemzuge. „Trotz unserer weitläufigen Herrschaften und unsers scheinbaren Reichthums sind wir seit einiger Zeit in ewiger Geldverlegenheit — die gemeinste und niederbeugendste Situation, durch welche man abhängig wird von Leuten, die man zuweilen nicht einmal achten kann.“

„Aber wie ist das möglich?“ rief die Gräfin. „Diese Güter — meilenweit Dein Grund und Boden —“

„Ihre Einkünfte verringern sich von Jahr zu Jahr. Die Wirthschaften sind überall auf einen großartigen und kostspieligen Fuß eingerichtet, die Beamten müssen uns selbst in gewisser Weise repräsentiren — Bauten sind nöthig, Meliorationen —“

„Man hintergeht Dich!“ rief die Gräfin. „Du hast gewiß ungetreue Haushalter!“

„Das ist eine schwere Anklage, liebe Christine,“ sagte der Graf. „So weit ich sie kenne, halte ich sie sämmtlich für erprobte zuverlässige Männer. Weiße zuckt die Achseln und sagt, es sei Alles in Ordnung und könne nicht anders sein.“

„Du solltest selbst einmal gründliche Untersuchung halten,“ rief die Gräfin.

„Wie wäre das möglich! Mir fehlen die praktischen Kenntnisse dazu — wie soll ich die Rechnungen beurtheilen?“ entgegnete der Graf. „Und dann, welches Aufsehen würde es machen! Es ist nun einmal nicht mit den herrschenden Ansichten vereinbar.“

„Aber mein Gott, was ist denn zu thun?“ sagte die Gräfin. „Man kann doch nicht ruhig dabei die Hände in den Schooß legen!“

„Glaubst Du denn,“ erwiderte der Graf, „daß es Andern besser geht? Sieh, das sind Alles galvano-plastische Blendwerke. Wir haben unermesslichen Grundbesitz, sind aber zu vornehm, uns um die Verwaltung zu kümmern, unsere Beamten werden durch Sparsamkeit reich, kaufen sich selbst an, wir führen einen fürstlichen Haushalt auf der unsinnigsten Basis mit einem Heere von Bedienung, das uns ruiniren hilft — es geht so lange, bis das unterwühlte Gebäude zusammenstürzt.“

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Musikalisches.) Die deutsche Oper, lautet eine Stelle über Musik in der letzten Nummer des „Athenaeum“, ist vernichtet worden, indem man die Sänger zwang, Musik jeden Styls zu singen. Man lernte die Noten auswendig, drang aber nicht in den Geist ein. Eben so wird die englische Oper nicht gedeihen, wofern man ein solches System, welches Alles bis auf's Aeußerste treibt, nicht verwirft.

Es ist sehr zu bezweifeln, heißt es an einem andern Orte in demselben Blatte, ob zu irgend einer Zeit ein Componist während seines Lebens sich einer ähnlichen Stellung erfreute, wie Dr. Mendelssohn. Könnte er der Thatkraft von Alexander Dumas zehnmal gebieten, so würde eine goldene Beschäftigung dafür vorhanden sein. Jedes französische Blatt spricht von dem Pariser Enthusiasmus in Bezug auf ihn. Auch war in einem derselben bemerkt, daß er eine Einladung nach Rotterdam erhalten, um dort ein großes Musikfest zu leiten; es verlohne sich wohl der Mühe einer langen Reise für jeden Liebhaber der Orgel, um zu hören, wie Dr. Mendelssohn eines dieser edeln Instrumente sprechen lasse.

„Ich weiß es, es giebt Menschen,“ bemerkt Theodor Hagen (Civilisation u. Musik. Leip. Jura 1846) „die jedesmal die Nase rümpfen, wenn man in künstlerischen Dingen vom Volke spricht. Sie pflegen die große Zahl der Halbgebildeten, des sogenannten Theaterpublikums, mit dem Volke zu verwechseln. Allerdings ist das Urtheil der Halbgebildeten, derer, die in der Regel alle Auswüchse der Civilisation zur Schau tragen, der freien Entwicklung der Kunst sehr gefährlich; aber was hat denn der Kern des Volkes mit diesen — Halbmenschen zu thun? Der Kern des Volkes — das sind die Laien, die zwar den Fuß der Civilisation auf ihrem Nacken fühlen, die sich aber dennoch die Naivetät der Empfindung, die Ursprünglichkeit im Genießen bewahrt haben und auf deren Bedeutung man nicht genug aufmerksam machen kann. Hätten unsere musikalischen Großmeister sie zu Richtern gehabt, so würden ihre Werke auf einen weit fruchtbareren Boden gefallen

sein; wir würden musikalische Popularitäten aufzuweisen haben, wir würden schon lange Das unser nennen, was uns noch bevorsteht, nämlich die musikalische Volkssprache.“

— 6 —

(Wie man Sänger wird.) Vor dreißig Jahren war in Bergamo das Sängerpersonal des Theaters merkwürdig schlecht, während sich der Chor ganz besonders auszeichnete. Die meisten der Choristen aus jener Zeit sind sogar später berühmte Sänger, große Componisten, ausgezeichnete Musiker geworden. Donizetti, Crevelli, Teodoro Bianchi, Mari, Doldi fangen sämmtlich zuerst im Chor zu Bergamo. In demselben befand sich damals auch ein sehr armer, sehr beschreibener junger Mann, den alle seine Kameraden vorzugsweise liebten. In Italien werden die Mitglieder des Orchesters und des Chors noch schlechter bezahlt als bei uns, wenn das möglich ist. Man kommt vielleicht zu einem Schuhmacher; der Meister spielt die erste Violine, während die Gesellen und Lehrlinge Abends, um ihre Tagesarbeit zu vergessen, im Theater die Clarinette oder Oboe blasen oder die Pauken schlagen. Unser junger Mann nun war, um seine arme Mutter besser unterstützen zu können, gleichzeitig Schneidergeselle und Chorist.

Als er eines Tages Rozari Pantalons anversucht hatte, sah ihn der berühmte Sänger unverwandt an und sagte zu ihm:

„Es ist mir, als hätte ich Dich schon irgendwo gesehen.“

„Wohl möglich; Sie werden mich auf der Bühne gesehen haben, weil ich da im Chor mitsinge.“

„Hast Du eine gute Stimme?“

„Sie ist nicht besonders; ich bringe mit Mühe das g heraus.“

„Laß hören,“ sagte Rozari, indem er an das Piano trat. „Gang an.“

Der Chorist begann und brachte richtig das g mit Mühe heraus.

„Nun das A.“

„Herr, das geht nicht.“

„Gieb das A an, Unglücklicher.“

Mit großer Anstrengung gelang es dem Choristen.

„Nun das H.“

„Das bin ich nicht im Stande.“

„Das H sage ich Dir, oder bei meiner Seele ich.“

„Erzürnen Sie sich nicht; ich will's versuchen. A . . H . . A . . H.“

„Siehst Du!“ rief Rozari triumphirend aus. „Und nun sage ich Dir ein Wort, mein Sohn; wenn Du Dich fleißig üben willst, wirst Du der erste Tenorist Italiens werden.“

Rozari hat sich nicht geirrt. Der arme Chorist, welcher, um sein Leben zu fristen, schniderte und alte Kleidungsstücke ausbesserte, besitzt jetzt ein Vermögen von zwei Millionen Francs und heißt Rubini.

(Der heilige Vater.) Bei der allgemeinen Verehrung und Bewunderung, welche Pius IX. findet, wird gewiß

auch unsern Lesern eine Schilderung willkommen sein, die ein Deutscher in der N. N. Zeitung von ihm entwirft: „Ich habe Papst Pius während meines römischen Winteraufenthaltes schon ein Duzend Mal gesehen und zuweilen in bequemer Nähe, wie von zwanzig bis dreißig Cardinälen und Erzbischöfen umgeben. Pius IX. scheint einige Jahre jünger zu sein als er ist und man würde ihn kaum für einen Fünfziger halten (er ist 1792 geb.). Seine Gestalt ist überaus edel und in seinem frischen gesundheitsblühenden Gesichte, von sehr schönem Teint, ist Herzengüte bei weitem der hervorleuchtendste Zug; besonders der Mund ist gar fein und grazios gebildet. Wenn man Pius IX. umgeben von den vornehmsten Prälaten erblickt, so bemerkt man wohl mitunter einzelne Köpfe, die einem Künstler oder Bewunderer antiker Statuen-Gesichter mehr zusagen könnten. Was aber den Ausdruck von Würde, milder Majestät und Menschenliebe anbelangt, so läßt sich keines der vielen Priestergesichter auch nur entfernt mit dem Antlitz des Papstes vergleichen. Unter den zahllosen Portraits, die von ihm existiren, scheint mir nicht eines recht ähnlich; keines giebt den ächten Ausdruck der Jüge wieder und alle finde ich weniger schön als das Original. Dagegen gleicht ihm die große Gipsbüste sehr, die in allen öffentlichen und Privathäusern, oft mit Lorbeer bekränzt, aufgestellt ist. Die günstigste Gelegenheit den Papst in der Nähe zu sehen, hat wohl der Spaziergänger vor der Porta Pia oder auf den einsamen Spazierwegen von San Pietro di Montorio. Im einfachweißen Hausgewande, mit Mantel und Hut von Scharlach bedeckt, schreitet da der heilige Vater rüstig zwischen zwei violett gekleideten Prälaten, einige Uniformen der Nobelgarde hinter ihm. In ehrerbietiger Ferne folgt ihm viel Volk, namentlich weibliches. Jeder freut sich ihn zu sehen und wenn auch protestantische Fremde die Knie nicht vor ihm beugen, so empfangen sie doch immer mit Liebe den Segen eines solchen Papstes.“

(Das höflichste Volk in Europa) sind bekanntlich die Franzosen in unserer Zeit nicht mehr, auch nicht die Oesterreicher, die das „Ew. Gnaden“ so verschwenderisch austheilen, sondern merkwürdiger Weise die — Portugiesen. Jede Portugiesin, die nicht eine ganz gemeine Frau ist, wird mit „Ew. Excellenz“ (vossa excellencia) angeredet und ein Mann, der einer Putzmacherin z. B. diesen Titel versagte, würde für den größten, unhöflichsten Menschen unter der Sonne gehalten werden. Aber nicht bloß dem schönen Geschlechte gegenüber ist der Portugiese so freigebig mit den höchsten Titeln, auch jeder Schneider im Lande wird „Ew. Gnaden“ und illustrissimo senhor genannt, und wir möchten Niemandem rathen, einen Barbier, unter dessen Messer er sich befindet, anders als „Ew. Gnaden“ zu tituliren, wenn er mit ganzer Kehle davon kommen will. Ja selbst die Bettler, die sich in großen Schaaren auf den Straßen umhertreiben, werden mit „Ew. Gnaden“ angeredet. Jeder giebt übrigens dem Bettler, der ihn anspricht, ein Kupferstück; hat er dies nicht, so entschuldigt er sich bei dem Manne und wäre er ein Herzog, mit den Worten: „Ew. Gnaden

verzeihen.“ — Eine andere Eigenschaft der Portugiesen, welche mit ihrer großen Galanterie zusammenhängt, ist das fortwährende Liebeln. Mit dem vierzehnten Jahre hat gewiß jedes Mädchen und jeder Knabe seine Liebchaft. Die Liebe beschäftigt die jungen Leute zu jeder Zeit und an jedem Orte und die meisten Rendezvous werden sogar in den Kirchen gehalten.

Generalcorrespondenz.

Das Jahr 1847 scheint den Theatern gefährlich zu sein. Nachdem das große Theatergebäude in Pest ein Raub der Flammen geworden ist, das neue Theater in Stuttgart von einer Feuersbrunst bedroht war, ist das Hoftheater in Karlsruhe wirklich von den Flammen zerstört worden, in denen leider eine sehr große Anzahl von Menschen zugleich den Tod gefunden hat. Das Karlsruher Theater war gerade 40 Jahre alt, denn der Bau wurde 1807 begonnen und am 10 Octbr. 1808 eröffnete man das Haus mit Spindlers „Waisenhaus.“ Es befand sich hinter den Drangeriegebäuden auf dem linken Flügel des Schlosses gegen die Stadt und war eigentlich ein Hintergebäude. Niemand vermuthete da ein Theater. Der Raum war für 2000 Personen berechnet und die Bühne gehörte zu den größten. Seit jener Zeit hatten große Verbesserungen und Verschönerungen stattgefunden. —

Ein viel besprochener Amerikaner hat vor kurzem Europa verlassen, um in seine Heimath zurückzukehren, der kleine General Tom Thumb. Er soll ein Vermögen von fast einer Mill. Thaler erworben haben; das ist aber nicht das merkwürdigste; der General ist sicherlich der Mann, welcher die meisten Damen geküßt hat. Der Mann, welcher ihn in Europa umherführte, hat selbst angegeben, daß Tom Thumb anderthalbe Million Damen geküßt habe. Als das niedliche Männchen sich in Paris befand, wollte ein Mann aus der Provinz, den Geschäfte in die Hauptstadt geführt hatten, die kleine Merkwürdigkeit auch gern sehen und um dies mit aller Ruhe thun zu können, nahm er sich vor in die Wohnung des Zwerges zu gehen. Auf der Treppe begegnete ihm der riesenhafte Lablache und da der Fremde verlegen sich umsah, fragte Lablache gefällig, was er suche. Der Mann aus der Provinz sagte es. — „So haben Sie vom Glück zu sagen,“ antwortete Lablache; „ich bin der General Tom Thumb.“ — „Sie?“ erwiderte der Fremde, indem er staunend an dem dicken Coloss emporsah; „man sagt ja aber, er wäre sehr klein.“ — „Dessentlich, lieber Freund, allerdings. Man muß den Leuten etwas weiß machen; zu Hause mache ich mir's bequem und zeige mich wie ich bin.“ — Der Fremde entfernte sich und lachte alle Pariser aus, da er allein den berühmten sogenannten kleinen General gesehen hatte wie keiner von ihnen. —

Ein speculativer Engländer hat einen neuen einträglichen

Erwerbszweig entdeckt. Die Wilden sammt und sonders, namentlich die in Australien, haben prächtige Zähne und in Europa sind gute Zähne sehr gesucht. Die Wilden lassen sich recht gern für ein schlechtes Tuch, ein Messer etc. eine Anzahl Zähne ausziehen und unser Engländer benutzte dies. Er kam vor einiger Zeit in London mit mehreren Kisten solcher Zähne an, die von den Zahnärzten reisend gekauft und so gut bezahlt wurden, daß der Speculant ein reicher Mann geworden ist. —

Der Pariser Charivari enthält ein hübsches Bild vom Zahn ausziehen. Man erblickt nämlich einen Mann, dem ein Zahn ausgezogen werden soll; aber er träumt unter den Händen des Zahnarztes einen seligen Traum, denn er athmet Schwefeläther ein: oben auf wolkiger Höhe kniet er in seliger Verzückung, mit Rosen bekränzt, während eine hochgeschürzte Künstlerin vom Balletchor ihm liebelächelnd entgegentangt. . . Weiter hin präsentirt der Zahn doctor dem Operirten mit schmunzelndem Lächeln eine Schüssel mit einem halben Duzend Zähnen, die er dem Kranken während des Aetherrausches ausgezogen hat. Verzweifelt sieht der Erwachende auf den traurigen Anblick. —

Der Erfinder der Schiefwolle, Prof. Schönbein, soll eine neue Erfindung, auch zum Besten der leidenden Menschheit, gemacht haben. Man sagt nämlich, er habe ein Mittel entdeckt, jede Wunde sofort zu schließen. So können die Wunden, welche Kranke im Aetherrausche erhielten, ohne Schmerz zu empfinden, vielleicht geschlossen werden, ehe die Operirten erwachen, so daß kaum eine Spur von dem Geschehenen übrig bleibt. Es fehlt nun weiter nichts als daß Jemand das sonst so lange gesuchte Lebenselixir wirklich erfindet, den Tod beseitiget und gleichzeitig den Magen für immer zur Ruhe verweist. —

Die Wiener haben durch ihren Enthusiasmus für die Lind und Meyerbeer sogar die Berliner übertroffen; den höchsten Paroxysmus erreichte dieser Jubel bei der ersten Vorstellung des „Feldblogers in Schlessen.“ Und daß dies ungeheuer gefallen hat, ist kein Wunder, denn der Chor war 120 Stimmen stark, die Statistenanzahl betrug 200 und auf der Bühne erschienen 6 wirkliche Kanonen mit vollständiger Bespannung. . . So etwas zieht. —

Während die neuesten Schriften der berühmten französischen und englischen Romanschriftsteller in Deutschland fast verschlungen werden, finden sie im eigenen Vaterlande immer weniger Leser, namentlich in Frankreich. So erfuhr man aus einer Klage eines Pariser Buchhändlers gegen Sue, dem er „Martin der Findling“ für eine Separatausgabe abgekauft und den Band mit 8000 Fres. bezahlt hat, daß von dem ersten Bande dieses Romans nur elfhundert, von dem zweiten nicht ganz siebenhundert Exemplare verkauft worden sind und der Absatz jedes der folgenden Bände noch geringer gewesen ist. In Deutschland sind dagegen gewiß wenigstens zwanzig tausend Exemplare dieses Romans verkauft worden. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 13.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien in ganzen Figuren und in Darstellungen von Händen, Hüften, Mützen, Frisuren (f. Männer Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Mit ca. 116 illum. u. Schwarz. Stahl-

stichen, feine Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Panthern und Monumenten, v. Neubles, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der dunkle Stein.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Du malst ja ein entsetzliches Bild —“ entgegnete die Gräfin, „warum hast Du mich so lange in einschlummenden Traume gelassen? Es hätte sich früher vielleicht ein Mittel gefunden, dem Unwesen Einhalt zu thun!“

„Ich habe es selbst nicht gekannt,“ erwiderte der Graf aufrichtig. „Erst in der letzten Zeit, als die Finanzoperationen Weißens zu stocken anfangen, schenkte er mir klaren Wein ein, bis dahin hielt er es auch der Ehre des Hauses für nachtheilig, den Herrn mit diesen Trivialitäten zu behelligen. — Alle Welt seufzt und schreit nach Emancipation; der Hochadel hat sie auch nöthig und die Ketten seiner Vorurtheile, die ihn unglücklich machen, sind darum nicht leichter, daß er sie selbst geschmiedet und vergoldet hat.“

Dies Gespräch trübte die Ruhe der Gräfin, es war ein ganz fremdes Element in ihr Leben getreten, die Sorge. Aber so schlimm, als ihr Gemahl es schilderte, war es gewiß nicht, er übertrieb gern. Zu einer Beschränkung im Haushalte zu schreiten, lag ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit — sie hätten die Gegend verlassen, in weiter Ferne eine neue Existenz begründen müssen, hier, wie das Leben der

hohen Aristokratie sich gestaltet hatte, war eine Aenderung nur auf die Gefahr, geächtet zu scheinen, möglich. Und da es noch immer so gegangen war und die Einkünfte der Großherrschaften sich doch wieder bessern konnten, so lag auch zunächst kein dringendes Motiv zu einer durchgreifenden Maßregel vor. Das ist die Gewohnheit des Temporistrens, bis es zu spät ist.

Dittkirchen verweilte noch immer und wenn er wirklich Absichten auf Clotildens Hand hatte, so verriet er sie wenigstens dem jungen Mädchen nicht. Er betrachtete sie zwar oft und lange durch sein Lognon, aber dasselbe that er, vielleicht absichtlich, gleich darauf mit irgend einer andern gleichgiltigen Person, selbst mit Herrn Arens. Nur die Französinnen vermied er in Beisein der jungen Comtesse viel anzusehen.

„Singe!“ sagte er, bald nachdem Wittau abgereist war, eines Abends. „Man nehme in jede Hand ein Licht und stelle sich vor mich hin. Die Lichter mit den ansehnlichen Ohren in gleicher Höhe! — Gut.“

Der alte Mensch, gewohnt allen wunderlichen Einfällen seines Herrn zu gehorchen, that auch dies, wie er schon viel unwürdiger hatte mit sich spielen lassen.

„Dramaturgen behaupten, vortrefflichster Singe, daß es ein verabscheuungswürdiges Laster sei, ein Rollensfach, für welches man nicht mehr geeignet ist, hartnäckig festzuhalten. Ich weiß nicht, ob Eure Verstocktheit das einseht? Denn trotz dieser Wahrheit

spielt Ihr nach wie vor Eure Jockorolle und wißt es selbst, wie miserabel Ihr Euch ausnehmt, wenn man Euch bei Lichte besieht, comme voilà!"

Singe stand mit stumpfsinniger Miene vor ihm.

"Da man in tiefe Meditationen, wahrscheinlich über den Verlust der schönen Jugend, versenkt scheint, so muß ich schon auf den Hochgenuß, Herrn Singe reden zu hören, verzichten. Aber ich entlasse Eure Würden hiermit aus der ungeziemenden Rolle und verbanne Sie auf die Meierei Schönweida, woselbst Sie verurtheilt sind, als Eigenthümer derselben zu leben."

"Gnädiger Herr?" rief Singe, der ungefähr den Sinn der Worte begriff.

"Man schweige! Hier ist das Urtheil —," es war eine Schenkungsurkunde — „man verliere sich!"

"Aber gnädiger Herr, wie hab' ich das verdient? Wie wollen Sie ohne mich fertig werden? Es macht's Ihnen ja Niemand zu Danke."

Dittkirchen stand auf und sagte mit verändertem Tone: „Das ist meine Sorge! Geh' nur — doch noch Eins! War Dir Dein Dienst und mein Scherzando wirklich so schrecklich, daß Du darüber weinen mußtest — warum hast Du mir's nicht frei herausgesagt?"

"Gnädiger Herr, geweint hab' ich, das ist wahr — aber es kam Vieles zusammen. Ich bin ein alter Kerl und die Poffen wollen mir nicht mehr vom Flecke geh'n und dann dachte ich an meinen Vater, der in diesen Tagen gestorben ist, so kam Eins zum Andern. Ich hätt's Ihnen schon einmal gesagt, aber es machte Ihnen doch so viel Spaß, und mir konnte's weiter nichts schaden — als daß ich ein Affe blieb bis an mein Lebensende."

"Dein Vater ist also todt? Nicht wieder zu sich gekommen?" fragte Dittkirchen.

"O doch! Er ist die letzten drei Monate so vernünftig gewesen, wie wir Beide, und wenn er wieder gesund worden wäre, hätten sie ihn aus dem Tollhause entlassen. Er ist bald neunzig Jahre alt geworden."

"Nun, so geh' mit Gott! Die Meierei ist Dein, nimm Dir ein Weib! Ja, ja, heirathe. Ich werde es auch thun."

"Wie soll ich Ihnen danken, gnädiger Herr!" schluchzte der Alte.

"Man heule nicht in meiner Präsenz, sondern verziehe sich!" sagte Dittkirchen in seiner alten Manier. „Wie war doch Dero angenehmer Name, ehe Papa Dieselben Singe taufte?"

"Anton, gnädiger Herr," erwiderte der Diener.

"Sie können, wie die großen Sängerinnen, einen Doppelnamen führen — doch genug des grausen Spiels." Dabei winkte der corpulente Herr so gebieterisch mit der Hand, daß sich Anton eiligst entfernte.

Die Gräfin wurde am andern Morgen überrascht durch eine förmliche Werbung Dittkirchen's um ihr Kind. Sie antwortete wie es üblich ist, sprach von Dank und Gehehrtschein, bat um Zeit, das Herz ihres Kindes zu erforschen und die wichtige Frage reiflich zu erwägen und lobte ihn, daß er sich zuerst an sie gewandt, ohne Clotildens Unbefangenheit zu stören.

"Jedenfalls, lieber Dittkirchen," schloß sie freundlich, „würde die große Jugend meiner Tochter die Entscheidung noch länger hinausschieben. Betrachten Sie Ihre Eröffnung nur als ein Vertrauen, das Sie mir geschenkt haben, durchaus nicht als einen Antrag und lassen Sie der Zeit ihr Recht. Bis dahin dürfen Sie sich auf keine Weise für gebunden halten."

Dittkirchen erwiderte, daß er allerdings gebunden sei und es nicht anders wünsche. Der lange Ernst, in welchen er sich durch die Wichtigkeit der Sache verwickelt sah, schien ihm jedoch sehr drückend zu fallen und er entfernte sich, sobald er es thun konnte.

"Der Würfel fällt," sagte er für sich. „Ob ein guter oder ein schlechter Pasch —? Singe! Ja so, der ist fort. Wo nur in aller Welt ist mein Foulard?" Der unbehülfliche Mann war nicht im Stande, sich das geringste Stück selbst zu nehmen, er konnte kaum Athem holen ohne Hülfe eines Dieners. Der neue, der nach Antons Abgange zum Kammerdiener avancirt war, hatte daher einen schweren Stand, ehe er sich in seine Functionen schickte.

Clotilde lachte, wenn auf Dittkirchen die Rede kam, sie war ihm übrigens, wie sie sagte, herzlich gut. „Er ist amüfant," äußerte sie. „Und wie gütig gegen Arme, trotz seiner hochtrabenden Floskeln. Den Singe hat er auf seine alten Tage zur Ruhe gesetzt und ihm eine Meierei geschenkt. Ich hätte ihn küssen mögen."

"Du solltest ihn heirathen," äußerte die Gräfin scherzend.

"Warum nicht?" erwiderte Clotilde ganz unbefangen. „Er ist stets guter Laune, macht Spaß, hat das beste Herz von der Welt — etwas dick ist er, nun, wir haben Alle unsere Fehler, das muß man schon ertragen."

Auf diese Worte hätte die Mutter gleich Ernst machen können; es würde einen Ehevertrag gegeben haben, wie sie in der großen Welt täglich vorkommen.

Nachher muß das Paar, das auf solche Weise zusammentritt, sehen, wie es sich bei näherer Bekanntschaft accommodirt. Aber die Gräfin dachte an mehr, als nur das äußere Wohlbefinden ihrer Tochter, sie sah noch keine Garantie für ihr Glück — auch über Dittkirchens Liebe mußte sie erst sicher sein, denn sie hatte ihn bisher nur der Selbstliebe fähig gehalten.

Als sie zu ihrem Gemahle ging, um ihm Clotildens Aeußerungen mitzutheilen, fand sie ihn mit einem Briefe beschäftigt, der ihn sehr zu beunruhigen schien. Er lautete:

„Hochgeborener Herr ic. Ew. ic. wollen es als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit für genossene Gastfreundschaft ansehen, daß ich Ihnen eine höchst wichtige Mittheilung mache. Durch den Tod meines Vaters bin ich in den Besitz von Papieren gekommen, deren Veröffentlichung Ew. ic. mit großer Gefahr bedroht. Ich fühle mich aber veranlaßt, Ihnen die Auslieferung dieser Papiere und unverbrüchliches Schweigen anzubieten. Allerdings würden Ew. ic. mich dagegen in eine sorgenfreie Existenz setzen müssen, die ich jedenfalls erzielen dürfte, wenn ich die Papiere in andere Hände gäbe. Einen Familienvater können Sie daher nicht verdenken, daß er die runde Summe von zwanzigtausend Thalern fordert — Sie sollen die Kasse nicht im Sacke kaufen; wenn Sie erfahren werden, um was es sich handelt, werden Sie mir mit Freuden noch zehntausend zulegen. Ihrer vorläufigen Erklärung entgegensehend u. s. w.

Heilberger, Adv.

„Das ist eine reine Beutelschneiderei!“ rief der Graf. „Zwanzigtausend Thaler — es ist die bitterste Ironie, daß mir gerade jetzt eine Summe abgefordert wird, wo ich nicht über so viele Kreuzer disponiren kann!“ Diese letzte Erklärung war wieder sehr übertrieben, indessen hatte der Rentmeister, der eben fortgegangen war, allerdings niederschlagende Berichte gemacht.

„Mir kann nichts geschehen, ich habe ein reines Gewissen,“ fuhr der Graf fort, während seine erblaute Frau den Brief wiederholt las. „Was er auch gefunden oder gestohlen haben mag — denn es ist der Fund aus dem Monumente, darauf will ich schwören! — mich kann es nicht in Gefahr bringen. Ist es ein altes verdrießliches Familiengeheimniß, das hier an den Tag kommt, nun, die Generation ist ausgestorben, wir leben im Jahrhunderte der Deffent-

lichkeit, auch der Adel muß ihr seinen Tribut bringen.“

Die Gräfin, deren weibliche Besorgniß durch das Unbestimmte noch höher angeregt wurde, rieth doch, ohne irgend eine Verbindlichkeit einzugehen, näher führende Unterhandlungen anzuknüpfen. Der Graf schrieb in diesem Sinne, hielt aber den Ton des sichersten Bewußtseins fest. Darauf erhielt er nach wenigen Tagen folgende Antwort:

„Ew. ic. beehre ich mich, unterthänigst zu erwidern, daß es sich um nichts mehr und weniger handelt, als um den Besitz Ihrer sämtlichen Majorats Herrschaften. Es hat sich von dem ältern Zweige noch ein rechtmäßiger Erbe gefunden. Genehmigen Sie u. s. w.“

Die Gräfin erschrak zum Tode, als er ihr das mittheilte. „Sei doch nicht kindisch!“ sagte er. „Wenn es Wahrheit sein sollte, was ich noch bezweifle, so ist unser Besitz längst verjährt. Ich würde mich mit dem Prätendenten übrigens vergleichen; auch wenn er kein Recht mehr hätte, sollte er mit mir zufrieden sein.“

Ehe er einen weitem Schritt in dieser räthselhaften Angelegenheit that, überwand er sich, die Familienpapiere aus dem Archive holen zu lassen und ihrer vergelbten Schrift, wie ihrem Staube zu trogen. Es fand sich, daß der ältere Zweig des Hauses mit Franz Xaverius, dem Großoheim des jetzigen Grafen, im Jahre 1778 erloschen war. In directer Abstammung, so weit die Nachrichten reichten, hatte sich der uranfänglich älteste Zweig bis auf ihn fortgepflanzt. So schien sich auch nicht die kleinste Spur einer Gefahr zu zeigen. Denn vom Jahre 1778 an, noch an siebenzig Jahre, also mehr als doppelte Verjährungsfrist, waren die Majorats Herrschaften im Besitze der jetzigen Linie.

Der Graf that noch ein Uebrigtes und fuhr nach der Stadt, um seinen Gerichtsdirector, einen berühmten Rechtsgelehrten, in das Vertrauen zu ziehen und seine Meinung zu hören. Dieser trübte die Seelenruhe des Grafen etwas, indem er bewies, „daß allerdings Rechtsgründe besonderer Art eine Modification oder auch wohl eine Unstatthaftigkeit der Verjährung bedingen könnten — wenn z. B. der Erbe durch äußere Umstände absolut verhindert worden sei, mit seinen Ansprüchen hervorzutreten — ohnehin schliefe die Verjährung, so lange der Prätendent minorenn sei — kurz, ohne den Fall in seinem speciellsten Zusammenhange zu kennen, lasse sich kein ausreichendes Urtheil geben. Interessant scheine er im höchsten Grade.“

Das war er dem Grafen allerdings auch wenn, schon nicht auf angenehme Weise. Der berühmte Jurist gab ihm aber beim Scheiden noch einen praktischen Trostgrund, der haltbar schien: „Glauben Sie mir, wenn die Sache ganz auf gesunden Füßen stände, würde der Advocat nicht die Hand zu einem so unrechtlichen Vertrage bieten.“

„Und glauben Sie denn,“ rief der Graf mit funkelnden Augen, „daß ich einen unrechtlichen Vertrag eingehen würde, daß ich deshalb zu Ihnen gekommen bin? Ich wollte nur wissen, ob Jemand möglicher Weise noch gegen mich ein Recht durchsetzen könne. Ist das der Fall und ist er wirklich im Rechte, nun so wird mein Besitz eine Usurpation — und dann mag es gehen, wie Gott will!“ — Der Gedanke überwältigte ihn jedoch so, daß er inne hielt, aber schnell faßte er sich wieder. „Ist im andern Falle der Prätendent zwar im Rechte, das Gesetz erkennt es aber nicht mehr an, nun so werde ich mich zwar meines Besitzthums nicht aus lächerlicher Großmuth entäußern, denn ich habe es im guten Glauben gehabt —“

„Im guten Glauben!“ unterbrach ihn der Rechtsgelehrte und rieb sich vergnügt die Hände. „Ei Sie gebrauchen ja die Worte des Gesetzes! In gutem Glauben besessen, das spricht zu des zeitigen Inhabers Gunsten.“

„Leben Sie wohl, Herr Director, ich danke Ihnen und werde meinen Entschluß wohl fassen,“ sagte der Graf.

Unterwegs rang er mit vielen bedrängenden Gefühlen und als er zu Hause anlangte und die großartige Umgebung, den Glanz sah, in welchem er lebte, als er die zufällig vereinigte Gruppe seiner schönen Kinder neben seiner geliebten Gattin sah, da hatte er alle Seelenkraft nöthig, um heitern Antlitzes aufzutreten. Wenn er nun Alles verlor und ein armer Mann mit einem vornehmen Namen wurde, was sollte aus seinen verwöhnten, bisher im Luxus aufwachsenden Kindern werden? Die Peyrouse stand gerade neben ihnen, dies Mädchen war auch aus einer adeligen, einst mächtigen Familie — war seinen armen Töchtern vielleicht ein gleiches Loos beschieden?

Doch kräftig warf er diese weich stimmenden Gedanken zurück und was er seiner Gattin über den Bescheid des Rechtsgelehrten sagte, gab dieser, welche schon zu verzagen anfing, wieder Muth.

„Gewiß ist Alles nur eine ränkevolle Idee!“ sagte sie. „Der Mann versucht es — kann er Dich einschüchtern, so ist es gut, wo nicht, so wird er dennoch

seinen Vortheil ziehen. Aber der Director hat recht, er ist seiner Sache nicht gewiß, sonst würde er nicht unterhandeln.“

Der Graf schrieb, daß er es für ehrlos halte, einen Vertrag abzuschließen, der einen Wohlberechtigten seines Erbes beraube — er werde die Beweise für die Existenz und das Näherrecht desselben erwarten — und sich dann mit diesem entweder vergleichen oder, wenn er im guten Glauben dennoch mit Unrecht Majoratsherr nach dem Gesetze sei, wie sich von selbst verstehe, zurücktreten.

Als er diese letzte stolze Wendung niederschrieb, schwoll ihm das Herz. Hätte er in den langen Jahren seines Besitzes, wie seine Gemahlin einst voraussetzte, für seine Töchter gesammelt, so wäre wenigstens für die Existenz gesorgt gewesen — aber auch diese war jetzt zweifelhaft, er besaß Nichts, rein gar Nichts, und wenn der schreckliche Fall eintrat, war er auf Anderer Gnade oder auf — Arbeit angewiesen!

7.

„Das Erkerzimmer ist eben leer geworden — es ist das gesuchteste im Hause.“

„Hat noch Niemand nach mir gefragt?“ forschte Wittau, welchem der Kellner in dem Hôtel zur Stadt Gotha auf der Schloßgasse in Dresden das Zimmer anwies.

„Ich werde Herrn von Seutter fragen,“ erwiderte der Kellner.

Wittau war in Dresden angelangt und hatte seine Wohnung in dem vielbesuchten Gasthause genommen. Der Kellner brachte ihm von Herrn von Seutter, dem Besitzer des Hôtels, den Bescheid, daß allerdings schon ein Herr nach ihm gefragt und seine Karte zurückgelassen habe. Diese Karte war wieder à la Dittkirchen. Sein eigenes lithographirtes Brustbild mit Unterschrift, rings umher die Embleme der Lebensfreuden, und in kleinen Gemedaillons die vier Hauptanlässe für Karten: Besuch, Abschied, Glückwunsch, Beileid; die betreffende wurde dann eingekniffen, diesmal hatte es ihm bei der Ecke des Beileids beliebt.

Wittaus erster Gang war zu dem Freunde, der ihn secundiren sollte, er fand ihn zu seiner großen Freude zu Hause, gab ihm seine Aufträge und bat ihn, mit Dittkirchens Antwort nach der Terrasse zu kommen. Ungeduldig wanderte er hier auf und ab; die rauschenden Klänge eines Concerts in dem prachtvollen Bellevue konnten ihn so wenig locken, als ihn die Menschen interessirten, Kinder aus allen Ländern

Europas, die hier lustwandelten, oder die prächtige Aussicht auf die Berge, denen die Beleuchtung des Niederganges der Sonne ein wundervolles Colorit lieh. Eher noch fesselte ihn der Anblick der beschädigten Brücke, jenes alten edlen Bauwerkes, das fünf Jahrhunderte dem Elemente getrotzt hat, ehe es ihm erlag — wie jene Pfeiler in Trümmer zerschellten, war es mit ihm vielleicht morgen vorbei. Es stimmte ihn ernst, aber nicht traurig, denn sein Leben, das immer mit verfehlten Hoffnungen gekämpft hatte, galt ihm nicht so hoch, als daß er sich ängstlich hätte daran klammern sollen. „Wen wird es betrüben, wenn ich falle?“ dachte er. „Sie sagt vielleicht, wenn sie es hört: Der arme Wittau! und dann schäkert sie mit dem Papagei, wie vorher.“ Die wunderbare Stimme, die der Vogel damals — aber nur an diesem einen Abende — nachgeahmt hatte, fiel ihm wieder ein, und er dachte zugleich an seine Mutter, deren Ton noch im Alter so lieblich geklungen hatte — wenigstens dem Gefühle ihres Kindes.

Da blickte er auf und gerade in das Gesicht eines Mannes, der ihn anstarrte und dann rasch seines Weges gehen wollte. Dies Gesicht mit der gelblichen Farbe, der großen Nase und den schwarzen Seitenlocken hatte er schon gesehen — kein Anderer konnte es sein, als der Fremde, den man in Verdacht gehabt, das Monument im Parke des Grafen beraubt zu haben.

Er eilte ihm nach und redete ihn an; jetzt, da der Fremde den Hut zog und sein kahler Scheitel zum Vorscheine kam, war gar kein Zweifel mehr. „Herr Heilberger?“ fragte Wittau.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Die englischen Sitten überschleichen uns immer mehr und dringen durch alle Thüren zu uns ein. So wird, um nur ein Beispiel zu erwähnen, Albion bald nicht mehr das Privilegium seiner colossalen Klöße und Niesen-Pasteten vor uns voraus haben; denn vor einigen Tagen erschien bei Gelegenheit eines Déjeuné's, welches der Vorsteher eines gewerblichen Vereins seinen Genossen gab, ein dergleichen letzteres Ungeheuer auf der Tafel, welches aus folgenden Ingredienzien bestand: aus mehreren Kapaunen, fünf Goldfasanen, fünfundzwanzig Rebhühnern, funfzig Ortolanen (Fettammern), zweiunddreißig Wachteln und zwanzig Pfund Trüffel. Dieses gigantische Erzeugniß der Pariser Kochkunst soll 1500 Franks gekostet haben, eine Summe, die gerade so viel beträgt, als die Besoldung eines französischen Lieutenants, — oder wofür man einen ganzen Morgen Landes kaufen kann;

ja die zur Erhaltung von drei armen Familien ein ganzes Jahr hindurch ausreichen würde. —

Im Salon Herz hat man zum Besten der englischen Armen getanzet. Strauß leitete das Orchester und man sah hier in der Quadrille sich alle Arten von lebendigen Bignetten bewegen, so wie sie sich unter Lawrence's Pinsel oder Thompson's Grabstichel gestalten, mit einem Wort alle jene holden, blonden rofigen Damen, welche England der französischen Hauptstadt jeden Winter zu leihen die Gefälligkeit hat. —

Abdul Mehjid ahmt seinem Vater Mahmud, der bekanntlich in seinem Harem militairische Baudevilles geben ließ, in Einführung französischer Sitten und Ergötzlichkeiten nicht nur nach, sondern übertrifft ihn sogar noch. Einem Gerücht zufolge läßt er jetzt die Molièreschen Stücke *Le Médecin malgré lui* und *George Dandin* in's Türkische übersetzen und für seine Bühne zurichten. Wir sind in der That begierig zu erfahren, wie diese an Sarkasmen so reichen Stücke den ernstern Osmanen zugesagen werden. Wie ein Fortschritt den andern nach sich zieht, so hat der nämliche Machthaber auch mehrere junge türkische Sopransängerinnen nach Paris geschickt, die sich daselbst im Conservatorium in der Musik vervollkommen sollen.

Wie aller Orten spielen jetzt auch in Paris die Aetherdämpfe eine große Rolle. Sehr wohlthätig haben sich dieselben neuerdings dem Grafen Gourieff, dem unermesslich reichen Schwager des russischen Staatsmannes Nesselrode, erwiesen. Bei Gelegenheit einer großen Fête, welche dieser Herr vor einigen Jahren zur Einweihung seines prachtvollen in St. Petersburg unter seiner eigenen Leitung erbauten Palastes, vielleicht des prachtvollsten und kostbarsten in dieser Metropole, gab, wurde er plötzlich von einem lebhaften Schmerz im linken Auge befallen, der von Stund' an fortwährend zunahm und keiner ärztlichen Behandlung weichen wollte. Es entwickelte sich alsbald ein böses Geschwür in dem kranken Auge und drängte dieses aus seiner Höhle hervor. Der unglückliche Graf kam vor einiger Zeit nach Paris und zog hier die geschicktesten Aerzte zu Rathe. Kein Mittel, keine Kurmethode blieb unversucht, aber Alles war vergebens. Endlich — etwa vor vierzehn Tagen — durch die unaufhörliche Pein zur Verzweiflung getrieben, entschloß er sich, das schadhafte Auge ekstirpiren (ausschneiden) zu lassen. Die Operation wurde gemacht und lief, unter Anwendung von Aetherdämpfen, so glücklich ab, daß sie allgemeine Bewunderung erregte. „Seit dieser Zeit,“ fügt der Berichtstatter hinzu, „haben sich namentlich alle quacksalbernde Damen mit Apparaten zur Entwicklung von Aetherdunst versehen, um damit in vorkommenden Fällen sowohl sich selbst als Andern heizuspringen. Die Baronesse von Rothschild soll eine der ersten gewesen sein, die sich einen dergleichen Apparat zugelegt; aber wie verlautet, war derselbe fehlerhaft und unvollkommen und als sie sich unlängst von dem amerikanischen Dentisten Brewster einen schmerzhaften Zahn ausziehen lassen wollte, nahm der Aetherdampf aus dem dabei aufgestellten Apparat seine Richtung nicht in ihren Kopf, sondern in den des Zahnarztes, so daß dieser, in Folge des in ihm erzeugten Rausches, an-

statt von seinen Instrumenten Gebrauch zu machen, in einen betäubenden Schlaf verfiel.“

— 3 —

Einen interessanten Anblick gewähren die jungen Schwieger-
töchter des Königs, wenn sie Abends an dem Arbeitstische beis-
sammensitzen, an welchen sie sich nach dem Diner zu begeben
pflegen. Der Tisch ist rund und jede der Prinzessinnen nimmt
aus einem Kasten die Arbeit, die sie beschäftigt. Sie arbeiten
meist in tiefer Stille oder flüstern nur untereinander. Die
Hofdamen sitzen hinter ihnen und sprechen kein Wort. Man
hört nur den König reden. Die Herzogin von Orleans,
die Vereinsamte, nimmt selten und nur geringen Antheil an
einem Gespräche. Ihr Herz ist mit ihrem Gemahl gestorben.
Jeden Abend um neun Uhr zieht sie sich in ihre Gemächer zu-
rück und der König führt sie stets bis an die Thüre des Zim-
mers. — Die Herzogin von Nemours ist ein leichtblü-
tiges heiteres Wesen. Sie kleidet sich meist in helle frische Far-
ben und ihre blonden Locken fallen bis auf die Marmorstufen
herab. Sie scheint die Langeweile des königlichen Salons
nicht eben geduldig zu ertragen und versucht von Zeit zu Zeit
die Anwesenden durch einen Scherz zum Lächeln zu bringen.
Lautes Lachen hört man nie. — Dann folgt die Herzogin
von Joinville, die alle Dichter und Künstler für sehr schön
halten. Wie stehen auch ihre großen nachtschwarzen und me-
lancholischen Augen voll schmachtenden Ausdrucks, ihr glänzendes
glattes kohlschwarzes Haar und ihre bleiche Gesichtsfarbe von
der vollen rothigen Schönheit ihrer Nachbarin aus Sachsen ab!
Die Natur gab ihr die herrlichsten Talente und wenn die Sonne
Brasilien's die geistigen Keime so schnell gereift hätte wie den
Körper, würde sie vielleicht alle durch ihren Geist überstrahlt
haben, aber ihre Erziehung ist leider vernachlässigt worden
und jetzt halten sie andere Pflichten von der Ausbildung ihrer
schlummernden Talente ab. Trotzdem überraschen oftmals ihre
originellen Ausdrücke und Gedanken die königliche Gruppe.
Sie allein wagt es ihre Unabhängigkeit zu bewahren und dem
Könige selbst zu widersprechen; aber sie wird wie ein verzog-
nes Kind behandelt, das man ausschilt und dem man verzeiht.
Diejenigen, welche am Hofe häufig erscheinen, versichern, daß
sie später wahrscheinlich alle beherrschen werde. — Die Her-
zogin von Amale ist der Liebling der Königin. Sie spricht,
aber leise und dicht am Ohre Ihr. Maj. Sie erzählt mit ächt
italienischer Betonung und Gesticulation die Geschichte von dem
letzten Wunder in Neapel und die Worte des Paters Giuseppe,
der ihr die kindlichen Sünden vergab. Sie ist sehr blond, ihr
Haar ganz flachsfarbig, von Person sehr klein und besitzt nichts
von der Schönheit ihrer Schwägerinnen. Ihr Ausdruck verräth
körperliches Leiden, aber in ihren Augen liegt unendliche Sanft-
muth und grenzenloses Wohlwollen. — Zuletzt kommt die
Blume, die von La Granja in die Tuilerien verpflanzt wurde,
die junge Herzogin von Montpensier. Sie sieht älter
aus als sie ist. Ihr Gesicht würde einen sanften Ausdruck ha-
ben, wenn es nicht die harte Linie ihrer spanischen Brauen be-
säße; auch ist es zu lang und hat die vorstehende Nase ihres

Waters Ferdinand VII. Das arme Kind kann nicht sprechen,
wenn es auch wollte, da sie nur spanisch versteht. Ausgezeich-
net ist sie nur im Tanze, den sie leidenschaftlich liebt, beson-
ders die ausdrucksvollen Tänze ihres Vaterlandes. Sie wollte
einmal Abends ihrer Künste zeigen, aber der König schritt ein
und verbat sich die Sache. — So verbringen die jungen Prin-
zessinnen ihre Abende in dem königlichen Palaste und wenn die
Thore desselben um Mitternacht geschlossen werden, weiß Lud-
wig Philipp, wo jedes Glied seiner Familie ist und hat die Ue-
berzeugung, daß keine Intriguen angesponnen werden können.

(Göthe und die Liebe.) „Göthe,“ sagt Nordmann in
einem „das Weib in seiner Liebe“ überschriebenen Aufsatz sei-
nes Novellenbuchs sehr geistvoll, „war wie mit allen Glücksgü-
tern des Lebens auch mit der Liebe reicher gesegnet als alle Andern,
die mit ihm lebten und liebten. Die Liebe stand, ihn lang und
bang erwartend, an seinen Lebenswegen, warf sich demuthsvoll, all
ihren Reichthum hingebend, zu seinen Füßen, reihete die Thrä-
nenperlen an eine Schnur und langte sie ihm entgegen; — er
nahm sie und schmückte sich mit den Thränen der Liebe — dann
zerriß er die Schnur und stieß mit kalten Händen die Liebe von
sich, die er vor wenigen Augenblicken warm an seinem poch-
enden Herzen gehalten. Sein Verstand saß wie ein Sultan auf schwel-
lenden Kissen; wenn er in die Hand klatschte, sprangen die Ge-
fühle, üppig schöne Weiber mit dem Tambourin ihrer süßkling-
genden, bezaubernden Lieder herbei und schmiegeten sich an
ihn...; — er sah sich fast übermannt, raffte den ganzen
Stolz seines Geistes zusammen und schleuderte den Dolch nach
der schönsten Ddaliske, die ihn am meisten geliebt; — ein Opfer
blutete, er schloß die Augen — und wenn er sie wieder auf-
schlug, war die Schaar zerstoßen — das Ganze ein Traum. Gö-
the's Feder glich dem scharfen Dolch, er fuhr tief in's Herz der
Gefühle, ein Gefühl war zu Tod getroffen und ein echtes, wahr-
res Gedicht lag auf dem Schreibtische — es war nun abgethan.
Göthe suchte die Liebe nicht auf — sie kam ihm im Braut-
schmuck entgegen; er gab sich bewältigt — sie zog ihn fort,
weit fort in das tiefste Dunkel, schlug ihre weichen Arme um
seinen stolzen Nacken, verbannte die Strenge aus seinem ersten
Blick, küßte mit ihren Haarflechten die gedankenglühende Stirn,
küßte jeden Vorwurf von seinem Mund; er folgte der leitenden
Liebe, riß die duftigen Blüten am Weg und die Zweige an den
Bäumen ab, daß er den Weg, den ihn die Liebe geführt, wenn
sie ihm lästig, wieder zurückfinde, von dem er ausgegangen —
er fand ihn auch, er fand die welken Blüten, die dürren Zweige
am Weg, steckte sie als Erinnerungszeichen zu sich — er be-
wahrte die Erinnerungen sorgfältig, doch suchte er nicht den
Weg zur Liebe auf und hätte ihn auch nicht gefunden, denn
die Merkzeichen lagen nicht mehr am Wege... Zu Zei-
ten überkam den stolzen Mann wehmüthig die Erinnerung —
er kramte dann in den Liebeszeichen und träumte sich zurück.
Diese Wehmüth war stärker als sein Stolz, er mußte sie be-
kämpfen, wenn der Friede einzuziehen sollte in sein sieberhaft po-
chendes Herz — dann griff er nach seiner Waffe, der Feder,

die er heldenmäßig zu führen verstand und kämpfte so lange, bis die Schlacht siegreich vollendet, bis ein Buch fertig, der prächtige Sarg bestellt war für die besiegte, auf immer schlummernde, mit Blumen geschmückte Leiche. Deutschland stand um den Sarg und lauschte der Erzählung von dem thatenreichen Leben der Schlummernden.“ — 8 —

✓ (Gonfalonieri) ist vor nicht langer Zeit gestorben und bereits vergessen. Seine Geschichte ist ein Roman, nicht sowohl wegen seiner eigenen wohlbekannten Abenteuer als wegen der außerordentlichen Liebe und Aufopferung seiner Frau; von der Stunde seiner Verhaftung an, die auf einem Ballo in Mailand erfolgte, verließ sie ihn nur, um für ihn zu bitten. Sie verwendete ihre Jugend und ihr Vermögen in Versuchen, sein Schicksal zu lindern und starb endlich, erschöpft von den Anstrengungen, ihn aus der Gefangenschaft und vom Tode zu retten. Vom Ballo aus, im Ballanzuge folgte sie ihm die ganze grauenvolle Nacht hindurch, unbekümmert um die Kälte und den Regen, der in Strömen herabsiel, und auf jeder Station stieg sie aus ihrem Wagen, um wo möglich an den zu gelangen, in welchem ihr Mann saß, ohne sich durch das jedesmalige Zurückweisen durch die bewaffnete Bedeckung abschrecken zu lassen. Als sie endlich nach einer Reise von mehreren Tagen das Gefängniß erreichten, bat sie auf ihren Knien, daß man ihr gestatten möge, nur ein Wort mit ihm sprechen zu dürfen, bevor sich der Kerker vielleicht für immer hinter ihm schließe. Als auch dies vergeblich war, gab sie das Kissen, auf dem auf der langen traurigen Reise ihr Kopf geruht hatte, einem Manne von der Bedeckung mit der Bitte, dasselbe dem Grafen zu überreichen und ihm zu sagen, daß sie ihm in dem Wagen gefolgt sei, daß er ihre Stimme gehört haben müßte und daß sie auf das Kissen, das sie ihm sende, heiße Thränen für ihn geweint habe. Der Mann nahm das Kissen und schnitt es vor den Augen der Frau auf, weil er glaubte, es enthalte Papiere oder dergl. — Und Gonfalonieri wußte Jahre lang nicht, ob sie nur an ihn gedacht, seit er sie verlassen; er wußte es nicht, daß sie Monate lang als Bäuerin verkleidet in der Nähe seines Gefängnisses geblieben sei, daß sie ihr ganzes Vermögen für seine Freilassung geboten habe und dann gestorben sei. Was muß er gefühlt haben, als er alles dies erfuhr? und wie groß muß seine Liebe, seine Dankbarkeit gewesen sein! Und wie bewies er dieselbe? fragen die Leserinnen. — Er heirathete wieder und starb als Opfer seines Geizes am Fuße der Alpen in Folge der Kälte, die er bei seinem Alter und seiner Kränklichkeit in dem wohlfeilen schlechten Fuhrwerke, das er zur Reise gewählt hatte, nicht zu ertragen vermochte. Er starb unermeslich reich, da sein Vermögen während seiner langen Gefangenschaft sich schnell mehrte und trotzdem ließ er seine armen Gefängnißgefährten Mangel leiden. Kein Wunder also, daß der sonst so viel genannte, so tief beklagte Mann so schnell vergessen worden ist.

Genera lcorrespondenz.

In nächster Ostermesse wird das von Dr. Koch in Amerika aufgefundenene Gerippe des riesigen Meerungeheuers (Hydrarchos Harlani) zur Ansicht in der Leipziger Rathsbibliothek ausgestellt werden, deren große Räumlichkeit für diesen Zweck tauglich ist. Vom Professor Carus in Dresden soll eine Monographie über jenes vorföndfluthliche Thier zu erwarten sein. — Unter den Freunden der Kunst hat der Beschluß der Stadtverordneten von Leipzig, bei dem Rathe auf vollständigen Erlaß des Theaterpactes und auf Lieferung des zur Beleuchtung des Theaters nöthigen Gases auf Kosten der Stadt anzutragen, einen freudigen Eindruck gemacht, zumal man nicht zweifelt, daß der Rath diese Anträge bewilligen werde. Obwohl der jetzige Director des Theaters, Dr. Schmidt, während seiner Verwaltung ohne Zweifel keine schlechten Geschäfte gemacht hat, so ist ihm eine Kosten-erleichterung doch zu gönnen, weil er die Summe, die er nach Genehmigung jener Anträge ersparen würde, gewiß dem Institute selbst zuwendete, so daß es auch in Zukunft immer den Anforderungen entspräche, die eine Stadt wie Leipzig mit Recht an ihre Bühne machen kann. —

Das prachtvollste Theater in Europa und somit in der Welt, soll das neue italienische Theater in Barcelona sein, das im nächsten Frühjahr eröffnet wird. — Strenge Polizei wird in dem Tacos-Theater in Havannah gehandhabt, in welchem weder ein Künstler herausgerufen noch eine Arie u. d. cap. verlangt werden darf. Wer gegen diese Anordnungen handelt, wird unnachsichtig mit vierzehntägigem Gefängniß bestraft. Eine solche Bestimmung dürfte für die Theater recht zweckmäßig sein, in welchen es eine förmlich organisirte Clique giebt. —

In Padua starb kürzlich ein Graf Ferri, der eine sehr merkwürdige Bibliothek hinterließ. Sie ist 32,000 Bände stark und besteht nur in Werken aus — weiblicher Feder. —

Nach den Brüsseler Zeitungen wurde ein Wirthshausbesitzer und dessen Frau, welche angeklagt waren, einen Reisenden ermordet und den Körper desselben zur Bereitung von Würsten benutzt zu haben, von den Geschworenen allerdings schuldig gefunden, aber — unter mildern Umständen. Unter mildern Umständen? Die Geschworenen berücksichtigten wohl die Eheuerung und den Mangel an Nahrungsmitteln?

Welche fast fabelhaft klingende Ausdehnung das System der elektrischen Telegraphen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bereits gefunden hat, geht aus folgenden Mittheilungen hervor. Die Telegraphenlinie erstreckt sich über die Alleghany-Gebirge und ist zwischen Philadelphia und Pittsburg — eine Entfernung von 3000 engl. Meilen — in Thätigkeit. Die Journale von Pittsburg geben die Verhandlungen des Congresses vom Nachmittage am andern Morgen früh. Eine Botschaft des Gouverneurs, die in Albany gelesen wurde und dritthalbe Columne des engsten Drucks einnahm, erschien in Newyork zwei Stunden darauf im Druck. Sie war Saß

für Sag durch den elektrischen Telegraphen befördert worden. —

Die neue flamändische Malerschule gewinnt immer mehr Ruf und die Meister derselben sind mit Bestellungen von allen Seiten überhäuft; so malt Wappers ein großes historisches Bild für den König der Franzosen, v. Biesve ein solches für den König von Preußen und die Königin von England will eine ganze Galerie von Gemälden neuer flamändischer Meister anlegen. Sie bestellte gleichzeitig vier Gemälde bei vier belgischen Künstlern. In gleicher Weise viel beschäftigt ist der berühmte italienische Componist Pacini, der sich verpflichtet hat im Jahre 1847 fünf neue Opern zu liefern: eine ernste für das Theater del Fondo in Neapel; „die Belagerung von Leyden,“ für Florenz; „Merope,“ für San Carlo in Neapel; „Ester di Engabdi,“ für Turin und eine ernste Oper zur Eröffnung des neuen Theaters in Padua. —

In den höhern Kreisen von London macht eine merkwürdige Sache großes Aufsehen. Vor vielen Jahren verliebte sich der jetzt verstorbene Graf von Stair, damals noch Herr Dalrymple, in ein schönes junges Mädchen, Miß Gordon. Er entführte und heirathete sie. Bald darauf aber fühlte das junge Paar sich unglücklich und Dalrymple machte einen Versuch von seiner Frau sich zu befreien, der indeß mißglückte. Er lebte unterdeß mit einer Ausländerin und da er durchaus eine Scheidung von seiner Frau bewirken wollte, ergriff er folgende Maßregel. Er forderte einen Mann auf, der Mrs. Dalrymple den Hof zu machen und alles aufzubieten, um deren Zuneigung zu gewinnen, so daß er in den Stand gesetzt werde, auf Scheidung von ihr zu klagen. Für den Fall des Selingens versprach Dalrymple dem Herrn eine sehr bedeutende Geldsumme. Der geworbene Liebhaber gewann nun allerdings das Herz der armen Frau, aber statt ihrem Manne Grund zur Scheidung zu geben, suchte sie selbst um dieselbe nach, weil sie den Herrn, der ihr die Hand versprochen hatte, heirathen wollte. Als sie geschieden war und der Liebhaber sein Sündengeld verdient hatte, weigerte er sich die Unglückliche zu heirathen, die in Folge davon den Verstand verlor und seit jener Zeit (1820) bis jetzt in einem Irrenhause gewesen ist. Sie steht jetzt im 75. Jahre und hat in diesem Winter plötzlich ihren Verstand vollkommen wieder erlangt, so daß sie aus dem Irrenhause entlassen werden soll. —

Die musikalische Welt in Paris haben seit einiger Zeit die Abenteuer eines jungen Virtuosen allgemein beschäftigt, dessen plötzliches Erscheinen vor drei Monaten in den modischen Kreisen und dessen ebenso plötzliches Verschwinden Neugierde erregten. Die Geschichte gleicht einer aus dem Mittelalter. Der Virtuoso ist ein junger spanischer Offizier, ein carlistischer Flüchtling, der nach Frankreich entkommen war und zu Fuße nach Paris pilgerte mit dem gewöhnlichen spanischen Gepäc: einem Mantel und einer Guitarre. Vor Hunger und Müdigkeit sank er endlich an einem kleinen Dorfe bei Limoges an der Straße

nieder und wurde besinnungslos von einigen Bauern gefunden, die ihn in das nächste Haus trugen. Unter der Pflege, die er da fand, erholte er sich bald, aber er besaß keinen Sou zur Fortsetzung seiner Reise. Die mittheidigen Landleute rietzen ihm ein Concert in dem Dorfe zu geben; dies geschah und der Ertrag des Concertes belief sich auf — zwei Francs vier Sous. Die Hälfte der Summe gab er seinen Pflegern und mit der andern setzte er seine traurige Wanderung fort. Unterwegs traf er mit dem alten Geistlichen zusammen, der am Abend vorher mit Bewunderung das Spiel des jungen Mannes angehört und davon ganz entzückt war, weil er nie etwas Aehnliches gehört hatte. Er war deshalb auch schon in dem nahen Schlosse gewesen, um der Dame von dem Wunder zu erzählen. Frau v. Leomit, so hieß die Schloßbesitzerin, ließ den Spanier durch den Geistlichen einladen, zu ihr zu kommen und vor der Gesellschaft zu spielen, die eben bei ihr sei. Das Guitarspiel des Fremden scheint die Dame ebenfalls entzückt zu haben, denn sie forderte ihn auf, in ihrem Hause als Lehrer der Kinder zu bleiben. Er verweilte da drei Jahre und als der jüngste Knabe zur Schule abging, nahm der Spanier sich vor, nach Paris zu reisen und da seine Künstlerlaufbahn fortzusetzen. Unter den zahlreichen Empfehlungsbriefen, die ihm seine Wohlthäterin mitgab, befand sich auch einer an die Baronin von B., die Mutter der Herzogin von D. Diese führte ihn in den höhern Kreisen der Gesellschaft ein, die ihn wegen seiner Geschichte und seines wunderbaren Talents außerordentlich auszeichnete. Die Baronin von B. selbst verliebte sich in den jungen Mann und trug ihm trotz dem Unterschiede des Alters, Ranges und Vermögens ihre Hand an, welche der stolze Spanier indeß zurückwies. Trotz dieser Weigerung war die Herzogin von D. besorgt und beschloß den Gegenstand der Neigung ihrer Mutter zu entfernen. In Folge davon wurde der Spanier vor einigen Wochen als er Abends in das Haus der Marquise von P. trat, verhaftet und auf die Polizei gebracht, welcher er als Agent des Don Carlos bezeichnet worden war. Nach einer Haft von acht 8 Tagen wurde er unter der Bedingung entlassen, sofort nach England abzureisen. Sensibarmen brachten ihn zur Post und er verließ Paris mit nichts als seinem Mantel und seiner Guitarre. Jetzt ist er in London, wo man über sein Spiel staunt, denn Niemand vor ihm hat Gleiches auf der Guitarre geleistet. Durch eine gewisse drehende Bewegung der Hand bringt er Töne hervor, welche jenen einer vollstimmigen Harfe gleichen. Sein Abenteuer in Paris beweiset übrigens, daß es auch unter der freien constitutionellen Regierung Mittel giebt, den Privathaß zu befriedigen wie zur Zeit der Bastille. —

Die be—kannte Lola Montez soll nach den Grenzboten keine Spanierin, sondern eine Irländerin, Betty James, sein, die auf einer der Londoner Bühnen bei ihrem ersten Auftreten durchfiel und nach einiger Zeit in einem Circus zu London zuerst als spanische Lola auftrat. —

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 14.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Mitt. ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, feine Modebilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die namentlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Tapeten und Monumenten, v. Weibles, Gardinen, Galanterien, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der dunkle Stein.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Ich heiße Heilberger. Irre ich mich nicht, habe ich schon die Ehre gehabt?“

„Allerdings. Ich fand Sie knieend bei einem gewissen Monumente —“ Heilberger machte eine Bewegung — „Sie suchten dort etwas, das Sie auf eine etwas gewaltthätige Weise an sich nahmen.“

„Wie soll ich das verstehen, mein Herr?“ entgegnete Heilberger.

„Das wissen Sie schon,“ sagte Wittau. „Sie verließen uns nach Ihrem Reiseunfall so schnell, daß wir uns nicht verständigen konnten. Auch ein gewisser Bekannter von Ihnen, der sogar Ihren Vornamen weiß, hoffte sehr auf nähere Bethätigung Ihrer wohlwollenden Absichten. Nun, mein Herr, habe ich Sie aber gefunden und werde im Namen meines Veters Rechenschaft von Ihnen fordern. Auch für die Rohheit gegen sein Kind.“

„Darf ich mich unterstehen zu fragen, mit wem ich die Ehre habe?“ entgegnete Heilberger mit übermäßiger Freundlichkeit. „Sie wissen, daß wir einander nicht vorgestellt wurden.“

„Ich heiße Wittau,“ erwiderte der Baron etwas barsch.

„Wittau?“ fragte Heilberger zurücktretend. „Emil Hartmann von Wittau?“ — „Ja?“ — „Und woher wissen Sie, daß Sie ein Vetter des Grafen sind?“ setzte er hastig hinzu.

„Wie kommen Sie auf die Frage?“ entgegnete Wittau. „Allerdings bin ich es — durch Adoption.“

„Des Freiherrn Aloys, Bruders der Frau Gräfin, und Ihre Frau Mutter führte den Namen Hartmann, ob mit, ob ohne von, ist zweifelhaft.“

„Sie kennen meine Verhältnisse?“ rief Wittau betroffen. „Sagen Sie mir —“

„O verehrtester Herr, ein Glück von Gott, daß ich Sie hier treffen muß — ich habe gestern nach Ihrem Domicil geschrieben, Ihnen eine wichtige Mittheilung gemacht — wollen Sie mich nach meinem Gasthose begleiten? Hier läßt sich die Sache nicht besprechen, ich wohne nicht weit von hier.“

Wittaus Freund trat in demselben Augenblicke dazu und Heilberger zurück, da er dessen Eilsfertigkeit sah. „Vielleicht morgen früh, Herr Baron?“ sagte er. „Ich bedarf Zeit, noch einiges Nöthige vorzubereiten, um unser Geschäft rasch zu Ende zu bringen.“ Er nannte seine Wohnung und Wittau versprach ihm, mit großer Aufregung, zu kommen, wenn er irgend könne. Heilberger entfernte sich schnell.

„Hast Du einen Advocaten angenommen?“ fragte der Freund etwas verwundert — indem er flüchtig an ein mögliches Testament Wittaus für alle Fälle dachte.

„Eine zufällige Begegnung — auf morgen oder auch nicht! Was sagt mein Gegner?“

„Er bittet um schleuniges Rencontre, wir nehmen einen Fiacre, er hat mir den Platz angegeben und ist mit Waffen schon voraus.“

„Desto besser!“ sagte Wittau mit einem aufflammenden Blicke. „Um so schneller ist Alles entschieden.“

Der Fiacre brachte sie, noch ehe die Sonne ganz untergegangen war, nach der einsamen Stätte hinter dem großen Garten, welche Dittkirchen bezeichnet hatte. Sie stiegen aus, hießen ihn warten und schweigen, und näherten sich dem Laubwalle, hinter welchem sie Dittkirchen und seinen Begleiter im Grase ruhend fanden. Dieser Begleiter war zu Wittaus großer Indignation Niemand anders als Singe.

Stöhnend erhob sich der beleibte Mann bei der Annäherung seines Gegners von der Erde, grüßte höflich und reichte Wittaus Freunde ein Pistolenkästchen.

„Treffliche Pistolen!“ sagte er. — „Und nun bitte ich um schnelle Einleitung — meinen armen in Ehrensachen unwissenden Secundanten werden Sie schon mit vertreten.“

„Häufen Sie neue Beleidigungen?“ rief Wittau. „Ihren Bedienten bringen Sie —?“

„Habe nicht mehr das Glück! Ich präsentire Ihnen Herrn Anton Heilberger, vormals Singe, jetzt Inhaber verschiedener Weizen-, Roggen- und Kartoffelplantagen.“

„Heilberger?“ fragte Wittau — es war aber keine Zeit zu Erörterungen, der Alte nickte bloß und Dittkirchen drängte den andern Secundanten zur Eile, der nun auch gleich den Abstand, um den man sich geeinigt hatte, maß und die Gegner nach allen Formen anstellte.

„Sie haben den ersten Schuß,“ sagte er zu Dittkirchen.

Dieser zuckte die Achseln. „Ich überlasse ihn,“ sagte er ruhig. „Man schieße.“

„Nimmermehr!“ rief Wittau. „Sie haben sich für beleidigt erklärt — Sie müssen zuerst schießen.“

Dittkirchen zuckte abermals die Achseln. „Haben wir nicht schon einmal Wette geschossen?“ fragte er.

„Ja. Sie schießen meisterhaft, das weiß ich. Gebrauchen Sie Ihre Kunst — ich schon Sie nicht!“ rief Wittau.

„Also es gilt,“ sagte Dittkirchen mit seinem abenteuerlichen Pathos. „Und damit die Nachwelt erfährt, wie hoch das Duell, dieses letzte Palladium persönlicher Ehrenwehr ohne Einmischung eines Dritten, gehalten wird, will ich zuvor unserm Secundan-

ten erzählen, welche schwere Ursache den Gottesgerichtskampf zwischen uns veranlaßt.“

„Ich halte Sie für einen Feigen, wenn Sie noch länger zaudern!“ rief Wittau außer sich.

Da hob Dittkirchen, ohne weiter ein Wort zu sagen, das Pistol empor und nahm flüchtig Linie. „Nur um ein Stückchen Ohr bitt' ich — wenn Sie erlauben!“ Der Schuß krachte und ein brennender Schmerz sagte Wittau, daß der gute Schütz Wort gehalten habe. Durch den zerflatternden Pulverdampf sah er sein dickes Gesicht mit einem fragenden Lächeln vor sich. Es reizte ihn zur Wuth, er schoß, aber sein Blut war zu aufgereggt und er fehlte. Der Secundant — denn von Einem war nur die Rede, Herr Anton stand leichenblaß dabei, vor Angst mehr todt als lebendig, der Secundant erklärte der Ehre genug geschehen und Wittau ließ es sich gefallen, da er wohl insgeheim schon früher zur bessern Einsicht gekommen war. Ein provisorischer Verband stillte das Blut seiner Streifwunde, da man keinen Arzt mitgenommen hatte. Die Versöhnung war gemessen von beiden Seiten; vielleicht sagte Beiden eine geheime Ahnung, daß sie Nebenbuhler seien.

S.

Auf den letzten Brief, den der Graf an seinen Versucher geschrieben hatte, war die Antwort ausgeblieben. Dadurch wuchs die Ungewißheit, welche jeder Seele so drückend ist, nur noch mehr. Es konnte möglich sein, daß der Advocat die ganze Angelegenheit, welche er nicht durchführen konnte, fallen ließ — aber eben so gut konnte es auch nur die Stille vor dem Gewitter sein, das er nun durch öffentliche Schritte heraufbeschwor.

Die Verstimmung der Herrschaft, welche sich nicht immer ganz bemeistern ließ, gab zu vielfachen Vermuthungen Anlaß und diese streiften nicht selten an die Wahrheit, wenigstens des erschwerenden Finanzverhältnisses, von welchem sich durch irgend eine Klatscherei etwas verbreitet hatte. Herr Arens spitzte die Ohren, lauschte hier und dort, spielte gegen Herrn Weiße den Eingeweihten und erfuhr dadurch Manches.

„Reizende Freundin,“ sagte er heimlich zur Salligny, „wenn ein Schiff anfängt leck zu werden, so verlassen es die Thiere aus Instinct — wir sollten uns nicht von unvernünftigen Creaturen beschämen lassen, wenigstens nicht den letzten Moment abwarten, ehe wir uns eine gesicherte Existenz suchen.“

Die Salligny dachte nicht so schwerfällig, es ge-

sie ihr hier ganz gut und sie glaubte in ihrer Sorglosigkeit an all' die drohenden Vorzeichen nicht. Der Genferin hatte man sie verheimlicht und die Peyrouse wäre bei ihrer Anhänglichkeit im Stande gewesen, der Frau von Zeller Alles zu verrathen.

Raslos suchte der Graf unter den noch vorhandenen Privatpapieren seiner Vorfahren, er durchwühlte die alten, längst auf die Seite geschafften Schränke, welche einst als Meisterwerke der Schreinerkunst mit ihrer eingelegten und geschmückten Arbeit und manchem geheimen Fache in den Zimmern geprängt hatten. Da fiel es ihm endlich in die Hand, leicht an sich, ein veriegeltes dünnes Päckchen Briefe, aber schwer durch seinen Inhalt, schwer wie ein Fels. Auf der Außenseite stand, groß und augenfällig: „Ja nicht zu vergessen, wenn der Stein fertig.“

Briefe waren es von sehr altem Datum an des Grafen Vater — alle von derselben Hand unterzeichnet: Dein guter Bruder D. oder: Dein treuer Gumpen Dittf. Erst ein Paar neuere hatten den Namen ausgeschrieben, er gehörte Dittfirschen's Vater. Beide waren, wie der Graf wußte, sehr befreundet gewesen. Der jüngst datirte Brief war von 1810 und diesen las der Graf zuerst. Er lautete ganz kurz:

„Weißt Du, Kerl, wer Dein Secretair ist, den Dir der verfluchte Maler eingeschmuggelt hat? In seiner Verrücktheit hat er's mir ausgeplaudert. Sind wir Beide blind gewesen? Sieht er nicht dem Alten ganz ähnlich? Es ist der Herr Filius, der in prison geborene, — Du kannst Dich d'rauf verlassen, der Hund von Maler hat's mir gesagt, und wenn wir den nicht sicher auf dem Sonnenstein hätten, so könnte es eine schöne Geschichte werden, denn er hatte sie im Sinne, das versichere ich Dir. Filius aber weiß von Nichts, also schaff' ihn fort, so bald als möglich, und wenn Du noch so verliebt in seine kleine Frau bist — die erhört Dich doch nicht, die ist noch wie ein Kind, nicht viel vernünftiger, als was sie an der Brust hat. Nachschrift. Rath' ich Dir, drehe dem Papagei den Hals um. Der Kerl plappert Alles nach. Gestern schrie er den ganzen Tag: „Liane,“ so heißt ja wohl das Kind der kleinen Frau? und auf einmal fing er an: „Lieben Sie mich!“ als ob man Deine Stimme hörte. Das hast Du wohl zu der kleinen Frau gesagt?“

Schwindelnd sah der Graf in den Abgrund eines Verbrechens, der sich vor ihm aus alter Nacht zu

eröffnen schien. Mit zitternden Händen, ohne sich Alles klar zu machen, griff er nach den andern Briefen; sie waren nicht geordnet, er las, wie es ihm in die Augen fiel, erst nachdem er alle durchflogen hatte, sichtigte er ihren Inhalt nach der Reihenfolge und seine Brust athmete wie unter dem Einflusse eines heftigen Fiebers. Dann legte er die Hand über die Augen, sich in seine eigenen schweren Gedanken versenkend.

Darin wurde er unterbrochen durch die Anmeldung des Rentmeisters, der mit einem Gesichte voll Freude vor ihm erschienen. „Gnädiger Herr,“ sagte er, „es bietet sich ein ganz vortreffliches Geschäft. Zwei höchst solide Männer, freilich Ausländer, welche schon seit einiger Zeit in der Gegend sich aufgehalten haben, wollen einen Theil Ihrer Herrschaften pachten. Sie haben ein Gebot gemacht, das den Ertrag unserer günstigsten Jahre um das Dreifache übersteigt — und in der letzten Zeit, wissen Ew. Gnaden —“

Gedankenvoll hörte der Graf die Auseinandersetzung an, wie auf diese Weise aller Noth auf immer ein Ende gemacht sei, wie statt eines unsichern, jährlich geschmälernten Ertrages nun eine großartige und feste Rente in die Kasse fließe, hinreichend, den alten Glanz des Hauses in gewohnter Weise fortbestehen zu lassen — der Graf hörte es an und was ihm unter andern Umständen die Brust mit Dank und Freude erfüllt hätte, war jetzt eher ein Anlaß zur Wehmuth. Denn unaufhörlich klang es in seinem Geiste: „Zu spät! Zu spät!“

Noch hatte die Gräfin keine Ahnung von dem traurigen Funde ihres Gemahls. Sie war überhaupt weniger besorgt gewesen als er, jetzt nahmen aber andere Zeichen ihre Sorge in Anspruch. Der vielbeschuldigte Papagei hatte ihr den ersten Faden in die Hand gegeben, so zärtlich hatte er eines Tages: „armer Emil!“ gerufen, daß Clotilde neben ihrer Mutter erschrocken und glühend erröthet war. Das hatte sich ereignet ein Paar Tage nachdem eine kleine Freundin aus Dresden in einem so schwaghastigen Briefe, als ihn nur funfzehnjährige Mädchen schreiben können, mitgetheilt hatte, daß Herr von Dittfirschen Clotildens Cousin Wittau im Zweikampfe tödtlich verwundet habe, die Ursache des Duells sei unbekannt, doch vermuthete man eine Herzensangelegenheit dahinter — und die Nachschrift, ganz fein in englischer Sprache (welche die Gräfin nicht verstand) gekritzelt, lautete: „Dein schöner Cousin liebt Dich ganz gewiß, gestehe es mir nur.“

Diese Nachschrift hatte das Wort ausgesprochen,

das den Schlag des jungfräulichen Herzens weckte. Es war wie der Purpurschein eines anglühenden Morgens, der ein stilles Thal, das im Schatten gehüllt lag, plötzlich mit Zauberlichtern verklärte. Sie wußte nun Alles, sie erinnerte sich an Alles, ihr Auge fiel schamhaft auch in die eigene Brust und erkannte die Perle dort, welche sie unbewußt getragen hatte. Doch strebte sie noch, ihr süßes Geheimniß mit tausend Schleiern zu bewahren — dem Blicke der Mutter entging es aber nicht. Da war nun Dittkirchens Werbung verloren. Clotilde hatte ihre Ansicht über ihn geändert, er war dem Geliebten feindlich gegenübergetreten, hatte ihn tödtlich verletzt — vielleicht um sie! aber das konnte sie nicht mehr gewinnen. Die Gräfin erkannte das wohl.

Aus diesen Mutter Sorgen wurde sie durch die Mittheilung ihres Gemahls geweckt, der es für Pflicht hielt, ihr Herz auf Alles vorzubereiten. Er hatte sich das Ergebnis aus den unheilvollen Briefen zusammengestellt, es enthielt die bitterste Anklage wider seinen eigenen Vater.

Graf Franz Xaver, der Letzte der ältern Linie, hatte sehr spät geheirathet, als bereits Maximilian, sein Neffe, mit Bestimmtheit auf die Majorats Herrschaften gerechnet hatte. Echte Söhne ihrer sittenlosen Zeit waren Beide gewesen, der Alte hatte dem jüngern darin nichts vorzuwerfen, daher hoffte dieser, die Ehe werde kinderlos bleiben und machte en attendant der schönen jungen Tante, welche vierzig Jahre jünger war als ihr Gatte, den Hof. Alles das fand sich in den Briefen Dittkirchens, welcher der Genosse Maximilians in allen seinen Zügellosigkeit gewesen war, angedeutet. Nun ergab sich aber Hoffnung auf Descendenz des ältern Zweiges, die tugendhafte Frau hatte allen Künsten der Verführung widerstanden, ihren Neffen die vollste Verachtung fühlen lassen, daher war ihr Untergang beschlossen worden. Man bediente sich dazu eines gleich entsetzlichen Malers, dessen wilde Genialität ihn zum Gesellen der beiden Freunde gemacht hatte. Er mußte die schöne Frau nach einem Miniaturbilde, das man ihm verschaffte, in Lebensgröße als Venus malen und, was die Weinlaune des alten faunischen Gatten einst ausgeplaudert hatte, ein Maal oder dergleichen dabei benutzen. Das wurde dem Alten verrathen, die Freunde führten ihn, den Maler gleichsam überfallend, vor das Bild, packten diesen und bedrohten ihn mit dem Tode, bis er gestand, was sie haben wollten. Darauf hielt der Ergrimme Gericht über sein schuldloses Weib, dessen

Thränen und Bethenerungen ihn nicht rührten; die Dehors wurden jedoch nirgends verletzt, auf einer Reise warf man sie absichtlich um, es hieß dann, sie sei verunglückt und gestorben, ein verschlossener Sarg wurde pomphast aus der Ferne hergeführt, in allen Ortschaften, die er berührte, läuteten die Glocken, man setzte ihn bei — und die Comödie war vorüber.

Darauf starb der alte Graf und hatte vielleicht gar nicht mehr erfahren, daß ihm die Gattin in dem einsamen Bergschlosse, wo er sie als Gefangene und moralisch Begrabene hielt, einen Sohn geboren. Der Maler aber, den die Freunde vor dem Zorne des alten Grafen gerettet hatten, verlor seinen Faden aus der Hand, er wußte, daß er sich damit stets aus dem Labyrinth der schlimmsten Noth helfen konnte, in welches ihn seine Ausschweifungen mehr als einmal stürzten. Jahre vergingen, ihre Wechselfälle waren in den Briefen nicht bezeichnet, überhaupt, so zahlreich sie in Billetform aus jener alten Zeit vorhanden waren, um so seltener wurden sie später. Der Sohn des Grafen Franz Xaver wuchs heran und wie es schien, in gänzlicher Unwissenheit über seine Abkunft — es war ein Kapital zu seiner Erziehung ausgesetzt worden. Seine Schicksale erhellten aus den Briefen weiter nicht, bis mehrmals von einem Sekretair Hartmann die Rede war, den Graf Maximilian auf des Malers Empfehlung — oder wie es aus Dittkirchens Neckerei schien — um seiner hübschen Frau willen in Dienste genommen hatte. Der schon erwähnte letzte Brief behauptete: dieser Hartmann sei der Sohn des alten Herrn und erwähnte zugleich als eines Glückes, daß der Maler, welcher gefährliche Absicht gezeigt habe, wahnsinnig in einer Irrenanstalt eingesperrt sei. Damit brach die Correspondenz ab — und es erschien als eine entsetzliche Verhöhnung, dem Verbrechen gleichsam die Krone aufsetzend, daß der Thäter ein förmliches Monument seiner Erfolge aufgerichtet hatte, dessen Sinnprüche freilich nur er verstand. Oder war es eine Art von Bußgedächtniß gewesen — der Graf dachte an die finstere Laune seines Vaters, er hatte ihn gar nicht anders gekannt, als mürrisch und abgestumpft gegen das Leben.

Die Sache stand nun so. Lebte der Sohn des Grafen Franz Xaver noch, so mußte er ein Greis, nahe den Siebenzigern sein und es fragte sich, ob er durch Unwissenheit verhindert worden war, sein Recht zu suchen — lebte er nicht, so kam es auf seine Descendenz an; jedenfalls ließ sich ein sehr verwickelter Rechtsandel von maßlosen Kosten und zweifelhaftem

Ausgange erwarten. Von Tag zu Tage glaubte der Graf etwas davon zu hören und verschob deshalb seinen Entschluß über den vortheilhaften Pachtantrag. Die fremden Pachtlustigen glaubten, ihr Gebot sei ihm zu gering und da sie ihren Vortheil sahen, vergrößerten sie es noch, aber immer brachte ihnen der Rentmeister, der schier verzweifeln wollte, den Bescheid, daß der Graf sich noch nicht entschließen könne.

„Was wird aus all' diesem Wirrsal hervorgehen?“ sagte er gepreßt zu seiner Gattin, mit welcher er Arm in Arm durch den Park wandelnd die drohenden Verhältnisse besprochen hatte.

„Vertrauen wir nur auf Gott!“ erwiderte sie und hob ihr seelenvolles Auge zum Himmel.

Aus dem Gebüsch trat, wenige Schritte von ihnen, ein Mann heraus; er war in Reifsekleidern und hatte wahrscheinlich seinen Wagen jenseits des Grabens verlassen, um den nächsten Weg durch den Park einzuschlagen. Als er des gräßlichen Paares ansichtig wurde, eilte er auf dasselbe zu — sie erkannten ihn erst gar nicht, da sie ihn niemals in ehrbar bürgerlicher Kleidung gesehen hatten, es war Herr Anton Heilberger, vormals Singe, wie ihn sein bisheriger Gebieter vorzustellen pflegte.

„Gnädigster Herr Graf,“ sagte er mit der alten Demuth, „darf ich Sie um eine kleine Audienz bitten?“

„Sein Sie uns willkommen,“ erwiderte der Graf. „Ich hörte schon, daß Ihre Lage sich passender gestaltet hat. Was Sie mir zu sagen haben, kann die Gräfin immer hören.“

„Mein Bruder ist der Advocat Heilberger —“ begann der Alte, und der Graf wurde ganz Aufmerksamkeit. „Aus dem Nachlasse unsers unglücklichen Vaters, der leider im Tollhause gestorben ist, hat mein Bruder eine Geschichte zusammengebracht — wie ich nicht weiter zu sagen habe, denn Sie wissen's schon.“

„Nun, was gedenkt er zu thun?“ fragte der Graf und suchte die krampfhafteste Bewegung, die ihn erschütterte, zu unterdrücken. „Sind Sie vollkommen eingeweiht?“

„Papa! — Liebe Mama!“ tönte vom Schlosse her Clotildens glockenreine Stimme. Und wie sich die Eltern nach dem Klange wendeten, sahen sie die leichte Gestalt ihres Kindes über den Rasen dahereilen, gefolgt von Wittau, dessen Erscheinung sie überraschte. Die Gräfin ging Beiden entgegen, der Graf zögerte.

„Sagen Sie mir schnell, lebt wirklich Einer, für den Ihr Bruder auftreten will?“ fragte er.

„Dort ist er ja!“ sagte der Alte und deutete auf den daherschreitenden Wittau.

Der Graf hatte nicht Zeit seinem Staunen Worte zu geben, er ging, mit einer stürmischen Flut unklar wogender Gedanken, dem jungen Manne entgegen, dessen Antlitz geröthet war und glänzend sein Auge. Clotilde wich dem Blicke ihrer Mutter aus, sie war in der lieblichsten Verlegenheit.

„Herr Graf!“ sagte Wittau — „oder besser gesagt, Vetter, nun wahrhaft mein Vetter!“ Er reichte ihm die Hand und konnte vor Bewegung nicht sprechen. „Sie sind von Allem unterrichtet,“ fuhr er fort, nachdem der Graf ein Paar unzusammenhängende Worte zur Begrüßung gesagt hatte. „Meine Vergangenheit ist erst kürzlich vor mir aufgerollt worden, ich kenne das Unglück meiner Familie —“

Der Graf hatte sich gefaßt und erwiderte mit Würde: „Sind Sie es, welcher seines Rechtes beraubt worden ist? — ich erfahre in diesem Augenblicke, daß Sie es sind, den diese trauervolle Geschichte betrifft — Sie sind hoffentlich von mir überzeugt, daß ich mich im unrechtmäßigen Besitze nicht zu behaupten trachte. Klarheit aber vor allen Dingen!“

„Was sprechen Sie da? Rechte? Was auch mein Vater für Rechte besessen haben mag, er hat feierlich darauf verzichtet und sich für entschädigt erklärt. Die Urkunde, die nicht auf die redlichste Weise in die Hände des Advocaten gerieth — unsers Freundes Heilberger — hier ist sie, man gab sie mir, um sie zu beseitigen —“

„Im Gegentheil, Herr Graf!“ mischte sich Anton Heilberger hinein, welcher ängstlich herangeschlichen war, alle Devotion verläugnend. „Ich komme eben deshalb im Auftrage meines Bruders, glaube eher zu arriviren, mein Bruder hatte nicht mehr Zeit zu schreiben, doch allen Mißverständnissen vorzubeugen, sollte ich dem Herrn Grafen mündlich sagen, daß die Angelegenheit geordnet sei, keinerlei fremder Anspruch obwalte und mit nächster Post, was sonst noch in Bezug darauf an Dokumenten u. s. w. sich vorgefunden, Hochdenenselben zugehen werde. Der junge Herr ist mir zuvorgekommen, doch hoffe ich, Sie werden meinen Bruder nicht um die Sache verfolgen.“

(Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Ein sehr geringfügiger Umstand hat große Sensation in Paris veranlaßt. Der Herzog von Nemours sucht gegenwärtig durch eine Art von Privatgastfreundschaft, welche er in seinen Salons in Gestalt von Bällen und Concerten übt, sich etwas von jener Popularität zu erwerben, die man ihm bisher so ungerechter Weise versagt hat. Indes besißt seine königliche Hoheit einen höchst aristokratischen Geschmack — höchst aristokratische Neigungen. Auf den Bällen des Königs, seines Vaters, kann jeder Theilnehmer in Pantalons erscheinen; wer aber den herzoglichen Partien beiwohnen will, muß diesen Theil des Costüms bis an die Knie abkürzen, und diese Abkürzung, verbunden mit seidnen Strümpfen, ist bei dergleichen festlichen Gelegenheiten die sine qua non (unumgänglich nöthige) Zulassungsform. Ueber eine so strenge Etikette erhob sich nun ein Geschrei, als ob Louis Philipp die Charte verlegt oder gar, wie vordem Louis XIV., die Worte: „L'état c'est moi“ ausgesprochen hätte. Diese äußerst klügliche Angelegenheit ist indes gültlich beigelegt worden. Der Herzog von Nemours veranstaltete nämlich vor einigen Tagen ein großes Concert, wozu sämtliche Schriftsteller in Paris eingeladen wurden. In der That ein sehr glücklicher Einfall! Denn dadurch war mit einem Male die öffentliche Meinung ihres Hauptorgans, wodurch sie sich am meisten kund giebt, mit leichter Mühe beraubt. Die Herren von der Feder mußten natürlicher Weise in der vorgeschriebenen Bekleidung, die sie noch kurz vorher „höchstens für Lakaien geeignet“ erklärt hatten, bei ihrem hohen Wirth erscheinen. Als ein großer Staatsmann von stets schlagfertigem Witz gefragt wurde, was er von den Pantalons bei den königlichen und deren Abkürzung bei den herzoglichen Feten denke, so erwiderte er bedeutungsvoll: „Le pantalon c'est le présent, la culotte c'est l'avenir!“ (Die Pantalons sind die Gegenwart, die Kniebeinkleider sind die Zukunft!)

„Die Carnevals-Zeit,“ bemerkt das Feuilleton eines Pariser Journals in einer anziehenden Betrachtung über die rauschenden Festlichkeiten der jüngsten Zeit, „ist in Paris glücklich — jedoch vielleicht nicht zur allgemeinen Zufriedenheit — abgelaufen; wenigstens war die Straßen-Mascherade, im Laufe des Tages, durch den anhaltenden Regen fast gänzlich verhindert. Indes fand der Pariser für diesen Verlust seine nächstlichen Entschädigungen, — er weiß sich immer einen lachenden, heitern Himmel zu bereiten. In den Räumen der Opera Comique, im Théâtre des Variétés, im l'Ambigu, im Vauxhall, im Prado, in der Chartreuse, im Boeuf rouge u. s. w. u. s. w. braucht er sich nicht in die Hände zu blasen, da heult kein Sturm, fällt kein Regen und da hat er denn auch eine geraume Zeit hindurch seine Luftsprünge gemacht. Im großen Opernhaus unter Musard's Auspicien ging es am wildesten, am ausgelassensten zu. Der ungeheuer Saal war vollgepfropft wie eine Kanone und von zwei Seiten, von innen und außen, bot er das Bild einer im Sturm genommenen Festung dar. Man hatte

glücklicherweise die Thüren ausgehoben und die Fenster geöffnet, aber dessenungeachtet herrschte eine wahrhaft senegambische Gluth — zehntausend Menschen, deren Pulse rascher und wärmer schlugen als gewöhnlich, athmeten hier! Der Platz für die Tanzenden war durch eine lebendige Mauer cernirt und die wirbelnden Gruppen wogten dagegen wie die Brandung, welche an den Molo schlägt und sich daran bricht; das Brausen des Sturmes wurde durch die lärmende Harmonie des Orchesters repräsentirt. Daß es in diesem Menschen-Strudel nicht an Fußtritten, Rippenstößen, Quetschungen, zerzausten Haaren und Perrücken, gefallenen und fallenden Nasen, verschobenen Masken u. s. w. fehlte, läßt sich denken. Was Musard anlangt, so ist er noch ganz der nämliche, wie vor zehn Jahren: unermüdetlich und leidenschaftslos, seine Stirn erröthet nie, nichts bringt ihn außer Fassung, nichts überrascht ihn, er ist der Typus der Unererschütterlichkeit — das „Impavidum“ des Dichters. Er würde das Orchester für die Länge der Hölle mit demselben Gleichmuth leiten, er würde die Lobten springen machen und seine Violine auf den Trümmern der Welt spielen! Wenn diese Maskenbälle zum großen Theil ihren Schwung Musard's Bogen verdanken und die Mehrzahl anziehen, so sagen doch dem Geschmack der Raffinirtesten und Erfahrensten in dergleichen Dingen die tollen Nächte, welche Mabilie in dem Saal des Théâtre des Variétés den Parisern bereitet, gewiß noch mehr zu. Die große Lockung, welche er bietet, besteht in der Berühmtheit, in der Trefflichkeit, seiner Tänzer, von deren kühnen Sprüngen alle Welt mit Staunen spricht, während die Oper ihrem Rival nur anonyme Superioritäten entgegenzustellen hat. Mabilie allein besißt die lebendigen Incarnationen der Polkas, Mazurkas, Redovas u. s. w., geziert und gehoben durch materische Stellungen und bereichert durch zahllose instructive Geberden.“

(Athalie.) In den Tuilerien haben die königlichen Schauspielers ein Stück von Racine „Athalie,“ mit der Musik von Goffec aufgeführt. Die Chöre dieser Tragödie wurden von den Schülern des Conservatoriums unter Habenecks geschickter Leitung sehr gut gesungen; indes brachte Goffec's Musik nicht die erwartete Wirkung hervor. Goffec, obwohl ein achtbarer Componist, aber arm an Erfindungen, war jedenfalls einer solchen Aufgabe nicht gewachsen; er schrieb die in Rede stehende Musik im Jahre 1789, also hundert Jahre nach dem ersten Erscheinen des Racine'schen Meisterwerkes. Die ursprüngliche Musik zu diesem rührt von Jean Baptiste Moreau her, einem in unsern Tagen fast ganz vergessenen Tonsetzer, von dessen Talent Racine selbst in sehr schmeichelhaften Ausdrücken spricht. Jedenfalls wären seine Chöre den Goffec'schen vorzuziehen gewesen; denn letztere sind in der That ein sehr farbloses und kaltes Nachwerk, wogegen erstere vor den damaligen Elegants von Versailles ganz außerordentlich gefallen haben sollen und wir hätten demgemäß zugleich einen Maßstab zur Beurtheilung des zu jener Zeit herrschenden Geschmacks in dergleichen Dingen gehabt. —

(Schneebüchlein.) Von Jenny Lind's Liebungsliedern — größtentheils Nationalmelodien — ist so eben unter dem

entsprechenden Titel: „Fleurs des Neiges“ (Schneeb Blumen) eine sehr gelungene französische Uebersetzung von Maurice Bourges erschienen. —

(Sector Berlioz ist nach Rußland abgereist.) Diesen Umstand hat der Charivari, welcher dieses Kraftgenie auf Schritt und Tritt verfolgt, zu einer Satyre benützt: Eine caricirte Zeichnung stellt den armen, von einem musikalischen Gehirnsieber befallenen Componisten im Bette liegend dar. Zwei Wärterinnen sind eifrig damit beschäftigt, durch Eisauflegen und kalte Begießungen seine erhitzte Phantasie abzukühlen und da ihm diese Abkühlung zusagt, so beschließt er in einem lichten Augenblicke, um sich nachhaltige Linderung zu verschaffen, nach dem eissigen Norden — nach Rußland — zu reisen. —

Was das Théâtre Historique betrifft, so tadeln Manche die Decorationen, — aber weshalb? — weil sie zu schön seien; „sie nehmen,“ meinen diese Kunsttrichter, „das Auge zu sehr in Anspruch und ziehen die Aufmerksamkeit von der Hauptsache — dem Stücke ab.“ Die Truppe selbst wird allgemein gelobt, „sie hat,“ bemerkt der Courier de Paris, „das Anziehende und den guten Willen der Jugend,“ besonders gefällt eine, wenigstens für Paris neue Actrice, „Madame Perrier,“ welche bisher ihre Rollen zur großen Zufriedenheit des Publikums gegeben hat. — s —

(Ein Schatz.) Der Präsident der Republik Haiti hat zufällig ein leichtes Mittel entdeckt zu mehreren Millionen zu gelangen. Es wird nämlich erzählt, der bekannte Louverture habe, als er von den französischen Truppen unter dem General Veclerc verfolgt wurde, in fast unzugänglichen Bergen eine Geldsumme von fast funfzehn Millionen Francs vergraben und um für immer jede Spur von dem Orte zu vertilgen, wo der Schatz liege, die Neger ermorden lassen, die das Geld eingegraben hatten. Einer dieser Neger nun, der damals noch sehr jung war, konnte sich dieser Niedermeglung entziehen und gelangte auf ein Handelsschiff. Der Capitain desselben verkaufte ihn auf Cuba. Seitdem hat der arme Slave mehrmals an die Regierung von Haiti geschrieben, um ihr seine Mitwirkung bei der Auffindung jenes Schatzes anzubieten, aber man glaubte seinen Angaben nicht. Endlich gab er aber dem jetzigen Präsidenten Riché so genaue Nachweisungen, daß dieser ihn kaufte. Er ist seit einiger Zeit auf Haiti angekommen und die Nachgrabungen haben begonnen. —

Genera lcorrespondenz.

Der Pianist Joseph Schab aus Paris wird in diesen Tagen ein Concert in Leipzig geben und wenn der große Ruf, der ihm vorausgeht, ein verdienter ist, haben die Musikfreunde einen großen Genuß zu erwarten. Schab ist in Steinach bei Riffingen geboren und zeigte schon als Knabe außerordentliches Talent für Violinen und Pianoforte; die Compositionen des

zwölfjährigen Knaben wurden allgemein bewundert. Nachdem er den Unterricht von Alois Schmidt genossen, war er als Professor an dem Conservatorium zu Genf thätig und ging nach sechs Jahren nach Paris, wo er mit außerordentlichem Glücke auftrat und besonders in den vornehmen Zirkeln der Faubourg St. Germain gefiel. Schab's Compositionen, die zum Theil in Leipzig bei Hofmeister erschienen, zeigen von eminentem Talente und eine ganz besondere Berühmtheit erlangte das Lied: Deux ames. In Augsburg wirkte er in einem Concerte der Jenny Lind mit und die Allgemeine Zeitung sagte von ihm: „Er gab uns — was wir ihm danken — keinen Taßten- und Saitenumult, keine Flügelmeute, verschmähte diesmal selbst seine ihn an Thalbergs und Liszts Seite stellende enorme Fingerfertigkeit zu zeigen, sondern überließ es dem ruhigen Eindrucke einiger schön gedachter und grazios vorgetragener Musikstücke auch neben Jenny Lind noch das Publikum zu rauschendem Beifalle hinzureißen.“ Zuletzt spielte er in Gotha am Hofe und im Theater. Die Kenner setzen ihn über Liszt, vielleicht weil er weniger Charlatan ist. — In diesen Tagen reifete der berühmte amerikanische Naturforscher und Maler Audubon, der sich durch die Herausgabe seines großen prachtvollen Werkes über die Vögel Amerikas einen Weltruf erworben hat, hier durch nach Berlin, das er zu einem Zwecke besucht, der unglaublich erscheinen würde, wenn in unserer Zeit noch irgend etwas unglaublich wäre. Er hat nämlich die Absicht, auch Abbildungen der vierfüßigen Thiere seines Vaterlandes herauszugeben und hielt es, nachdem er bereits Reisen durch die Union gemacht, für bequemer, aus Amerika nach Berlin zu kommen, um da die in der Menagerie befindlichen amerikanischen Thiere zu zeichnen, als sie unter Beschwerden und Strapazen aller Art im Vaterlande selbst aufzusuchen. —

In der vornehmen Welt in Berlin machte vor einigen Tagen ein Vorfalle außerordentliches Aufsehen, der auf einem Balle vorkam, welchen der Gesandte einer großen Macht (Englands) gab. Dieser Diplomat, der sich bekanntlich durch seine Liebe zur Kunst auszeichnet, glaubte, ohne gegen die Convenienz zu verstößen, die bekannte graziose Tänzerin Ferrito zu dem Balle einladen zu dürfen. Eine junge Dame aber, Fräulein von E., die in einer Quadrille der Tänzerin gegenüber zu stehen kam, trat, als sie dieselbe bemerkte, sofort ab und verließ den Saal. Obwohl nun das Benehmen des Fräuleins von manchen Seiten nicht gebilliget wird, so fragt man doch mit Recht, ob wohl Lord Westmoreland, der Gesandte, in seinem Vaterlande eine Tänzerin zu einem Balle der vornehmen Welt geladen haben würde und bezweifelt dies. Wir glaubten aber, in Deutschland sei man in diesem Punkte aufgklärter und toleranter als in dem etikettestrengen England. Wenn man von England doch Besseres entlehnen wollte, als gerade die Prüderie, die steife Frömmigkeit, die finstere Sabbathfeier! —

Felicien David, der Componist der „Wüste,“ dessen „Moses“ im vorigen Jahre ziemlich durchfiel, hat kürzlich in Paris zum ersten Male eine neue „Symphonie-Obé“ aufführen lassen: „Christoph Columbus, die Entdeckung der neuen

Welt“ und diese Composition hat großen Beifall gefunden. Sie besteht aus vier Theilen: die Abreise; eine tropische Nacht; die Empörung und die neue Welt. Am meisten gefielen der zweite und vierte Theil und namentlich mußte der ganze vierte wiederholt werden. Meisterlich geschildert ist die Abfahrt der Flotte, das Schwanken der Schiffe, der Donner der Kanonen, das Pfeifen des Commandos im Gegensatz zu dem Gebete des Volkes am Ufer, in das sich zuletzt die fernen Echos eines Gesanges der Matrosen mischen. Reizend ist die Schilderung der Nacht, in welcher namentlich die Harfe in Verbindung mit Oboe und Flöte ergreifend wirkt. Der eintretende Sturm gleicht jedem Sturme, den man durch musikalische Instrumente nachzuahmen sucht und neu ist nur eine eigenthümliche Benutzung der Pauken, welche das Anschlagen der Wogen an die Schiffe mit großer Wahrheit malt. Ebenso effectvoll ist die Windstille ausgedrückt, die Abspannung und Ermattung. Die poetischen Worte, welche diese Scene beschreiben, sind von Mery und während sie gesungen werden, läßt der Componist fortwährend den Ton etwas tiefer sinken, was einen ganz eigenthümlich drückenden, beängstigenden, abspannenden Eindruck hervorbringt. Die dritte Abtheilung, „die Empörung“ soll ganz verfehlt, dagegen die vierte das Schönste sein, was man seit lange in der Musikwelt gehört hat, ja sogar das übertreffen, was Spontini in seinem „Cortez“ Aehnliches schuf. „Die Schilderung des neuen Landes,“ sagt ein Kritiker, „ist von reizender Frische und Anmuth. Der Tag bricht allmählig an; man hört den lauten Ruf: Land! Land! der den Schiffen neuen Muth giebt und die Musik schwillt allmählig zu jubelndem Triumphe an. Es folgt sodann ein ganz eigenthümlicher Tanz der Wilden, über den das Publikum fast in Entzücken gerieth, dann schließt sich der Gesang einer indianischen Mutter an, die ihr todttes Kind beklagt und in der Hängematte zwischen den Zweigen eines Baumes wiegt — ein Gesang, den Mad. Sabatier (die sonst in Deutschland berühmte Fräulein Unger) mit bewundernswürdiger Einfachheit vortrug.“ Das Ganze schließt mit einem Siegeschore und nur der blinde Neid kann es läugnen, daß Fel. David durch dieses großartige Werk den Erwartungen vollständig entsprochen habe, die sein erstes Auftreten erregte. —

Der grauenhafte Theaterbrand in Karlsruhe fängt an in der Presse einen wahren Sturm gegen die Einrichtung aller unserer Theater überhaupt zu erregen, gegen die in die Höhe gegipfelten Gallerien übereinander mit der Menge von Corridoren, Gängen, Winkeln &c. Man fragt, ob der Zustand unseres Bühnenwesens es werth sei, daß man täglich Tausende von Menschen einem schrecklichen Tode aussetze; man eifert gegen die großen Opern, die Pracht- und Lärmstücke, weil man ihr retwegen die hohen Theater baut, um durch Uebereinanderschichtung von so viel Menschen als möglich die aufgewandten Kosten wieder zu erlangen — bei der ersten Aufführung der „Undine“ in Berlin soll allein der — Leimfabrikant meh-

tere tausend Thaler angelegt haben —; man bringt darauf, zu der sonstigen Einfachheit des ächten Lustspiels und der wahren Tragödie zurückzukehren und weist endlich auf die meisterlichen Theaterbaue der alten Griechen und Römer hin. Und wer will es leugnen, daß viel, sehr viel Wahres in allen diesen Klagen liegt? Leider werden aber nach der bisherigen Erfahrung noch viele Theater abbrennen und noch viele Menschen verunglücken, ehe es anders und — besser wird. —

In London ist kürzlich eine Uebersetzung von Bürger's „Leonore“ in der glänzendsten prachtvollsten Ausstattung mit vier großen Illustrationen von dem bekannten Maler MacIise erschienen. Selbst der Einband ist ein Kunstwerk. Freilich kostet auch diese Ausgabe des einzelnen Gedichtes — fünf Thaler. —

In Dresden hat ein am 8. März verübter gräßlicher Doppelmord allgemeines Entsetzen erregt. Der Mörder, ein Buchbinder, Otto Strehle, der Sohn eines Calculators im Kriegsministerium, erschlug — seine Mutter und Schwester, mit denen er längere Zeit in Unfrieden gelebt hatte. „Nach einem Banke,“ heißt es im Dresdener Tageblatt, „wird er mit sich einig die Mutter todtzuschlagen, führt aber diesen Entschluß nicht in der ersten Aufwallung aus, sondern geht an diesem Tage noch seinem Vergnügen nach, legt sich Abends ganz ruhig zu Bette, in welches er das Beil mitnimmt, um damit früh die ruchlose That ausführen zu können. Als er aufsteht, ist seine Mutter schon hinuntergegangen, um klares Holz zu machen; die Schwester liegt noch schlafend im Bette. Er holt das Beil aus seinem Bette und schlägt die Schwester in dem ihrigen todt durch einen Hieb mit dem stumpfen Beile, dem er noch einen scharfen Hieb nachfolgen läßt, dann stellt er sich an die Stubenthür, um seiner Mutter beim Hereintreten den Kopf einzuschlagen. Sie bleibt ihm aber zu lange aus und er setzt sich, ihre Rückkunft erwartend, hinter den Ofen, wo er nicht bemerkt werden kann, „in den Großvaterstuhl.“ Als die Mutter endlich wieder heraufgekommen und mit dem Feueranmachen vor dem Ofen beschäftigt ist, erschlägt er sie von hinten mit einem Schläge, dem er noch einen zweiten auf den Vorderkopf nachfolgen läßt. Er legt hierauf die beiden Leichen in die Kammer zusammen, bindet von dem mütterlichen Leichname die Geldtasche ab, nimmt die wenigen darin befindlichen Groschen an sich, trägt die Betten herein in die Stube und holt gleich darauf einen Juden herauf, dem er die Betten verkauft, ohne durch das geringste Zeichen von Angst oder Aufregung sein Verbrechen zu verrathen. Im Laufe des Tages verkauft er auch noch einige andere Sachen, treibt sich mit dem Gelde in der Stadt umher und geht an demselben Abend zu Tanze. In gleicher Weise verlebt er die folgenden Tage nach der That, in welchen er mehrmals noch in die Wohnung zurückgeht und Sachen zum Verkaufen oder Versehen holt, besucht wiederholt das Theater und die Tanzboden und verbringt die Nacht bis zum späten Vormittag in lieberlichen Häusern.“ Mit der größten Ruhe gestand er die grauenhafte That sofort ein. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 15.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zblr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Neubles, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zbaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der dunkle Stein.

Novelle

von

Bernd von Busch.

(Beschluß.)

„Lassen Sie uns doch zur Besinnung kommen,“ rief der Graf. „Gehen wir, mein theurer, mein edler Better! [Und Clotilde, während er diese Worte sprach, küßte entzückt ihrer Mutter Hand]. Im Zimmer, in der Ruhe müssen wir das abmachen. Kommen Sie,“ wandte er sich auch an Heilberger — und seiner Gattin, welche mit Thränen im Auge zurückblieb, schenkte er noch einen Blick der innigsten Liebe.

Mutter und Tochter hatten sich viel zu sagen — wir wollen diese Weihestunde kindlichen Vertrauens und mütterlicher Zärtlichkeit nicht belauschen. Im Schlosse finden wir Abends glückliche Menschen vereinigt — Herr Anton Heilberger war mit einer schriftlichen Antwort an seinen Bruder schon wieder abgereist.

„Der Ränkeschmied fürchtete mich!“ sagte Wittau. „Er konnte das Geheimniß nur seinem Bruder vertrauen und jagte ihn mit Courierspferden hierher, um eine Lüge zu schmieden. Mir gab er das Document, damit ich es vernichten solle — er wußte von seinem Vater, dem unseligen Maler, der es ihm in seinem letzten lichten Augenblicke entdeckt, daß diese Urkunde, welche Ihnen den Besitz sichert, mit den andern Erinnerungen an jene — Trauerzeit unter dem Monumente

lag, darum stahl er es gewaltsam — und mir zeigte er es, um daran die größte Erpressung zu knüpfen. Ich entriß es seiner Hand!“

„Mein edler Emil!“ rief die Gräfin.

„Armer Emil!“ schnarrte hinter ihnen der Papagei. Clotilde erröthete heiß, denn grade so hatte der Vogel gerufen, als sie heute von dem Better im Salon überrascht worden war. Was dann zwischen Beiden, denen das Herz allzumächtig schlug, verhandelt worden ist, haben sie erst später gestanden, als sie ein glückliches Brautpaar waren. Der Papagei hätte eher Ursache gehabt: armer Dittkirchen! zu rufen.

„Liane hieß also ein älteres Schwesterchen, das Sie gar nicht gekannt?“ fragte die Gräfin.

Das Zartgefühl wehrte, die trübe Vergangenheit hier in alle ihre Fäden zu zerlegen; die ganze Schuld fiel ja auf des Grafen Vater und Emils Mutter hatte zu schweres Leid von ihm ertragen, ein Leid, das ihrem armen Kinde an der Brust den Tod zu trinken gab. Was sie noch erduldet an der Seite eines leichtsinnigen Gatten, der das Abstandsgehd für sein Recht, das zu erkämpfen er für zu fabelhaft hielt, vergeudete und sich und die Seinigen in das tiefste Elend stürzte, dem er sich selbst durch Selbstmord entzog, das hatte sie dem Sohne verschwiegen. Ach! sie ließ ihn selbst als hilflose Waise zurück, dessen sich dann der menschenfreundliche Bruder der Gräfin erbarmte, der den Knaben so lieb gewann, daß er ihm seinen Namen schenkte, ohne doch weiter für ihn sorgen zu können. — Von all' diesen Schicksalen seiner Eltern, von seinem

Schwesterlein, von seiner Herkunft hatte er zuerst in Dresden gehört, als er nach dem Zweikampfe mit Dittkirchen in das Haus des Advocaten kam, der entschlossen war, das einzige Erbtheil von seinem wahnfinnigen Vater, dies Bröbchen des achtzehnten Jahrhunderts, nach bester Möglichkeit auszubeuten.

Das war nun vorüber, doch ließ man ihn ferner in Ruhe. Emil hatte durch die Entfagung seines Vaters, welche auch auf seine Nachkommen lautete, freilich kein Recht auf die Besitzungen seiner Vorfahren mehr, er würde es aber auch im besten Falle nie gegen den Grafen geltend gemacht haben; um die Vergangenheit ruhen zu lassen, behielt er auch den Namen Witttau bei und die Familie versicherte sich der Verschwiegenheit der Brüder Heilberger durch eine namhafte Summe, als Rente zahlbar, wovon jedoch Herr Anton, vormals Singe, nichts abbekam, da der Bruder seinen Antheil unterschlug. Eine Entschädigung mußte aber Emil doch haben, und welche bessere konnte man ihm gewähren, als Clotildens Hand, da er ihr Herz, wie er mit Entzücken errathen hatte, schon besaß?

Dittkirchen erhielt von der Gräfin eine so zartgestellte Antwort auf seine frühere Werbung, daß er einen Moment seine ganze Maske verlor und ihm die hellen Thränen über die Backen liefen.

„Also Fiasco gemacht!“ sagte er, nachdem er seine Fassung wiedergewonnen hatte. „Ich werde mich nie wieder in Gefahr begeben — auch habe ich mir sagen lassen, daß man nur einmal wahrhaft — halt! werden Sie nicht sentimental, Bester!“

Die gräfliche Familie erhielt, als Witttaus Verlobung öffentlich bekannt gemacht wurde, drei Karten von Dittkirchen. Bei der Braut war die Gatte: Glückwunsch, umgebogen, bei der Gräfin: Abschied, bei ihrem Gemahle: Beileid. Er verlor ja sein Kind, das nun einen Andern mehr liebte als ihn.

Der Graf entschied sich auf des Rentmeisters Anbringen jezt wegen der zu verpachtenden Theile seines Majorats, aber ehe er mit den Fremden abschloß, erschienen einige seiner Beamten fragsüßelnd und baten um die Pachtung, welche sie unter denselben Bedingungen, wie die Fremden, übernehmen wollten. Den Grafen frappirte das nach den bisherigen Erfahrungen über die Ertragsfähigkeit selbst, doch genehmigte er ihr Gesuch und die Fremden zogen ungern ab, begleitet von den geheimen Verwünschungen der Einheimischen, denen sie das Spiel verdorben hatten.

Nun blieb aber der Graf nicht auf halbem Wege stehen. Er nahm selbst Einsicht in die Verwaltung

der nicht verpachteten Güter, er beschränkte seinen Haushalt auf das Vernünftige und führte eine strengere Ordnung ein. Was seine Standesgenossen, besonders die Damen, dazu sagen, ist mir bis jezt noch nicht zu Ohren gekommen, ob sie das Beispiel nachahmen werden bezweifeln wir. Wenn es ihnen nur nicht einmal zu spät wird!

Bei der Sorge, welche der Graf nun für die Zukunft seiner Töchter in jeder Hinsicht trägt, werden sie einst sehr gute Partien werden; sie wachsen unter der Aufsicht der kleinen Peyrouse, die allein von den Bonnen im Hause geblieben ist, freudig heran; Herr Arens und die reizende Saligny sollen eine Erziehungsanstalt begründet haben, — über das erwählte Theil der schönen Genferin gehen verschiedene Gerüchte. Frau von Zeller will sie in der Opernloge eines vornehmen Herrn gesehen haben, da die alte Dame aber an jenem Abende ihre Brille vergessen hatte, so ist ihre Nachricht nicht ganz zuverlässig.

Witttau bleibt im Staatsdienste. Seine junge Frau ist zwar glänzend dotirt, aber er will, wie billig, nicht ihr seine Stellung verdanken und dann hat er, bei ruhiger Betrachtung, eine ganz andere Ansicht über seinen Beruf gewonnen, er hat vor Allem die Unzufriedenheit, die ihn quälte, von sich abgeschüttelt, dadurch ist ihm der schöne Wirkungskreis, den er sich schaffen kann, erst klar geworden. Wir wünschen ihm Glück dazu.

Der Stockfischfang.

Humoristische Erzählung

von

Ludwig Storch.

Eine sehr elegante Berline fuhr vor einem ziemlich großen, im modernsten Style erbauten Gartenhause vor. Dieses lag vor dem Thore einer norddeutschen Residenzstadt. Im Garten und am Gebäude deutete Alles auf Reichthum und Prachtliebe. Auf dem gusseisernen vergoldeten Balkone grünte und blüthete üppiges Pflanzenleben einer heißern Zone in stolzen Exemplaren; purpurne schwere Vorhänge mit goldüberspannenen Franzen leuchteten durch die hohen Spiegelfenster. Vor und zu Seiten des Hauses gutgepflegte Bowlinggreens und geschmackvoll gruppirte Boskettis,

überall die Enthüllung eines Genius voll Kunstsinns, Geschmack und Taft. Nirgend zu viel, nirgend zu wenig, überall das rechte Maas.

Der schier prächtig beivorte Diener sprang hinten von der Berline und ging mit dem eigenthümlich eiligen Schritte geschäftiger Müßiggänger in das Gartenhaus. Nach einigen Minuten kehrte er zurück und meldete im schnarrenden Bedientenleiertone: „Ercellenz sind angenommen,“ öffnete dazu den Schlag und half einem stattlichen wohlbeleibten Herrn heraus, auf dessen feinem schwarzen Leibrock mehrere Ordenszeichen glänzten. Das Gesicht, von jenem Roth — obwohl erst sparsam — belegt, welches aus einem geistvollern Gefäß als dem Schminkeöpfchen stammt, trug mehr Gutmüthigkeit in den regelmäßigen, schier schönen Zügen als man gewöhnlich in aristokratischen Gesichtern zu finden pflegt und hatte keine Spur von jener traurigen Bläue, die in jenen Regionen gleichsam stereotyp geworden ist. Die Ercellenz war, wenn auch kein junger Mann mehr, doch aber noch ein schöner und besonders ein einnehmender Mann. Mit natürlichem Anstande, ohne vornehme Affectation, stieg er aus und ging in das Haus. Ein Diener öffnete ehrerbietig eine Flügelthüre des Gartensalons und der stattliche Herr stand vor einer jungen reizenden Frau, die anmuthig auf einem kostbaren Polsterbette lag, nur leicht mit einer purpurschwarzen Decke überworfen, in einen blüthenweißen Morgenanzug gekleidet und das wohlgeformte Köpfchen auf die zarte Hand gestützt, über welche einzelne braune Locken, die sich aus dem Häubchen herausstahlen, herabfielen. Das liebliche Gesicht war etwas bleich und angegriffen, aber dadurch gewiß nur noch interessanter. Ein Paar große braune Augen blickten mit gedämpftem Feuer unter schönen dunkeln Bogen und mit einem Ausdrucke von Wohlwollen auf den Eintretenden. Aus dem ganzen, wenn auch nicht schönen, aber recht hübschen Ovale, vorzüglich aber aus dem niedlichen Näschchen sprach jene naive Kühnheit, jene rasche Entschlossenheit, welche die meisten Männer so sehr am Weibe lieben, weil sie etwas Männliches zu sein scheint, aber doch eigentlich und ihrem innersten Wesen nach durch und durch weiblich ist. Die junge Dame war jedenfalls eine sehr interessante Erscheinung.

Vor ihr auf einem Nachttischchen waren Modenzei-
tungen und Bilder, politische und belletristische Tagesblätter aufgehäuft; eins derselben, in welchem sie eben gelesen zu haben schien, hatte sich, ihrer Hand entfallen, auf die Decke gebreitet. Ueber die Lehne eines

Stuhles, ihr zugewendet, hing ein neues grünseidenes Kleid von schwerem Stoffe, ein herrlicher Shawl, ebenfalls erst aus dem Magazin gekommen, wie der Augenschein lehrte, daneben; ein neuer Rosastorchhut und andere Putzgegenstände hatten den nahen Tisch eingenommen, vor welchem eine etwas affectirt gepuderte Frau in den mittleren Jahren und mit einem verschmizten Gesichte saß, beschäftigt mit der Nadel einiges an dem Putz zu vervollständigen.

„Noch immer nicht besser, meine Gnädige?“ fragte die Ercellenz, nach höflicher Begrüßung, mit herzlichster Theilnahme und setzte sich an das Bette, die Hand der Dame mit angeborener Galanterie küssend. „Ich glaubte Sie wieder, wie eine Sylphide, Ihren Garten durchschwärmend zu finden und muß Sie zu meiner Bestürzung noch das Lager hütend finden.“

„Aber morgen fahr' ich wieder aus, bester Baron,“ sprach die schöne Frau munter und lächelnd und mit einer unbeschreiblichen natürlichen Grazie, die man eine wilde zu nennen hätte versucht sein können. „Sie sehen, Madame Holzmann hat mir aus ihrem Magazin einen neuen Anzug mit Zubehör gebracht. Ich kann doch meine Genesung nicht in einem alten Kleide feiern!“

„Sie entfalten in jedem neuen Kleide neue Anmuth,“ sagte der Baron, „deshalb können Sie für Ihre Verehrer gar nicht genug neue Kleider besitzen. — Ich bitte höflichst um Erlaubniß, Sie morgen in meinem Wagen abholen und an Ihrer Seite Platz nehmen zu dürfen.“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht.“

„Vielleicht erfahre ich dann auch aus Ihren gültigen Mittheilungen, welch' ein Unfall Ihnen eigentlich begegnet ist, dessen Folgen so unheilbringend für Sie geworden sind und aus dem Sie mir und allen Ihren Freunden bis jetzt ein Geheimniß gemacht haben.“

„Ich kann Ihnen unmöglich mehr sagen, als ich bereits gethan. Dringende Umstände halten mich ab. Genug ich hatte einen furchtbaren Schreck und schwebte einige Minuten, die aber wahrhaft peinlich für mich waren, in einer sehr großen Gefahr, aus der mich ein mir unbekannter junger Mann großmüthig rettete und sich dann schnell meinem Danke entzog. Verlangen Sie keine Details. Ich würde dadurch eine Person compromittiren, die zu schonen ich alle Ursache habe.“

„Sie haben also ein Abenteuer erlebt, das leicht die schlimmsten Folgen für Sie hätte haben können.“

„Gewiß, so ist's und meinem Retter verdank' ich es, daß Alles so gut abging. Von Ihrer Ehrenhaftigkeit, Baron, seh' ich voraus, daß Sie in diesem Abenteuer nichts von meiner Seite vermuthen, was mir zum Vorwurfe gereichen könnte.“

„Es kommt mir kein solcher Gedanke in die Seele. Ich würde Sie gegen Jeden vertheidigen, der es wagte einen solchen Gedanken zu äußern. Vielleicht gelingt es mir noch, Ihr volles Vertrauen zu gewinnen.“

„Es ist nicht verredet und Sie sind dessen so würdig.“

Entzückt über diese Aeußerung rief der Baron: „Ach, wie Sie noch immer leidend aussehen, es zerschneidet mir das Herz.“

„Wohl weniger Folge des Schreckens als des Verdrußes, meinen Retter nicht ausfindig machen zu können. Sehen Sie nur, in den Tageblättern hab' ich ihn verblümter Weise gesucht und dringend gebeten, seine Adresse in der Modenhandlung des Herrn Holzmann abzugeben. Vergebens! Mit kaltem Stolz verschmäht er meinen Dank und das ärgert mich ungemain.“

„Aber mein Gott! was kann Ihnen daran liegen, einen unhöflichen Menschen, den der Himmel zufällig zu Ihrem Retter machte, näher kennen zu lernen?“

„Ich will ihn ja nicht näher kennen lernen!“ rief die kleine Frau mit neuem Verdruße, der dem Baron deutlich genug hätte verrathen können, daß sie nicht die Wahrheit sprach, wenn er anders geistig befähigt gewesen wäre, solche psychologische Räthsel zu lösen. „Ich will ihm nur keinen Dank schuldig bleiben. Das ist ein drückendes Gefühl für mich.“

„Geben Sie den Armen, was Sie ihm zugebracht haben,“ sagte der Baron gutmüthig, „dann haben Sie Gott und sich genügt.“

Aber die schöne franke und eigensinnige Frau konnte nicht so leicht von dem Gegenstande abkommen, mit welchem sie nun seit acht Tagen unausgesetzt beschäftigt gewesen war.

„Wissen Sie wohl, Herr Baron,“ fuhr sie fort, „welch' ein sonderbarer Gedanke mir vorhin durch den Kopf gefahren ist? Ich möchte ihn fast eine Ahnung nennen.“

„Sie wissen wie gern ich Ihre Gedanken vernehme. Lassen Sie hören!“

„Haben Sie in den Zeitungsblättern der jüngsten Tage von dem Demagogen gelesen, der unter dem Namen „„der schlanke Stock, auch der Stockfisch genannt,““ polizeilich verfolgt wird?“ Dabei hob sie

das Blatt von der Bettdecke und hielt es ihm hin. Er nahm es aber nicht, sondern versetzte kalt: „Mir ist so, als hätte ich es gelesen. Aber was kann Sie ein solch abgeschmackter Mensch interessiren, dem man noch zu viel Ehre anthut, wenn man ihn toll nennt?“

Das Gesicht der schönen Frau verfinsterte sich. „Ich glaube die Tollheit der jungen Leute, die man mit dem Namen Demagogen zu brandmarken glaubt, hat mehr Vernunft, als die Klugheit mancher hochgelehrten Herren,“ sagte sie pikirt. Eine peinliche Pause trat ein. Der Baron wendete sich mit einem bedeutenden Blicke nach der Putzmacherin hin, die sich sofort entfernte.

„Aber Sie sind mir ja Ihre Ahnung noch schuldig, gnädige Frau,“ begann die Excellenz wieder kleinlaut.

„Sie sollen sie zur Strafe nicht erfahren.“

„Wie konnte ich wissen, daß Sie sich für die Demagogen interessiren?“

„Ich interessire mich für alles Große, Schöne und Edle. Diese jungen Männer schwärmen und glühen für Freiheit. Sie können sich noch für eine Idee begeistern. Und weil sie die Märtyrer dieser hochherzigen Begeisterung werden, deshalb interessire ich mich doppelt für sie.“

„Wie schön Ihnen dieser Eifer läßt!“ lachte der Baron. „Sie können Ihr französisches Blut doch keinen Augenblick verläugnen, daran hatte ich nicht gedacht.“

„Es ist mehr werth, als Ihr deutsches Phlegma, mein Herr.“

„Ich bin nicht so ungalant, diese Behauptung bestreiten zu wollen. Aber haben Sie denn schon deutsche Demagogen persönlich kennen gelernt?“

„Nein, ich bin noch nicht so glücklich gewesen,“ versetzte sie erröthend und unsicher.

„Ich dachte mir's wohl, denn sonst würde Ihr gesunder Verstand und Ihr weibliches Gefühl anders von ihnen urtheilen. Ich könnte mit einem Exemplar aufwarten und das ist noch von der besten Sorte.“

„Wie so? Sie, Baron? Wie kommen Sie, der Gesandte, der Minister, mit einem Demagogen zusammen?“

„Weil ich ihn im Hause habe, den toll'n Burschen. Er hat sich als Verwandter aus meiner Heimath hierher zu mir geflüchtet, weil er zu Hause nicht mehr sicher war. Ich muß nun bei meiner Regierung allen meinen Einfluß anwenden, um den thörichten

Jungen aus der Patsche zu ziehen, in die er ganz eifrig gerannt ist. Doch lassen wir das. Der Bursche ist zu unbedeutend, als daß wir viel Redens von ihm machen sollten. — Wird es Ihnen nun gefällig sein, mir Ihre Ahnung mitzutheilen?"

„Ich sollte nicht. Aber Sie wissen, ich kann nicht lange zürnen. Wie gesagt, ich las zeither öfter von dem schlanken Stock und heute wieder. Da sagt mir denn Madame Holzmann, man spreche hier allgemein, der Student, der sich unter diesem Namen versteckt habe, halte sich in hiesiger Stadt auf und fast täglich sei von ihm in ihrem Laden die Rede.“

Der Baron lachte wieder herzlich. „Ich glaube,“ sagte er, „dies wird man in jeder großen Stadt behaupten. Dieser schlanke Stock ist eine zu mysteriöse und deshalb interessante Person, als daß nicht jede Stadt sich die Ehre anmaßen sollte, ihn als Gast angeblich zu beherbergen.“

„Nein, nein!“ rief die Schöne wieder unwillig. „Er ist hier gesehen worden und soll ein sehr schöner junger Mann sein.“

„Aber wer kennt ihn denn? Wer kann denn behaupten, daß dieses oder jenes Subject der berühmte Stock ist? Und wenn er wirklich hier wäre, so würde er selbst, gleichsam steckbrieflich von der Polizei verfolgt, doch wohl der Letzte sein, der sich zu diesem Namen bekennt, der doch jedenfalls nur ein studentischer Spitzname ist und ihm Niemand verdanken kann und wird, seinen wahren Namen zu führen.“

„Dem sei nun wie ihm wolle,“ rief die kranke Dame ärgerlich. „Ich habe in meiner Seele die Ueberzeugung, daß er wirklich hier lebt und die Ahnung, daß Niemand anders mein Retter war, als eben dieser Herr Stock.“

Der Baron schüttelte leise und mißbilligend den Kopf und seine Züge nahmen etwas von diplomatischer Strenge an. Er ließ einige Augenblicke verstreichen und fragte dann höflich: „Wann befehlen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie morgen abhole?“

„Ich werde morgen noch nicht ausfahren, weil ich wieder kränker sein werde.“

„Aber, gnädige Frau, Sie sind ja gesund.“

„Das muß ich doch besser wissen. Ich fühle mich von Minute zu Minute kränker. Ich werde unter einer Woche nicht ausfahren können. Ich danke Ihnen für Ihre Güte, aber ich kann keinen Gebrauch davon machen. Leben Sie wohl, Herr Baron.“

Schmollend drehete sie das Köpfchen nach der Wand und nahm keine Notiz mehr von dem etwas

verlegenen Diplomaten. Dieser war un schlüssig, ob er ihr gute Worte geben oder gehen sollte. Endlich ermannte er sich und verließ rasch Zimmer und Haus.

Kaum hörte die scheinbar Kranke seinen Wagen davon fahren, als sie sich erhob und schellte. Ein flinkes Zöfchen trat herein.

„Lisette, ist Madame Holzmann noch da?“

„Ja, auf meiner Stube.“

„Ist die Amme zu Hause?“

„Sie hilft Madame Holzmann die Chemifette nach Ihrer Vorschrift umändern.“

„Sie sollen beide sogleich kommen.“

Lisette ging und nach wenigen Minuten trat die Pugmacherin wieder herein, von einer ältlichen Frau gefolgt, deren bescheidenen mütterlichen Gestalt man es sogleich ansah, daß sie die älteste Spielpuppe der kleinen eigensinnigen Herrin war. Wer kennt sie nicht, diese stets gehätschelten und unaufhörlich geplagten Mignons vornehmer Frauen, diese armen Geschöpfe, deren Lage unerträglich wäre, wenn ihre Geduld jemals eine Grenze fände, die ewig heitern, immer dienstfertigen Sündenböcke aller Launen und Wunderlichkeiten ihrer Gebieterinnen, diese unentbehrlichen, geschickten weiblichen Wesen, die in der Menschennatur die bescheidene Stelle bekleiden, welche der dressirte Pudel in der Hundennatur einnimmt, diese ehrwürdigen lächelnden Gestalten, die, in einem Athem geliebtest, mit Lederbissen gesüttert, herausgepußt, beschenkt und ausgeholten, moralisch mit Füßen getreten, wirklich geohrfeigt (das Eine so wenig verdienend wie das Andere), dennoch apportiren, über den Stock springen, das Schnupstuch nachtragen und zu jedem anderweitigen Dienste freudig bereit sind, wer kennt diese Menschenart nicht, die man mit dem Namen „Amme“ bezeichnet!

Frau Anna Silbers war ein prächtiges und ausgezeichnetes Exemplar dieser Gattung. Sie war als Amme des einzigen Kindes der Frau von Williers in das reiche Haus des alten Mannes gekommen, dessen Gemahlin die schöne Frau war und als die schwächliche Frucht einer kalten Gelbehe dem Vater nach in die Gruft gesunken war und die Mutter zur Erbin eines ungeheuern Vermögens gemacht hatte, war die Amme dieser schon unentbehrlich geworden.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

Mittheilungen aus Paris. Man tanzt überall und aus den verschiedensten Beweggründen: weil man lustig ist, weil man traurig ist, weil es die Etikette verlangt, weil man nichts zu thun hat, weil man muß, vor allem aber aus Mitleiden, denn in diesem Jahre ist die Mildthätigkeit mehr als je an der Tagesordnung und gewiß mehr als je an ihrem Plage. Troß alles Tanzens, troß der zahlreichen Concerte, Soirées und anderer Feten war das Herz von Frankreich — Paris — wohl seit langer Zeit so nicht verstimmt als gegenwärtig und Ursachen zu dieser Verstimmung sind in der That genug vorhanden: täglich steigende Brodpreise, Geldmangel, schlimme Nachrichten aus vielen Departements und die immer mehr wachsende Noth in der Hauptstadt selbst. Der Pariser Protestarier greift zu allen Mitteln, um sein Leben zu fristen. Vor einigen Tagen begab sich ein Polizeicommissair in die Wohnung eines armen Teufels, der beschuldigt war, daß er Hundefleisch verkaufe. Die Haussuchung förderte mehrere geschlachtete Hunde, zwei Pfannen mit Hundecotelets, mehrere Büchsen mit Hundefett und andere mit eingepökelttem Hundefleisch an den Tag. Da jedoch der Mann hartnäckig läugnete, daß er mit dergleichen Delicateffen Handel getrieben, auch genügende Beweise vom Gegentheil nicht vorlagen und da es übrigens Jedem freisteht, seinen Hunger nach Belieben mit Hundefleisch zu stillen, so konnte man ihm weiter nichts anhaben und die Polizei zog wieder ab. —

Ein Unfall, welcher kürzlich einem Diener der schönen Gemahlin des berühmten Pianisten Thalberg, der Tochter des genialen Lablache, begegnet ist, mag Manchem zur Warnung dienen. Als diese Dame vor einigen Tagen unwohl nach Hause zurückgekehrt war, legte sie sich, ohne vorher ihre Borse herbeizurufen, sogleich zu Bette und die Thüre ihres Schlafgemachs blieb offen. Sie mochte noch nicht lange geschlafen haben, als sie durch ein Geräusch geweckt wurde; kaum hatte sie die Augen aufgeschlagen, so sah sie ihren Kellermeister in das Vorzimmer treten und einen Wandschrank öffnen. Nicht ohne Beunruhigung beobachtete sie ihn stillschweigend, allein sie konnte den Grund seines Einschleichens nicht gleich errathen. Endlich schloß sie aus dem Geklirr der Tassen und Gefäße, welche der Schrank enthielt, daß er nach Thee oder Kaffee suche und bald darauf hörte sie ihn ausrufen: „Welcher abscheuliche Thee!“ Einige Augenblicke später stürzte er zu Boden, wie vom Schläge getroffen. Jetzt sprang Madame Thalberg aus dem Bette und eilte in das Vorzimmer; hier fand sie den Dieb ohne ein Zeichen von Leben auf dem Boden liegen. Die Ursache davon leuchtete ihr sogleich ein. Der Kellermeister hatte seiner Herrin, in deren Abwesenheit, schon öfter Thee entwendet, der jeden Abend regelmäßig in einer Kanne für sie bereit stand. Da sie aber glaubte, daß ihr dieses Getränk schlaflose Nächte verursache, so hatte sie es seit einiger Zeit aufgegeben. Statt des Thees war die Kanne jetzt mit einem Absud von Belladonnablättern gefüllt, von dessen Dämpfen die Dame bisweilen,

auf Anrathen ihres Arztes, Gebrauch machte. Der unglückliche Diener, damit unbekannt, hatte einige tüchtige Büge aus der Kanne gethan und war in Folge der dadurch bewirkten starken Betäubung bewußtlos niedergesunken. Man schickte sogleich nach Maronulli, Lablaches Leibarzte, welcher dem Patienten eine Ader öffnete und etwas Arznei einstößte. Als Letzterer wieder zu sich kam, versiel er in heftige Zornsucht; er ergriff ein Messer und suchte damit alle, die sich ihm näherten, zu verwunden. Nicht ohne große Mühe bemächtigte man sich des Wahnsinnigen und schaffte ihn in ein Hospital, wo er schon am andern Morgen verschied. —

Die berühmte Societé des Concerts du Conservatoire ist jetzt in voller Thätigkeit. Sie besteht nunmehr seit zwanzig Jahren und hat sich's unter andern zur besondern Aufgabe gestellt, Frankreich die als Meisterwerke anerkannten Symphonien Deutschlands würdigen zu lehren. „In der That,“ bemerkt ein Kritiker, „führt sie diese großartigen Tonschöpfungen auf eine so vorzügliche Weise, in einer solchen Vollendung aus, daß die Deutschen selbst ausdrücklich nach Paris kommen, um ihre Meister besser zu studiren und zu begreifen.“ (Wirklich!) „Ein größeres Lob,“ fügt er noch hinzu, „kann einem Orchester wohl schwerlich zu Theil werden.“ — s —

Das größte Aufsehen in der Modenwelt machte kürzlich der große Ball, den der General Ventura gab, welcher in wenigen Jahren in Indien ein ungeheures Vermögen erworben hat. Die Meubles, die Ausschmückung, die Einrichtung des ganzen Hauses, alles ist im orientalischen Style und die Damen bewunderten namentlich mit neidischem Blicke die Wände der Zimmer, die sämmtlich mit den kostbarsten Cashemirshawls drapirt waren. Die Herren dagegen hatten nur Augen für des Generals einzige Tochter, welche durch diesen Ball zum ersten Male in der Welt eingeführt wurde. — Mit gleicher Spannung sieht man der Eröffnung des Hauses der Madame Lehon entgegen, welche wieder an die Spitze der Mode und des Tones treten will. Man erzählt bereits Wunderdinge von dem Glanze und der Pracht der Ausschmückung ihres Hauses, von den bewundernswürdigen Holzschneidereien und dem Reichthume der Vergoldung, welche in manchen Zimmern von der Decke bis zum Fußboden reichen soll, während die Zimmer im Geschmacke Ludwigs XV. an das Boudoir Marie Antoinettes in Trianon erinnern. Eines dieser Gemächer ist über und über mit Spiegelglas belegt, während die Decke von geschliffenem Glase jedes Licht tausendfach wiederholt. Die Dame, deren Reichthum und Geschmack diese Wunder geschaffen haben, ist die Schwiegertochter des berühmten Notars Lehon, der vor zwei oder drei Jahren einem ungeheuern Bankerott machte und Summen von unglaublichem Betrage unterschlagen hat. Er gilt allgemein für das Original des Jacques Ferrand in Sues „Geheimnissen von Paris“ und man glaubt, sein Ruf und Reichthum sei ein Opfer desselben Lasters geworden, welches jenem Notar in dem Romane beigelegt wird. Er wurde zu fünfjährigem Gefängnisse verurtheilt und erleidet jetzt seine Strafe in Poissy, wäh-

rend seine betrogenen Opfer ein neues Leben voll Mühe und Armut beginnen müssen. Zwei derselben hat bereits die Verzweiflung getödtet, drei sind wahnsinnig geworden und befinden sich in Irrenhäusern, während der Sohn einer reichen Wittwe, ein Creole von St. Domingo, der ihm sein ganzes colossales Vermögen anvertraut hatte, täglich auf dem Boulevard Bonnewouelle gesehen werden kann, wo er — Bündhölzchen verkauft.

Die allgemeinste Theilnahme fand vor einigen Tagen das Schicksal der Marie Duplessis. Wer war sie? Eine, die wir hier kaum zu nennen wagen würden, wenn sie noch lebte. Ihre Geschichte bildete in den letzten Wochen den Conversationsgegenstand in allen Salons und alle Zeitungen haben von ihr gesprochen. Sie war das Original von Sues „Fleur de Marie“ (Marienblume) in den „Geheimnissen“ und gehörte zu der Classe von Frauen, die nur in Paris existiren können. Sie war die ächte Nachfolgerin der Marion Delorme und der Sophie Arnould; sie glück diesen durch ihre wunderbare Schönheit, durch ihren geistvollen Witz und ihre Mildthätigkeit; nur durch ihre bittere Reue und ihren frühen Tod unterschied sie sich von ihnen. Die Versteigerung ihrer Hinterlassenschaft brachte ihre außerordentliche Lebensweise völlig ans Licht und bewies, daß die Geschichten von Aehnlichem in der Regentschaftszeit und unter Ludwig XV. keine Märchen sind. Jede kostbare Seltenheit, welche durch Geld zu erwerben ist, jedes Kunstwerk, das Geschmack und Genie erfinden kann, Gold, Silber und Juwelen waren in ihrem Hause aufgehäuft. Die einzige große Pendule, welche Monbro lieferte, die die ganze Fläche auf dem Kamine einnahm und von dem Herzoge von Orleans nicht gekauft wurde, weil sie ihm zu theuer war, die berühmte „Venus“ von Pradier, das beste Werk von Paul Delaroché: ihr Portrait mit vielen andern Figuren, ihr Bett von rosa Atlas mit Spitzen belegt, in welchem sie starb, ihre Equipage, vielleicht die schönste in Paris, welche die Bewunderung aller Fremden erregte, ein prächtiges arabisches Pferd, das sie kurz vor ihrem Tode geritten hatte, alles wurde versteigert. Auch fanden sich bei der Auktion alle Notabilitäten der Hauptstadt ein und für manche Gegenstände wurden ungeheuerer Summen bezahlt. Selbst die Herzoge von Nemours und von Montpensier befanden sich unter den Anwesenden. Marie Duplessis war erst vor fünf Jahren in ihrem Bauermädchenhäubchen und ihren Holzschuhen aus der Normandie in Paris angekommen. Sie stand da im neunzehnten Jahre. Ihr erstes Abenteuer ist unbekannt, aber sie starb, von allem Glanz, von allen Huldigungen umgeben, aus Reue und Melancholie. Jede Kunst wurde aufgeboten, sie wieder für das Leben zu gewinnen, aber alles hatte den Reiz für sie verloren. „Meine Mutter nur möchte ich noch einmal sehen,“ sagte sie einst; augenblicklich flog ein Bote in das Geburtsdorfchen Mariens und bald zeigte sich das Bild der alten normandischen Bauerfrau in den goldenen Spiegeln. Sieben Tage und sieben Nächte saß die sterbende Schöne da, des Lebens müde und doch den Tod fürchtend, hielt unablässig die Hand der Mutter fest und ihr letzter Athemzug war ein Ge-

bet um noch eine Stunde Leben. Und während dieses langen Lobekampfes stand ihr Haus allen Freunden offen, wurde ihr Zimmer nicht leer von Besuchern, die scherzten und spielten und Musik machten, indes die alte Mutter auf den Knien lag und betete, daß Gott ihrem reuigen schönen sündhaften Kinde vergeben möge. Bei der Auktion wurde ein ganz altes dünnes abgegriffenes Gebetbuch, das Marie mit aus der Heimath gebracht und das sie in ihren letzten Stunden wieder hervorgehört hatte, besonders begehrt. Zuletzt erstand es Sue, der nach der Verstorbenen seine „Fleur de Marie“ geschaffen hat, für fünfundsanzig Thaler. —

(Der portugiesische Adel.) „Am vortheilhaftesten,“ sagt Kingston (Lusitanian sketches), „erscheint der portugiesische Adel auf seinen Landsitzen, inmitten seiner Verwandten und Anhänger und wenn dem Fremden das Benehmen desselben in städtischen Gesellschaften gefiel, so dürfte es ihn hier doppelt ansprechen. Auf dem Lande stehen die Villas der Edelleute fast allabendlich den benachbarten Freunden und Bekannten offen und man weiß sich hier die Zeit auf eine eben so angenehme als lebendige Weise mit Tanz, gesellschaftlichen Spielen und Musik zu vertreiben. Die jungen Damen spielen fast ohne Ausnahme Klavier und das in der Regel sehr gut. Unter allen Instrumenten aber ist die Guitarre das beliebteste, welche auch von vielen Herren gespielt wird; mit dieser begleiten sie ihre süßtönenden „Modinhas“ und sie sitzen häufig im Kreise und singen abwechselnd improvisirte Verse. Auch findet sich wohl kaum eine Nachbarschaft ohne ihren Poeten, welcher bei jeder großen Gelegenheit ohne eine Spur von falscher Scham seine Verse recitirt und sind ihrer zwei oder mehrere da, so beginnen sie nicht selten einen friedlichen Kampf um den Vorrang wie vor Zeiten die Barden. — 6 —

(Reichtum der Bauern im Marschlande.) Ein Prediger, der im Marschlande (Schleswig-Holstein) fungirte, erzählte dem Reisenden Kohl, er habe einmal bei einem reichen wistler Marschbauer Kindtaufe gehabt, wobei über vierzig Personen zugegen gewesen wären. Den Kaffee habe man aus einem neuen Silberservice getrunken. Als man aber zur Chocolate gekommen, habe der Bauer wieder ein anderes Silberservice aus dem „Silberschiff“ hervorgehört und beim Thee ein drittes, weil es sich nach dem Begriffe dieser Leute nicht hübsch ausgehört haben würde, wenn das schon gebrauchte Silber aufgewaschen worden und noch einmal vor den Gästen erschienen wäre. Auch habe der Bauer expresse für diese Taufe ein eigenes Taufbecken von Silber verfertigen lassen. — 6 —

(Neue Anekdoten.) Ein . . er Professor ist bei seinen weiterschweifigen Vorträgen den Einleitungen so ergeben, daß er auch bei allen übrigen Dingen eine Einleitung begehrt; so äußerte er kürzlich, als er in einer Einleitung durch den beendenden Glockenschlag unterbrochen ward, er finde es unzumuthig, daß beim Schlagen der Stunde durch die Glocken kein

einleitendes Zeichen, etwa durch Trompeten, von dem was geschehen solle vorausgehe; dies sei die Ursache, weshalb der erste Stundenschlag oft überhört und auch nicht mitgezählt werde, wodurch Irrthum entstehe. —

Ein junger Rechtspraktikant kam im Rausche mit seiner alten Geliebten, auf deren Kosten er vegetirte, in Streit, den sie durch einen Kuß schlichten wollte. „Geh,“ rief der Undankbare aus, „ein Kuß von Dir ist eine Injurie!“ — B.

Genera lcorrespondenz.

In der Mitte des Sommers haben wir auf unserer Bühne in Leipzig ein eigenthümliches Gastspiel zu erwarten, indem der bekannte Director Karl in Wien mit seiner ganzen Gesellschaft, darunter Scholz, Nestroy, die Wohlbrück u. einen Auszug nach Norddeutschland machen und auch bei uns mehrere Vorstellungen geben wird. Der tüchtige Spas, den diese Gesellschaft bringen wird, ist in der ernstesten trübseligen Zeit allerdings fast Bedürfnis. — Einem andern Bedürfnisse, das in Leipzig wie in vielen Städten vorhanden ist, bei uns aber, wo es so viele reiche Privatleute giebt und Actienvereine leicht zu Stande zu bringen sind, dennoch noch lange keine Befriedigung zu finden scheint, wird zuerst in Dresden in großartiger Weise abgeholfen werden. Wir meinen die Erbauung eines großen öffentlichen Schauhauses, dessen Räume zu Schau- und Ausstellungen aller Art, zu Versammlungen, Concerten, Ballen, Festen u. bestimmt sind. Das Dresdner Schauhaus, dessen Erbauung etwa 100,000 Thlr. kosten soll, wird unten viele Verkaufsstellen (vielleicht wäre ein Circus zweckmäßiger) und im ersten und zweiten Stocke große und kleine Säle, Localitäten für Restauration u. einen Hauptsaal mit Galerie an allen vier Seiten enthalten, der etwa 3000 Personen faßt. —

Der älteste Mensch auf Erden soll eine Frau in Moskau sein, die 168 Jahre zählt und in ihrem 122. Jahre den fünften Mann heirathete. —

In London giebt es 70 Johannis-Straßen, 47 Jacobs-Straßen, 52 Königs-Straßen, 44 Neue Straßen, 46 Königin-Straßen, 30 York-Straßen, 15 Wellington-Straßen u. Nun denke man sich einen armen Teufel, welcher in der dringendsten Verlegenheit einen Freund aussucht, von dem er nichts weiß als daß er z. B. Königsstraße Nr. 10 wohnt und der das Unglück hat in 51 Straßen vergeblich zu suchen, in der 52. die Wohnung des Freundes endlich findet, aber zugleich erfährt, er sei ausgegangen! —

Robert und Clara Schumann gehen nach London, der erste um seine „Peri“ dort aufzuführen, die Letztere um sich auf dem Piano hören zu lassen. —

Die erste Sängerin der Leipziger Bühne, Caroline Mayer,

verläßt dieselbe wegen Kränklichkeit; auch soll die deutsche Dejazet, Caroline Günther-Bachmann, ihren langjährigen Contract an derselben gekündigt haben. —

Am 2. März wurde im Adelphi-Theater in Glasgow vor dem Vorhange ein Schauspiel aufgeführt. Während eine beliebte Schauspielerin, Mad. de Bourgh, auf der Bühne erschien, blickte einer der Zuschauer, ein großer schöner Mann in militärischer Haltung, unverwandt auf sie hin, ja er stand mehrmals unruhig auf und endlich rief er gar zur allgemeinen Verwunderung laut aus: „Beim Himmel, sie ist: meine Elise! meine Frau!“ Die Künstlerin wurde ohnmächtig und konnte nicht mehr weiter spielen. Der Director eilte zu dem Manne, der die Störung veranlaßt hatte, um sich zu erkundigen, was er beabsichtige. „Ich gebe Ihnen die Versicherung,“ sagte der Unbekannte, „sie ist meine Frau, die ich seit neunzehn Jahren nicht gesehen habe. Ich bin im Auslande gewesen und habe nie etwas von ihr gehört; ich hielt sie für todt; können Sie sich wundern, daß ich erstaunte?“ Der Director entgegnete darauf, die Frau sei seit drei Jahren bei seiner Gesellschaft, ihr Mann, de Bourgh, sei gestorben und sie habe sich immer des besten Rufes erfreut. „Verheirathet!“ rief da der Fremde aus; „meine Elise verheirathet! Ich muß sie sogleich sehen; sie ist doch noch immer meine Frau. Ich bin Lieutenant Lewis und eben mit meinem und ihrem Sohne aus Indien zurückgekommen. Er ist 22 Jahre alt, 6 Fuß lang, ein prächtiger Junge. Sie sollen ihn auch sehen.“ Der Director wußte nicht recht was er thun sollte, ging aber wieder auf die Bühne, um der Dame, die unterdessen sich erholt hatte, das Ermittelte zu berichten. Die Frau leugnete nicht und die lange Getrennten feierten ein Wiedersehen, das wir nicht zu beschreiben versuchen wollen. Auch klärte sich alles auf. Sie hatten einander jung geheirathet, als er gemeinsamer Soldat und sie eine angehende Schauspielerin gewesen. Das Regiment, in welchem Lewis stand, erhielt dann Befehl nach Indien zu gehen, aber der junge Mann bat vergebens, seine Frau mitzunehmen zu dürfen. Die Zahl der Frauen, welche das Regiment begleiten durften, war bereits voll. Zur Entschädigung erlaubte man ihm, seinen dreijährigen Knaben mitzunehmen. Neunzehn Jahre hatten sie nichts von einander gehört. Er war befördert worden, hatte aber, durch die Gegenwart seines Sohnes getrübet, nicht wieder geheirathet. Die arme Frau hatte acht Jahre nach der Abreise ihres Mannes bestimmt erfahren, er sei in einer Schlacht geblieben und sich dann wieder verheirathet. Zum Glück war der zweite Mann gestorben. Am 10. März wurde das lange getrennte Paar in der katholischen Kirche in Glasgow unter dem Zufließen einer unermesslichen Volksmenge zum zweiten Mal getraut. —

Man spöttelt bei uns, wenn in deutschen oder andern monarchischen Staaten den Offizieren verboten wird einen Schnurbart zu tragen; wir lesen aber, daß auch der nordamerikanische General Worth seinen Soldaten und Offizieren verboten hat, mit Schnur- oder Backenbart zu erscheinen. —

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 16.

1847.



Preis für ca. 104 hohle Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Plüsch, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zblr. 20 Kr. ca. 116 illum. u. schwarz. Stahlst.

Neben, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegend, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Weibes, Gärten, Equipagen, Geigen moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zbaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Stockfischfang.

Humoristische Erzählung

von

Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

Was dieser guten Frau an raffinirter Klugheit abging, das besaß das andere weibliche Individuum, welches jetzt mit ihr zusammen in das Zimmer trat, die Putzmacherin und Modistin Madame Holzmann, die zwar in keinem Dienstverhältnisse zu Frau Williers stand, nichtsdestoweniger aber sich zu allen den Dienstverrichtungen gebrauchen ließ, zu welchen Frau Silbers untauglich war. Es waren dies die feinen der Intrigue, die Referate pikanter Ereignisse aus den höhern Kreisen der Gesellschaft, deren Lieferantin Madame Holzmann ausschließlich war und die Befriedigung jener außerordentlichen Gelüste und Launen, die man eben nur in jenen Regionen kennt.

Ein solches Gelüste hatte sich nun gerade jetzt der schönen Wittve bemächtigt und sie konnte demselben so wenig widerstehen, wie irgend einem andern, im Gegentheile war sie fest entschlossen, alle Mittel und Wege einzuschlagen, um es zu befriedigen.

„Liebe Holzmann,“ sagte sie mit schmeichelndem Tone — und die Angeredete wußte stets, was dieser zu bedeuten hatte — „der Baron von Geisheim hat mir so eben, etwas unbedacht und gewiß gegen seinen Willen, ein köstliches Geheimniß verrathen, nämlich,

daß er einen Demagogen im Hause hat, einen Verwandten, wie er sagt. Ich muß durchaus diesen jungen Mann kennen lernen, koste es was es wolle, nur darf der Baron ums Himmels willen nichts von meinen Operationen erfahren. Ich brenne vor Verlangen, endlich die nähere Bekanntschaft eines jener hochherzigen Jünglinge zu machen, deren kühne Ideen, die sie als Thaten in das Leben zu rufen bemüht sind, mich schon lange begeistert haben. Ich freue mich ungemein, den jungen interessanten Mann bei mir zu sehen. Und denken Sie sich, wenn er mein Ketter wäre — ich habe so eine stille Ahnung —, ja, wenn er vielleicht gar der berühmte schlanke Stock wäre! Ich kann mich vor Entzücken kaum fassen bei diesem Gedanken.“

„Aber, gnädige Frau,“ nahm in dieser kleinen Pause, die der poetische Traum der Frau von Williers machte, die Amme schnell und ängstlich das Wort, „die Demagogen oder wie sie heißen, sollen ganz erschreckliche Leute sein, Räuber, Mörder und Mordbrenner, die das Kind im Mutterleibe nicht schonen.“

„Schweig, Amme, mit Deinen Aberglauben!“ rief die Gebieterin erzürnt.

„Ich möchte Ihnen doch Vorsicht anrathen, gnädige Frau,“ warnte, des Jornes ungeachtet, jetzt die Putzmacherin. „In meinem Laden wurde erzählt, der schlanke Stock könne sich unsichtbar machen, sei hieb- und kugelfest und ein erschrecklicher Bösewicht, der sich dem Teufel für solchen Schutz mit Leib und Seele verschrieben habe.“

„Mein Gott, Holzmann, Sie sind so eine gescheidte Frau und können solche Ungereimtheiten glauben! — Lassen Sie mich nur gewähren. Ich bedarf Ihrer Hülfe. Ich muß Sie aber dringend bitten, pünktlich und gewissenhaft das zu thun, was ich Ihnen aufgabe und durchaus nicht weniger und nicht mehr.“

„Verlassen Sie sich auf mein Wort, gnädige Frau, daß ich Ihre Befehle buchstäblich ausführe.“

„Vor der Hand bestehen sie in nichts weiter, als daß Sie mein Billet, welches ich Ihnen jetzt gleich schreiben werde, an Herrn Sillig, den Secretair des Barons, heimlich abgeben, d. h. so, daß im Gesandtschaftshôtel Niemand weiter etwas davon erfährt. Sie begreifen, daß ich keinen meiner dienstbaren Geister an den Secretair schicken kann.“

„Er soll es heute noch haben, denn er geht täglich an meinem Laden vorüber. Ich brauche ihn also nur herein zu rufen, um es ihm zu übergeben.“

Die schöne Wittwe eilte mit großer Munterkeit zu ihrem eleganten Schreibtische und warf flüchtig einige Zeilen auf Papier, versiegelte und übergab es der Putzmakerin, die sich sogleich empfahl.

In einem einfachen, auf den Hof hinausgehenden Zimmer im dritten Stockwerke des ...schen Gesandtschaftshôtels sitzt am frühen Morgen ein junger Mann, dessen kräftige und angenehme Gestalt lebendigen Eindruck auf jedes unbewachte junge Frauenherz zu machen geeignet ist, in einem kurzen limmenen Reiserocke und liest aufmerksam in einem Buche, während er aus einer langen Pfeife die blauen Wölkchen eines köstlichen Knasters zieht und dazu aus einer Tasse dustenden Kaffee schlürft. Da huscht eine allerliebste Mädchengestalt durch die Thüre herein. Welch' ein kleiner niedlicher Kopf, von dem hellblonde Locken sich herabringeln und das zarte fanstgefärbte Bild mit den blauen treuherzigen und doch so schelmisch lachenden Augen gleichsam in einen goldenen Arabeskenrahmen fassen! Das niedliche Mädchen, etwas fest emporstehend, deutet auf Muthwillen und geistige Ueberlegenheit und ein Paar Züge um den frischen üppigen Mund verrathen etwas wie ein Trogköpfschen. Sie umarmt und küßt den Studenten ohne alle Umstände und er läßt es sich mit einer Gleichgültigkeit gefallen, die einen verdrüßen könnte.

„Ich will Dir nur schnell etwas Neues entdecken,“ flüstert sie ihm zu. „Der Baron hat mir so eben verrathen, daß er Deinetwegen nach Hause geschrieben hat an die Regierung. Er war vorhin beim Frühstück in seiner besten Laune und da kann er mir

nichts verschweigen, was das Haus betrifft. Er hat gebeten, sie möchten Dir doch Deine politischen oder vielmehr unpolitischen Sünden vergeben und Dich wieder zu Gnaden annehmen. Aber er hat keine günstige Antwort erhalten. Sie sind sehr übel auf Dich zu sprechen, Bernhard, Du mußt es aber auch recht schlimm gemacht haben.“

„Ach, davon verstehst Du nichts, Lilli,“ versetzte der Student mit abwehrendem Trost. „Ich versichere Dich auf meine Ehre, daß ich gar nichts Unrechtes gethan habe. Aber wer die Macht hat, versucht ungestraft die edelste Handlung zur Missethat zu stempeln. Wer Kläger und Richter in einer Person ist, wird natürlich der Gegenpartei nicht Recht geben. Es ver schlägt mir auch ganz und gar nichts, wenn sie mich nicht zu Gnaden annehmen wollen; ja ich will gar nicht zu Gnaden angenommen sein und mir schon selbst eine anständige Existenz schaffen.“

„Geh doch, Du trotziger Junge und schäme Dich!“ schmolte Karoline, strich ihm aber dabei zärtlich die Locken aus der hohen Stirn. „Der Baron hat nun aber doch noch einmal und noch nachdrücklicher geschrieben und erwartet nun eine günstigere Antwort in diesen Tagen. Er läßt Dich aber bitten, ja recht vorsichtig zu sein und Dich recht häuslich zu halten, da die Befehle gegen die Demagogen hier geschärft und alle Polizeioffizianten auf sie zu fahnden streng angewiesen sind. Auch sind neuerdings wieder mehrere Demagogen aufgegriffen worden. Ich beschwöre Dich, Bernhard, befolge seinen väterlichen Rath, die Angst für Deine Sicherheit bringt mich sonst um.“

„Ich weiß es ja, gute Lilli, wie sehr Du mich liebst und um mein Wohl besorgt bist,“ versetzte er und drückte ihr die Hand. „Mache Dir nur keinen Kummer, ich will des gütigen Barons Rath befolgen und, so lange ich noch hier bin, mein Zimmer nicht mehr verlassen.“

Das liebe Mädchen wollte ihn eben für dieses Versprechen mit einem Kusse belohnen, als leise an die Thüre geklopft wurde und sogleich ein junger hagerer geschmeidiger Mann hereinglitt. Er war in einen feinen schwarzen Anzug gekleidet, der absichtlich die neueste Mode zu vermeiden schien. Das glänzend schwarze Haar war glatt über die gedrückte Stirn gekämmt, und ein Paar dunkle Augen von sehr gemischtem Ausdruck senkten sich wie in demüthiger Bescheidenheit, verkündeten aber eine listige Geistesüberlegenheit, wenn er sie erhob. Ein eigenthümlicher, nichts weniger als gutmüthiger Zug zuckte über sein Gesicht, als er das

junge Mädchen hier erblickte, aber im Nu war er wieder der ruhige besonnene Mann. „Ich störe doch nicht?“ lächelte er mit einem sauern Lächeln.

„Ich wüßte nicht, was Sie stören sollten, Herr Secretair,“ entgegnete das Mädchen, mit schlecht verhehlter Befangenheit, „ich habe Herrn Müller nur eine ihn betreffende Nachricht überbracht.“

„Und ich bin aus derselben Absicht gekommen,“ sagte der Secretair.

„Noch habe ich Ihnen meinen Dank nicht abgestattet, mein Fräulein,“ wandte sich der Student zu der Schönen. „Meine Dankbarkeit wird gewiß auf Mittel sinnen, mich Ihnen erkenntlich zu zeigen.“

„Es bedarf keines Dankes, Herr Müller.“

„Ich wollte Ihnen nur sagen, werther Freund,“ nahm der lauende Secretair das Wort, „daß ich Sie um sieben Uhr diesen Abend abholen will.“

„Wie? Sie wollen doch das Haus wieder verlassen, Herr Müller?“ fragte Lilli ängstlich.

„Diesen Abend zum letzten Male, mein Fräulein. Ich habe es meinem Freunde Sillig versprochen.“

„In meiner Gesellschaft ist er so sicher, wie in Abrahams Schooße,“ grinste der Secretair wieder. „Der Himmel hält seine Hand über die Gerechten. Denn er hat seinen Engeln befohlen über Dir, daß sie Dich behüten auf allen Deinen Wegen, daß sie Dich auf den Händen tragen und Du Deinen Fuß nicht an einen Stein stößest. — Es bleibt doch dabei, daß ich Sie um sieben Uhr abhole?“

„Ich werde Sie erwarten, lieber Sillig.“

„So will ich mich wieder empfehlen.“

„Wohin so eilig?“

„Ich will meine Morgenandacht in einem Tempel des Herrn verrichten. Der Anblick des Heiligthums während des Gebets stimmt die Seele höher.“

„Sie sind gar zu fromm, Herr Secretair,“ sagte das Mädchen mit einem Anfluge von Spott. „Ich bitte beten Sie auch für mich.“

„Ich bete stets für Ihr zeitliches und ewiges Wohl.“

„So wünsche ich, daß alle Ihre Gebete von Gott erhört werden möchten!“ Mit diesen Worten war sie schnell zur Thüre hinaus.

„Mamsell Sternau scheint nicht zu wünschen, daß Sie diesen Abend das Haus verlassen,“ nahm Sillig das Wort und warf unbemerkt einen heimtückischen Blick auf den Studenten.

„Ach was! Sie hat mir eben gesagt, daß die Polizei den Demagogen eifriger als je nachspürt.“

„Und sie scheint sehr großen Antheil an Ihrem Schicksale zu nehmen?“

„Je nun, sie ist ein gutes Kind und ich bin ihr eine neue Erscheinung im Hause.“

„Wäre es weiter nichts? Sollte das Herz nicht dabei in's Spiel gekommen sein?“

„Ach lassen Sie sich nichts Thörichtes einfallen, lieber Freund!“

„Ja, ja, Sie haben vollkommen recht, werthester Freund, es wäre etwas sehr Thörichtes von Ihnen und von ihr, denn Karoline Sternau ist eine blutarme Waise, die ihr Vetter, der Herr Baron, aus purem Mitleid in's Haus genommen hat. Frau von Billiers aber ist eine steinreiche und dabei schöne und geistvolle Frau. Sie können Ihr Glück bei ihr machen und ich gönne es Ihnen von Herzen.“

„Bah! Davon kann doch wahrlich nicht die Rede sein. Ich verspreche mir nichts als einen angenehmen Abend und das ist Alles.“

„Das Uebrige will ich dem lieben Gott im brünstigen Gebete anempfehlen. Meine Gebete bleiben selten ohne Wirkung. Leben Sie wohl, mein Bester!“

Der fromme Mann empfahl sich und der Student schritt, sich in Tabakswolken hüllend, im Zimmer auf und ab, still vor sich hinlächelnd.

Auf diese Weise war keine halbe Stunde verstrichen, als Karoline heftig in's Zimmer trat.

„Bernhard,“ sagte sie mit ängstlicher Stimme, „meine Ahnung sagt mir, daß Dir Gefahr von Sillig droht.“

„Von Sillig?“ fragte der Student verwundert und aus seinen Träumen fallend.

„Ich möchte darauf schwören, er ist fort, um Dich zu verrathen. Ich habe Dir deshalb schnell in einer Bodenkammer ein sicheres Versteck bereitet. Dorthin mußt Du Dich ohne Aufschub begeben, ehe er zurück kommt und wir müssen ihm und dem Barone, der zum Glücke schon ausgefahren ist, weiß machen, Du seist plötzlich abgereist, von einem Freunde entführt worden.“

„Aber, Lilli, welch ein abenteuerlicher Plan! Ich bitte Dich!“

„Bernhard, ich beschwöre Dich mir zu folgen! Meine Unruhe steigt mit jeder Minute. Meine böse Ahnung wird zur Ueberzeugung. Du schwebst in der äußersten Gefahr und mußt Dich augenblicklich in die Bodenkammer verstecken. Packe schnell Deine sieben Sachen zusammen und schreibe an Sillig einige Abschiedszeilen.“

„Ich kann und mag es nicht glauben, daß Sillig

so schlecht sein könnte. Nein, nein, man muß den schönen Glauben an die Menschheit nicht so leicht aufgeben.“

„An die Menschheit nicht, lieber Bernhard, aber an solche fromme Menschen. Mein Gefühl täuscht mich nicht; er geht damit um, Dich zu verderben. Setze Dich und schreibe ihm, sonst bist Du verloren. Ich will derweil Deine Habseligkeiten zusammenlesen.“

„Du siehst überall Gespenster, Lilli,“ sagte Bernhard verdrießlich; denn er dachte wieder an den zugesagten Besuch für diesen Abend, der auf diese Weise zu Wasser zu werden drohete.

„Diese frommen Geister sind die Gespenster unserer Zeit. Und der Heuchler hat es verstanden, den Baron für sich einzunehmen, denn die Frömmigkeit ist jetzt unter den vornehmen Leuten Mode. — Schreibe, schreibe, um Deines Heils willen!“

„Sillig hat mir alle Liebe und Freundschaft erwiesen,“ widerstrebte Bernhard, „ich habe ihn mit nichts beleidigt, weshalb sollte er mich nun verrathen wollen?“

„Alles mit Absicht und zu seinen Zwecken, ist Silligs geheimer Grundsatz,“ eiferte Karoline und ihre Züge wurden dabei lebendiger und färbten sich röther. „Lehre Du mich das Gesicht dieses Menschen kennen. Er führt Böses im Schilde. Jede seiner Mienen verrieth ihm mir, in so fromme Falten er sie auch zu legen sich bemühte. Nie spricht er mehr von Religion und Tugend, als wenn er, vollgepfropft von Falschheit, eine Bosheit ausbrütet. Als er mich vorhin hier auf Deinem Zimmer fand, sah ich nicht nur am unheimlichen Funkeln seiner Augen, ich hörte auch an seinen salbungsvollen Reden, was in ihm vorging, und als er uns versicherte, ein religiöses Bedürfnis führe ihn aus dem Hause, flüsterte mir mein Genius zu: er gehe Dich zu verrathen und ich schickte ihm Jakob nach, um seine Wege auszuspähen.“

„Und Jakob wird Dich bald genug von der Grundlosigkeit Deines Verdachts überzeugen.“

„Desto besser. Dann habe ich nur die Dachkammer vergeblich eingerichtet und Du nur ein Paar Zeilen vergeblich geschrieben. Setze Dich, ich will den Brief dictiren, denn Du machst von selbst doch keine Anstalt dazu.“

„Aber, beste Karoline!“ —

„So schreibe doch!“ rief das Mädchen jetzt ärgerlich und stampfte mit dem kleinen Fuße auf den Boden. „Muß ich Dich doch zu Deiner Rettung zwingen! Aber schnell,“ fügte sie sanfter und im schmeichelnden

Bittone hinzu: „Thu mir's zu liebe, guter Bernhard, und folge mir nur dies Mal noch!“

Da war der Widerstand des jungen Mannes besiegt. Er setzte sich an den Tisch und nahm Papier und Feder.

Karoline dictirte und Bernhard schrieb: „Mein edelster theuerster Freund! Die Seele blutet mir, nicht persönlich von Ihnen Abschied nehmen und Ihnen Auge in Auge, Herz an Herz, für alle mir erwiesenen Freundschaftsdienste danken zu können.“ —

„Mädchen, wie falsch bist Du!“ rief der Schreiber empört.

„Schlau, Lieber, nichts weiter,“ versetzte sie ruhig. „Nur Kinder und Narren spielen offen mit heuchlerischen Schurken.“

„Das heißt: ich bin ein Kindes- oder ein Dummkopf,“ lachte der Student.

„Ein herzensguter Junge bist Du,“ küßte ihn Lilli auf die Stirn, „der aber das Herz viel zu viel auf der Zunge trägt und aller Welt Vertrauen entgegenbringt. Und deshalb mißbraucht Dich jeder Schelm.“

„Wie Recht hat sie!“ dachte Bernhard und griff wieder zur Feder.

„Schnell zu Ende!“ rief das entschlossene Mädchen, nahm das Blatt, las das Geschriebene durch, gab es zurück und fuhr fort: „Ein Freund holt mich eiligst ab; der Wagen wartet vor dem Thore. Leben Sie wohl, edelster, trefflichster aller Menschen! Meine Dankbarkeit erlischt nur mit meinem Leben. Doch auch darüber hinaus hoffe ich noch sein zu können, Ihr ergebenster Bernhard Müller.“

„Es ist ein abscheuliches Dokument!“ rief der Student aufspringend. „Und es geht nichts über Frauenverstellung und Falschheit.“

„Ja in dem Falle, wenn wir sie zu Euerer Heile anwenden, Ihr stolzen Herren der Schöpfung, die Ihr Euch selbst oft nicht zu helfen wißt,“ antwortete Karoline, während sie das Blatt zusammenschlug und mit einer Oblate verschloß.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und ein kurzer wohlgenährter Mann mit einer großen Glage und einem rothen Vollmondsgesichte trat schwitzend und mit Bedientenbücklingen herein. In der That war es Jakob, der Kammerdiener des Barons. Karoline rief ihm sogleich hastig entgegen: „Nun, Jakob, wie war es?“

„Uff! uff!“ stöhnte der Glasköpfige, „ich bin ganz außer Athem.“ Und er trocknete sich den Schweiß

mit dem battistinen Taschentuche von Gesicht und Stirne.

„Sprechen Sie schnell, Jakob, wie war es?“ rief nun auch Bernhard.

„Sage nur kurz, wohin er ging?“ fügte das Mädchen hinzu.

„Ging er in die Kirche?“ drängte der Student.

„Lassen Sie mich doch nur verschrauben!“ jammerte der Kammerdiener. „Ich bin ja wie toll gelaufen und im Zustande eines gekochten Fisches.“

„Mein Gott, für diese sehr unwichtige Nachricht hättest Du uns die verlangte wichtige machen können!“ rief Karoline ärgerlich.

„So sagen Sie doch nur: ging er in die Kirche?“ wiederholte Bernhard.

„Auf das Polizeibureau!“ versetzte Jakob grinsend.

Der Student erschrak und sagte leise und schmerzlich: „Also doch!“

„Wer hat nun recht?“ triumphirte das schlaue Mädchen.

„Ich sah ihn hineingehen und wieder herauskommen,“ fuhr der Kammerdiener fort, da die Schlossen seiner Geschwägigkeit nun gesprengt waren. „Der Polizeicommissair Klinhardt gab ihm das Geleit und sie drückten sich, als sie noch ein Langes und ein Breites mit einander geschwagt, beim Abschied zärtlich die Hand. Der Herr Secretair wird wahrscheinlich gleich hier sein. Deshalb rannte ich so, um ihm den Vorsprung abzugewinnen.“

„Sobald er in's Haus ist, gib ihm diesen Brief, Jakob,“ sagte Karoline mit Ruhe und Ueberlegung. „Bermelde ihm dabei eine höfliche Empfehlung von Herrn Müller, der plötzlich durch einen unerwarteten Besuch Gelegenheit gefunden, glücklich aus der Stadt zu entkommen.“

„Ein Freund, ein anderer Student habe mich in größter Eile abgeholt,“ fügte Bernhard hinzu.

„Du habest Beide zu einem Wagen am Oberthore gebracht,“ fuhr Karoline fort, „der sogleich abgefahren. Mache es recht natürlich, guter Jakob.“

„Sorgen Sie nicht, Mamsellchen,“ schmunzelte der Kammerdiener. „Ich werde es schon auf's Beste austrichten. Derweil wird Herr Müller etwas bei Seite geschafft. Nicht wahr?“ Dazu zwickerte er schlaulächelnd mit den Augen und machte eine bezeichnende Handbewegung.

„In die letzte Dachkammer. Du bist unser Vertrauter, Jakob,“ schmeichelte das schöne Kind. —

„Aber jetzt fort! fort, Bernhard! Jeder Augenblick längern Zauderns vergrößert die Gefahr.“ Damit schob sie den Studenten zur Thüre hinaus und folgte ihm nach.

Jakob hatte sich im Salon in Positur gestellt, als der Secretair in demüthig schleichender Haltung hereintrat. Es waren die leisen Schritte und vorsichtigen Bewegungen einer Katze, die der fromme Mann unwillkürlich und unbewußt nachzuahmen schien. Auch grüßte er mit jenem Tone, den man den der Bonhommie zu nennen pflegt, den alten Kammerdiener: „Guten Morgen, lieber Jakob!“

„Schönsten Dank, Herr Secretair!“ versetzte der Glasköpfige so freundlich als möglich. „Sie haben eine lange Morgenpromenade gemacht.“

„Promenade?! Nein, bester Jakob! Zum Promeniren habe ich keine Zeit. Ich habe meine Morgenandacht verrichtet und mein Herz zum allgütigen Schöpfer aller Welten erhoben.“

„In welcher Kirche waren Sie denn, Herr Secretair, wenn man fragen darf?“

„In der Dreifaltigkeitskirche habe ich die Frühpredigt gehört.“

„Und wer predigte denn?“

„Der Pfarrer Weise.“

„Ein trefflicher Priester und guter Prediger.“

„Ein großes liebevolles Herz! Jakob, Sie besuchen die Kirche wenig. Sie sollten wirklich Gott fleißiger dienen.“

„Meinen Sie, Herr Secretair? Ich denke, ich bete für meine Umstände genug.“

„Aber ich fürchte, Ihr Herz hängt allzusehr an irdischen Dingen.“

„Es sind hübsche Dinge, diese irdischen.“

„Aber vergänglich, Staub und Asche, stets dem Wechsel und der Zerstörung unterworfen, ohne wahren innern Werth. Wie schwinden sie doch in nichts gegen die ewigen unwandelbaren Güter, die uns die heilige Religion bietet!“

„Aber der Mensch kann doch das Irdische weniger entbehren als das Himmlische. Das müssen Sie mir gewiß zugeben, Herr Secretair. Ich denke mir, wenn wir einmal himmlische Engel geworden sind, wird's gerade umgekehrt der Fall sein. Irdische Menschen: irdische Güter und etwas Weniges Himmel; himmlische Engel: himmlische Güter und etwas Weniges.“

ges, vielleicht gar nichts Erde. Finden Sie den Schluß nicht richtig?"

„Sie sind im Irrthume, Jakob!“

„Als Mensch will man essen, trinken, wohnen, sich kleiden und wohl auch noch etwas mehr.“

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

Mittheilungen aus Paris. Die diesjährige Kunstausstellung im Louvre, welche seit dem 16. März dem Publikum eröffnet worden ist, soll nichts Ausgezeichnetes bieten; unter ihren eifrigsten Besuchern wird der König Louis Philippe genannt, der fast tagtäglich einige Stunden daselbst zubringt, um sich mit den bedeutenderen Leistungen vertraut zu machen. Mit den Entscheidungen der Prüfungscommission für die Zulassung der eingefendeten Kunstwerke zur Ausstellung sind Viele nicht recht zufrieden, man wirft ihr Parteilichkeit und — was noch mehr sagen will — Mangel an Geschmack vor. So lautet, um nur ein Beispiel anzuführen, ein Artikel in der Zeitschrift „l'Artiste“, wie folgt: — „Die Urtheilsprüche der Kunstrichter (Jury) sind oft nicht nur abgeschmackt, sondern sogar grausam. Eine Zurückweisung namentlich, welche sich die Mitglieder der Section für die Sculptur-Arbeiten erlaubt haben, gehört mehr der letztern Kategorie an. Diese Herren wissen recht gut, mit welchen enormen Kosten die Zusammenführung und der Transport einer colossalen, in Gyps ausgeführten Gruppe, welche Herr Maindron, ein junger, keineswegs talentloser Künstler, diesmal nach dem Louvre gesendet hat, verbunden ist; um sich einigermaßen einen Begriff davon zu machen, darf nur bemerkt werden, daß der Hin- und Herweg eines der großen Transportwagen allein 100 Francs zu stehen kommt. Der arme Maindron hat auf besagte Gruppe, woran er seine Hoffnungen für die Zukunft knüpfte, alle seine Geldmittel verwendet, er hat seit zwei Monaten, zwei strengen Wintermonaten, in einem oft ungeheizten Atelier, unermüßlich Tag und Nacht gearbeitet, um sein Werk zur rechten Zeit einliefern zu können — und dieses ist nun zurückgewiesen worden! Das Publikum mag hierüber entscheiden und diesem Verfahren der bezeichneten Section das Epitheton ertheilen, welche es verdient!“

Zwei sehr bedeutende Sculptur-Arbeiten, von dem bekanntesten Bildhauer David aus Angers, die man erwartete, sind noch nicht vollendet; die dazu gefertigten Modelle berechtigten, nach den Versicherungen eines Augenzeugen, zu den schönsten Erwartungen. Es sind zwei colossale Statuen, deren eine den Abbé Bernardin de St. Pierre, auf der Wiege von Paul und Virginie schreibend; die andere den Dichter Casimir Delavigne darstellt, wie er sein berühmtes Werk „Les trois Messéniennes ou Elogies sur les malheurs de la France“ auf dem Altar des Va-

terlandes neben einigen zerbrochenen Aclern niederlegt. Eine vortreffliche Büste des Convents-Mitgliedes Saint-Just von demselben Künstler erinnert, mit Ausnahme des republikanischen Tracts und des langen Haars, an einen griechischen Heroen. David's Hauptwerk aber ist diesmal unstreitig das Monument des Königs René von Anjou, welches auf einem öffentlichen Plage der Stadt Angers aufgestellt werden soll; man erblickt den König in seiner Rüstung, eine Palette, Pinsel, eine Feder und eine Lyra neben sich habend. Das Piedestal, in gothischem Styl, ist mit zwölf Figuren von Zeitgenossen René's verziert. —

„Die Aufführung des Molièreschen Stücks „le Malade imaginaire“ (der Kranke in der Einbildung),“ bemerkt der Courier de Paris, welche vor Kurzem am Hofe statt hatte, erinnert uns, daß die Musik des Prologs und der Zwischenacte dieser Comödie von einem sehr eminenten Componisten aus der Zeit Ludwigs XIV. herrührt, eines Componisten, welcher Ruhm und Talent genug besaß, um die Eifersucht Lulli's, des Lieblingscomponisten des großen Königs zu erregen. Lulli, der nichts weniger als in gutem Einverständniß mit Denjenigen lebte, welche die Ehre der Auszeichnung und die Gunst des Stückes mit ihm theilten konnten, hatte bereits die Musik zu den „Ballets und Divertissements der Prinzessin von Elis“, „der gezwungenen Heirath“, „des Festes zu Versailles“ u. s. w. geschrieben, als er sich mit einem Male weigerte, seine Tonschöpfungen ferner mit den Versen Molière's zu vereinigen. Der schlaue Florentiner hoffte, durch dieses Schmollen die Truppe des berühmten Comikers in eine grausame Verlegenheit zu setzen. Unter diesen Umständen nun wendete sich Molière zu Gunsten seines Malade imaginaire an Charpentier, welcher sich auch sogleich bereit finden ließ und sehr bald die im Eingange dieses Artikels erwähnte Composition lieferte; die Partitur derselben befindet sich in der königlichen Bibliothek und ihre Durchlesung bestimmt uns zu der Ansicht, daß ihre Wiederaufnahme eine der piquantesten sein würde. Warum nicht einen Versuch damit machen und zwar gleichzeitig mit der Vorführung eines Werkes von Lulli?“

— 6 —

(Die Kunst und die Industrie.) „Die Kunst,“ sagt Adolph Ritter von Tschabuschnigg in seinem „modernen Eulenspiegel,“ nicht ohne treffliche Ironie, „muß überall und vielseitig zur Hand sein, alle modernen Lebensverhältnisse soll sie durchdringen, und ihre Verehrer nirgend im Stiche lassen. Industrie und Luxus lieben die Zeitgenossen; erschafft daher die Kunst des Luxus und der Industrie und ihr werdet damit nicht zu kurz kommen. Malet mir die Zimmer auf's Prachtigste aus, und seid überzeugt, die Belohnung wird euch nicht fehlen. Statt der Petrurischen Vasen des Alterthums macht künstlerische Potpourris und Pomadentöpfe. Die Gegenwart setzt ihren Kaufholden und Boxern keine Statuen mehr, wie in Hellas geschah, arbeitet dafür elegante Figürchen aus Porzellan und Wedgewood und jedes Bouboir sei im Kleinen ein moderner Hippodrom von Olympia. Selbst der Haarkünstler lockt das Publikum durch einen Haubenkopf, der an idealer

Schönheit mit den Hermen der alten Philosophen wetteifert. Alles aus der Antike finde seinen Gegensatz im reichen Leben der Modernen; mit der Aschenurne, mit dem Thränenfläschchen bühle das heitere Blumengeschirr, der Köstnerwasserflacon; in Theeschalen und Pfeifenköpfchen übertrefft die Paterna und die Dreifüße der Alten; ja, arbeitet selbst noch tiefer hinunter, im Küchengeschirre, in den unentbehrlichen Töpfen stellt große edle Formen auf und sogar in den geheimen Gemächern leuchte uns Maaf und Schönheit entgegen. Dem Künstler ist nichts gering. Miron verfertigte, wie uns Plinius erzählt, ein Grabmal für eine Heuschrecke, und die Dichterin Erinna aus Lesbos besang es. Rafael verschmähte es nicht den Speisesaal in der Villa des Agostino Ghigi in Trastevere mit der Fabel der Psyche zu schmücken, für die Teppiche von Arras entwarf er unsterbliche Kartone, setz auch ihr euch hin und patronirt mit Tapeten und dekorirt die jüngsten Säle der Zeitgenossen. Phidias zierte sogar den Rand an den Sohlen der Pallas mit dem Kampfe der Centauren und der Lapithen, wie könnten die Modernen ihn treffender nachahmen, als wenn sie die Geschichte der Revolutionen und der Erfindungen, der Zeit und des Fortschrittes, auf die Schienen einer Eisenbahn von Paris bis Moskau eingraben? Der Gedanke wäre übrigens nicht originell, schon Dante ließ die Straße durch's Fegeseuer mit profanen und heiligen Darstellungen pflastern; solche fortlaufende Basreliefs aus der Kulturgeschichte unseres großen Jahrhunderts wären aber die süßlichsten Begleiter unserer Dampfwagenreisen und diese dann um so bildender und lehrreicher.“

— 8 —

(Anecdote.) Bei einer mehr als sparsam bekannten Dame war mit noch elf andern Gästen ein junger Schriftsteller zum Mittagessen eingeladen, bei welchem sich die knappe Berechnung der Wirthin so augenfällig erwies, daß derselbe, da er den untersten Platz an der Tafel eingenommen hatte, sehr kärgliche Bissen erhielt. Als das Diner eben im besten Gange war, bemerkte die Wirthin, daß ihrer dreizehn am Tische saßen, war darüber ganz entsetzt und beklagte, mit Hinweisung auf den alten Aberglauben, „der einen von den dreizehn Anwesenden ganz gewiß in Jahresfrist sterben läßt,“ laut diesen Zufall, worauf der Schriftsteller das Wort ergriff und ihr zurief: „Ich kenne nur ein Unglück für den Fall, daß Dreizehn zu Tische sind und zwar wenn nur für Zwölf zu essen da ist!“ —

Generalcorrespondenz.

Aus London. Hier in London, wo man zuerst die neue amerikanische Entdeckung der Schwefelätherbenutzung anwendete, ist auch der erste Todesfall in Folge derselben eingetreten. Eine Frau nämlich, welche unter Anwendung des Schwefeläthers an einer Schenkelgeschwulst operirt worden, starb drei Tage nachher, ohne wieder zu voller Besinnung gekommen zu

sein und das Todtenschaugericht gab deshalb den Ausspruch: „gestorben an den Wirkungen des Schwefeläthers.“ Dieser traurige Fall hat die junge Begeisterung für das neue schmerzstillende Mittel einigermaßen abgekühlt. Gleichzeitig schieden zwei andere Personen aus dem Leben, die in ihren Kreisen zu großem Ruhme gelangt waren, vielleicht aber den meisten unsern Lesern unbekannt geblieben sind. Die eine ist Mary Annin, eine Frau von europäischem Rufe, weil sie zuerst eine große Anzahl Ueberreste vorsündfluthlicher Geschöpfe entdeckte, namentlich den Ichthyosaurus, das Plesiosaurus etc. Sie kam blödsinnig zur Welt und wurde einst von ihrer Wärterin, als sie noch nicht laufen konnte, zu einer Vorstellung von Kunstreitern unter freiem Himmel mitgenommen. Ein Gewitter, das plötzlich mit gewaltigen Regengüssen eintrat, nöthigte Marys Wärterin mit dem Kinde nebst vielen andern Personen unter einem Baume Schutz zu suchen, wo die meisten vom Blitze erschlagen wurden. Als das Gewitter vorüber war, bemerkten einige Personen, daß das Kind unter den Leichen noch lebend liege und brachten es in warmes Wasser. Da kam die Kleine völlig wieder zu sich und — ihr Blödsinn war verschwunden; ihre geistigen Fähigkeiten entwickelten sich von da an bewundernswürdig schnell. Später wendete sie sich ausschließlich dem Studium der Wissenschaften zu. Sie wurde nur 47 Jahre alt. Der zweite Todesfall, den wir erwähnten, ist der des Besitzers der größten Buchdruckerei in der Welt, des W. Clowes. Er kam vor 40 Jahren arm nach London und hat eine Anstalt hinterlassen, die ihres Gleichen nicht findet. Zu den Wundern, welche seine Buchdruckerei ausführte, gehören: daß sie in einer Woche eine halbe Million Papierbogen bedruckte; daß sie ebenfalls in einer Woche tausend Folioseiten eines Parlamentsberichtes setzte und druckte und den „nautischen Almanach,“ ein Buch von 600 Seiten, die nur Zahlen enthalten, in 16 Tagen setzte und druckte, ohne einen einzigen Fehler. — Eine der größten Auktionen alter Bücher wurde in diesen Tagen abgehalten und es wohneten derselben die berühmtesten Bücherfreunde bei, welche einander den Besitz der dargebotenen Schätze aufs Hitzigste streitig machten. Das Manuscript von Walter Scotts „Rob Roy“ wurde mit 570 Thalern bezahlt und die erste (älteste) Folioausgabe von Shakespeares mit 1080 Thalern — das Höchste, was je für ein Exemplar dieses Buches gegeben worden ist. Den höchsten Preis erlangte: „Cicer. Officia Paradoxa etc.“, das erste classische Buch, das auf Pergament von Faust in Mainz 1465 gedruckt wurde und in den Anmerkungen die ersten griechischen Lettern enthält, die unter die Buchdruckerpresse kamen. Diese Curiosität wurde mit 2000 Thalern bezahlt. In diesem Maßstabe wurden auch die andern Werke dieser reichhaltigen Sammlung bezahlt. — Die neuerliche Wendung des abenteuerlichen Lebens der Lola Montez macht auch hier das größte Aufsehen, wo man sie von früherer Zeit her genau kennt. Nach einem Dubliner Blatt, das über sie merkwürdige Angaben mittheilt, ist Lola nicht in Spanien geboren, sondern in Irland und die Tochter eines vornehmen Spaniers und einer Miß Watson aus Dublin. Ihre Aeltern nahmen sie später mit nach Madrid und

hier verheirathete sich die Tochter des Don Francisco Montez mit einem spanischen Officier, der jetzt todt ist. Die Ehe war aber keine glückliche und Lola ließ sich von einem reichen Irländer entführen, der sie wieder nach Dublin brachte. Aber auch diese Verbindung war nicht von langer Dauer, denn der Irländer verließ die Schöne, die sich nun erst der Tanzkunst widmete und unter dem Namen Betsy Watson zuerst auf der Bühne zu Dublin auftrat. Von da kam sie nach London und hier begannen ihre Abenteuer, die sie seitdem so bekannt gemacht haben. —

In Wien hat ein junger Mann, M. A. Pollak, ein neues Brod erfunden, das außerordentlich nahrhaft und wohlschmeckend sein, auch keine nachtheiligen Einwirkungen auf den Magen haben soll und dabei ungemein wohlfeil ist, indem ein Centner dieses Brodes nur 1 Gulden kostet. Der Erfinder hat seine Entdeckung sofort zur allgemeinen Benutzung preisgegeben. Das neue Brod wird aus den sogenannten Delkuchen gewonnen, die man nach einer gewissen Art behandelt. Seit einigen Tagen findet man dieses neue Delbrod in Wien in allen Kreisen, selbst in den höchsten, und der Erzherzog Stephan soll bereits mehrere hundert Centner desselben für die armen Gebirgsbewohner in Böhmen bestellt haben. Gebe Gott, daß alles Schöne, das man von der neuen Erfindung sagt, begründet sei. Pollak soll sich seit länger als einem Jahre mit dieser Erfindung beschäftigt haben und nahe daran sein, eine fast gleichwichtige zu veröffentlichen, nämlich die eines höchst wohlfeilen Brennmaterials. —

Paris hat zwei seiner größten Künstlergenies verloren, die Mademoiselle Mars, welche unbestritten die größte Schauspielerin ihrer Zeit war und den lebenswürdigen Künstler Grandville, dessen geistvolle Zeichnungen in der ganzen civilisirten Welt bewundert worden sind. Er starb nach kurzer Krankheit, erst 42 Jahre alt. Sein letztes Werk waren die „belebten Blumen“, das Reizendste, was sein Bleistift geschaffen hat und die man in der letzten Woche in London sogar in einem Ballet auf die Bühne brachte. Alle Londoner Blätter erklärten aber auch dieses Ballet für das Lieblichste und Grazioseste, das man je gesehen. —

Das reichste Theater in Europa wird binnen Kurzem das Straßburger, denn es ist das erste, das eine große Erbschaft gethan hat. Ein reicher elsässischer Sonderling, Apfel, hat ihm sein sehr bedeutendes Vermögen nach Abzug einiger kleinen Legate in der Art vermacht, daß die Zinsen desselben noch acht Jahre zu dem Capitale geschlagen werden. Es wird dann jährlich 200,000 Frcs. Renten geben, welche dem Theater zufallen, nebst den 40,000 Frcs., welche die Stadt schon jetzt zur Unterstützung der Bühne giebt und die sie nicht zurückziehen darf. Was sagt dazu unser Leipzig, daß an seine Bühne eben solche Anforderungen macht wie Straßburg an die seinige, bisher aber nicht nur keinen Zuschuß gab, sondern sich Pacht z. zahlen ließ? —

Duprez, einst der vorzüglichste Sänger, ein Mann, der eine Million besitzt, hat Deutsch gelernt, um auf mehreren Bühnen seine Stimmruinen bewundern zu lassen und neue Lorbeeren nebst deutschem Golde zu erlangen. Er trat zuerst in Hamburg gegen ein Honorar von 75 Louis'dor für den Abend auf, wurde aber auf das Allerglänzendste ausgepocht und ausgepiffen. Die großen Künstler und Künstlerinnen werden doch endlich von dem Wahne zurückkommen, daß sie für Deutschland noch gut genug wären, wenn sie in Paris, London zc. Niemand mehr hören mag. Rubini und die Pasta haben es schon vor Duprez erfahren. —

Gewiß tragen viele unserer Leser einen Schnurbart und sie haben bisher nicht gewußt, welchen außerordentlichen heilsamen Einfluß derselbe auf ihre Gesundheit hat. Das hat die London naval and milit. Gazette entdeckt. Diese behauptet nämlich, den Schnurbart habe der liebe Gott den Männern mit gutem Bedacht wachsen lassen, denn er gehöre nothwendig mit zu den Athmungswerkzeugen, indem er die Kälte der Luft in sich ziehe, bevor sie in die Nase und die Lunge komme und er sei deshalb eines der sichersten Schutzmittel gegen — die Schwindsucht. Noch mehr; jenes militairische Blatt will nach statistischen Angaben wissen, daß in den Regimentern, in welchen die Soldaten sämmtlich Schnurbärte tragen, weit weniger Lungenkrankheiten vorkämen als in den schnurbartlosen. Lasse also jeder Mann den Schnurbart wachsen! —

In Namur hat der junge Graf von Liebekerke aus religiösem Fanatismus seine beiden unverheiratheten Schwestern ermordet und wollte auch der dritten, die mit dem Fürsten von Reynas-Bolbecq verheirathet ist, das Leben nehmen. Er hat durch das Lesen des alten Testaments, namentlich der Bücher Moses, seinen Geist zerrüttet. Als man ihn nach dem Grunde fragte, aus welchem er die blutige That vollbracht, antwortete er: „ich habe gesehen, wie meine Schwestern Götzen anbeteten (sie knieten vor dem Crucifixe) und habe sie erschlagen, denn es ist eine Pflicht, die Götzenanbeter von der Erde zu vertilgen, wären sie auch der eigene Vater, die eigene Mutter, Bruder oder Schwester.“ Er erklärt fortwährend, er folge dem hebräischen Cultus und nach seiner Verhaftung hat er zuerst um eine Bibel. Auch bereuet er seine schreckliche That im Kerker noch nicht, sondern rühmt sich derselben. —

Zum Schluß eine Nachricht, über die sich alle Austerfreunde erfreuen werden. Man hat nämlich an der französischen Küste eine neue unermessliche Austerbank entdeckt, die sich von Barfleur bis zum Cap Hève erstreckt, also neun Stunden lang ist; dabei ist sie zwei Stunden breit und an Austern reicher als irgend eine andere. Die Franzosen ärgern sich nur, daß sie außerhalb des Bereiches liegt, in welchem sie allein fischen dürfen und fürchten, die Engländer möchten die Auster in Unmassen weg schaffen. Jedenfalls müssen die Auster recht bald ansehnlich im Preise sinken. —

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 17.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Kränzen (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zhr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen. Jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Wendels Gardinen, Equipagen, Gouven moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zähler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Stockfischfang.

Humoristische Erzählung

von

Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

„Ich habe einen Brief an Sie,“ begann Jakob von neuem.

„Einen Brief? Von wem?“

„Von Herrn Bernhard Müller. Freuen Sie sich mit mir, Herr Secretair! Er ist glücklich entwischt und in Sicherheit.“

„Wie? — Müller — entwischt?!“ fragte der fromme Mann bestürzt und nahm den Brief, den er flüchtig überlas, dann grimmig in der erhobenen Hand zusammenballte und rief: „Gelobt sei Gott für Müllers Rettung! Der Herr sei ihm ein Schirm und Stab auf allen seinen Wegen.“

„Ja, Gott hat Ihr Morgengebet, in welches Sie gewiß Ihren Freund eingeschlossen, sogleich erhört und ihm unverzüglich den Retter gesandt,“ sagte der Kammerdiener hämisch lächelnd. „Sie waren kaum eine halbe Stunde fort, als ein junger Mann eintrat und nach Herrn Müller fragte. Ich führte ihn auf das Zimmer desselben. Sie fielen einander an die Brust, herzten und küßten sich, daß es eine Lust mit anzusehen war. Dann nahm der fremde Student unseren Hausgenossen ohne Weiteres mit fort. Dieser schrieb erst in der Eile diese Zeilen für Sie. Das Ränz-

war hurtig genug gepackt. Nun ging's fort. Ich trug das Ränzchen nach. Vor dem Oberthore hielt ein Wagen. Beide hinein und auf und davon! Vorher trug mir aber Herr Müller noch die herzlichsten Grüße an Sie auf und er werde Ihre aufopfernde Freundschaft nie vergessen.“

„Sagte er das?“ fragte Sillig geschmeichelt. „Ich that nur, was mein Herz mir vorschrieb. Müller war zwar ein arger Sünder an der von Gott eingesetzten Obrigkeit, aber ein frommes gottesfühltes Herz vergiebt dem Irrenden und hilft ihm auf bessere Wege. Müller wird ferner nicht mehr an Gott und den Gesetzen freveln, er wird den Weg der Tugend wandeln und — ich bin sein Retter. Sehen Sie, Jakob, das thut wohl. Dieses Selbstbewußtsein gäbe ich nicht für alle Schätze der Erde hin,“ setzte er hinzu, worauf er sich in das Bureau verfügte.

Hier saß er allein und hing seinen Gedanken nach, denen er zuweilen leis geflüsterte, ja zornig gegrämte Worte lieh. Der Gang dieser Gedanken war ungefähr folgender:

„Als ob der naseweise Bursche den Braten gerochen hätte! — Nun mir kann es am Ende gleich sein, ob er im Polizeigefängnisse sitzt oder in einem Wagen, der ihn funfzig Meilen weit fortträgt, wenn ich ihn nur vom Halse los bin. Das Letztere kann mir eigentlich nur noch lieber sein. Denn über kurz oder lang hätte ja meine kühne Stockfischerdichtung sich doch als solche erweisen müssen und dann wäre er am

Ende gar wieder auf freien Fuß und mir abermals in's Gehege gekommen, der alberne Stockfisch. Das Milchgeschicht war mir verhaßt wie kein Mensch sonst auf der Welt und ich hasste doch wahrlich die Meisten. Jedenfalls hatte der täppische Schlingel Absichten auf Linchen und das schnippische Ding sah ihn auch nicht ungern. Das wäre mir ja ein wahrer teuflischer Strich durch alle meine wohlausgefönnenen Berechnungen gewesen! — Gar nicht übel speculirt von dem Dummkopfe! Sucht den reichen adeligen Verwandten auf, weiß den gutmüthigen Schwachmatikus für sich zu gewinnen und einzunehmen, gesteht, daß er wegen demagogischen Dummheiten im Vaterlande von der Polizei verfolgt wird, daß sein Name geächtet ist und erhält nichts destoweniger den vetterlichen Schutz. Wer sucht auch wohl den proscribirtten Demagogen im Hause Seiner Excellenz des Herrn Baron von Geisheim? Schlaue! Und nun ein Liebchäftchen mit der hübschen, wenn auch natürlichen Tochter des Beschützers, die einen großen Theil des ungeheuern väterlichen Vermögens, ja vielleicht gar das ganze erben wird. Eine Heirath, die der gute Herr Papa segnet. Und der lieberliche Demagog hätte sein Kärrchen im Trocknen. Herr Joseph Sillig aber, Secretair Seiner Excellenz des Herrn Baron von Geisheim, ist der Schlaueste. Fort ist der demagogische Student und Linchen Sternau wird Frau Secretair Sillig und bald Frau Rätthin Sillig und weiter Frau Hofrätthin Sillig und so weiter, und so weiter. Dazu ein Paar Mal hunderttausend Thaler, vielleicht das ganze Vermögen. Und warum nicht das ganze? Ich will das Ganze! Man muß nie etwas halb wollen. Schiller sagt mit Recht: „Immer strebe zum Ganzen!“ — Aus der Heirath des Barons darf durchaus nichts werden. Wozu hätte ich mein Genie, wenn ich diese abgeschmackte Verbindung des alten Narren mit der koketten Wittwe nicht hintertreiben könnte! Wäre Bernhard nicht in Linchen verschossen gewesen, so hätte er ein gutes Werkzeug für mich abgegeben, denn dann hätte ich die Billiers in ihn verliebt gemacht und der Baron hätte einen Korb von ihr bekommen. So aber mußte ich den Burschen beseitigen, der mir in die Quere kam mit seiner abgeschmackten Liebchaft. Der Zweig, der sich nicht in mein Geschlecht fügen will, wird abgeschnitten und in's Feuer geworfen. Jetzt muß ich meine Augen auf Leisnitz richten. Wenn er nur bald kommt! Er wird doch hoffentlich eine erträgliche Figur spielen! Dann rasch an die Ausführung meines gut angelegten Planes!“

In diesen speculativen Gedanken und Reden, die ihm endlich ein vergnügtes Händereiben entlockten und zu einem stolzen Selbstbewundern seines Genies führten, wurde er durch Karolinens Eintritt unterbrochen.

„Wissen Sie schon, Herr Secretair,“ begann sie unbefangen und fröhlich.

„Der Herr segne Sie, mein verehrtes Fräulein!“ fiel er ihr mit Salbung in die Rede.

„Daß unser Freund glücklich entkommen ist!“ fuhr sie, unbekümmert um seinen Segensspruch, fort.

„Ich weiß es und danke Gott dafür. Der liebe Freund hat mir eine rührende Dankadresse votirt. Gott schütze und schirme ihn auf seiner Flucht und auf allen seinen Wegen! Aber Sie, mein Engel?“

„Ei, ei, Herr Secretair,“ entgegnete das Mädchen, „ein so frommer Mann und so sündhafte Reden! Ein schwaches Mädchen für einen Engel auszugeben!“

„Ihre sterbliche Schwäche ist meiner sterblichen Schwäche verwandt,“ perorirte er mit süßlichen Mienen; „unser unsterbliches Theil unserm himmlischen Vater. So sind wir schwach und stark zugleich. Wenn wir nun unsere Schwäche vereinigten, so würde unsere Stärke bedeutend wachsen. Wir würden den höchsten Grad menschlicher Vollkommenheit erreichen. Welch ein frommes gottgefälliges Leben wollten wir führen! Die Thränen der Wittwen und Waisen trocken, die Blöße der Armuth bedecken, Kirchen und Schulen bedenken.“ —

„Aber zu dem Allen gehört ja viel, sehr viel Geld, bester Herr Secretair! Woher wollen Sie denn das nehmen? Sie haben mir selbst gesagt, daß Sie kein Vermögen besitzen und daß ich eine arme Waise bin, wissen Sie auch.“

Sillig trat ihr jetzt ein Paar Schritte näher und indem sein Auge lauernd das ihrige beobachtete, flüsterete er vertraulich: „Linchen, sollten Sie denn gar keine Ahnung haben — — von glänzenden Aussichten?“ —

„Glänzende Aussichten?!“ rief sie lebhaft und ungestüm. „Ich weiß nichts, ich ahne nichts. Sagen Sie schnell, wissen Sie etwas davon?“

„Hat Ihre verstorbene Tante Ihnen nie eine Entdeckung oder auch nur eine Andeutung in Bezug auf Ihren Vater gemacht?“

„Nichts weiter, als daß er vor meiner Geburt in Rußland geblieben ist. Ist etwa ein reicher Onkel von ihm gestorben, dessen Universalerin ich bin?“

„Universalerin können Sie schon werden,“ schmun-

zette Sillig, „aber nicht eines Doktors, sondern Ihres Vaters selbst.“

„Wie ist das möglich? Ich hörte stets von der Tante, der Vater sei arm gewesen.“

„Ich versichere Sie, Ihr Vater ist reich, sehr reich.“

„Sie sprechen in Räthseln.“

„Lebt in Ihrem Herzen keine Stimme, die sie deutet?“

„Sie spannen mich auf die Folter!“ rief Karoline jetzt allen Ernstes ungeduldig und mit einem Anfluge übler Laune fuhr sie mehr befehlend als bittend fort: „Erklären Sie sich doch deutlicher!“

„Wie schön Ihnen dieser Eifer läßt!“ schmeichelte Sillig. — „Linchen, haben Sie nie daran gedacht, in welchem Verhältnisse Sie zum Herrn Baron stehen könnten?“

„In welchem andern als in dem einer armen dankbaren Waise zu ihrem großmüthigen Wohlthäter? Als meine Tante starb, sorgte er als Freund meines seligen Vaters für die Vollendung meiner Erziehung und nahm mich dann in sein Haus auf, damit ich seiner Wirthschaft vorstehe.“

„Und schließen Sie daraus nicht, daß zwischen ihm und Ihnen ein engeres und heiligeres Band bestehe, als das des bloßen Wohlthuns?“

„Ha! jetzt verstehe ich Sie,“ rief Karoline seltsam überrascht und bewegt. „Und Sie glauben also, ich werde einst die Erbin des Herrn Barons sein?“

„Ich weiß es,“ versetzte Sillig mit wichtig thuen-der Bestimmtheit.

Ein angenehmes Lächeln verbreitete sich über Karolines Züge und mit leisem Spotte fragte sie weiter: „Und Sie, großmüthiger Mann, wollen mir helfen, mein Erbe gut anzuwenden?“

„Zur Ehre Gottes und zum Besten der Menschheit,“ entgegnete der Secretair, den Spott nicht herausführend, mit einem tiefen Bückling.

„In der That,“ fuhr das schelmische Mädchen fort, „das könnte mich schon bestimmen, Ihren frommen Wünschen mein Ohr zu leihen.“

Dadurch angefeuert sagte der Heuchler dringend täppisch: „Linchen, geben Sie mir Ihre Hand am Altare! Wir sind für einander geschaffen. Der Baron liebt Sie, er liebt mich nicht minder. Sie lieben ihn kindlich, ich liebe ihn nicht minder. Wir wollen ihm seinen Lebensabend versüßen.“

„Aber Sie sagten mir ja erst vor einigen Tagen, er hege die Absicht, Frau von Villiers zu heirathen.“

„Bah! Das darf eben nicht geschehen!“ Der Frömmling hatte unvorsichtig die Maske gelüftet.

„Wie? Wir können es ihm doch nicht wehren?“

Sillig nahm sich wieder zusammen. „Begreifen Sie doch, liebes Linchen, daß es die heiligste Pflicht unserer dankbaren liebenden Herzen ist, dem guten Vater eine Reue zu ersparen und ihn vor jedem Kummer zu schützen und zu bewahren. Frau von Villiers ist schön, kokett, intriguant, leichtsinnig, mit einem Worte: eine Französin, die keine Ahnung hat von den stillen Tugenden einer deutschen Hausfrau. Sie würde dem guten Vater untreu werden und ihm den Lebensrest verbittern. Das können und dürfen wir nicht zugeben. In seinem Alter führt eine Heirath stets zu Unbequemlichkeiten, mit einer leichtfertigen Französin aber zu offenbarem Unglück. Nur in der Jugend finden und verbinden sich die Herzen mit Glück, versteht sich, wenn Gottes Segen dabei ist, wie bei uns. Thun Sie also das Ihrige, um Seiner Excellenz diesen unüberlegten Plan auszureden. Sie vermögen etwas über ihn. Ich will das Meinige thun.“

„Und Sie vermögen auch etwas über ihn,“ sagte Karoline zweideutig.

„Also unser Bund ist geschlossen!“ rief der Secretair schon triumphirend.

„Gegen Frau von Villiers?“

„Unsern Herzensbund meine ich.“

„Ja so! Das geht aber doch nicht so rasch, mein werther Herr Secretair. Dabei giebt es erst noch viel zu bedenken.“

„Ich will nicht fürchten, daß —“

„Was?“

„Daß Müller —“

„Was ist's mit ihm?“

„Linchen, Linchen, sollten Sie den Saufewind durch Gläser gesehen haben, die Ihr Herzchen rosenroth gefärbt! Fast vermuthete ich, Sie sind in den Leichtfuß verliebt.“

„Wohin denken Sie, Herr Secretair!“ rief das Mädchen herzlich lachend, „ich schwöre Ihnen zu, Sie sind auf falscher Fährte.“

„Es wäre auch sehr unrecht und unbesonnen von Ihnen gewesen,“ predigte Sillig im wohlmeinenden Beichtwatertone, „denn hören Sie mich an, ich muß Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, das mir keine Macht der Erde entrißen haben würde, so lange Müller noch im Hause war. Jetzt aber kann und will ich es Ihnen entdecken; denn die Entdeckung kann ihm nun nichts mehr schaden. Sie erinnern sich doch

von dem berühmten Demagogen gehört zu haben, der unter dem Namen „der schlanke Stoc oder der Stocfisch“ polizeilich verfolgt wird?“

„Ei freilich! Es stand ja genug in den Zeitungen von ihm und das Gerücht ging, er halte sich in der hiesigen Stadt verborgen.“

„Das Gerücht hat wahr gesprochen. Der schlanke Stoc ist Niemand anders als — Bernhard Müller.“

„Aber er heißt doch Bernhard Müller und nicht Stoc oder Stocfisch.“

„Der „schlanke Stoc“ und „Stocfisch“ war sein Studenten- oder vielmehr Demagogenname. Wie alle Räuber und Spizbuben, geben sich nämlich die Demagogen besondere Spiznamen, wonach nur sie sich untereinander kennen. — Nichtwahr jetzt ist Ihr edles Herz voll Abneigung gegen diesen Stoc?“

„O voll Abscheu! Und wie ich vor ihm schaudere, so fühle ich mich von Hochachtung für Sie durchdrungen, daß Sie das Alles wußten und dennoch sein Wohlthäter wurden.“

„Mein frommes mitleidiges Herz!“ lächelte der bescheidene Mann verschämt.

„Aber es wäre doch eigentlich Ihre Pflicht gewesen, den gefährlichen Stoc in die Hände der Polizei zu liefern.“

„Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

„Die Obrigkeit ist an Gottes Statt!“ parodirte das Schelmenmädchen den Heuchler.

„Man darf dem Verbrecher nicht jeden Weg zur Besserung abschneiden. Ich habe täglich für Bernhard gebetet und seine Befehlung Gott befohlen.“ Und zum zweiten Male hielt er ihr die Hand hin.

Aber neckisch rief die hübsche Blondine: „Ich muß es mir doch beschlafen!“

„So soll ich morgen —“

„Bestimmte Antwort haben.“

„Der Herr erleuchte Sie und nehme Sie in seinen besondern Schutz!“

Karoline kicherte draußen in ihr Taschentuch.

Eben fuhr der Wagen des Barons vor. Karoline empfing den würdigen Herrn auf seinem Zimmer und küßte ihm die Hand. Er klopfte ihr dafür zärtlich die blühende Wange und betrachtete sie mit sichtlichem Wohlgefallen.

„Bon jour, ma mie!“ sagte er mit etwas fetter Stimme. „Aber Kind, Du siehst ja ganz echauffirt aus. Es ist Dir doch nichts Unangenehmes begegnet?“

„Nichts, das ich wüßte, Excellenz. — Doch muß ich Ihnen eine Neuigkeit mittheilen. Bernhard ist von einem andern Studenten, der feinetwegen hierher gereist war, diesen Morgen schnell entführt worden und hat mich beauftragt Ihnen seinen herzlichsten Dank zu sagen und er werde Ihnen in den nächsten Tagen ausführlich schreiben.“

„Ist er fort? Desto besser. Du weißt wie gut ich ihm bin! Von Euch beiden ist mir eins so lieb wie das andere. Aber ich gestehe Dir es jetzt offen: er hat mich genirt. Es wollte sich doch nicht recht schicken, daß ein der Demagogie verdächtiger junger Mensch in meinem Hause lebte. Wie leicht hätte ich durch ihn compromittirt werden können! Daß er für meinen Verwandten galt, machte die Sache nicht besser. Nur Deinetwegen, Lilli, ließ ich es geschehen.“

„Sie sind stets so gütig gegen uns,“ stammelte Karoline mit einer Thräne im Auge; denn das Gefühl des Unrechts kam zentnerschwer über sie, daß sie den edlen Wohlthäter hinterging. „Meine unbegrenzte Dankbarkeit — —“ Und sie beugte sich nieder, um ihm abermals die Hand zu küssen. Aber er entzog sie ihr und sagte sanft: „Laß das, Lilli! Du bist kein Kind mehr. Du bist ein großes hübsches Mädchen geworden und erinnerst mich lebhaft an Deine Mutter. Ach, sie war so hübsch und hold wie Du. Eine liebevolle, ach! leider zu früh verwelkte Blume im Garten meiner Jugend —.“ Und der starke Diplomat war von Erinnerungen so ergriffen, daß er sich abwandte und sein Battistuch an die Augen hielt. Die Rührung dauerte nicht lange, er wandte sich wieder zu Karolinen mit der Frage: „Apropos, Kind, hast Du der Frau von Williers den neuen Stocfisch geschickt?“

„Vor einer Stunde schon.“

„Sie wird sich freuen. Ein köstliches Wesen. Une bonne delicatessen!“

„Frau von Williers?“ fragte Karoline zerstreut.

Der Baron lachte über diese Frage, daß ihm der Bauch schüttelte. „O auch sie, auch sie!“ rief er vergnügt. „Doch meinte ich den Stoc, den Kabelaue, den delicatesen Fisch. Darüber muß man Goldast hören. Er hält einen so geistreichen Vortrag über den edlen Stoc, daß man den lebhaftesten Appetit bekommt. — Doch sage mir, liebes Kind, wie gefällt Dir Frau von Williers?“

„Sie ist eine sehr liebenswürdige Dame,“ sagte Karoline mit Ernst.

„Parlaite in ihrer Art, wie der Stocfisch in der seinigen!“ Die Excellenz schwieg einige Augenblicke

und betrachtete, auf dem Sopha sitzend, gesenkten Kopfes verstoßenen Karolinen, die am Fenster saß. Dann fuhr er mit einer gewissen ängstlichen Vertraulichkeit, die recht eigentlich diplomatisch war, weil sie mehr Mißtrauen als Vertrauen verrieth, leiser fort: „Was meinst Du, Lilli, wenn ich —.“ Aber er blieb stecken und räusperte sich verlegen. Der Mensch in ihm stieg über den Diplomaten.

„Was meinen Sie, Excellenz?“ fragte Karoline schelmisch.

Nun faßte er sich ein Herz, nahm sich zusammen und sagte ungewöhnlich schnell: „Wenn ich Frau von Villiers als Baronin von Geisheim in's Haus führte?“

„Diese Frage kann doch wohl nur Ihr eigenes Herz beantworten. Und ich denke, es hat es schon gethan. Mir kommt keine Stimme dabei zu.“

„Doch, doch, mein Kind!“ rief er hastig, tiefathmend und sie zärtlich anlächelnd. — „Würdest Du auch dann noch bei mir bleiben wollen? Ich habe mich an Dich gewöhnt, Lilli. Ich kann Dich nicht missen.“

„Ich werde so lange bei Ihnen bleiben, als Ihre Güte es wünschen wird.“

„Frau von Villiers wird Deine Freundin sein,“ schmunzelte er immer heiterer und vergnügter.

„Und ich — ihre Dienerin,“ sagte Karoline bescheiden und demüthig.

„Unser Kreis wird nicht vergrößert,“ fuhr der Gesandte nun geschwählig fort. „Der Koch bleibt unter Deinem Befehle, Goldast Dein Berather in allen Küchen- und Tafelangelegenheiten. — Ist Goldast heute schon hier gewesen?“

„Ich sah ihn noch nicht.“

„Ich habe nothwendig mit ihm zu sprechen. Für Niemand weiter bin ich zu Hause. Adieu, schicke mir Goldast gleich herauf, wenn er noch kommen sollte. Es wird alles gut und schön werden. Nicht wahr?“ Und er küßte sie auf die reine Stirn, ehe er sie entließ.

Karoline war in den Parterreräumen des Hôtels mit Anordnung des Diners beschäftigt, als sie den Portier mit einem Fremden sprechen hörte, dessen Stimme ihr so wohlklingend klang, daß sie heraustrat. Sie war auf's Angenehmste überrascht einen feinen jungen Mann vom vortheilhaftesten Aeußern vor sich zu sehen, der sie mit dem leichtesten und gewähltesten Anstande begrüßte.

„Ich suche Herrn Secretair Sillig,“ sagte er, „höre aber so eben vom Portier, daß er nicht hier im Hôtel wohnt.“

„Er ist aber zugegen,“ versetzte Karoline. „Wenn Sie mir folgen wollen, werde ich Sie zu ihm führen.“

„Sie verbinden mich auf's Lebhafteste, mein Fräulein,“ sagte der Fremde. „Doch möchte ich nun fast wünschen, daß Sie nicht so sehr eilen. Es ist ein so wohlthuendes Gefühl, beim Eintritt in ein Haus zuerst dem guten Genius desselben zu begegnen, und gewiß ist Jeder zu entschuldigen, der die Minuten solchen Zusammentreffens zu Stunden ausdehnen möchte.“

„Ich hätte nie geglaubt, daß unser wohlgenährter Portier jemals für einen Genius passiren würde,“ lachte Karoline.

„Ach Sie sind eben so schelmisch als schön und dies verdoppelt Ihre Liebenswürdigkeit.“

„Treten Sie in dieses Zimmer,“ entgegnete Lilli lächelnd. „Sie werden Herrn Sillig darin finden.“ Und husch, war sie wieder die Treppe hinab.

Der Fremde sah ihr sinnend nach. Er stand lange, wie in stille Träumereien versunken und schüttelte mehrmals den Kopf, als sei ihm hier vieles räthselhaft. Endlich klopfte er an und trat nach vernommener Einladung ein.

Sillig erhob sich vom Schreibtische und ging dem Fremden mit grinsend kriechender Geberde entgegen.

„Mein Name ist Philipp von Leisniz,“ sagte der Eingetretene.

„Ach tausend Mal willkommen, verehrtester Herr Baron!“ rief der Secretair geschmeidig und verklärt. Aber alsobald kam die Frömmerei über ihn und er fuhr fort: „Der Herr segne Ihren Eingang! Sie kommen sehr à propos. Heute den ganzen Vormittag sind meine Gedanken bei Ihnen gewesen. Sie haben doch meinen letzten Brief vom vorigen Montage erhalten?“

„Worin Sie die mir drohende Gefahr so lebhaft schildern.“

„Leise, leise, wenn ich bitten darf. Sie sind hier in einem diplomatischen Hause und Vorsicht ist in solchen das erste Gesetz. — Ich sage Ihnen, es ist die äußerste Gefahr für Sie im Verzuge.“

„Hat mein Onkel bereits Schritte gethan, die mir schaden könnten?“ fragte Leisniz.

„Noch nicht. Bis jetzt habe ich mit Gottes Hülfe alles Ihrem Interesse Nachtheilige glücklich abzuwenden gewußt. Länger hätte ich's aber schwerlich zu

verhindern vermocht und Sie sind noch zur rechten Zeit gekommen, um selbst handelnd einzutreten."

"Ich bitte Sie, Herr Secretair, mich mit der Sachlage bekannt zu machen."

"Wer hätte geglaubt, daß der Herr Baron in seinen Jahren noch so ein reizbares empfängliches Herz hätte? Leider ist dem aber so. Er ist, wie ich Ihnen schrieb, sterblich in Frau von Villiers verliebt. Und in der That besitzt diese junge Wittve sehr anziehende Reize. Sie ist jung, schön, geistreich, hat keine Familie und bezieht zehntausend Thaler Renten."

"Wissen Sie, Freund, wozu ich entschlossen bin?" fragte der junge Edelmann begeistert.

"Lassen Sie hören! Ich ehre schnelle Entschlüsse, die uns der Geist Gottes unmittelbar eingiebt."

"Ich werde Frau von Villiers selbst heirathen."

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Die Oper aus den geistlichen Singspielen hervorgegangen. Das moderne Opernwesen.) In einem sehr gehaltvollen Werke, betitelt: Theater und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältniß historisch dargestellt von Dr. Heinrich Alt (Berlin, Plahn, 1847), sagt der Verfasser an einer Stelle: „In Italien blieb die Bühne durch das musikalische Element geraume Zeit hindurch noch in Verbindung mit der Kirche. Francesco Durante z. B. schrieb zwar, eben so wie Carissimi, nicht für das Theater. Mit seinen Kirchensachen jedoch, in denen er die reizenden Melodien durch ein verstärktes Orchester mit Hinzufügung mehrerer Blasinstrumente noch farbiger und klangreicher zu machen wußte, war er für die Opercomponisten ein fleißig nachgeahmtes Muster und Vorbild. Allerdings wurde die Kirchenmusik auf solche Weise immer weltlicher. Aber was sie an Würde verlor, kam der Opernmusik zu Statten. Die ehrwürdige Mutter gab gern für das anmuthige Kind her, was dieses haben wollte und ihre aufopfernde Liebe ließ es immer herrlicher heranwachsen, während sie selbst nach und nach verarmte. Ein Glück nur, daß der alte gute Grund so fest und der mütterliche Reichthum bedeutend genug war, um die verderblichen Folgen der leichtsinnigen Verschwendungslust des Kindes nicht so bald spüren zu lassen, obwohl die beiden berühmten Kastraten, Farinelli und Caffarelli es geflissentlich darauf anzulegen schienen, die solide Musik der älteren Zeit in den Schaum perlender Triller aufzulösen, der ihnen zwar fürstlichen Reichthum brachte, der Kunst aber auf keinen Fall zum Vortheil war. — Die französische Oper dagegen war vom ersten Anfang an ein Luxusartikel, nur dazu bestimmt, in Verbindung mit dem Ballet, der Schaulust und Eitelkeit des

Versailler Hofes zu schmeicheln und für die dem vergötterten Monarchen dargebrachten slavischen Huldigungen immer wieder neue Formen darzubieten. Unter solchen Umständen kann aber die wahre Kunst nimmer gedeihen. Denn sie ist eine Tochter der Freiheit, nicht jener, von welcher der Radicalismus so pathetisch zu schwagen weiß, sondern der höheren sittlichen Freiheit, die eine Frucht der religiösen Gesinnung ist." In Bezug auf das moderne Opernwesen äußert sich Herr Dr. Alt folgendermaßen: „Fassen wir den gegenwärtigen Zustand der Oper im Großen und Ganzen ins Auge, so werden wir uns durch ihr glänzendes Aeußere nicht dürfen täuschen lassen über das, was ihr fehlt. Höchst treffend meinte Rossini, als man ihn fragte, warum er sich in neuerer Zeit vom Theater so ganz zurückgezogen habe: „Des italienischen Bum Bum bin ich müde; französisch componiren mag ich nicht und deutsch kann ich nicht." — Der italienische Melodienzauber übte, so lange er durch eine gewisse, dem Kirchenstyl entlehnte Würde gehoben und getragen wurde, eine unwiderstehliche Macht aus. Als aber die Kirche Alles hergegeben hatte, was sie geben konnte und ihre Musik selbst immer mehr verweltlicht war, mußte die Opernmusik zuletzt zu einem verschwommenen Singsang werden, dem es an Saft und Kraft fehlte. — Die Franzosen dagegen haben in der Musik von jeher mehr parirt und deklamirt als gesungen. Nun war es allerdings verzeihlich, wenn sie meinten, ihre Musik müsse sofort nicht nur besser, sondern die beste werden, wenn sie mit ihrem deklamatorischen Element das Cantabile der Italiener vereinigten. Aber wie leicht sich dies auch in der Theorie machte, so schwierig war es in der Praxis und nur wenigen Componisten wollte es gelingen, beides zu verbinden. Die Deutschen endlich, die ihrem Nationalcharakter nach vielleicht am meisten dazu berufen sind, nicht, wie die Franzosen, jene beiden Elemente gleich Stäben geschickt an einander zu schweißen, sondern eine eigenthümliche Opernmusik zu produciren, welche die deklamatorische Wahrheit mit der melodischen Schönheit in sich vereinigt, haben, obwohl sie einen Mozart zum Führer und Vorbild hatten, in neuerer Zeit zu sehr für die ausländische Musik geschwärmt und sich in Nachahmung derselben gefallen, als daß sie nicht vielfach vom rechten Wege abgeirrt wären." — 8 —

(Die Gemälde- und Sculpturen-Ausstellungen im Louvre.) Die Ausstellung von 1847 ist die siebzigste öffentliche Ausstellung in den Sälen des Louvre. Die erste datirt von 1699. Aber schon im J. 1637 hatten die zu einer academischen Körperschaft vereinigten Künstler im Palais-Royal eine Gemäldeausstellung veranstaltet, deren Katalog unter die Seltenheiten gehört. Lebrun hatte damals die Niederlage des König Porus, den Uebergang Alexanders über den Granicus, die Schlacht bei Arbela und den Triumph des Eroberers dargestellt, vier Gemälde, welche ungefähr 130 Fuß in Länge messen. Charles Lebrun war der Horace Bernet jener Zeit.

Die zweite Ausstellung im Louvre fand 1704 vor dem Tode Ludwigs XIV. statt; die Zeit während der Regentschaft hat

keine aufzuweisen. Unter Ludwig XV. aber, von 1737 bis 1773, zählt man deren vierundzwanzig und unter Ludwig XVI., 1775 bis 1791, neun. In der Reihenfolge der darüber berichtenden, sehr selten gewordenen Kataloge muß man die französische Schule des achtzehnten Jahrhunderts studiren; in denselben findet man neben vielen heutzutage gänzlich vergessenen Namen sämtliche Künstler, welche einige Berühmtheit behauptet haben, aber keinen einzigen, der nicht die Academie durchwandert gehabt hätte, verzeichnet.

Für die Ausstellung am 8. Septbr. 1791 durfte zufolge eines Decrets der Nationalversammlung, welche dem Directorium des Departements von Paris die Leitung und Beaufsichtigung des Salons übertrug, jeder Künstler, Franzose oder Fremdling, Mitglied oder nicht Mitglied der Academie, seine Werke einliefern.

Die Periode der Republik, des Directoriums und des Consulats, von 1793 bis 1802, hat acht Ausstellungen aufzuweisen, also alljährlich eine, mit Ausnahme von 1794. Bis dahin findet man noch keine Spur von einer Jury für die Zulassung zum Louvre, wie die gegenwärtige; denn der am 18. Juli 1783, nach Aufhebung sämtlicher Academien, vom Convent gestiftete Generalverein für Künste und Gewerbe, welchen David noch in demselben Jahre in eine Jury verwandelte, hatte nur über die Preisvertheilungen an Maler, Bildhauer und Architekten zu entscheiden. Diese Jury bestand aus sechzig Mitgliedern: Künstlern, Magistratspersonen, Gelehrten, Schauspielern, Literaten, Militärs. Unter ihnen fungirten Pache, der Maire von Paris, Hébert, Fleuriot, der Stellvertreter des öffentlichen Anklägers, der General der Revolutionsarmee, Konfin, André Thouin, Gärtner des Königs und andere Notabilitäten. Die heutige Jury, welche im Verlauf von funfzehn Jahren so viele Protestationen, so vielen Tadel erfahren hat, ist eine Stiftung der Zuliherrschaft. Im Jahre 1831 waren einige Künstler so unklug, auf Unterdrückung des Privilegiums der freien Zulassung anzutragen, wobei sie indes die Bedingung stellten, daß das oberste Tribunal zur Hälfte aus Mitgliedern, die nicht zur Academie gehörten, bestehen sollte. Die Academie ergriff den Antrag mit beiden Händen, ließ aber die beigefügte Bedingung unerfüllt und das Schiedsrichteramt wurde ausschließlich ihren vier ersten Sectionen anvertraut, deren Mitglieder, jedes besonders, von dem Intendanten der Civilliste, im Namen des Königs, mittels Karten zu den jährlichen Sitzungen eingeladen werden, so daß nicht die Academie als Körperschaft entscheidet, sondern eine außerhalb ihres Schoofes gebildete Jury ihre furchtbare Dictatur übt und dabei ihrer Unbulbsamkeit, Parteilichkeit und Eifersüchtelei, ohne alle Verantwortlichkeit, die Zügel schießen läßt. — s —

(Der Ziegenvater.) Eine Ziege hat den Ruf der Cervito in Berlin gesteigert, denn sie wetteiferte mit der Längerin auf der Bühne an Grazie der Bewegungen; eine andere Ziege begründete den Ruf eines furchtbaren Gegners der Franzosen in Algier. Es war dort ein junger Derwisch von einer bejahr-

ten Wittve aufgenommen worden, welche durch die Pflege des jungen Heiligen sich eine Stufe in den Himmel zu erbauen hoffte. Eine Ziege theilte die Einsamkeit des jungen Mannes, der sie einige Kunststücke lehrte, welche in den Augen der Kabylen an das Wunderbare grenzten. Man nannte deshalb den Derwisch Bu-Maza (Ziegenvater.) In einer Nacht endlich, während eines furchtbaren Gewitters, verließ er das Haus der Wittve, nachdem er ihr entdeckt hatte, er sei ein Abgesandter Gottes, der Engel der Vernichtung für die Ungläubigen. Am andern Tage stellte er sich in einer feierlichen Versammlung mehreren Kabylenhäuptlingen als den von Gott erkorenen Sultan vor, welcher die Christen aus dem Lande vertreiben werde. Wie gewöhnlich versprach er den Sterblichen die höchsten Freuden des Himmels und den Ueberlebenden Ehren und Reichthum. Auch setzte er hinzu, daß der Blitz und die Kugeln nichts gegen ihn vermöchten, weil Gott ihn mit einem unsichtbaren Panzer bekleidet habe. Die Kunde von der neuen Erscheinung eines Gesandten Gottes flog bald von Berg zu Berge und die Anhänger des Abenteurers mehrten sich von Tage zu Tage. Ein Vorfall endlich, der jedenfalls abgekartet war, steigerte die abergläubische Scheu, die „der Ziegenvater“ verbreitete, auf das Höchste. Als er sich nämlich eines Tages, umgeben von seinen ersten Würdeträgern, in seinem Zelte befand, stürzte ein Kabyse mit funkenden Augen herein, setzte dem neuen Sultan ein Pistol auf die Brust und sprach: „ich werde mich sogleich überzeugen, ob Du ein Gesandter Gottes bist.“ Bu-Maza blieb bei dieser Drohung vollkommen ruhig, der Kabyse drückte ab, aber die Waffe versagte. Dreimal spannte er den Hahn und nie erfolgte der Schuß. Da fiel der Kabyse vor Bu-Maza auf die Knie und der „Gottgesandte“ schenkte ihm großmüthig das Leben. Wie viel er seitdem den Franzosen zu schaffen gemacht hat, ist aus den Zeitungen bekannt. —

Genera lcorrespondenz.

Der französische Dichter Alfred de Vigny hat in der letzten Zeit eine große Reise und dabei ein finanzielles Experiment gemacht, das er zur Nachachtung veröffentlicht. Er begab sich von Paris zuerst nach Frankfurt und ließ sich da bei dem Bankier, an welchen er empfohlen war, für einen Napoleonsd'or Scheidemünze geben. Dieses Geld steckte er in eine besondere Börse. In München wechselte er das Frankfurter Geld in bayerische Scheidemünze um, in Berlin in preussische, in Dresden in sächsische, in Wien in österreichische und sofort in Mailand, Neapel, Rom, in der Schweiz, in Holland und Belgien. Ueberall bewirkte er dies Verwechseln bei seinen Bankiers, so daß er nicht betrogen wurde. Je länger die Reise dauerte, um so schwächer wurde die Börse mit der Scheidemünze. Am 15. März d. J. endlich wechselte der Dichter den Rest gegen französisches Geld um und was war von dem Napoleonsd'or übrig geblieben? Eine Kleinigkeit mehr als ein Franc. —

Die schwedische Staatscasse soll unerwartet eine sehr alte Schuld bezahlen, deren Geschichte wohl des Erzählens werth ist. Als 1632 der König Gustav Adolph bei Lützen fiel, befanden sich die schwedischen Finanzen in so schlechtem Zustande, daß die Vormünder der Tochter des großen Königs, der später so berühmt gewordenen Königin Christine, sich genöthiget sahen, Schulden zu machen, um die Kosten der Erziehung der jungen Königin bestreiten zu können. Eine dieser Schuldverschreibungen nun, von deren Existenz man nichts mehr wußte, ist eben jetzt zur Bezahlung präsentirt worden. Sie ist unter dem 24. December 1636 in Stockholm ausgestellt und lautet auf 45,000 Speziesthaler, welche Jacob Krieves in Lübeck zu fordern habe. Es ist darin bestimmt, daß die Summe nach zehn Jahren bezahlt und bis zur Bezahlung mit 8 Procent verzinst werden, auch die Forderung nie verjähren solle. Am Ende des Papiers steht, von Christinens Hand geschrieben: Approuvé. Compiègne 1657. Christine, R. Die Verschreibung wurde von einem Pastor Krage in Mecklenburg-Strelitz eingereicht, der aber nicht bloß das Capital, sondern auch die acht Procent Zinsen von den abgelaufenen 210 Jahren verlangt, welche nicht weniger als 786,000 Speziesthaler betragen. Die schwedische Regierung hat vor allem dem Inhaber des Papiers aufgetragen, seine Abstammung von Krieves und sein Eigenthumsrecht nachzuweisen. —

Aus den Bergwerken in Sibirien sind seit 1819 bis jetzt für 182 Millionen Thaler Golderze zu Tage gefördert worden. —

In einer Gesellschaft in Paris wurde kürzlich Langknecht gespielt, das bekanntlich dort sehr eifrig betrieben wird. Ein junger Mann setzte 5 Francs und gewann 20; das dritte Mal zwei Louisdor, das vierte Mal vier Louisdor, das fünfte Mal acht. . . So ging es sechszehn Male hinter einander fort. Das Spiel stand da auf 163,840 Francs. Die Karten hinzulegen und die Summe einzustecken, hielt der junge Herr, der so beispielloses Glück hatte, für unpassend, er wollte aber seinem eifrigen Gegner wenigstens eine tüchtige Lection geben. „Es stehen 163,840 Francs; ich bin bereit weiter zu spielen und wenn ich wieder Glück habe, gewinne ich 327,680 Francs. Da diese Summe sehr bedeutend ist, so spiele ich nur unter der Bedingung weiter, daß wir zuerst 10,000 Francs für die Armen der Stadt wegnehmen.“ Dies geschah und das Glück wendete sich dem Bankhalter wieder zu, der sein Geld, bis auf die abgegebenen zehn tausend Francs, für die Armen, bei nächstem Spiele wieder erhielt. —

Da auch die Pferde nicht mehr ziehen, d. h. das Publicum in die Buden der Kunstreiter, so ist ein speculativer Engländer auf den Gedanken gekommen, Neugierige auf andere Weise in seinen Circus zu locken. Er hat die Pferde verbannt und will seine Vorstellungen mit — Kameelen und Elephanten geben. Vor einigen Tagen hielt er den gewöhnlichen Umzug durch die volkreichsten Straßen von London. Voraus bewegte

sich ein prächtvoller Wagen in der Gestalt eines Drachen, den vier Kameele mit reichem Geschirr zogen; unter einem Balдахin von einundzwanzig Fuß Höhe befand sich das Orchester, das asiatische Musikstücke spielte. Dann folgten acht Herren und acht Damen in glänzender ägyptischer Tracht auf Kameelen; ferner acht kostbargeschirrte Poneys aus Birma und ein riesenhafter Wagen in birmanischer Form, gezogen von vier Elephanten etc. Man kann sich denken, daß ein solcher Aufzug eine ungeheuere Menschenmasse anlockte. Der Besitzer dieser Curiositäten wird mit seiner Gesellschaft, seinen Kameelen, Elephanten etc. Vorstellungen im Drurylane-Theater in London geben und die erste sollte am zweiten Ofterfeiertage mit einem Stücke „Balla Rookh“ stattfinden. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß er größeres Aufsehen macht und mehr Beifall findet als Jenny Lind, die auch erwartet wird. Jedenfalls finden auch wir in Deutschland Gelegenheit, diese neue Art Kunstreiterei zu bewundern. —

In Paris zeigt sich dagegen wieder ein Zwerg, Marquis de Illiput genannt, der noch niedlicher und zierlicher sein soll als der bekannte Tom Pouce und von dem man auch die Gewisheit haben kann, daß er nicht mehr wächst, da er bereits 34 Jahre alt ist. Ob er auf seiner Laufbahn auch anderthalb Millionen Damen küssen wird? —

Eola Montez in München hat sich herbeigelassen, die über ihre Abkunft etc. in Umlauf gesetzten Gerüchte höchstselbst zu berichtigen. Sie richtete an einige der größten politischen Zeitungen in Europa einen Brief, in welchem sie sagt: ich bin im Jahre 1823 in Sevilla geboren und heiße Maria Dolores Porris y Montez, welchen Namen ich nie geändert habe. Mein Vater war carlistischer Officier und da meine Mutter nach seinem Tode sich mit einem Edelmann aus Irland verheirathete, so glaubte wahrscheinlich das Uebelwollen, das mich unablässig verfolgt, diesen Umstand benutzen zu müssen, um mir eine andere Abkunft anzudichten und mich so in eine falsche Stellung zu bringen. Familienumfälle nöthigten mich später die theatralische Laufbahn zu wählen, um meine Zukunft zu sichern und wenn ich nicht die Erfolge erlangte, welche ich wünschte, so liegt die Schuld wohl eben daran, daß ich nicht in früher Jugend, wie es gewöhnlich geschieht, mich der Tanzkunst widmete. —

Ein gewisser Burnett, ein Kaufmann in Aberdeen, welcher 1774 starb, hat ein Grundstück hinterlassen, dessen Ertrag immer 40 Jahre gesammelt werden soll, um damit den Verfasser zu belohnen, welcher die beste Schrift „über das Dasein eines allmächtigen, gütigen etc. höchsten Wesens“ liefert. Sieben Jahre vor Ablauf der Frist ist zur Bewerbung aufzufordern. Dies ist jetzt geschehen und wer im Jahre 1854 die beste Schrift über den erwähnten Gegenstand erscheinen läßt, erhält einen Preis von — funfzehntausend Thalern (2400 Pfd. St.), das Höchste, was wohl je für ein solches Buch geboten worden ist. —

Allgemeine Moden-Beilage

Nr. 18.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Wit. ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Weiblich Gardinen, Equipagen, Gärten moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Stockfischfang.

Humoristische Erzählung

von

Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

„Das hat Ihnen Gott wirklich eingegeben!“ rief der Secretair vergnügt und seine Augen funkelten von einem unheimlichen heimtückischen Glanze. „Zwei Fliegen mit einem Schlage! Sie erhalten sich das reiche Erbe des Onkels — denn eine Andere heirathet er nicht — und gewinnen mit der jungen, schönen, geistreichen Frau ein herrliches Einkommen. Wie wollen Sie aber dieses schöne Ziel erreichen, Herr Baron?“

„Geben Sie mir guten Rath, Herr Secretair. Sie sind ein erfahrener und gewandter Mann.“

„Seine Excellenz wird um so mehr eilen, seinen Schatz in Sicherheit zu bringen, wenn er in Ihnen einen Nebenbuhler wittert.“

„Ich muß ihm zuvorkommen. Machen Sie mich schnell mit Frau von Billiers bekannt.“

„Das geht unmöglich, bester Herr Baron. Excellenz sind mein Chef; ich muß also aus dem öffentlichen Spiele bleiben. Mein Platz in diesem Drama ist hinter der Coulisse auf Ihrer Seite.“

„Ich begreife das. Ja, ja, Sie haben vollkommen Recht. So geben Sie andern Rath!“

„Ich fürchte der Herr Baron wird heute noch

um die schöne Wittve werben und — das Jawort erhalten.“

„So lauf ich heute noch Sturm auf das Herz der reichen Frau. Sagen Sie mir nur, wie ich am schicklichsten und schnellsten zu ihr komme?“

„Es geht mir da plötzlich ein Gedanke auf, ein guter Gedanke, eine unmittelbare Erleuchtung von oben,“ sagte Sillig mit frömmelnder Emphase. „Es liegt ein günstiger Zufall oder vielmehr eine Schickung Gottes für Sie vor und es ist Pflicht, sie zu benutzen. Ein Student, weitläufiger Verwandter des Herrn Barons, seines Zeichens ein Demagog, hat sich einige Wochen lang hier im Hause aufgehalten. Heute ist er in aller Stille abgefegelt. Man hat triftige Gründe, ihn für den berüchtigten Demagogen zu halten, der jetzt polizeilich unter dem Namen „der schlankte Stockfisch“ verfolgt wird. Nun schwärmt Frau von Billiers für keine Männer weiter als für Demagogen und doch hat sie, wie sie behauptet, noch keinen gesehen. In ihrem kleinen reizenden Kopfe haben sich eine Menge der tollsten Freiheitsideen aufgespeichert und rumoren ihr darin herum. Kaum hat ihr der Herr Baron zufällig verrathen, daß er einen Demagogen im Hause hat, als sie mich auch bestürmt, sie heimlich mit demselben bekannt zu machen. Die geheime Vorstellung Seiner demagogischen Herrlichkeit war auf diesen Abend festgesetzt, ich sollte ihr Herrn Müller in ihr Gartenhaus zuführen, wo ein gutes Souper für uns bereit sein sollte.“

„Ich verstehe!“ rief Leisnitz. „Nun führen Sie

mich hin und geben mich für den Demagogen Müller aus. Vortrefflich!"

"Nicht ganz so! Ich sagte Ihnen schon, daß ich in diesem Lustspiele nicht auf die Bühne treten darf. Ich melde jetzt gleich der Frau von Billiers brieflich, daß der Demagog, von der Polizei bedroht, sich plötzlich unsichtbar gemacht hat. Diesen Abend nun flüchten Sie als verfolgter Student Müller oder vielmehr als „schlanke Stock" zu ihr, stehen sie um Asyl und Schutz an und berufen sich auf die beabsichtigte Vorstellung. Das Uebrige gebe ich Ihnen anheim. Ich denke, es wird sich von selbst geben."

"Ja, das wird sich von selbst geben," lachte der junge Speculant. „Lassen Sie sich umarmen! Dieser Plan ist ein Meisterstück. — Onkelchen wird aber doch nicht vorher freierwerbend?"

"Heute halte ich ihn noch ab. Daß er morgen zu spät komme, ist Ihre Sache."

"Und wenn heute Abend, er käme zu spät. Ich bin unwiderstehlich!" rief Leisnig, sich seiner geistigen und körperlichen Vorzüge wohl bewußt und ordnete sein Haar mit wohlgefälligem Lächeln vor dem Spiegel.

"Setz fort, Herr Baron! Seine Excellenz darf Sie nicht hier finden. Sie dürfen ihm erst einen Besuch machen, wenn Alles in Richtigkeit ist. Kennt er Sie von Person?"

"Schwerlich. Seit meinem zehnten Jahre hat er mich nicht gesehen."

"Das ist gut für vorkommende Fälle. Wo sind Sie abgestiegen?"

"Im rheinischen Hofe."

"Ich werde Sie Nachmittags abholen, um Ihnen das Gartenhaus der Frau von Billiers zu zeigen. Der Herr sei mit Ihnen!"

"Noch Eins, lieber Sillig! Wer ist denn die hübsche freundliche Blondine, die ich unten im Hause fand und die mir so gefällig Ihr Zimmer zeigte?"

"Eine blutarme Waise, die Ihr Onkel aus Mitleid in's Haus genommen hat, weil sie die Tochter seines in Rußland gebliebenen Waffenbruders ist und die ihm nun die Wirthschaft führt. Sie heißt Karoline Sternau und ist — wenn es Gott gefällt — die künftige Frau Ihres ergebenen Dieners."

"Ihre künftige Frau, Sillig!" rief der junge Edelmann erstaunt. „Nun, ich gratulire! Sie haben Geschmaç. Adieu cher ami!"

Als Leisnig durch die Hausflur schritt, stand die Thüre des Küchensimmers — vielleicht nicht ohne Absicht — offen, aus welchem Karoline vorhin gekommen

war. Im Zimmer beschäftigt, erröthete sie leicht bei seinem Anblicke, indem sie seinen Gruß anmuthig erwiderte. Die Rosen ihrer Wangen färbten sich aber höher als er ihr lächelnd mit dem Finger drohete und ihr zuflüsterte: „Und Sie sind die Braut dieses Mannes?"

"Er hat mich für seine Braut ausgegeben?!" fragte Karoline entrüstet. „Der Unverschämte! Er ist mein Verlobter, wie der Koch hier nebenan in der Küche mein intimster Freund. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie das dem Herrn Secretair Sillig wiederfagen wollen." Damit verbeugte sie sich und ging schmolend in die Küche. Leisnig verließ das Haus, konnte aber das Bild des schönen edelgebildeten Mädchens nicht los werden, dem der Zorn nur noch höhere Reize verliehen hatte. Er nahm sich vor, dieses seltsame Verhältniß bald näher zu erforschen.

Sillig saß wieder am Schreibtische und wurde durch ein neues Klopfen von seinen Betrachtungen abgezogen. Auf seinen Hereintruf erschien ein Mann im Zimmer, dessen Aeußeres an einen fetten Truthahn oder an einen gesottene Hummer erinnerte. Es war in der That ein allerliebster kleiner wohlgenährter Herr mit kurzen fleischigen, etwas geschweiften Beinen, rothen strogenden Backen und kleinen glänzenden Augen, über welche sich von der niedrigen Stirn herab ein Paar Fleischwülste zu senken droheten. Haare hatten nur wenige auf dem stattlichen Haupte Platz gefunden; sie waren fein wie Seide und spielten in's Blondgraue, dafür glänzte seine Haut wie ein mit brauner Butter übergossener fetter Kalbsbraten, so daß man bei seinem Anblicke unwillkürlich auf den Gedanken kommen mußte, er habe statt Blut Del in den Adern.

"Guten Tag, guten Tag, Liebster, Bester! Wie geht es? wie steht es?" plapperte der kleine feiste Herr mit einem weichen feinen Stimmchen und großer Zungenfertigkeit zum Beweis, daß sein Mund alle ihm zukommenden Funktionen mit größter Vollkommenheit zu erfüllen verstehe und sein Besitzer nicht nur ein tüchtiger Esser, sondern auch eine wahre Plaudertasche sei. Ohne eine Antwort des Secretairs, der sich nicht viel aus ihm zu machen schien, abzuwarten, fuhr er mit derselben pipenden Geläufigkeit fort: „Ist der Baron bei Tafel? Hat er Tischgesellschaft?"

"Excellenz speisen heute allein," versetzte Sillig gleichgiltig. „Sie wissen, Herr von Goldast, dann hat unser Koch wenig zu thun."

„Ich weiß, ich weiß. Dann ist der Baron geradezu unausstehlich. Ein allein speisender Mensch sinkt unter das Niveau der menschlichen Würde. Ein in Gesellschaft speisender Mensch, von einem kulinarischen Genie unterstützt, kommt dem Ideale der Menschheit am nächsten.“

„Der Mensch ist eben ein geselliges Thier,“ bemerkte Sillig, in seiner Arbeit fortfahrend. „Spricht doch Gott der Herr schon bei der Welterschöpfung: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Also soll er auch nicht allein essen.“

„Sehr wahr bemerkt, liebster Freund!“ fistulirte Herr von Goldast. „Alle die trüben und traurigen Dinge, die sich als abscheuliche Anhängsel an das Loos der Sterblichkeit anklammern wie Harpyen und uns das Bischen Leben verbittern, weichen von uns, wie die Furien von Orest im Heiligthume der Göttin, wenn wir in einer Gesellschaft, die mit rechtem Sinne die Kunst aller Künste — ich meine natürlich die noble Kochkunst — zu würdigen versteht, bei Tafel sitzen. Da spüren wir etwas Göttliches in uns, ja wir fühlen uns den Göttern gleich. Haben Sie jemals im Homer oder irgendwo in einem Klassiker gelesen, daß Jupiter oder Juno allein speisten, selbst wenn sie kleine pikante eheliche Zwistigkeiten miteinander hatten? Immer der ganze Olymp war beisammen zu Tafel.“

„Und speiste Ambrosia,“ erinnerte Sillig. „Freilich so etwas wird uns nicht gereicht.“

„Ich bitte Sie, Freund!“ krähete jetzt Herr von Goldast und wurde noch einmal so roth, denn jetzt galt es einen Ehrenpunkt und das hatte der schlaue Secretair beabsichtigt. Es war ihm mit den wenigen Worten nur zu gut gelungen, den kleinen ölglänzenden Mann in Harnisch zu bringen. „Ich bitte Sie, was war Ambrosia, die tägliche Ambrosia, die ewige Ambrosia? Vielleicht etwas Aroma, aber wenig positiver Gehalt. Wahrlich toujours perdrix wäre mir noch lieber, als dies ewige duftende Einerlei, höchstens zuweilen vom Duft unterbrochen, der von einer auf Erden geopfertem Rinderheerde emporstieg. Ich für meinen Theil habe die Götter nie beneidet. Bedenken Sie doch die glänzenden Resultate unserer Kochkunst! Die Auswahl, welche sie bietet! Wir haben jetzt an zehntausend Gerichte, lauter Kunstproducte der höhern Kochkunst, lauter Triumphe des menschlichen Genies. Und die armen Götter hatten nur Ambrosia.“

„Aber woher mag das gekommen sein?“ sagte Sillig, sich erstaunt stellend.

„Der ganze Olymp war noch weit in der Kultur zurück,“ predigte Goldast mit stets überschnappende Stimme und der Schweiß rann ihm dabei stromweis von der rothen kahlen Stirne. „Zwar trieben diese olympischen Herren und Damen diverse Beschäftigungen, aber Keiner, kein Einziger hatte die edle Kochkunst erlernt, die ihnen als Göttern doch nöthiger gewesen wäre, als alles Andere. Arme traurige Götter! Sie haben mich stets gedauert. Kann man sich etwas Kläglicheres vorstellen, als Gott sein zu müssen, ohne die hohen und herrlichen Genüsse, die das Gefühl der Göttlichkeit erst in uns wach rufen? Da bin ich einem Gotte weit ähnlicher als weiland Jupiter.“

„Gott erhalte Sie stets bei Ihrem ritterlichen Appetite und einem unverwüßlichen Gebisse, Herr von Goldast! Sie sind fürwahr ein ächter Ritter der Tafelrunde.“

„Hahaha!“ lachte der kleine Feiste geschmeichelt. „Das ist ein köstlicher Einfall, ein sehr passender Ehrenname für mich. Gottlob, mein Appetit hat mich noch niemals im Stiche gelassen und meine Zähne zermalmen das zäheste Roastbeef mit Leichtigkeit. Aber Sie haben das dritte Blatt in Ihrem christlichen Wunsche vergessen. Ich brauche auch vornehme und reiche Gönner und Freunde, um meine Füße unter ihre Tafel zu strecken.“

„So wünsche ich Ihnen von Herzen, daß Sie zum Hofvorkoster am königlichen Hofe zu Windsor befördert werden möchten, wo man den baron of beef verspeist.“

„Ein tüchtiges Stück dieses weltberühmten Barons zu verspeisen, des kräftigsten und genießbarsten aller Barone, ist mein höchster Wunsch.“ Der Sprecher schob dabei sein rundes Bäuchlein in eine Sophaecke und streckte die fetten Beinchen strampelnd von sich. Dann begann er behaglich: „Einer der größten und weisesten Könige von England, ein Heinrich oder Edward, gleich viel welcher, mit einem Worte: ein Weiser und wahrscheinlich der Weiseste, der je über das Inselreich geherrscht, hielt unter allen seinen Dienern, Rittern und Vasallen seinen Koch am höchsten. Einst saß er mit seinen Rittern und Herren vor einem tüchtigen Ochsenlendenbraten und sprach: Es ist mir ein großer königlicher Gedanke gekommen und ich eile denselben in's Werk zu setzen. Ich werde nämlich dieses ruhmwürdige Stück Ochsenfleisch unter die Zahl meiner Barone und Ritter aufnehmen. — Mit diesen Worten zog der weise Monarch sein königliches Schwert und redete den gewaltigen Rinderbraten also

an: Preiswürdiges und hochgeehrtes Stück des größten und schmachhaftesten Dachsen Altenglands, empfangen als angemessenen Zoll meiner königlichen Dankbarkeit alle Ehren und Würden eines Barons und Ritters meiner Krone! Heiße von nun an baron of beef und führe den geachteten Titel Sir Loin of beef, so lange es Könige, Adel und Dachsen in England giebt! — Und seit jenem großen Augenblicke führt der schmachhafteste aller Braten in ganz Großbritannien den ehrwürdigen Namen, den ihm der König verliehen. Englands vorzüglichste Dachsen haben bis auf diese Stunde den Barontitel würdig zu behaupten gewußt. Leider versteht man in England nicht immer wahres Verdienst großartig zu würdigen. Der Stockfisch zum Beispiel ist einer der größten Leckerbissen im Reiche der organischen Schöpfung. Dies scheint man aber in England durchaus nicht zu wissen. Wissen Sie, wie man diesen köstlichen Bewohner der nördlichen Meere dort nennt? Es ist schauerhaft und empörend. Stupid fellow ist sein englischer Name; das heißt zu deutsch „dummer Kerl“. Was die Engländer mit den Dachsen bei mir gut gemacht, haben sie mit dem Stockfisch wieder verdorben. Das macht, es hat sich seiner kein König angenommen. Es ist aber unbegreiflich, daß kein König sich des Stockfisches dankbar erinnerte, denn ich kann mir unmöglich denken, daß keine königliche Zunge ihn zu würdigen verstanden hätte. Wäre ich ein Fürst geworden, ich hätte nichts Eiligeres und gewiß auch nichts Besseres zu thun gehabt als den herrlichen Fisch zum „Herrn von Stock“ zu erheben, gerade wie der Dachs, dessen Name doch auch kein Genie andeutet, in England zum Baron von Dachs erhoben worden ist. Ein adeliges Prädicat nimmt von seinem Besitzer jeden Schein von Dummheit hinweg. Wer von Adel ist, ist eo ipso ein Genie, er mag so dumm scheinen oder heißen oder sein wie er will. — Doch sagen Sie mir: hat der Baron — ich meine jetzt nicht den besprochenen englischen — heute Tischgesellschaft zum Souper?“

„Daß ich nicht wüßte. Es ist Niemand eingeladen worden.“

„Aber mein Gott, will er denn auch den Stock, ich wollte sagen Herrn Stock (ich muß mich erst an die neue Titulatur gewöhnen) allein verspeisen? Das wäre doch hartherzig und grausam. Und bis morgen verliert Herr Stock viel von seinem Gehalte. Frischer Stockfisch muß so schnell als möglich verspeist werden. Das weiß doch der Koch und Linchen weiß es auch, und ich dünkte, der Baron könnte es auch wissen.“

„Aber von welchem Herrn Stock sprechen Sie denn?“

„Von dem, welcher heute in des Barons Küche gewandert ist.“

„Sind Sie denn so genau von den Einwanderungen in Seiner Excellenz Küche unterrichtet?“

„Ehlig, Sie sind mein Freund und haben sich mein Vertrauen erworben,“ wisperte der kleine Fette mit seinem weichen Stimmchen und machte eine zärtliche Bewegung nach dem Secretaire hin, der, wie er wohl wußte, sehr viel beim Gesandten galt, aber nichts destoweniger in seiner Eisenfresserlaune beharrte. Das kurzbeinige Männchen ließ sich aber dadurch nicht abschrecken und fuhr schmunzelnd fort: „Ich gebe Ihnen einen Beweis dieses Vertrauens, indem ich Ihnen mein kleines Küchegeheimniß verrathe. Mein seliger Vater war ein Zungengenie wie ich. Auch meine Mutter — Gott schenke ihr Frieden! — hatte sehr bedeutende Anlagen in dieser Beziehung. Daher die Sympathie ihrer Seelen. Es gelang meinem Vater über Erwarten diese Anlagen in ihr auszubilden. Es schmeckte meinen Erzeugern so vortrefflich, daß sie nicht nur Alles verzehrten, was sie hatten, sondern auch sehr vieles, was sie nicht hatten und als sie todt waren, mußte ich über die gescheidten Leute lachen, die mit großen Schuldverschreibungen kamen und da etwas finden wollten, wo ich selbst nichts gefunden hatte. Ein einziges Kasserol war mein Erbe, das mir die Gläubiger nicht streitig machten, das letzte Mittel der letzten Genüsse meiner hochseligen Eltern und das prophetische Symbol meiner eigenen Zukunft. Ich zürnte meinen Erzeugern nicht, dies wäre ja das dümmste Verdammungsurtheil meiner eigenen Lebensprinzipien gewesen. Auch hatten sie mir ein göttliches Erbtheil hinterlassen, meinen unvergleichlich feinen Geschmack. Nicht in Musik, Poesie, Malerei, in der Kunst sich zu kleiden, zu tanzen, zu reden und dergleichen. Das sind lauter plebeje Dinge, in denen jeder Bauer Geschmack haben kann. Nein im eigentlichen und erhabensten Sinne des Wortes. Wovon kommt es her? Von schmecken. Womit schmeckt man? Mit der Zunge. Ein ausgebildeter und guter Geschmack der Zunge ist also der erste, oberste und vorzüglichste aller Geschmäcke, der Geschmack an sich. Unter tausend Menschen besitzt ihn selten Einer, was sage ich? unter zehntausend, unter hunderttausend, unter einer Million Keiner. So selten und schwierig ist die Kunst des eigentlichen wahren Geschmacks. Der wahre Feinschmecker muß geboren werden, wie der

wahre Dichter. Reimschmiede wachsen wie Pilze aus der Erde. Esser und Fresser laufen tausendweis auf allen Straßen und Gassen. Aber wie Deutschland jedes Jahrhundert nur ein Paar wahre Dichter hervorbringt, so auch nur ein Paar wahre Esgenies oder Geschmackgenies, und ich habe das Glück einer der Wenigen zu sein, welchen die schaffende Natur diese erhabene und glorreiche Mission für dies vielbewegte Jahrhundert aufgetragen hat."

"Sie sind ganz von der Hauptsache abgekommen. Sie wollten mir ein Geheimniß entdecken."

"Sollte ich nun diesen meinen Beruf nicht erfüllen, dies mein köstliches Talent nicht ausbilden, weil mein Vater der großen Sache schon Alles geopfert? Keineswegs. Was man selbst aus eigenen Kräften nicht ausführen kann, vermag man schon mit Hülfe von Freunden und Gönnern in's Werk zu setzen. Wir leben im Zeitalter der Association. Riesenpläne werden auf gemeinschaftliche Kosten großer Gesellschaften zum Wohle der Menschheit in's Leben gerufen. Warum sollte ich mit meinem seltenen Talente nicht zu gleichem Zwecke auf gemeinschaftliche Kosten reicher Leute wirken? Ja auch ich lebe zum Besten und vom Besten der Menschheit und wer wohl auf eine freundlichere und wohltschmeckendere Weise? Seit ich wirke, habe ich schon an dreißig neue ausgezeichnet herrliche Gerichte erfunden; alle Köche und Gourmands der Hauptstadt erkennen mein Genie — wenn auch manchmal unwillig — an. Mein öfterer Tafelbesuch in einem vornehmen Hause gilt für den Koch desselben so viel, wie ein Ehrendiplom. Und mit welchen kühnen Plänen geht mein Geist schwanger! Ich strebe nach dem großen Ziele, meinen Namen in den Küchen und an den Tafeln der Aristokratie unsterblich zu machen und es ist mir schon zum Theil gelungen. Wäre ich der Welt so nützlich geworden, wenn ich nicht Freunde und Gönner gesucht und gefunden hätte? Sie haben meine Lebensaufgabe gefördert und ich habe sie dafür in der Kunst des Essens unterrichtet. In allen adeligen und vornehmen Häusern unserer Residenz zähle ich dankbare Zöglinge und Schüler."

"Ein Glück, das wenig Lehrern zu Theil wird. Aber noch immer weiß ich nichts von Ihrem Geheimnisse."

"Ich bin daran, es Ihnen zu enthüllen. Die Vorrede konnte ich Ihnen des Verständnisses halber

nicht erlassen. Als ich meine Actien sammelte, d. h. als ich mir die nöthigen Freunde und Gönner zu erwerben suchte, mußte ich täglich Besuche in vornehmen Häusern machen. In der Regel bat man mich zu Tische zu bleiben, man liebte meine Unterhaltung, ich war ein gern gesehener Tischgast. In der That besaß ich alle geselligen Tugenden und Vorzüge: Munterkeit, Wit, Humor, Volubilität der Zunge in ihren beiden Functionen, ich wußte eine Geschichte gut zu erzählen und den Tagesneuigkeiten jene pikante Würze zu geben, die sie erst genießbar macht, ich war kein Stümper in der Kunst den Leuten zu sagen, was sie gern hören und den Frauen jene kleinen Dienste zu thun, die sie einem so hoch anrechnen und die uns in ihrer Gunst so sehr befestigen. In kurzer Zeit hatte ich viele Tischfreunde, deren reichliche Mittel es mir möglich machten, meine Studien mit Muße fortzusetzen. Zuweilen aber, und wenn die launische Göttin des Zufalls mir übel wollte, wohl auch mehrere Tage hintereinander, geschah es, daß mein lernbegieriger Magen gesoppt und in seinen Erwartungen getäuscht wurde. Selbst die Mahlzeiten meiner geschätztesten Freunde waren nicht zu allen Zeiten gleich kostbar und wohlbestellt."

"Ha ich verstehe! Man macht in den reichsten Häusern zuweilen Menage."

"Ein fatales Wort das! Eine schändliche Einrichtung, die es bezeichnet! In mehr als einem Hause, wo ich zu Mittag oder Abends zu bleiben eingeladen wurde, spielte mir die Glücksgöttin einen schlechten Streich. Selbst wenn ich meine Erwartungen herabstimmte und mich, in Ermangelung besserer Dinge, mit Weißfisch und Geflügel begnügen wollte, wurden sie grausam getäuscht. Was kam auf die Tafel? Die Erinnerung ist mir schon peinigend. Die Ueberbleibsel des gestrigen Mahls, aufgewärmtes Essen, trauriges Ragout und — Kalteküche. Unter allen Wörtern der deutschen Sprache ist mir keins so verhaßt, wie „Kalteküche."

"Das waren harte Geduldsproben für Sie, Herr von Goldast," kicherte Sillig mit boshafter Schadenfreude.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Borrajo.) Zu den Notabilitäten, welche sich zur Zeit in Paris aufhalten, gehört auch der berühmte Borrajo, den Ihre spanische Majestät, die Königin Christine, aus Spanien hierher berufen hat. Wer aber ist dieser Senor Borrajo? — Ein Diplomat? — Nein. — Ein Tänzer? — Keineswegs. — Ein Toreador? — Eben so wenig. — Borrajo ist der gesuchteste und am besten renommierte Schneider in Sevilla und zwar besonders geschickt in Fertigung der Nationaltrachten. Als der Herzog von Nemours in Begleitung seines Bruders, des Herzogs von Amale, Spanien besuchte, machte er dem „primera espada“ oder „Ersten Degen der spanischen Tauromachie,“ mit einem Worte, dem bekannten Montès einen reich mit Rubinen von hohem Werthe besetzten indischen Dolch zum Geschenk und der Toreador, von Dankbarkeit durchdrungen, bat den Prinzen um Erlaubniß, höchst demselben das vollständige Costüm eines andalusischen Majo überreichen zu dürfen. Dergestalt arbeitete Borrajo, zu dessen Kunden Montès gehört, für den Herzog von Nemours und die von ihm für diesen gefertigten Kleidungsstücke wurden so geschmackvoll und, was ihren Styl anlangt, so großartig befunden, daß man sich vornahm, bei vorkommenden Gelegenheiten von dem Talent des geschickten Artisten Gebrauch zu machen. — s —

(Nache eines Glücksjägers.) Einer sehr vornehmen Dame ist ganz kürzlich ein fataler Streich gespielt worden. Diese Dame ist Niemand anders als die Herzogin von Talleyrand, welche früher, als Herzogin von Dino, in London unter den weiblichen Diplomaten mit der Fürstin von Lieven so lange um den Vorrang wetteiferte. Der Fürst von Talleyrand, ihr Onkel, hat ihr ein unermessliches Vermögen hinterlassen, wozu noch die ihr als Erbin der souveränen Herzoge von Curland zugefallenen ansehnlichen Besizungen kommen. Natürlicher Weise kann es nicht fehlen, daß eine so überaus reiche Dame unaufhörlich von Glücksjägern verfolgt wird. Einer von diesen Herren, dessen Bewerbung sie unlängst sehr entschieden zurückgewiesen, hat nun aus Rachsucht durch ganz Frankreich das Gerücht verbreitet, die Herzogin stehe im Begriff zur protestantischen Kirche überzutreten, um einen jungen preussischen Schulmeister heirathen zu können. Es ist leicht begreiflich, welche Larmen von Gegenvorstellungen und Abmahnungen seitens ihrer Freunde und der Prälaten auf den Kopf ihrer Gnaden sielen, die, gegenwärtig funfzig Jahre alt, zwar nicht mehr durch Amors Pfeile leicht verwundbar, aber doch gegen die Pfeile des Spottes und der Verläumdung sehr empfindlich ist. — s —

(Der Klosterkoch.) Die Frau von M., die eine der ersten Gutschmeckerinnen in Paris ist, besuchte im vorig. Jahre das Trappistenkloster in Meilleraye in der Bretagne, wo die Mönche, die selbst im höchsten Grade frugal leben, ihre Gäste mit einem Glanz bewirthen, der an die Pracht der Kirchenfürsten in dem Mittelalter erinnert. Die Frau von M. nun war über die Wunder

der Kochkunst, die sie in diesem Kloster kennen lernte, so entzückt, daß sie erklärte, jeden Preis zu bezahlen, wenn sie einen solchen Koch in Paris hätte. Sobald der Klosterkoch von dieser Aeußerung hörte, bot er der Dame seine Dienste an und erklärte, sein Gelübde habe ihn nur auf drei Jahre gebunden und er sei bereits sieben Jahre über diese Zeit geblieben, nur mache er die Bedingung, daß er auch in Paris die Trappistentracht tragen dürfe. Die Frau von M. hatte dagegen nichts einzuwenden und brachte ihren Klosterkoch in Triumph nach Hause. Ueber ein Jahr lang erfreute er ihre Gäste durch seine Kunstfertigkeit und jeden Tag konnte man ihn in der Kutte und den Sandalen auf dem Markte seine Einkäufe machen sehen, unbekümmert um die Redereien und den Spott der gamins. Die Grippe, die ganz Paris ergriff, warf endlich auch den Klosterkoch nieder und führte zu der Entdeckung, daß der fromme Mann ein — Mädchen war.

(Die Räuber des Herzogs von Ossuna.) Alexander Dumas beschreibt jetzt in der Presse seine so viel besprochene spanische Reise und erzählt darin unter anderm auch die nachstehende Anekdote: Der Herzog von Ossuna ist Einer der großen Herren, deren es in unserer Zeit nicht viele mehr giebt, dreizehn oder vierzehn Mal Grand von Spanien, in Besiz von mehr Orden als seine Brust tragen kann und der Vertreter der drei großen Familien Lerma, Benevente und Infantado, die sämmtlich mit ihm erlöschen, da er keine Kinder hat. Sein Einkommen ist unermesslich und man behauptet, er kenne den eigentlichen Betrag desselben gar nicht. Er besizt in den Niederlanden Schlösser, die schöner sind als die des Königs, in Spanien Burgen und Festen, in denen er sich mit seinen Dienstleuten ein Jahr lang gegen die spanische Armee verteidigen könnte; er besizt ferner Ebenen, Wälder, ganze Bergketten und in diesen — Räuber. Er ist aber nicht etwa Hauptmann einer Räuberbande, sondern die Räuber sind eben — seine Räuber. Als die Räuberbanden in Spanien vernichtet wurden, flüchtete sich eine Schaar in die Wälder von Alamine. Diese gehören dem Herzoge und nachdem dessen Leute lange mit den Räubern scharmüthelt hatten, wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, nach welchem die Räuber gelobten keinen Verwandten des Herzogs auszuplündern, die Leute Ossunas dagegen sich verbindlich machten, die Räuber in deren Industrie nicht weiter zu stören. Der Vertrag wurde gegenseitig gewissenhaft gehalten. Im vorigen Jahre nun überfielen die Räuber des Herzogs von Ossuna den Wagen der schönen Marquise von G., die natürlich ohnmächtig wurde und nahmen ihr alles Geld und allen Schmuck, doch mit völliger Artigkeit, ab. In Madrid klagte die Marquise über diesen Unfall gegen den Herzog, der sie zuerst fragte, ob sie den Räubern nicht gesagt habe, daß sie seine Cousine sei. Die Marquise entgegnete, sie habe nichts sagen können, da sie ohnmächtig geworden sei und der Herzog entließ sie mit den Worten, daß sie von ihm hören würde. Nach neun Tagen wurde sie ersucht, sich in den Palast Ossunas zu bemühen. Hier erwartete sie der Herzog mit einem

Fremden und führte sie an einen Tisch, auf dem ein Sack mit Geld nebst vielen Schmucksachen lag. „Wie viel Geld hatten Sie in Ihrem Wagen?“ fragte er. — „Zwei tausend Realen.“ — Das Geld wurde hingelegt und es fehlte nichts daran, wie auch unter dem Schmucke nicht einmal eine goldene Nadel vermisst wurde. „Wie aber haben Sie dies alles so schnell wieder erlangt?“ fragte die Marquise. — „Durch den Herrn da,“ antwortete der Herzog; „er ist der Hauptmann der Räuber, die Sie anhielten. Ich beschwerte mich bei ihm und sagte ihm, daß Sie meine Cousine wären. Er bedauert sehr, daß Sie ihm das nicht sogleich gesagt, weil er Sie in diesem Falle nicht nur nicht angehalten, sondern Ihnen sogar eine Bezeichnung mitgegeben haben würde und bittet um Ihre Verzeihung.“ Der Räuberhauptmann verbeugte sich galant, die Marquise verzog und wollte ihm die Schmucksachen überlassen, aber er versicherte, daß ihm seine Ehre verbiete, dies anzunehmen und war mit vieler Mühe endlich zu bewegen, als Andenken einen einfachen goldenen Ring an seinen Finger zu stecken. — Seit diesem Tage ist kein ähnliches Versehen vorgekommen und der Herzog hat demnach alle Ursache, mit seinen Räubern zufrieden zu sein.

Generalecorrespondenz.

Mittheilungen aus Paris. (D'Connell in Paris.) Unsere Quindunes (was nun?) fanden in den letzten Tagen, im Betreff des Hierseins D'Connells, fortwährend auf den Beinen der Neugierde. Die Vermuthung der großen Menge ging dahin, daß der Liberator, dem Ende seiner irdischen Laufbahn sich nahe fühlend, das Verlangen hege, im Hauptquartier der Revolution — in dem Krater des Vulkans selbst — begraben zu werden. Augenblicklich waren alle Ruhmbürstige in Bewegung, um den politischen Invaliden zum Opfer ihrer salbungsvollen Anreden und Staatsvisiten zu machen. Außer den Doctoren und der Geistlichkeit glückte dies jedoch nur zwei Personen von einiger Bedeutung, nämlich Herrn de la Rochejaquelein, dem Führer der aristokratischen Legitimisten, und Herrn de Montalembert, dem Haupte der jungen katholischen Partei Frankreichs in der Pairskammer. Die Anrede des letztern, welcher an der Spitze einer Anzahl Besuchender den Helden der Smaragdinsel begrüßte, so wie D'Connells Antwort, ist in den französischen Journalen gedruckt zu lesen. Mr. D'Connell leidet gegenwärtig an Schwerathmigkeit und überhaupt ist sein Gesundheitszustand nicht der beste, daher Manche glauben, er werde seine letzten Lebenstage in Rom zubringen, wo nicht nur der Papst, sondern auch viele englische katholische Prälaten, z. B. Cardinal Welb, seinen Empfang vorbereiten. Umsonst haben Lord Normandy und andere hier residirende Engländer dem Wanderer ihre Gastfreundschaft angeboten; er hat alle Einladungen ausgeschlagen und seine Reise nach einem milderen Klima bereits angetreten. Die Gegenwart des allbekannt-

englischen Riesenpolitikers, — welcher gezeigt hat, welche große Umwälzungen persönliche Energie in Großbritannien bewirken kann, ohne die Grundfesten des Staates im mindesten zu erschüttern, — bildete natürlicher Weise ein Hauptthema des Tagesgesprächs. —

Vor kurzem starb hier Graf Roy, der reichste Grundbesitzer in Frankreich, der von seinen Ländereien ein jährliches Einkommen von zwei Millionen zog, obgleich der Bodenertrag in Frankreich nur auf zwei Procent geschätzt wird. Er hinterläßt zwei Töchter und die eine, die Frau von La Riboussière, gilt für die Dame in Paris, welche die schönsten Diamanten besitzt. Wenn sie in großer Toilette erscheint, soll sie nicht weniger als eine Million werth sein. —

Mittheilungen aus London. Die große Weltstadt London bringt täglich so viel Lächerliches und Gräßliches, so viel Seltsames und Ungewöhnliches zu Tage, daß es nie an Neuigkeiten fehlt, welche auch für die Leser Ihres Blattes von Interesse sein werden. Eben sah ich eine Anzahl Menschen, welche sich Anhänger der Schwärmerin Joanna Southcote nennen, durch viele Straßen ziehen. Sie trugen Gürtel wie die Feuerlöschmannschaft, aber auf diesen Gürteln waren Scenen aus der heiligen Schrift in plumper Malerei dargestellt. Ein jeder hatte ein Dintensäß und einen großen Papierbogen in der Hand und sie forderten alle ihnen Begegnende auf, ihren Namen unter die Petition zu setzen, die auf dem Papier abgedruckt war und in welcher sie den lieben Gott ersuchen, doch den Teufel, den Fürsten der Finsterniß, binden zu lassen. Sie hielten Männer, Weiber und Kinder an und erboten sich für die zu unterzeichnen, die nicht selbst schreiben konnten. In völligem Ernst versicherten sie, daß die Petition, sobald sie eine recht große Zahl von Unterschriften gefunden, von ihrer verehrten Joanna eigenhändig dem lieben Gott im Himmel übergeben werden würde. Man halte die Leute ja nicht für verrückt; es befanden sich bekannte und ganz achtbare Personen unter ihnen. Sind nicht auch bei Ihnen in Deutschland Petitionen vorgekommen, die an Lächerlichkeit und Unsinn der fraglichen nicht weit nachstehen? — Tritt man in die Gerichtshöfe, die bekanntlich hier Jedermann offen stehen, so hört man häufig Dinge, die man für unwahrscheinlich halten würde, wenn man sie in einem Romane läse. So standen kürzlich zwei Frauen vor Gericht, die einen Mann aus Liebe vergiftet hatten, seine Haushälterin und seine Stiefmutter. Die Angeklagten gestanden selbst ein, daß sie ihm mit Vorbedacht mehrmals Arsenik gegeben hätten, um ihn unwohl zu machen, damit er zu Hause bleiben müsse, denn sie grämten sich beide über sein ausschweifendes Leben und daß er so selten zu Hause sei. Leider wirkte das Gift stärker als sie gewünscht hatten und der Mann starb daran. Beide Frauen waren sonst vortreffliche Personen und da sie den Tod ihres Opfers nicht beabsichtigt hatten, ja ihn tief betrauerteten, so wurden sie von den Geschworenen für „nicht schuldig“ erklärt und in Folge davon freigelassen. — Vor einem Polizeigericht standen in diesen Tagen zwei Perser, die bereits einen großen Theil von Asien und Europa

burchwandert hatten und zuletzt in Paris gewesen waren, übrigens nur ihre Muttersprache redeten und einen eigenthümlichen Zweck verfolgten, wie sie dem Dolmetscher erzählten. Einer ihrer Verwandten nämlich hatte einen Türken erschlagen und der türkische Kadi, vor dem die Sache verhandelt wurde, erklärte sich bereit, dem Mörder das Leben zu schenken, wenn binnen einer bestimmten Zeit eine gewisse ziemlich bedeutende Strafsomme gezahlt würde. Die erwähnten beiden Perser, die selbst arm waren, gelobten sofort, das Geld zusammenzubringen und müßten sie die ganze Welt durchwandern. Sie haben auch wirklich bereits die nöthige Summe fast zusammengebracht und wollen nun nach Hause zurückkehren, um ihren Verwandten zu erlösen. Sie waren des Bettelns wegen angehalten worden, ihre Papiere aber befanden sich in der besten Ordnung. — Welche seltsame Wendung nimmt das Leben manches Mannes unter den Engländern, welche in der ganzen Welt umherkommen! So spricht man jetzt von einem gewissen Tom Hardy, der auf einer der Südseeinseln ein kleiner Napoleon geworden ist. Ein englisches Schiff legte an der Küste jener Insel an und unter den Wilden, die herbeikamen, befand sich auch ein Weiser, tattowirt wie die übrigen und nackt gleich diesen. Er war, wie er erzählte, vor zehn Jahren von einem Schiffe entflohen und als souveraine Macht mit einer Flinte, Pulver und Blei an's Land gestiegen, bereit, auf eigene Faust Krieg zu führen. Die verschiedenen Könige der großen Thäler des Landes bekriegten sich untereinander. Mit einem derselben, der ihm zuerst Anerbietungen machen ließ, schloß er ein Bündniß und so wurde er, was er jetzt ist, der Feldherr des Stammes und der Kriegsgott der ganzen Insel. Seine Thaten und Feldzüge sind wunderbarer als die Napoleons. Bei einem nächtlichen Angriffe schlug seine unbesiegbare Flinte, unterstützt von der leichten Infanterie der Wurfpfeile, zwei ganze Volksstämme und am nächsten Morgen lagen alle übrigen zu den Füßen seines königlichen Bundesgenossen. Auch blieb sein häusliches Glück hinter dem des Corsen nicht zurück; drei Tage nach seiner Ankunft im Lande erhielt er die wunderbar tattowirte Hand einer Prinzessin und mit ihr als Mitgift funfzig doppelt geflochtene Matten von gespaltener Grase, vierhundert Schweine, zehn Hütten in den verschiedenen Theilen des Landes und ein Edict des Königs, das ihn für immer für heilig und unverleglich erklärte. Er war, wie er seinen Landsleuten erzählte, vollkommen mit seiner Lage zufrieden und sehnte sich nicht nach der Heimath zurück. Dort war er als Findling in die Welt gestossen worden; er kannte von seiner Aeltern so wenig wie von denen Obins, war als Knabe dem Waisenhaus entflohen, zu Schiffe gegangen und als er die harte Behandlung dort nicht länger ertragen konnte, unter die Wilden gegangen, wo er, wie er mit Bitterkeit hinzusetzte, endlich menschlich theilnehmende Herzen gefunden hatte. — Das Neueste, was die Industrie in London gebracht hat, ist eine bisher unbekannte Art der Verwen-

dung des Gummi, das eigenthümlich zugerichtet (vulkanisirt) wird. Zunächst hat man die Buffers (Stoßkissen) an den Eisenbahnwagen von diesem neuen Stoffe gemacht, welcher das Stoßen weit mehr mindert als die bisherigen Federn. Man sieht aber auch in den Straßen von London bereits mehrere Wagen, die gar keine Federn haben. Eine etwa vierzehen Zoll im Durchmesser haltende Röhre von vulkanisirtem Gummi, mit Luft angefüllt, ist wie ein Reif um die Räder gelegt und so rollt der Wagen ohne das geringste Geräusch auf dem Pflaster hin und ohne im mindesten zu stoßen, so daß es sich in diesen neumobischen Wagen viel bequemer fährt, als in den besten, die man bisher gebaut hat. Ferner haben sie den Vorzug, daß Jemand, dem ein solches Rad über die Beine geht, keinen oder doch nur einen geringen Schaden erleiden kann. Dieser Vorzüge wegen findet die neue Wagenart außerordentlich schnelle Verbreitung. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich noch zur Nachachtung für die deutschen Eisenbahndirectoren eine sehr zweckmäßige Einrichtung auf der Great-Western-Eisenbahn. Es wird da nämlich außer dem gewöhnlichen Zettel mit der Nummer an jedes Gepäckstück der Anfangsbuchstabe des Namens des Reisenden geklebt und das ganze Gepäck nach dem Alphabet sortirt, so daß wer z. B. Kunz heißt auf der Station in der Gepäckexpedition nur an die Abtheilung K zu gehen braucht, um seine Habseligkeiten sofort zu finden. —

Wir haben kürzlich mit Bedauern gemeldet, daß Frau Günther-Bachmann die Leipziger Bühne verlassen werde, jetzt können wir berichten, daß sie auch künftig eine Bierde derselben bleiben wird. Unter den Neuigkeiten, welche die Direction in der letzten Zeit vorführte, fand Rosens „Don Johann von Desferreich“ nur geringen Beifall, während Möders neue Posse, „die olympischen Flüchtlinge“ geradezu mißfiel. Die erste Oper des jungen talentvollen Componisten Brandenburg, „die Belagerung von Solothurn“ würde noch mehr angesprochen haben, wenn der Text nicht gar zu erbärmlich wäre. —

Man wundere sich nicht mehr, daß es überall an Silber fehlt; das edele Metall wird sündhaft verschwendet. Nur die Silbereinfassung an Muslinsücken, die abgerissen und weggeworfen wird, erfordert in England allein jährlich Silber für 140,000 Thaler! —

Nach einem amerikanischen Blatte hat ein gewisser Elias Howe eine Maschine erfunden, welche die schönsten und festesten Nähte in Tuch macht und zwar „so schnell wie neun Schneider.“ Und der Mechaniker Karl Baunscheidt zu Poppelsdorf bei Bonn hat einen — künstlichen Blutegel zu Stande gebracht, eine Erfindung, mit welcher sich Engländer, Franzosen und Deutsche lange abgemühet haben und die dem Glücklichen auch sechsjährige Arbeit und sein ganzes Vermögen gekostet hat. Wenn sich nur die Erfindung besser bewährt wie die meisten der neuesten Zeit, darunter auch die des Brodes aus Dalkuchen, welches der Gesundheit nachtheilig sein soll. —

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 19.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Preis ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, fene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Menbles, Gardinen, Equipagen, Costen moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Stockfischfang.

Humoristische Erzählung

von

Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

„Was sagen Sie, Freund, Geduldsproben!“ krähte das Zungengenie. „Hier war es bei mir mit aller Geduld zu Ende. Und ich habe doch viel Geduld, sehr viel, ein weites großes Feld von Geduld. Aber wie für jeden Sterblichen, so giebt es endlich auch für mich eine Grenze der Geduld, sie heißt: Kaltefüche. So ungeheuer die Kraft meines Duldens ist, hier verläßt sie mich. Kaltefüche ist der letzte Strohalm, womit das beladene Kameel überladen wird. Kaltefüche ist das einzige Uebel meines Lebens, das ich nicht ertragen kann, ohne vor Verdruß mit den Füßen zu strampeln und ein Gefühl zu empfinden, als müßte ich, wie in meinen Knabenzahren, einen Strom bitterer Thränen vergießen und schluchzen, daß mich der Bock stieße. Mein Genie hat auch dieses Uebel glücklich überwunden. Nach langem und reiflichem Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand ist es mir geglückt, ein ganz vorzügliches Mittel zu entdecken, das mich in Stand setzt, mit einem ziemlichen Grade von Gewisheit meine Speisekarte für den Tag festzustellen. Nach dieser köstlichen Entdeckung komme ich nicht mehr in Verlegenheit, übereilter Weise eine Einladung anzunehmen, die, wenn es zu spät

sein würde, mich zurückzuziehen, mit kaltem Abhub und unverdaulichem Böckelfleische endigt. Jeden Vormittag mache ich bei den verschiedenen Fleischern, Fischhändlern, Geflügelhändlern, Zuckerbäckern, Delicatessen-, Obst- und Gemüsehändlern, welche die Lieferanten meiner Actionairs sind, reihum Besuche und erfahre von ihnen, was ihre Kunden bestellt haben. Höre ich nun an drei, vier Orten denselben Namen, so weiß ich zuverlässig, daß mir heute eine Ernte reist und daß ich Gelegenheit haben werde, meine Kunst auszuüben und weiter zu bilden. Dies, mein Freund, ist mein Geheimniß.“

„Und auf diese Weise haben Sie erfahren, daß der Baron für diesen Abend Bestellungen gemacht hat?“ fragte der Secretair plötzlich mit großer Aufmerksamkeit. Denn da er noch gar nichts von einem zu veranstaltenden Souper erfahren hatte, so drängte sich ihm der Gedanke auf, der Gesandte möge mit Frau von Villiers bereits weiter sein als er, Sillig, wisse und vermuthet habe, und das heimlich betriebene Souper möge wohl gar zum Verlobungsfeste bestimmt sein. Stand nun auch die von Frau von Villiers empfangene Einladung für diesen Abend damit in unvereinbarem Widerspruche, so konnte ja gerade diese Einladung und die ganze Demagogenliebhabelei der jungen Wittve Maske sein, um ihn sicher zu machen und jedes mögliche Hinderniß ihrer Verbindung mit dem Barone abzuhalten. Konnte vor Abend nicht eine Absagung kommen? Ein intriguanter Charakter setzt von Leuten, deren Dummheit, Gutmüthigkeit oder

strengrechtlichen Sinn er nicht genau kennt, stets intrigantes falsches Spiel voraus. Sillig fürchtete plötzlich von der Schlaueit eines Weibes überlistet zu sein und fragte den Eßkünstler noch einmal bestürzt: „Wissen Sie gewiß, daß aus des Barons Küche Bestellungen für diesen Abend gemacht worden sind?“

„Nur einen frischen Stockfisch, einen Herrn Stock fand ich für ihn. Aber wie ich Ihnen bereits bemerkt habe, Herr Stock ist, ehe man ihn eintrocknet, für mich das non plus ultra aller Leckerbissen aus dem nassen Element. Noch hatte ich unbegreiflicher Weise nichts davon vernommen, daß die ersten neuen Stockfische angekommen seien. Ich erfuhr nur zu meinem Schrecken, der heurige Stockfischfang verspreche nicht sehr ergiebig auszufallen. Denken Sie sich also meine Ueberraschung! Ich trete in das kühle Gewölbe des Hoffischers. Auf der blanken Marmorplatte liegen, wie immer, die zu expedirenden Gegenstände der heutigen Bestellungen, jeder Fisch mit einem Zettel im Munde, worauf der Name des Bestellers und der Preis des Fisches verzeichnet sind. Ich lasse die abgeschlachteten Burschen die Revue passiren und prüfe ihre Etiketten. Da gab es Meerföhlen, geschickt, einem Eßkünstler reizende Ausfichten zu bereiten; Schellfische, die einen Juden hätten in Versuchung führen können, Christ zu werden, um sie an einer christlichen Tafel mit zu verzehren; Lachs — die ganze Akademie der Wissenschaften hätte ihre gelehrteste Sitzung eiligst verlassen, um einige Bissen davon zu erschnappen. Aber über alle ragte ein frischer Stockfisch, ein Herr Stock hervor, ein Herr von Stock, ein Freiherr von Stock, wie der Mond unter den Sternen, wie ein wahrer Freiherr unter Bauern, wie ein majestätischer Fürst unter gemeinem Volke. Ach, Freund, welch ein Herr Stock! So herrlich und vollkommen in seinen Proportionen! So delicat in seiner Farbe! So fest in seiner Zusammensetzung! Wie er da lag in seiner ungekochten Lieblichkeit, ein fast vier Fuß langer schlanker Bursche mit Fleisch so weiß wie frisch gefallener Schnee, nicht aufgelockert von Feuer, nicht geschwächt von heißem Wasser, nicht verfälscht durch Sauce!“

„Und das ausgezeichnete Exemplar des Herrn Stock war für Sr. Excellenz Küche bestimmt?“

„Ein Blick auf den Zettel im Schnäuzchen des Fisches und die süße Ahnung, daß ich mich bei der diesem Herrn Stock gebührenden Ehrenbezeugung theiligen werde, wird zur süßern Gewisheit. Ich lese den verehrten Namen meines Gönners und Freundes, des Barons von Geisheim —“

„Der jetzt kommt und jedenfalls Ihre Stockwünsche mit delikater Erfüllung krönen wird.“

Wirklich trat in diesem Augenblicke der Baron herein und wandte sich sogleich mit den Worten zu dem kleinen Fetten: „Ich bin sehr erfreut, Sie hier zu sehen, lieber Goldast. Ich dachte den ganzen Tag schon an Sie. Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu reden. Sie bleiben doch zum Souper?“

„Sehr verbunden! Sie wissen, wie gern ich Ihnen gefällig bin.“

„Ich rechne auch auf Ihre Gefälligkeit,“ sagte der Gesandte. „Doch kommen Sie mit mir auf mein Zimmer.“

Damit zog er den Eßkünstler fort, so schnell diesem die kurzen Beine zu gehen erlaubten.

Sillig combinirte schnell die Wichtigkeit der geheimen Mittheilung, welche der Baron dem Zungen genie unter vier Augen zu machen habe und weshalb derselbe schon den ganzen Tag an den Kleinen gedacht, mit dem geheimgehaltenen Souper, zu welchem der neue Stockfisch bestimmt war und schloß daraus: dies Alles müsse irgendwie mit der beabsichtigten Werbung des Barons um die Hand der Frau von Villiers zusammenhängen, die um jeden Preis zu hintertreiben war, sollten nicht alle schönen speculativen Pläne des schlauen Frömmers zu Wasser werden. Der vorsichtige Secretair war für Fälle, wo sein Prinzipal mit Jemand ein Geheimniß auf dessen Zimmer zu besprechen Lust hatte, schon so eingerichtet, daß es seinen scharfen und feinen Ohren nicht entgehen konnte. An Thüren und Wänden dieses Zimmers waren unmerkliche akustische Vorkehrungen getroffen zu Nutzen und Frommen des schleichenden Horchers und leise, wie eine Kaze, begab er sich also auch jetzt an seinen geheimen Posten. Es entging ihm an der Thüre kein Wort von dem Zwiegespräche des Barons und Goldasts.

„Lieber Goldast,“ begann der Erstere ungemein gnädig, „ich bedarf Ihrer Hülfe, Ihres thätigen Beistandes in einer für mich höchst wichtigen Angelegenheit.“

„Lassen Sie hören, verehrtester Gönner,“ schmunzelte das ölige Gesicht ungemein erfreut über diese vielversprechende Anrede. „Wollen Sie ein Festin geben, einen großen bal dinatoire?“

„Nichts dergleichen, wenigstens vor der Hand nicht, so lange ich noch nicht zum Ziele bin. Hernach ein Festin von acht Tagen, in dessen Arrangement Sie Ihr ganzes Genie erschöpfen können. Ich will

Ihnen gern Tausende zur Verwirklichung Ihrer glänzenden Ideen zugestehen. Aber erst an's Ziel, an's Ziel, mein Freund!"

"Aber mon dieu! was ist das für ein Ziel?" rief der Fette im freudigsten Schrecke und seine braunrothen ausgestopften Wangen schienen über die entzückende Aussicht, die ihm der reiche Aristokrat gestellt, öfliger und glänzender zu werden und seine kleinen Augen funkelnder und stechender. Der Geist der Hoffnung leuchtete aus ihm heraus, wie das Flämmchen eines Pfenniglichtes durch das gelbe Horn einer Nachtwächterlaterne.

"Es kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein," antwortete der Gesandte, nicht ohne einige Verlegenheit, "daß ich Frau von Villiers in Affection genommen habe."

"Sie machen mich staunen. Ich kenne diese Dame bloß dem Namen nach."

"So werde ich Ihnen Gelegenheit geben, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen."

"Hat sie einen Koch? Versteht der Kerl etwas? Ist er ein Franzose?"

"Sie wird sich ferner des meinigen bedienen."

"Des Ihrigen?!" rief der Kleine erschrocken. "Weshalb wollen Sie ihn abschaffen? Sind Sie unzufrieden mit ihm? Ich schwöre Ihnen zu, der Kerl hat gute Anlagen und ist gelehrig. Es kann etwas aus ihm werden. Behalten Sie ihn, ich will mich seiner annehmen."

"Verstehen Sie doch! Mein Koch wird nicht in das Haus der Frau von Villiers ziehen, sondern Frau von Villiers in mein Haus."

"Ah! — Wie so das? — Doch nicht als Ihre —"

"Gemahlin. Freilich! Ich bin entschlossen Frau von Villiers zu heirathen."

"Ist's möglich?!" krächete der kleine Fette und die Stimme schnappte ihm dabei über, während er die fleischigen Hände klatschend zusammenschlug. "Excellenz wollen noch heirathen?! Das überrascht mich. Werden Sie auch als Ehemann Ihre petits soupers fortgeben?"

"Große glänzende soupers und diners, dejeuners à la fourchette und bals parés dinatoires."

"Das läßt sich hören," grinste des Kleinen Speckphysiognomie und zeigte die beiden glänzenden Reihen des unverwüßlichsten Gebisses. "Und wann wird die Hochzeit sein?"

"Das will ich eben durch Sie erfahren, Herr von Goldast."

"Durch mich?" fragte der Eßkünstler erstaunt und befremdet. "Wie ist das möglich? Woher soll ich es wissen?"

"Bah!" stöhnte der Gesandte ärgerlich. "Sie sollen meinen Freiwerber machen. Ich bin nicht mehr jung genug, um die erforderliche Kühnheit zu diesem delikaten Geschäft für eigene Rechnung zu haben. Die Zunge ist mir gefesselt; ich stehe wie ein Schulknabe vor der schönen Frau. Für eine fremde Sache ist leichter zu sprechen als für die eigene. Sie machen der Dame heute Abend einen Besuch und bringen Ihr Wort an. Sie werden jedenfalls freundlich aufgenommen und zu Tische geladen werden."

"Aber ich speise ja heute Abend bei Ihnen, Excellenz," sagte Goldast mit kläglichem Stimm und einem Armensündergesichte.

"Es ist wahr, ich hatte vergessen. Dann gehen Sie morgen Vormittag zur Villiers. Wir wollen doch Lilli fragen, was sie uns vorsehen kann. Ich möchte Sie gut traktiren, Freund, um Ihre Zunge auf morgen geschmeidig zu machen."

"Dafür wird schon gesorgt sein," lächelte der kleine Epikuräer beifällig und im Herzen dachte er mit poetischem Aufschwunge: "Der unvergleichliche Sohn der Salzfluth wird mich schon begeistern."

Der Baron schellte und Lilli wurde heraufbeschieden.

Der Secretair saß still vor sich hinlächelnd schon lange wieder an dem Bureau. Keine Seele im Hause ahnete, daß er an der Thüre gehorcht hatte und nun beschäftigt war vom Erlauschten besten Nutzen zu ziehen.

"Herr von Goldast wird heute Abend mein Gast sein," redete der Gesandte die eingetretene Karoline an. "Womit wirst Du uns den Tisch besetzen, Lilli? Hast Du Dich schon mit dem Koche besprochen?"

"Englisch Rindfleisch mit Kartoffeln und Sauce."

"Weiter!"

"Ein Hühnerfricassée."

"Weiter!"

"Zuckerbohnen mit Häringen und Cotelletten."

"Gut. Schön. Das ist im Spätsommer mein Lieblingsgericht. Hast Du sonst noch etwas zu bieten?"

"Einen Kirsch-Pudding."

"Auch gut. Sind das Deine Herrlichkeiten?"

"Befehlen Sie mehr?"

„Ich denke, es ist genug. Wir werden uns satt essen.“

Goldast saß während dieses Zwiegesprächs wie auf Kohlen, die von jeder Antwort Karolinens mehr angefaßt zu werden schienen und als die Berichterstattung des Mädchens zu Ende war, wurde ihm der feurige Sitz ganz unerträglich. Er sprang hastig auf, als ob er sich wirklich die zum Sitzen nöthigen Theile verbrannt habe und murmelte in einer Anwandlung von gelinder Verzweiflung: „Und der Stock! der Stock? Was ist das?“

„Wünschen Sie noch etwas, lieber Goldast?“ fragte der Gesandte, durch diese ungewöhnlich rasche Bewegung und die halblauten Töne seines Gastes aufmerksam gemacht.

„O ich bitte! ich bitte!“ stotterte der Kleine beschämt. „Das Souper ist ganz gut arrangirt.“

„Bestellen Sie sich, wozu Sie noch Appetit haben und verplaudern Sie ein halbes Stündchen mit Lilli. Ich habe noch Geschäfte auf dem Bureau.“

Sobald der Baron das Zimmer verlassen hatte, nahte sich der kleine Fette mit einem aus Bestürzung und Vertraulichkeit gemischtem Ausdruck in den Zügen dem hübschen Kinde, faßte die kleine Hand desselben und wisperte: „Aber, mein liebes Fräulein, wohin sind Sie denn mit dem Stockfische, mit dem Herrn Stock gerathen?“

„Ach, was wissen Sie von ihm?“ gegenfragte Karoline erschrocken und auffahrend, während sie die Farbe wechselte.

„Unglückliche, Ihr Schrecken verräth Sie!“ rief der gereizte Epikünstler drohend. „Gestehen Sie: Sie haben ihn bei Seite geschafft.“

„Um Gotteswillen, Herr von Goldast, was wissen Sie von ihm?“ rief Karoline jetzt in der äußersten Aufregung und ihre zitternde Stimme neigte sich zum Tone leidenschaftlichen Weinens.

„Ich weiß, daß er noch vor einigen Stunden hier im Hause war,“ sagte der kleine Epikuräer mit einer prozigen impertinenten Wichtigkeit. „Und jetzt — wo ist er? Gestehen Sie! Ich muß es wissen.“

„Er ist fort, schon seit mehreren Stunden,“ entgegnete Karoline mit großer Unbestimmtheit in Ton und Haltung, Ergebnis ihrer instinctmäßigen Furcht, sogleich Lügen gestraft zu werden.

„O das ist schändlich!“ kreischte Goldast und der äußerste bitterste Verdruß der Täuschung trieb ihm Thränen in die boshast funkelnden Maulwurfsaugen.

„Wohin ist er?“ fuhr er aufathmend fort. „Wahrheit bei Ihrem Seelenheile!“

Dieser zornige und bestimmte Ton, die leidenschaftliche Aufregung und das drohende Wesen des Hausfreundes erschreckten das arme Mädchen von Neuem und schüchtern sie ein. Ihr böses Gewissen erfüllte sie mit Angst und zitternd weinte sie: „Ach, Herr von Goldast, haben Sie Erbarmen mit mir! Sie kennen mein Geheimniß —“

„Geheimniß?!“ stulirte der Kleine mit steigender Frechheit. „Ha ich merke! Jedenfalls ist er noch im Hause. Ihre Bestürzung beweist es, Mademoiselle. Ich lese das Geständniß in Ihren Zügen.“ Jetzt aber kam der Gedanke über ihn, daß er mit diesem hochfahrenden Tone in diesem Hause zu weit gegangen sei und schnell einlenkend schlug er die gemüthlichen Saiten an und wimmerte mit einer herzerreißenden Vertraulichkeit: „Sein Sie offen, Linchen! Sein Sie aufrichtig gegen mich, mein liebes Mädchen! Vertrauen Sie mir, Ihrem ergebensten Freunde! Ich verrathe Sie nicht. Auf Ehre! Wo ist er? Sagen Sie es mir, theuerste Lilli?“ Zuletzt klangen seine Worte wie das wehmüthigste Bittgesuch, wie das weinerliche Flehen eines Bettlers und die weichherzige Karoline konnte unmöglich diesem rührenden Angriff widerstehen.“

„In einer Bodenkammer,“ schluchzte sie.

„Ha sieh doch!“ rief der kleine Schüler Epikurs freudig überrascht. „Also in einer Bodenkammer. Ei! ei! Linchen! Auf welchem faulen Pferde erwisch ich Sie da! Doch getrost! Sie sehen in mir einen Freund, dem Sie sich ganz anvertrauen können und durchaus keinen Verräther. Nur sagen Sie mir, was Sie in der Bodenkammer mit ihm vorhaben? Bitte, bitte, sagen Sie es mir!“

„Ich kann Ihnen jetzt nur sagen,“ erhob Karoline mit edler weiblicher Würde das kleine Köpfchen, „daß ich ihn unaussprechlich liebe. Nähere und befriedigendere Aufschlüsse vermag ich für den Augenblick unmöglich zu gewähren; in den nächsten Tagen jedoch, vielleicht morgen schon, hoffe ich dieses Räthfels Auflösung Ihnen geben zu können. Nur so viel bemerke ich noch, daß jeder gegen meine Moralität gerichtete Verdacht mich auf's Aeußerste empören würde.“

„Ich glaube es ja,“ beruhigte sie Goldast im Tone freundschaftlicher Bonhommie, „daß Sie ganz redlich und ehrlich in dieser merkwürdigen Affaire gehandelt haben und hege nicht den mindesten Verdacht gegen Ihre Moralität. Auch daß Sie ihn lieben,

begreife ich schon. Aber wer kann ihn mehr lieben, als ich? Ich bete ihn an. Ich sah und bewunderte seine Schönheit. Ich schwärmte für ihn. Sillig könnte Ihnen sagen, daß ich ihn geadelt, zum Freiherrn erhoben haben würde, wenn ich ein Fürst wäre. Wenigstens werde ich ihn nun stets Herr Stocck nennen, aus lauter Liebe zu ihm und Respect vor seinen hohen Tugenden."

"Also sind Sie sein wahrer Freund?" fragte Karoline mit freudestrahlenden Augen.

"Mit ganzer Seele, mein liebes Kind!" versicherte der Kleine und legte die Hand theuernd auf das Herz. "Es giebt keine innigere Freundschaft. Und Sie Grausame wollten ihn mir entziehen, um ihn allein zu genießen. Daraus wird nichts, mein Kind! Wir wollen uns wenigstens in ihn theilen."

"Sie setzen mich in Erstaunen. Wissen Sie denn nicht, daß er von der Polizei verfolgt wird?"

"Wie? Was?" fuhr Goldast bestürzt zurück. "Von der Polizei verfolgt?! Hat man ihn denn in Verdacht, daß er vergiftet ist?"

"Vergiftet?!" schrie Karoline auf und die rothen Rosen ihrer Wangen wurden im Nu zu weißen Lilien. "Um Gottes Barmherzigkeit! Vergiftet ist er? Sagen Sie nicht so, Herr von Goldast? O Hülfe! Rettung!"

"Nun ja doch!" demonstrierte das ölschwizende Jungengenie. "Wenn er nicht vergiftet wäre, warum könnte denn die Polizei auf ihn vigiliren? Und nun fürchten Sie doch wohl durch ihn vergiftet zu sein? Wenn Sie ja aber noch nichts davon gegessen haben, was schreien Sie denn?"

"Geessen?" fragte Karoline mit noch größerer Besorgniß und einer Art Bestürzung, augenblickliche Folge der sich ihr aufdringenden traurigen Ueberzeugung, daß es dem kleinen Tafelhelden im Kopfe rappele. "Was soll ich denn gegessen haben, Herr von Goldast?"

"Haben Sie noch nicht?" hastete der Fette und es kam wieder Sonnenschein in die düstere Landschaft seiner aufgedunsenen Gesichtszüge. "Desto besser, liebes Linchen! Desto besser! Ist er denn schon gekocht?"

Jetzt war für das zum Tode erschrockene Mädchen kein Zweifel mehr übrig, der kleine Philosoph habe den Verstand verloren. Im Nu war sie an der Thüre, um sich den etwa nöthigen schnellen Rückzug zu sichern und mit bebender Stimme fragte sie: "Gekocht? Herr von Goldast, so bestimmen Sie sich doch!"

"Ja doch!" fuhr dieser eifriger fort. "Ich will dem Koch behüßlich sein, daß er ja nicht verdorben wird. Und glauben Sie doch die Dummheit nicht, daß er vergiftet ist. Auf die Gefahr hin, will ich den ganzen Burschen verspeisen. Wer sollte ihn denn vergiftet haben? Das ist ein Mißverständnis mit der Polizei."

"Aber von wem sprechen Sie denn eigentlich, Herr von Goldast? Ihre Worte werden mir immer räthselhafter."

"Nun von wem sonst, als von dem stattlichen Stockfische, der heute Mittag in Ihre Küche kam," versetzte Goldast etwas verblüfft über diese unerwartete Frage.

"Ach von dem Fische!" behnte Karoline plötzlich erleuchtet und die heiterste Laune kehrte wieder in ihre Züge zurück.

"Nun ja doch, von dem Fische!" fistulirte der Gstkünstler ärgerlich. "Sprechen Sie denn von einem Vogel? Ich will wissen, was aus dem Fische geworden ist?"

Karoline lachte aus vollem Herzen und erwiderte dazwischen: "Wie ich Ihnen schon sagte, er ist fort. Ich kann unmöglich damit aufwarten."

"Sie sagten aber doch, Sie hätten ihn in die Bodenkammer versteckt?" fragte Goldast verdrießlich.

"Das war purer Scherz, lieber Herr von Goldast. Sie wissen ja, wie gern ich mit Ihnen scherze."

"Aber, mein bestes Fräulein, in solchen Dingen verstehe ich keinen Scherz. Nun sagen Sie nur schnell, wohin ist denn der köstliche Stocck gerathen?"

"Auf Befehl Seiner Excellenz ist er der Frau von Billiers zum Geschenk überschickt worden."

"Ach der Verräther! Und mich zum Souper einzuladen! — Weiß Gott, Linchen, ich hätte ihn gern tête-à-tête mit Ihnen verzehrt und wenn es in der Bodenkammer gewesen wäre!"

"Es thut mir leid, Herr von Goldast! Es wäre mir selbst ein Vergnügen gewesen, wenn auch nicht in der Bodenkammer."

"Wirklich, Linchen?" schmunzelte der kleine Philosoph wieder. "Ist das Ihr Ernst? Ist das Wahrheit, Lilli? Sind Sie mir gut, holdes Kind? — Wahrlich, wenn Sie reich wären, ich würde Sie freischweg zur Frau von Goldast machen, denn Sie verstehen sich auf Küche und Tafel, wie selten ein weibliches Subject. Aber solche thörichte Wünsche müssen

wir uns aus guten Gründen vergehen lassen. Leben Sie wohl, Linchen!"

„Wollen Sie denn nicht zu Fische bleiben?"

„Mir fällt bei, daß ich noch ein nothwendiges Geschäft mit Frau von Villiers abzumachen habe. Ich wünsche guten Abend!"

Linchen lächelte muthwillig hinter ihm her und dachte: „Den zieht die unsichtbare Kraft des Stockes an. Der Stock ist für ihn zum Magnet geworden. Aber ich hätte mich bald verrathen. Schwagt da Herr von Bauch von einem Stock, einem Herrn Stock und ich denke fort und fort, er meint meinen lieben schlanken Stock in der Bodenkammer.“

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

Mittheilungen aus Paris. (Man will das Opernhaus und die königliche Bibliothek verlegen.) Das Opernhaus soll nach Einigen auf dem Boulevard des Italiens, nach Andern endlich in der Rue Grange-Batelière erbaut werden. Die Stationären möchten die Oper gern unverändert und an dem Plage, wo sie jetzt ist, lassen. Dagegen erwidern die Progressisten: „Die Oper befindet sich in einem Zustand von großer Schwäche, der Tanz hat sein Temperament gewechselt und wird sich nicht lange mehr auf den Beinen erhalten. Ueberdies ist die Oper auf ihrem jetzigen Orte ein sehr gefährlicher Nachbar; ihre Feuerwerkerkünste erfüllen dreimal in jeder Woche die nächsten Umgebungen mit banger Besorgniß; von sieben Uhr Abends bis Mitternacht ist die Oper ein in Gährung begriffener Flammen speiender Vulkan. Es hat bereits mehrere Male gebrannt und wenn die Erfahrung die Besürchtungen für die Zukunft rechtfertigt, so dürfte eine neue Katastrophe nicht gar fern sein.“

Aus den Rechnungen der Academie royale de musique ergibt sich, daß die Verwaltung der Oper den Directoren in allen Zeiten Ruin gebracht hat. So rettete, um nur einige Beispiele anzuführen, bloß Ludwigs XIV. Freigebigkeit den rühmlichst bekannten Lulli vom Bankerott. Lull's Schwiegersohn und Nachfolger, Francine, mußte das Privilegium 1728 seinen Gläubigern überlassen. Unter der Direction von Destouches wuchsen die Schulden der Oper auf dreihunderttausend Livres an und doch waren damals die Honorare der ersten Sänger und Tänzer nichts weniger als bedeutend; jene erhielten jährlich jeder funfzehnhundert, diese jeder tausend Livres und der Gehalt des batteur de mesure (Musik-Directors) betrug nicht mehr als neunhundert Livres u. s. f. Das gesammte Operpersonal, Künstler, Statisten u. s. w. betief sich damals

auf nur hundertsechszwanzig Köpfe und kostete jährlich im Ganzen siebenundsechzigtausend Livres.

Trotz des oben gerügten Uebelstandes war sowohl während des alten Regime, als auch in unserer Zeit die Direction der Oper sehr gesucht und zwar von Personen jedes Ranges und Standes. Unter denen, welche sie erhielten, sieht man Finanziers, Musiker, Maschinisten, Beamte und Diplomaten figuriren. Im Jahr 1749, als die Leitung eines Herrn Berger die königliche Academie der Musik mit ziemlich fünfhunderttausend Livres Schulden belastet hatte, vertraute der König ihre Verwaltung dem Handelsvorstande an. Nie aber wohl war die Oper trefflicher und anziehender als unter Devismes's Direction in den Jahren 1778 und 1779; damals verliehen ihr besonders die Namen Bestris, Dauberval, Guimard und Sophie Arnoult Glanz und Ruhm. Dessenungeachtet betrug das Deficit in diesen beiden Jahren nicht weniger als siebenhunderttausend Livres. Im Angesicht eines so beständig ungünstigen Resultats darf wohl jeder Director auf Nachsicht rechnen.

Die berühmte königliche Bibliothek enthielt schon zur Zeit Karl's V. gegen tausend Manuscripte; sie war in einem Thurme des Louvre aufgestellt, welcher daher La Tour de la Librairie hieß; hier blieb sie bis unter Ludwig XII., der sie nach Blois schaffen ließ. Franz I. wies das Schloß von Fontainebleau zu ihrer Aufnahme an, wo sie unter der Leitung des berühmten Gelehrten Budé geordnet wurde. Erst unter Heinrich IV. kam sie wieder nach Paris in die Gebäude des College de Clermont. Bei der Rückkehr der Jesuiten nach Frankreich wanderte sie in den Saal des Klosters der Franziscaner und Ludwig XIII. bewirkte durch seine Ordonnanz von 1617, nach welcher von jedem neuen gedruckten Werke dieser kostbaren Sammlung zwei Exemplare unentgeltlich einverleibt werden mußten, ein schnelles Wachstum derselben. Unter Ludwig XIV. reichte der eben erwähnte Saal schon nicht mehr dafür hin, daher sie Colbert, welcher sie dem Publikum zugänglich zu machen wünschte, 1666 in einem an seine Wohnung stoßenden Hôtel aufstellen ließ. 1720 wurde sie auf Befehl des Regenten in das Hôtel de Nevers verlegt. Als Napoleon die Tuilleries mit dem Louvre vereinigte, hatte er die Absicht, sie letzterem zurückzugeben, allein sein Plan blieb unausgeführt; seitdem hat man denselben ganz aus dem Gesichte verloren, denn obwohl man über eine abermalige Verlegung der Bibliothek einig ist, so scheint man doch dabei an das Louvre gar nicht zu denken.

— 6 —

(Das Thun und Treiben der Berliner) hat Friedrich Saff in einem auf eigene Beobachtung und Erfahrungen gegründeten Werke „Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung. Leipzig, Koffka, 1846“ sehr genau beleuchtet. Hier nur Einiges aus diesem interessanten Buche: „Das Kroll'sche Lokal. Dieser vielgerühmte Erholungsort umfaßt, namentlich an seinen Glanzabenden, die ganze Scala der Berlinischen Lebenszustände, von dem armen Studenten an,

ber, um sich mit seiner Grisette einen lustigen Abend zu machen, sein chirurgisches Besteck bei einem Juden verkaufen oder Neanders Kirchengeschichte verkaufen mußte, bis zu dem hohen Mitgliede eines regierenden Hauses, das hier incognito einige Stündchen verweilt. Eins, worin sich diese ganze Scala gleich bleibt, das ist der Durst nach Piquanterie, das Haschen nach Frivolität, das Ungefättigtsein im scheinbar größten Genusse. Denn dieses Element ist in Berlin durch alle und namentlich durch die Klassen hindurchgedrungen, welche, was ihr Leben betrifft, nicht allzugenau vom Morgen bis zum Abend rechnen. Es kommt hier deshalb auch nicht zu einem unbefangenen Genusse, zu einer fröhlichen Hingabe an die Lust des Augenblickes. Die Raffinerie, die Ueberreiztheit schlagen überall durch und Herr Kroll muß verschiedene Stimulantia anwenden, um die Berliner nur einigermaßen in Bewegung und scheinbarer Gemeinschaftlichkeit zu erhalten. Es fehlt die Harmonie. Ueberall der Egoismus mit seinem Gefolge. Was hilft es, daß ein ungeheures Orchester Tusch bläset und von seiner Galerie die lustigsten Melodien unter die wogende Menge schmettert? Was hilft es, daß die Tänzer in verschlungenen Gruppen wild durch einander rafen und in Logen Champagnerbatterien abgefeuert werden? Es gleicht das alles weit mehr einer Parforcejagd als einer ungezwungenen Fröhlichkeit. Es steht ein böser Dämon hinter der Lust des Berliners."

Die Amüsements auf den Promenaden und andern Belustigungsorten in der Umgegend der großen preussischen Residenz charakterisirt der Verfasser durch folgendes Geribild: „Da wandert ein Mann mit seiner Frau, drei großen Töchtern und einem Sohne in der brennendsten Sonnenhitze eine Stunde lang durch die traurigste Sandwüste, um endlich in einem sogenannten „Garten“ sich zu erholen. Und woraus besteht dieser Garten? Aus einem eingefriedigten Sandfelde, in dem ein Paar verdorrte und verküppelte Bäumchen umherstehen und wo man unter den mitgenommenen und hier aufgespannten Regenschirmen Schutz vor dem heftigen Sonnenbrande suchen muß. Die Frau kocht hier den mitgenommenen Kaffee, die Töchter packen das ebenfalls mitgenommene Weißbrod aus und der Mann wagt nicht mehr als ein Glas Weißbier zu trinken. So sitzt man ein Paar Stunden beisammen, findet das kleinste grüne Blatt „wunderschön“ und kehrt am Abend zu den Lasten und dem Jammer einer ganzen Woche zurück."

„Der Berliner Dandy,“ sagt Cass, „ist über Alles hinaus. Er kennt Alles; er hat bei Tortoni gefrühstückt und am Golf von Neapel den Untergang der Sonne betrachtet, er hat den berühmtesten Künstlerinnen Cadeaux gemacht und lächelt verächtlich, wenn man von seinen Liaisons redet. Er kann für nichts schwärmen, für nichts begeistert sein. Wenn der König morgen früh eine Constitution gäbe, ein solcher Act würde ihn gleichgiltig finden und er würde sein Eis, sein Bisquit, seinen Champagner, seinen Lehnstuhl durchaus nicht verlassen."

Die Spaziergänger unter den Linden werden ebenfalls

als höchst gleichgiltig gegen Alles geschildert: „Wenn man so an einem schönen Nachmittage unter den prächtigen Linden auf- und abwandelt und das gepuzte Berliner Menschenvolk an einem vorüberrauscht und zieht, es will einem das Herz frieren! Diese Grandezza, dieses Pathos wird langweilig und unerträglich. Auf keinem Gesichte, das uns entgegenkommt, blüht die volle Rose der Jugend und der Unbefangtheit, die absolute Kritik macht sich überall geltend und allenthalben steht der blasirte Spruch des Horaz: nil admirari (nichts bewundern) geschrieben."

Ueber das Theaterparterre lautet das Urtheil des Verfassers sehr ungünstig: „Das Berliner Parterre,“ sagt er unter andern, „ist durch die Organisation einer Clique auf den niedrigsten, auf den verwahrloseten Standpunkt gebracht worden, auf dem ein Theaterpublikum irgendwie und irgendwo nur ankommen kann. Eine solche ästhetische und theatralische Verderbtheit, wie sich uns im Berliner Parterre zeigt, wäre aus dem Publicum selbst noch nicht hervorgegangen. Man hat sie erst machen, man hat sie erst mit einer vollständigen Taktik unterstützen und organisiren müssen. Und so hat sich denn allmählig das theatralische Zeitmisere in unserm Publicum breit gemacht, welches Sie mir gegenüberstellen. Es ist dem Publicum zum Theile aufgezwungen worden und da dem Publicum jede Unverschämtheit imponirt, so folgte es bald in seiner Blindheit und Geschmacklosigkeit den kühnen Stürmern der Tambourmajors. Damit war der Ruin des Geschmacks der Kunst vollendet. Damit begann das Regime, unter dem wir gegenwärtig stehen, die Herrschaft der Clique, der Cabalisirung, die vollständigste Entwürdigung des Rufes, welchen das Berliner Hoftheater sich unter allen Umständen erhalten sollte und welchen es jetzt ganz in die Schanze geschlagen hat."

Auch den jetzigen Häuserbau, das Verhältniß der Miethbewohner aller Classen zu ihren Wirthen, die elenden Wohnungen der Proletarier, die chambres garnies, die Armuth und Verdorbenheit der untersten Volksklassen u. s. w. schildert der Verfasser und namentlich die beiden letzteren auf eine wahrhaft ergreifende Weise. Doch wir wollen den Leser mit diesen düstern und unerfreulichen Gemälden verschonen; wer sich damit vertraut machen will, mag das Werk selbst zur Hand nehmen.

— 6 —

(Der schönste Kaufmannsladen in der Welt.)
Man ist bisher der Meinung gewesen, daß in Paris und London die schönsten und größten Kaufmannsläden gefunden würden; sie alle werden aber von einem in New-York übertroffen, der kürzlich eröffnet worden ist. Die Vorderseite ist von weißem Marmor und der Haupteingang befindet sich zwischen zwei Fenstern, deren jedes aus einer einzigen Glasplatte von 6 Fuß Breite und 11 Fuß Höhe besteht. Man gelangt in eine geräumige Halle, an deren Seiten sich Ladentische von Mahagoni und Regale von Ahorn befinden und die in eine andere runde Halle führt, über welcher sich eine zierliche 90 Fuß hohe Kup-

pel wölbt. Rund herum laufen Labentische von glänzend polirtem Mahagoni und die hintere Wand ist ganz mit Spiegelglas belegt. Die Decke wird von Säulen getragen, welche mit den schönsten Capitälern geschmückt sind. Der Hauptbogen, welcher die erste Halle von der zweiten trennt, wird von Säulen aus italienischem Marmor getragen, die gerieft, aus einem Stücke gearbeitet und glänzend geschliffen sind. Die Wände und die Decke sind mit meisterhaften Frescomalereien geschmückt. In der Haupthalle befindet sich ein großer Kronleuchter, der, wie die amerikanischen Blätter versichern, an Schönheit seines Gleichen in der Welt nicht haben soll. Alle Waaren, die dem Publicum bei der Eröffnung vorgelegt wurden, waren durchaus neu und hatten einen Gesamtwert von 600,000 Dollars. Hundert Commis sind beschäftigt, das Publicum zu bedienen. Abends wird dieser prächtige Laden mit Gas erleuchtet und im Winter durch große Defen geheizt, die sich im Souterrain befinden.

Generale Correspondenz.

In London hat man eine neue Benützung der Aetherdämpfe entdeckt, nämlich um erheuchelte Krankheiten zu entdecken. Man wendete bereits das Aethereinathmen bei mehreren Personen an, die im Verdachte standen ein Gebrechen zu erheucheln und jedesmal mit dem glücklichsten Erfolge.

Der Tod hat in Paris in der letzten Zeit viele bekannte Personen hingerafft, unter andern auch den englischen Capitain Dillon, der aus Kummer starb, weil die französische Regierung sich weigerte, ihm die Belohnung zu zahlen, welche sie öffentlich dem versprochen hatte, welcher Spuren von Laperouse auffinde. Capitain Dillon, den seine Abenteuerlust und die gebotene Belohnung von 400,000 Fres. reizte, rüstete mit Unterstützung einiger Freunde ein Schiff aus und es gelang ihm die Spuren des unglücklichen Seefahrers Laperouse wirklich aufzufinden. Er brachte die Trophäen seines Sieges, die Waffen und Bücher, welche Laperouse gehört hatten, nach Paris, wo sie in dem Musée de la Marine aufgestellt und an den Sonntagen häufig besucht werden. Auch war die französische Regierung so artig, durch eine Aufschrift in dem Museum anzuzeigen, daß man alle diese Dinge dem englischen Capitain Dillon verdanke. Die Minister behandelten ihn außerordentlich freundlich und dankten ihm, aber — an das Bezahlen der Belohnung dachte Niemand. Dillon erhielt nicht einmal die 32,000 Francs zurück, die er aus seinem Vermögen für das Unternehmen aufgewendet hatte und endlich starb er aus Gram darüber und in Noth. —

Kaum haben wir von Felicien Davids „Columbus“ erzählt, so ist ein neues ähnliches Musikwerk, eine Symphonie-Obe „Manfred“ (nach Byrons bekanntem Gedichte) von Lacombe erschienen. Die französischen Componisten scheinen ihre

Kraft auf solche Werke zu wenden, weil es schwer ist, eine Oper zur Aufführung zu bringen. Lacombe hat so eifrig studirt wie selten ein Musiker. Er verschmähte schon in seiner Jugend alle leichten Triumphe und saß Tag und Nacht über den Partituren der großen Meister. Dann ging er nach Wien, lebte da vier Jahre in völliger Zurückgezogenheit und verkehrte nur mit einigen alten Heroen der Kunst. Als er endlich alle Geheimnisse der Composition erforscht zu haben glaubte, kehrte er nach Paris zurück und begann Byrons finstere schmerzliches Gedicht „Manfred“ in Musik zu setzen. Es ist jetzt bereits mehrmals aufgeführt worden und wird mehr und mehr bewundert. —

Die Engländer und Nordamerikaner haben bekanntlich, als ächte seefahrende Nationen, mehrere Anstalten auf dem Wasser, die wir „Landratten“ uns nur auf dem festen Lande denken können. Es giebt z. B. in Amerika schwimmende Theater und am Eingang des Hafens von London ein großes schwimmendes Hospital, in welches franke Seeleute aller Nationen aufgenommen werden; jetzt lesen wir sogar, daß die Dissidenten in Bristol ein altes Schiff, den Aetna, gekauft und zu einer Kapelle umgestaltet haben, die kürzlich eingeweiht worden ist und in welcher von nun an regelmäßig Gottesdienst gehalten werden soll. —

Vor einigen Tagen wurde in Paris ein Doctor G. begraben, der sonst in glänzenden Verhältnissen stand und eine höchst einträgliche Praxis in der vornehmsten Welt hatte, durch den Trunk aber, den er sich angewöhnte, so weit herunterkam, daß er der Arzt der Lumpensammler wurde. Seine zahlreichen Kunden und fast alle Lumpensammler, die das größte Vertrauen zu ihm hatten, begleiteten ihn zum Grabe und an diesem wurden drei Reden gehalten von einem ehemaligen Notar, von einem ehemaligen Advokaten und einem ehemaligen Unterpräfekten, die alle drei jetzt ebenfalls Lumpensammler sind. —

Ein Engländer, der lange in Spanien und namentlich in Madrid gelebt hat, schildert die junge Königin Isabella mit folgenden Worten: „Isabellas Gang hat von ihrer Kindheit an etwas Watscheliges (das unter den spanischen Bourbons nie selten war) gehabt und da sie jetzt sehr beleidigt wird, gewährt es keinen eben angenehmen Anblick wenn sie tanzt. Ihre Gesichtsbildung ist nicht hübscher geworden und der untere Theil desselben hat eine auffallende Aehnlichkeit mit den Portraits ihres Vaters. Ihre Augen sind glänzend und nicht unangenehm. Ihr Gesicht ist völlig rund und wird nur durch die scharfvorstehende Nase etwas verstellt. Wenn sie in spanischer Tracht erscheint, sieht sie offenbar besser aus als in französischer Toilette. Es fehlt der Königin Isabella gar nicht an Fähigkeiten; namentlich besitzt sie ein wahrhaft wunderbares Gedächtniß und Klugheit ist ihr auch nicht abzusprechen. Sie neckt und spottet gern und besitzt viel beißenden Wig.“

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 20.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Güten, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zhr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Weibes, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zähler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Stockfischfang.

Humoristische Erzählung

von
Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

Noch war sie nicht fertig mit ihren Gedanken, die zumeist sich auf den hübschen Fremden von diesem Morgen richteten, dessen Namen, Stand und Verhältnisse sie gar zu gerne gekannt hätte, als Sillig hastig hereintrat und sie nicht im gewöhnlichen Predigertone und nicht mit den gebräuchlichen Segenswünschen, sondern kurz und hastig anredete: „Wie kommt es, daß Herr von Goldast das Haus verlassen hat? Ich denke er bleibt zum Souper.“

„Er hat sich anders besonnen,“ entgegnete das Mädchen, verwundert, den frommen Mann sich plötzlich um die Tafelangelegenheiten bekümmern zu sehen. „Ein Geschäft, meinte er, führe ihn nothwendiger Weise noch zu Frau von Villiers. Ich glaube aber, er geht einem gewissen Herrn Stock nach, dessen intimster Freund er sich zu sein rühmt.“

„Also doch!“ murmelte der Secretair vor sich mit einem bitterbösen Gesichte und es war Linchen nicht anders als verschluckte er ein halbes Duzend Flüche.

Er empfahl sich kurz wieder und auch Linchen ging hinab, um in der Küche einige Abänderungen hinsichtlich des Abendessens anzuordnen. Zu ihrem

nicht geringen Schrecken begegnete ihr ein Polizeicommissär auf der Treppe.

„Ich wünsche den Herrn Studiosus Bernhard Müller zu sprechen,“ redete sie der Mann der Gewalt an. „Darf ich Sie bitten, mir sein Zimmer zeigen zu lassen?“

„Herr Müller ist abgereist,“ stotterte sie verlegen hervor.

„Abgereist?“ fragte der Polizeiofficiant ungläubig. „Wann? wenn ich fragen darf.“

„Diesen Morgen.“

„Ist Herr Secretair Sillig zugegen?“

„Auf dem Bureau.“

Der Polizeicommissair trat in das ihm bezeichnete Zimmer. Sillig trippelte ihm mit einiger Verlegenheit entgegen. „Es thut mir leid, Herr Commissair, daß Sie sich vergeblich hierher bemüht haben. Der Bursche muß im Besitze einer extrafeinen Nase sein. Während ich bei Ihnen war, ist er glücklich entkommen.“

„Wissen Sie nicht, ob er schon aus der Stadt ist?“

„Nach dem, was ich gehört, ist kaum daran zu zweifeln.“

„Verdammt!“ rief der Sicherheitsbeamte unwirsch.

„Und welch' ein schöner Preis ist auf diesen Stock gesetzt! Schon hoffte ich ihn gewonnen zu haben.“

„Vielleicht kann ich Ihnen doch auf eine gute Spur helfen. Sie kennen doch Herrn von Goldast?“

„Wie sollte ich den berühmten Eskünstler nicht kennen!“

„Nun dieser Herr rühmt sich der intimsten Freundschaft, des vertrautesten Umganges mit dem Herrn Stoc. Daraus schliesse ich, daß er um den Aufenthalt des Demagogen weiß, ja daß er selbst Demagog ist.“

„So muß ich mich der Person des Herrn von Goldast versichern.“

„Vor wenigen Minuten war er hier und hat geäußert, er werde eines Geschäfts halber zu Frau von Villiers gehen. Sie wissen doch vor dem neuen Thore?“

„Das schöne moderne Gartenhaus.“

„Ganz recht. Und da diese Dame ebenfalls eine Freundin der Demagogen ist, so —“

„Ich verstehe und eile meiner Pflicht nachzukommen.“

Sillig lachte, als er allein war, in die Chemisette:

„Da hätte ich ja die verdammte Freiwerberei doch noch glücklich vereitelt. Das Genie ist der Sieger und Herr der Welt. Es lebe das Genie!“

„Zu Frau von Villiers ist er? Habe ich Dich recht verstanden, Lilli?“ rief der Baron freudig überrascht, als ihm Karoline meldete, daß Herr von Goldast nicht mit soupiren werde. „Wenigstens sagte er mir so,“ entgegnete das Mädchen. „Er habe ein bringendes Geschäft mit ihr abzumachen.“

„Ich weiß, ich weiß!“ rief der Gesandte vergnügt und rieb sich die Hände. „Und darüber läßt er ein gutes Souper im Stiche! Solche Freundschaft für mich hätte ich ihm nicht zugetraut. Das werde ich ihm nicht vergessen, dem braven Goldast. — Lilli, auch ich werde nicht zu Hause speisen, da mir Goldast entronnen ist. Bestelle das Souper beim Koch ab. — Ich bin so seltsam bewegt, so unruhig, so zerstreut. Ich will einen Spaziergang machen und werde erst spät heimkehren.“

Karoline sah, wie die Excellenz sich äußerst sorgfältig kleidete und dann das Haus verließ. Einige Minuten früher hatte sie schon Herrn Sillig abmarschiren sehen. Sie klatschte vor Freuden in die Hände und rief den alten Jakob in's Zimmer.

„Jaköbchen,“ schmeichelte sie, „nun schicke mir alles Bedientenvolk aus dem Hause und stelle Du Dich Schildwach; denn ich will jetzt zusehen, was ich mit dem Menschen in der Bodenkammer anfangen.“

„Sorgen Sie nicht, liebe Mamsell, Sie sollen gut bewacht werden,“ schmunzelte der alte Glaszopf

und that nach Befehl der „lieben Mamsell.“ Diese aber stieg in die Bodenkammer hinauf, wo der schöne Student sich herzlich langweilte. Mit kurzen Worten verkündete sie ihm den Stand des Hauses und nahm ihn ohne Umstände beim Arme, um ihn auf ihr stilles abgelegenes Zimmer zu führen.

„Dank, holde Jungfrau, daß Ihr mich aus diesem schrecklichen Verließ erlöst habt, in welchem Molch und Unken hausen,“ heldenspielte Bernhard mit Ritterchauspielpathos. „Ich erkläre mich dafür zeitlebens für Euern Ritter.“

„Du langweilst Dich allein, Bernhard und kommst dadurch am Ende auf böse Gedanken. Ich will Dich in Gesellschaft bringen.“

„In welche, liebe Lina?“

„Du bist nicht sicher im Hause. Die Polizei hat Dich schon gesucht. Silligs lauender Blick verfolgt mich auf jedem Schritte und forschet in meinen befangenen Zügen. Ich fürchte, der Mensch ist mir schon auf der Spur und kaum vermag ich mich ihm zu verbergen. Ich bin nicht zur Heuchlerin gemacht. Fiebernde Unruhe hat mich gemartert; es hat mir stets vor den Augen geflirrt. Morgen könnte ich es nicht aushalten. Ich stürbe vor Angst und würde Deine unfreiwillige Verrätherin.“

„Aber wohin soll ich?“

„Ich habe mir einen Plan ausgedacht. Frau Holzmann, meine Putzmacherin, ist eine sehr gewandte, fluge und erfahrene Frau und mir sehr zugethan. In schwierigen Lagen und Verhältnissen hat sie mir oft schon guten Rath ertheilt. Ihr können wir uns unbedingt anvertrauen. In Ihrem Hause bringst Du die Nacht zu und morgen wird sie weiter sorgen.“

„Und wie lange leistest Du mir Gesellschaft?“

„Den ganzen Abend.“

„Nun gut. Bin ich aber auch sicher auf der Strafe? Man zündet eben die Laternen an.“

„Weißt Du was, lieber Bernhard! Ich werfe Dir Rock und Mantel von mir über, setze Dir meinen Sammethut mit Schleier auf und dann gehen wir Arm in Arm.“

„Ach, vortrefflich!“ rief der Student und nahm das sich nicht sträubende Kind in die Arme.

Karoline schloß ihren Kleiderschrank auf, holte die bezeichneten Kleidungsstücke heraus und fing in der muthwilligsten Laune von der Welt an, den nicht minder lustigen Studenten als Mädchen herauszuputzen.

„Jetzt bin ich Dein Kammermädchen, Bernhard.“

„Und Kammermädchen müssen sich küssen lassen. Das ist ein altes Herkommen.“ Und er küßte sie recht manierlich und sie ließ sich recht sittig küssen, indem sie fragte: „Aber doch wohl nicht von ihrer Herrin?“

„Aber von ihrem Herrn,“ versetzte er lachend. „Und ich bin jetzt beides in einer Person.“

„Höre, lieber Bernhard, sei einmal recht aufrichtig gegen mich, so wie Du sonst stets warst,“ begann das Mädchen jetzt, während sie seine Toilette vervollständigte, in einem herzigen, vertraulichen und Vertrauen erweckenden Tone.

„In welcher Sache denn, mein liebes Linchen?“ ahmte er ihr nach. „Was drückt Dir denn das kleine Herzchen? Was möchtest Du gern von mir erfahren?“

„Sage mir, bist Du denn wirklich der Student oder Demagog, den man den schlanken Stock oder den Stockfisch nennt?“

„Und zu welchem Zwecke willst Du denn das wissen?“

„Ich frage nur; und Du könntest es mir wohl sagen. Bitte, bitte, lieber Bernhard!“

„Wer wird so neugierig sein und sich in fremde Geheimnisse eindringen wollen!“ strafte sie der Student mit burleskem Ernst. „Ich heiße jetzt Bernhard Müller, selbst für Dich. Erinnern Sie sich nur gefälligst daran, daß wir es von vornherein gleich und ausdrücklich so ausgemacht haben. Es bleibt also streng bei der Verabredung.“

„Du böser Bube!“ schmolte Karoline, aber es war auch ihr Ernst nicht. „Gerade nun glaube ich, daß Du der schlante Stock doch bist.“

„Das können Sie ganz nach Belieben halten.“

„Jetzt keine Minute länger dulde ich Dich im Hause. Komm, komm, fort mit Dir, Du Stockfisch!“ Sie versteckte ihm den verrätherischen Bart unter dem schwarzen Schleier, setzte sich selbst den Hut auf, warf einen Mantel um und unter Lachen und Schäkern verließen sie, ein Paar glücklichen Kindern gleich, das vornehme Haus.

Im Gartenhause der Frau von Villiers ging es um dieselbe Zeit äußerst still zu. Wenn nicht ein geschäftiges Treiben und Hanthieren in der Küche statt gefunden hätte, so hätte man diese Räume für ausgestorben halten können. Aber in der flammhellen Werkstatt der ersten Lebensbedürfnisse war der Beweis sichtbar, daß man sich in diesem schönen Hause das Leben noch ferner auf die angenehmste Art zu fristen den löblichen Vorsatz habe. Die stämmige handfeste

Köchin war mit der trohigen Sicherheit ihres Berufs beschäftigt, die letzte Hand an verschiedene werthvolle und ausgezeichnete Erzeugnisse ihrer beliebten Kunst zu legen und in Töpfen und Pfannen, in Kesseln und Kasserolen auf dem reinlichen eisernen Kochherde kochten und brodelten, brieten und schmorten verschiedene appetitliche Gegenstände aus der animalischen und vegetabilischen Schöpfung, aus der Luft, aus dem Wasser und aus der Erde, über und unter derselben, mit Fleiß zusammengebracht, um zu des Menschenleibes Nahrung und Nothdurft zu dienen, oder die Kunst des wahren Geschmacks, wie Herr von Goldast sich philosophisch-technisch auszudrücken pflegte, zu fördern. Dann und wann trat Lisette, das Kammerfädchen der gnädigen Frau, mit besorgten Mienen und einer mit der Zeit steigenden ängstlichen Spannung in den von reizenden Wohlgerüchen duftenden „Tempel des Geschmacks.“ Auf einer Porzellanschüssel lag der mit so viel Ehren- und Achtungsbezeichnungen überhäufte Liebling des Esgenies noch in derselben ungekochten Schönheit, wie ihn sein Verehrer beim Hofischer am Morgen mit großem Entzücken gesehen hatte, von Ansehen ein über drei Fuß langer häßlicher plattköpfiger Sohn der hochnordischen Salzfluth.

„Gott weiß, Katharine,“ seufzte die Jose, „ob Sie nicht alle diese delikaten Herrlichkeiten vergebens zubereiten. Ja, was soll man nur denken! Nicht nur, daß keiner der eingeladenen Gäste sich einstellt, auch die gnädige Frau kommt nicht wieder. Und auch die Frau Silbers nicht. Ich weiß nicht mehr, was ich davon denken soll. So etwas ist noch nicht passiert seit ich im Hause bin. Adam kommt auch nicht wieder. Wir beide sind allein im Hause und können von Räubern und Mördern überfallen werden. Wenn der kleine Herr zum dritten Male kommt, falle ich in Ohnmacht.“

In diesem Augenblicke schellte die Glocke an der Hausthüre und Lisette fragte mit ängstlicher Vorsicht, wer da sei und war sehr erfreut, die Stimme der Frau Silbers zu vernehmen. Sie öffnete und die Amme trat mit vier starken Männern herein, welche in zwei Tragen eine hübsche Anzahl in Papier gewickelter Flaschen trugen, durch diese Bekleidung ihre Abkunft aus der Champagne andeutend. Aber auch Eswaren aller Art, vorzüglich Torten und Confituren, italienische Waaren und andere Näscherereien, Ananas zu einem Champagnerpunsch und dergleichen Materialien und Ingredienzen mehr. Die Männer luden ab und wurden von der Amme mit einem Trinkingelde

entlassen. Nun that sie ihren Mund mit großer Selbstzufriedenheit auf: „Na die seltensten und köstlichsten Delicateffen habe ich glücklich zusammengestrommelt. Der Herr Demagog wird Augen machen! Dergleichen hat so ein Mensch noch gar nicht in die Augen bekommen, geschweige denn auf die Zunge. Adam meinte, diese Art Leute äße Kolltabak und Pferdefleisch, Wurzeln und Gras, wie weiland der König Nebucadnezar und sei wenig von den Menschenfressern verschieden. Diesen Abend, denke ich, soll der Herr merken, daß es auch noch andere eßbare Dinge in der Welt giebt. Und die gnädige Frau wird gewiß mit mir zufrieden sein. Inzwischen lasse ich mir nicht nehmen: ein sonderbarer Geschmack ist's und bleibt's von ihr, solch' einen gefährlichen Menschen einzuladen. Aber wo ist denn die Gnädige?“

„Ja wenn Sie's nicht wissen, Frau Silber,“ antwortete Lisette mit Resignation, „ich kann es Ihnen nicht sagen. Schon seit einer Stunde ist sie fort und ich fürchte, es ist ein Unglück geschehen.“

„Ein Unglück?! Was ist's mit der gnädigen Frau?“

„Sie waren noch nicht lange fort,“ erzählte das Kammermädchen, „als Jemand einen Brief an die gnädige Frau brachte. Ich übergab ihr denselben. Kaum hat sie ihn geöffnet, als sie aufstöhnend erblaßt. Dann entfähret ihr ein Ausruf der Bestürzung. Ich mußte sogleich Adam herbeirufen, dem sie in ihrem Kloset einen höchst wichtigen Auftrag erteilte.“

„Sie haben doch gehorcht, Lisettchen?“

„Nun ja doch,“ lispelte das Mädchen verschämt. „Ich konnte aber nur einzelne Worte verstehen, wie: „der Unglückliche,“ „trostlos,“ „schreckliches Loos.“ Genug, Adam verließ spornstreichs das Haus und gab mir gar keine Antwort als ich ihn auf der Treppe einen Augenblick aufhalten wollte. Und bis jetzt ist er noch nicht wieder heimgekehrt. Die gnädige Frau lief in höchster Unruhe im Zimmer auf und ab, und, wenn ich nicht irre, schluchzte sie und rang die Hände. Genug, ich habe sie noch nie in solcher Aufregung gesehen. Plötzlich warf sie die Mantille um, setzte den Strohhut mit dem grünen Schleier auf, alles ohne meine Hülfe in Anspruch zu nehmen und stürzte, ohne mir nur ein Wörtchen zu sagen, aus dem Hause. Mir schlugen alle Glieder. Bis jetzt habe ich sie unter Angst und Sorgen vergeblich zurückewartet.“

„Das ist ja eine erschreckliche Begebenheit!“ jammerte die Amme.

„Und nun ist ein verdächtig aussehender Mensch schon zwei Mal dagewesen und hat so dringend und seltsam nach ihr gefragt, daß ich fürchte, er führt nichts Gutes im Schilde.“

Die vereinten Klagelieder wurden durch das Erlösen der Hausglocke unterbrochen.

„Ach Gott!“ schrie Lisette. „Wenn wir nur nicht von Spitzbuben überfallen werden!“

Aber es war die schöne Herrin des Hauses selbst. Rasch und aufgeregert trat sie in das Zimmer und Jose und Amme folgten ihr.

„War Niemand hier? Ist Adam zurück?“ fragte Frau von Billiers in einem Athem.

„Adam ist noch nicht zurück,“ berichtete Lisette mit großer Spannung, „aber ein Herr ist zwei Mal dagewesen und hat in sonderbarer Weise nach Ihnen gefragt, gnädige Frau.“

„O Himmel! Er ist es!“ rief diese leidenschaftlich. „Er hat Schutz bei mir suchen wollen. Und ich Unselige durchrenne die Stadt, ihm diesen Schutz anzubieten.“

Jetzt erlaubte sich die Amme die demüthig neugierige Frage: „Aber, Gnaden, wer ist denn dieser Er?“

„Schweig, Amme, und laß mich fragen!“ herrschte die ungnädige Gnädige. Und zu Lisetten gewandt: „Wie sah er aus? Jung? Zwei, höchstens vierundzwanzig Jahre!“

„O nein! Der Herr mochte wohl ein Bierziger sein.“

„Schlank, schwächig?“

„O nein! Klein und fett, mit kurzen dicken Beinen, die etwas krumm waren.“

„Bleich, mit verstörtem Blicke, großen schwärmerischen Augen?“

„O nein! dick und roth mit kleinen Maulwurfsaugen.“

„Langes Haar, das ihm in goldenen Locken auf Schulter und Rücken fiel?“

„O nein! ganz kurz geschorenes schwarzes Haar mit etwas Grau gemischt.“

„Stattlichem Bart um Lippen und Kinn?“

„O nein! Sehr sorgfältig rasirt.“

„Im altdeutschen Rocke, den weißen Hemdtragen kühn herausgelegt?“

„O nein! Im eleganten Fracke, Cravatte, Vatermörder, Manschetten und gelben Glacéhandschuhen.“

„Seltsam, höchst seltsam!“ rief Frau von Billiers sichtbar verstimmt. „Hat er Dir seinen Namen nicht gesagt? Keine Karte abgegeben?“

„Doch, den Namen hat er gesagt. Herr von Goldast nannte er sich.“

„Das ist der rechte nicht,“ sagte die schöne Wittve noch verdrießlicher. „Doch habe ich diesen Namen schon mehrmals gehört. Der Baron hat ihn mir genannt. Was mag Herr von Goldast von mir wollen? — Du kannst gehen, Lisette.“

Die Jose verließ das Zimmer voll großen Aergers, ihre Neugierde nicht befriedigen zu können, natürlich horchte sie am Schlüsselloch der Thüre.

„Aber erklären Sie mir doch nur diese Räthsel, Gnaden!“ wimmerte die Amme wieder.

„Welch' ein Unstern beherrscht heute mein Leben!“ tragirte Frau von Billiers. „Schon war Alles zum Empfang des interessanten Jünglings bestens eingeleitet, schon schlug mein Herz höher voll süß banger Erwartung, da kommt dieser Brief des Secretairs Sillig, der mich niederschmettert.“ Mit diesen Worten zog die trauernde Dame ein zusammengeschlagenes Papier aus dem Busen und reichte es der betretenen Amme hin: „Nimm und lies mein Unglück!“

Frau Silbers entfaltete den Brief und schaute einen Augenblick hinein, gab ihn aber dann mit den Worten zurück: „Ich kann die Kratelfüße nicht lesen. Lesen Sie mir es vor, wenn ich bitten darf.“

Frau von Billiers ergriff das Papier wieder mit dem Seufzer: „Unselige Schriftzüge!“ und begann dann die Vorlesung: „Nicht ohne die schmerzlichste Verlegenheit muß ich Ihnen melden, gnädige Frau, daß mir das Schicksal unmöglich gemacht hat, Ihnen diesen Abend den liebenswürdigen Demagogen zuzuführen. Er hat sich heute, während meiner Abwesenheit, aus dem Hause Seiner Excellenz entfernt. Seine böse Ahnung hat leider Grund gehabt. Denn kaum war er fort, so wurde er von einem Polizeicommissair gesucht. Es leidet keinen Zweifel mehr, er ist der berühmte schlanke Stock, dessen man um jeden Preis habhaft zu werden trachtet. Uebrigens habe ich eine untrügliche Spur, daß er sich noch in der Stadt aufhält, in der es von verkappten Demagogen wimmeln soll. Vielleicht irrt er in Todesangst auf den Straßen, ohne Obdach, ohne Freund. Ein schreckliches Loos! Wie gern möchte es ihm erleichtern Ihr gehorsamster Sillig.“

„Das ist Alles?“ fragte die Amme, wie aus den Wolken gefallen.

„Ist es nicht genug, Mitleidlose?“ fuhr die Herrin auf. „Auf den Straßen umher irren, ohne

Obdach und Freund! Von der Polizei verfolgt! Einer der Edelsten seines Geschlechts!“

„Ach, junge Leute wissen sich zu helfen!“ tröstete die Amme äußerst gleichgültig gegen das Loos des Studenten.

„Ich sandte sogleich Adam aus, um ihn aufzufuchen.“

„Wo denn?“

„Hast Du nicht gehört? In den Straßen der Stadt.“

„Kennt denn Adam den Herrn Demagogen?“

„Ich beschrieb ihn so deutlich, daß er ihn erkennen muß.“

„Ich denke, Sie kennen den jungen Herrn auch noch nicht. Sie wollten ja erst diesen Abend seine Bekanntschaft machen.“

„Ja doch!“ rief die Gnädige ärgerlich und die Vorboten der übelsten Laune zeigten sich in Stimme und Mienen. „Aber ich habe doch ein allgemeines Bild von ihm. So kann nur Er aussehen, kein Anderer auf der Welt. Ja er muß aussehen wie mein Retter. O und wenn er es selbst wäre. Wenn meine Ahnung nicht tröge!“

„Der arme Adam!“ seufzte Frau Silbers.

„Meine Unruhe ließ mich nicht bleiben,“ fuhr die Gnädige in ihrer Erzählung fort. „Ich sah ein, daß für Adam schwierig sein müsse, was meinem ahnungsvollen Gefühle leicht sein werde. Unter Tausenden hätte ich ihn auf den ersten Blick erkannt. Sein Bild steht in meiner Seele mit leuchtenden Farben. Es trieb mich fort, ihn ebenfalls zu suchen. Leider habe ich den verfolgten Stock nicht gefunden.“

„Aber, Du lieber Gott, was soll nun aus unsern Speisen und Delicateffen werden, um die ich mir so große Mühe gegeben? Ist Ihnen gefällig zu soupiren?“

„Ach ich habe gar keinen Appetit, liebe Amme. Meine fehlgeschlagenen Hoffnungen haben ihn mir geraubt.“

„Benigstens etwas von dem frischen Kabeljau-fische, den Ihnen der Herr Baron verehrt hat.“

„Nichts, gar nichts. Ist Du von dem Fische, Amme, so viel Du willst.“

„Sie wissen ja, daß ich Fische nicht liebe.“

„Es ist wahr. Aber umkommen darf er doch nicht. Mir fällt ein, Madame Holzmann und ihr Mann sind große Liebhaber von Fischen, und, wenn ich mich recht erinnere, setzen sie den frischen Stockfisch über alle andern. Trage Ihnen den Fisch schnell hin, sie werden noch nicht zu Abend gegessen haben.“

Diese Aufmerksamkeit von mir wird sie anfeuern, meine Bestellungen um desto schneller auszuführen. Geh schnell, gute Amme!"

„Zu Ihrem Befehle!“ Und die Amme ging.

Während dieses Zwiegesprächs hatte sich Philipp von Leisniz draussen im Garten eingefunden, durch das Fenster der Salonthüre das Zimmer überschaut und sich die reizende Gestalt der jungen Wittve mit der behaglichsten Muße betrachtet. In der That war er tief in das Anschauen derselben versunken und die gräßlichen Bewegungen der edeln Gestalt, der Blick ihres geistreichen Auges und der Wohlklang ihrer Stimme hatten ihn in eine gänzliche Selbstvergessenheit gewiegt. Erst als Lisette in das Zimmer trat und Seine Excellenz den Herrn Baron von Geisheim anmeldete, fuhr er wie aus einem schönen Traume auf.

Der Baron trat in den Salon der von ihm angebeten Frau.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. „Herr Pittorf,“ berichtet der „Artiste“, „hat in einem dem freien Verein der Künste in Paris vorgelegten Werke: „L'Architecture polychrome chez les Grecs“ unumstößlich nachgewiesen, daß die griechischen Tempel sowohl äußerlich als innerlich bemalt waren. Die beigefügten colorirten Zeichnungen beweisen den trefflichen Geschmack der alten griechischen Architekten; gewiß, die Tempel, Monumente und Statuen müssen in ihrem Farbenschmuck, unter dem warmen Himmel und inmitten der üppigen Vegetation Griechenlands einen unvergleichlichen Eindruck auf den Beschauer gemacht haben. Die anwesenden Mitglieder des Vereins bewunderten vorzüglich die wohl durchdachte Auswahl der Farben, welche die Wände und Friese der ihnen vorgelegten Muster zieren, indem eine die andere auf eine anmuthige Weise hervorhebt und, so zu sagen, geltend macht. Pittorf weist unter andern auch nach, daß der Gebrauch, die Ornamente zu färben, den griechischen Baumeistern die Nothwendigkeit auferlegte, in den Umrissen und Verhältnissen die größte Reinheit und Genauigkeit zu beobachten, weil bei nachmaliger Färbung die geringste Unvollkommenheit von dem kunstgeübten Auge der Griechen sogleich bemerkt worden sein würde.“

Gegen D'Connell, während seines letzten Aufenthaltes in Paris, bemerkte ein französischer Deputirter im Laufe des Gesprächs, daß die Pariser Bevölkerung nicht viel besser daran sei, als die

von Irland und suchte diese seine Behauptung durch folgende statistische Angaben zu erhärten: „Die Hälfte der Einwohner der Hauptstadt stirbt in den Hospitälern und Armenhäusern und eine beträchtliche Anzahl erblickt kaum das Tageslicht, weil sie fast die ganze Nacht hindurch arbeiten und den Tag über schlafen muß. Unter die letztere Kategorie gehören zwölftausend Schleusenräumer, fünftausend Nachtwächter, sechstausend Lumpensammler, fünftausend Brunnenfeger und andere Arbeiter, die ein unterirdisches Leben führen und dieses in der abscheulichsten, unreinsten Luft, endlich gegen hunderttausend Kutscher, Kärner u. dergl. m., die erst mit anbrechendem Morgen zu Bett gehen; hierzu kommen noch zweiundzwanzigtausend Galeeren-Sclaven, welche ihre Strafzeit überstanden haben oder aus den Kerker entwichen sind.“

Wohl die wenigsten Freunde zählt Louis Philippe im Hotel des Invalides; dort hört man von den alten Kriegern aus der Kaiserzeit häufig die Worte: „Er (Louis Philippe) ist kein braver Soldat, gewiß er giebt lieber Millionen hin, um nur den Krieg zu vermeiden. Er hat nicht einmal Muth genug, um den Krieg in Algier zu Ende zu führen — er ist feig; — der Kaiser und er waren geschworene Feinde.“ Man muß den alten Graubärten und Haudegen schon dergleichen Urtheile nachsehen.

In diesen Tagen wird in dem Hotel de Cluny ein neues großartiges Museum eröffnet, in welchem namentlich Porzellansgegenstände aus der ältern Zeit und Emails aus den Fabriken von Limoges aufgestellt worden sind. Auch will man in diesem Museum eine der wichtigsten neuern Erwerbungen aufbewahren, nämlich eine Reihe von Tapeten, die im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Flandern gearbeitet wurden und die Geschichte der Liebe Davids und Bathsebas darstellen. Es sind zehn solcher Tapeten und auf jeder sieht man über hundert Figuren in Lebensgröße; die Kleidungsstücke sind in Gold und Silber gewebt und das Costüme ist das vom Hofe Ludwigs XII. Diese kostbaren Tapeten sollen für den französischen Hof gearbeitet worden sein, gehörten aber seitdem dem Marquis von Spinola und dem Herzoge von York.

Die vornehme Welt beschäftigt sich viel mit einem Vorfalle auf dem letzten Balle in der englischen Gesandtschaft. Man hatte den bekannten Groll vergessen und Niemand zögerte der Einladung zu dem Balle Folge zu leisten, der deshalb auch sehr zahlreich besucht war. Um Mitternacht wurde ein kostbares Souper servirt und alle anwesenden Damen erhielten die Aufforderung, an der reich besetzten Tafel Platz zu nehmen; kaum aber saßen sie, als sich am Ende des Saales ein Vorhang öffnete und da, von den kostbarsten Blumen umgeben, ein Tisch mit etwa funfzehn Couverts zum Vorschein kam. Gleichzeitig rief der englische Gesandte einige Damen der hohen fremden Aristokratie auf, an diesem Tische Platz zu nehmen, an welchem er selbst nebst seiner Gemahlin die Honneurs machte. Alle Französinen sahen sich ausgeschlossen. Die erste Wirkung dieses Theatrecoups war ein allgemeines unwilliges Staunen und einen Augenblick war man der Meinung, den Ball in

Masse zu verlassen; bald aber überzeugte man sich, daß es weit zweckmäßiger sei, über das Abenteuer zu lachen und den Kaken-
tisch zu beobachten und zu bespötteln. Dies geschah denn auch
in so reichlichem Maße und wirkte so gut, daß nach wenigen
Minuten eine der bevorzugten Damen nach der andern den Tisch
oben verließ, um nicht länger den spitzigen Bemerkungen so
vieler geistreicher Französinen ausgesetzt zu sein.

(Ein Urtheil über Victor Hugo.) Von Victor Hugo
heißt es in den „Pariser Bildern“: „Niemand wird ihm poetischen
Beruf und unbestrittenes Talent absprechen wollen, aber seltsame
Verirrungen trüben die Funken seines Geistes. Verstöße
gegen die Sitte, gegen die Geschichte, gegen Fürst und Vater-
land, gegen Alles, was dem gebildeten Geiste heilig, unantast-
bar ist, charakterisiren jede seiner Arbeiten; er opfert alle bes-
sere Einsicht einer chimärischen Vorstellung von poetischem Ef-
fect auf, es ist etwas Frevelhaftes in ihm, das seine eigenen
Schönheiten zerstört und seine besten Gedanken befleckt. Eine
wilde, unregelte Phantasie läßt dies Kind der Zeit ein Ta-
lent vergeuden, das zu dem Höchsten befähigt wäre, wenn es
sich zügelte. Alle seine Werke tragen diesen Stempel des Ge-
nies, das in Verzerrung und Gemeinheit geräth, so oft es sich
gehen läßt; zum Himmel erhoben, im Kothe sich wälzend,
erwärmend und schaudererregend zugleich nehmen seine Seltsam-
keiten mit den Jahren zu, wie seine Ideen abnehmen. Er gilt
in Frankreich für den Schöpfer der romantischen Schule: seine
Sünden wider Sitte und guten Geschmack aber haben ihn bei
den Denkenden um allen Credit gebracht; bei seinen Verirrungen,
bei den höchst verächtlichen Kunstgriffen, mit welchen
er den Leidenschaften des Tages schmeichelt und die Majestät
der Geschichte selbst unter das Joch der Lieblingsideen einer
trunkenen Menge beugt; bei seinen ganz unrichtigen Berechnun-
gen des Effects können wir nur die Achseln zucken. Im Drama
hat er den Faden völlig verloren, in seinen lyrischen Ergüssen
— für welche seine regellose Phantasie besser paßt — umhüllt
ein echt poetisches Gewand trübe Ausbrüche einer kranken
Phantasie, hier und da aber bewundernswürdige Schönheiten.“

(Der Zoo.) Der Zoo ist eine schöne Residenz des Königs
von Holland, in der Provinz Geldern gelegen, wo alljährlich
die großen königlichen Falkenjagden und Pferderennen stattfin-
den. Der hohe englische und deutsche Adel stellt sich dort in
Menge ein und macht sich durch seinen Luxus, sein vornehmes,
stolzes Wesen und seine feinen Manieren bemerkbar. Der Prinz
von Dranien, der sich in allen körperlichen Uebungen auszeich-
net, ordnet und leitet in höchst eigner Person die Falkenjagden
des Zoo, die einzigen, welche zur Zeit in Europa noch existi-
ren und die ohne Zweifel den Reiz unserer großen Herren des
funfzehnten Jahrhunderts erregen würden, wenn diese, wie ehe-
mals Lazarus, ihre Grabsteine abwälzen und aus ihren Grä-
ben wieder hervorgehen könnten. Des Abends, nach beendeter
Jagd, versammelt sich die Gesellschaft in den Salons der kö-
niglichen Residenz, wo die Prinzessin von Dranien, deren aus-

gezeichnete Geistesgaben und ungemene Anmuth in Europa
hinreichend bekannt sind, durch ihre lebhafte und piquante Un-
terhaltung und die trefflichen Eigenschaften ihres Herzens den
Genuß, welchen diese ländlichen Feste bieten, nicht wenig er-
höht. Die Jagden des Zoo werden im laufenden Jahre in der
ersten Hälfte des Mai ihren Anfang nehmen und erst im Juli
enden. Die Vorbereitungen, welche man bereits dazu getrof-
fen hat und noch trifft, lassen für die Gäste sehr viel erwarten.

(Der Kranke Heine.) „Heine war ausgegangen,“ er-
zählt (in d. N. Augsb. Zeit.) Laube, der den kranken Freund in
Paris besuchte. „Er kann also noch ausgehen.. Am Stocke
und sehr langsam, besonders weil er nur mit Mühe so viel
sehen kann als nöthig ist; ein Auge ist ganz geschlossen und
das andere nur ein wenig geöffnet.“ Bei einem zweiten Be-
suche traf er den Dichter zu Hause. „Da saß er neben einer
in gesunder Körperfülle blühenden Französin, neben seiner
Frau, die ihm seit einem Jahrzehent treulich zur Seite steht.
Da saß er an der Mittagstafel, die nicht mehr für ihn gedeckt
war — wie verändert! Von einem feisten, aus kleinen schalk-
haften Augen Funken sprühendem Lebemann hatte ich vor
sieben Jahren lachend Abschied genommen, jetzt umarmte ich
fast weinend ein mageres Männchen, in dessen Antlitz kein
Blick des Auges mehr zu finden war. Damals glänzend und
fein wie ein weltlicher Abbé, trug er das lange Haar glatt
gekämmt und der kastanienbraune Schimmer desselben tänzelte
lieblich im Strahle des Lichtes; damals war das volle Gesicht
glatt wie das eines Kammerherrn, jetzt war es eingefaßt von
einem grauen Barte, weil die schmerzlichen erregten Nerven das
Scheermesser nicht mehr ertragen; jetzt hing das trocken ge-
wordene Haar immer noch lang, aber verwildert, graugespren-
kelt um die hohe Stirne und die breiten Schläfe. Die feine Nase
war länger und spitzer, der anmuthige Mund war schmerzlich
verzogen worden. Sonst neigte er das Haupt gern ein wenig
abwärts, als suche er muthwillig das schwache Fundament der
wackeligen Menschenkinder zu ergründen, jetzt war es immer
gewaltsam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten
Auges in die kleine noch offene Spalte zwischen den Augenli-
dern kommen und sehen könne. Armer Heine! Und doch
dauerte das Klagen nur einige Minuten! Der Geist ist unbe-
rührt, das Naturell unbetroffen; über die sentimentale Thräne
hinweg flogen bald wieder die lustigen Pfeile, welche er jetzt
gegen den eigenen jämmerlichen Körper abschneilt. Der ver-
sagende Körper war bald ganz und gar Nebensache und Sha-
kespeare hat Mercutio nicht besser sterben lassen als Heine sich
selber sterben läßt. Jede Hoffnung auf Besserung weist er
lächelnd ab; er hält seine Lage für gezählt und diese Zahl für
sehr klein. Hätte ich nicht Frau und Papagei, sagte er lächelnd,
ich würde (Gott verzeih mir die Sünde), ich würde wie ein
Römer diesen schlechten brustglucksenden Nächten und dieser
ganzen Misère ein Ende machen; aber das schickt sich nicht
für mich, den Hausvater. — Auf dem Montmartre will er

begraben sein; „dies ist mein Quartier,“ sagte er auf meine Frage. Und was wird weiter? — „Was wird aus dem Holz dort im Kamin? Die Flamme verzehrt es. Wärmen wir uns daran bis die Asche in die Winde zerstreut wird.“

(Schamit.) Die wenigen und unbestimmten Gerüchte, die nur von Zeit zu Zeit über den Helden des Caucasus, den erbittertsten Feind Rußlands, zu uns dringen, schildern ihn als einen gewandten glücklichen Krieger, der von einer Art Hof und von einem zahlreichen Kriegsgewohnten Heere umgeben ist. Er ist, sagt man, von mittlerer Größe, aber schön gewachsen und von kräftiger Constitution, die alle Anstrengungen leicht erträgt. Obgleich fast immer zu Pferd, an der Spitze einer Anzahl auserlesener Krieger, zeigt er sich doch stets nur mit dem Schmucke und der Pracht einer ausgefuchten Kleidung. Freigebig bis zur Verschwendung, theilt er die ganze Beute mit denen, welche seine Gefahren theilen; als Freund der Wissenschaften und Künste hat er um seine Person immer Dichter, die seine Siege in Volksgesängen feiern; rasch entwirft er Feldzugspläne, gleich rasch führt er sie aus und wenn man ihn noch an dem einen Ende seines Gebietes vermuthet, erscheint er plötzlich an dem entgegengesetzten, stürzt blitzschnell auf die russischen Vorposten und kehrt entweder in seine unüberwindlichen Berge zurück oder fliegt zu andern Unternehmungen. Die Begeisterung seiner muselmännischen Anhänger umgibt ihn mit religiöser ehrfurchtsvoller Scheu.

Generalcorrespondenz.

Das Bühnenleben muß doch einen eigenthümlichen Reiz haben, denn häufig kehren Künstler und Künstlerinnen, die von der Bühne bereits Abschied genommen hatten, mit Sehnsucht zu ihr zurück. Auch jetzt spricht man von mehreren Beispielen der Art; die Frau van Dven (Charlotte von Hagen, die Königin des deutschen Lustspiels) soll in ihre Stellung am Berliner Hoftheater zurückkehren wollen; Jenny Luger (Frau Legationsrätthin Dingelstädt) hat bereits in Stuttgart gesungen und befindet sich jetzt in London, um da wieder öffentlich aufzutreten; dasselbe sollen zwei vornehme Engländerinnen beabsichtigen, die sonst der Bühne angehörten und der Sehnsucht nach derselben nicht länger widerstehen können. —

Wir haben vor längerer Zeit erzählt, daß eine Gesellschaft in London einen Preis von 1000 Pfund Sterling für das beste Gemälde, Johannes den Täufer vorstellend, ausgesetzt habe. Die Frist ist jetzt abgelaufen; es sind aber merkwürdiger Weise nur elf Gemälde eingegangen und davon erheben sich überdies nur zwei bis zur — Mittelmäßigkeit. Das beste davon ist nichts weniger als gut. Gleichwohl wird die Gesellschaft den hohen Preis für das beste der eingegangenen Bilder, also für ein

schlechtes, zahlen müssen. — Ein in anderer Art höchst merkwürdiges Bild hat ein junger Amerikaner, Banvard, vollendet und läßt es in den Vereinigten Staaten sehen. Auch nach Europa wird er es mitbringen. Es ist eine Darstellung des ganzen Mississippiflusses und die Leinwand, auf die es gemalt, nicht weniger als drei englische Meilen lang. Es ist auf Walzen gerollt und wird dem Beschauer allmählig vorgezogen. — Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir zugleich ein anderes großartiges amerikanisches Unternehmen. Es hat sich dort eine Actiengesellschaft mit einem Capital von 200,000 Dollars gebildet, welche nichts weniger beabsichtigt, als eine Hängebrücke gerade über den gewaltigen Niagarafall zu bauen. Auch haben die Arbeiten bereits begonnen. —

An der Küste Italiens hat man eine Austerbank gefunden. Die Auster sollen zwar klein, aber höchst wohlschmeckend sein. — Bei einem Austerschmauß in London fand ein Gast in einer Auster eine Perle, welche einen Werth von 1200 Thälern hatte. Also aufgepaßt ihr Austerliebhaber! —

Ein italienischer Luftschiffer, Oriandi, der bereits vierhundert und zwanzig Mal mit dem Ballon glücklich in die Luft gestiegen ist, will wieder einmal die Erfindung gemacht haben, den Luftballon mit voller Sicherheit und Leichtigkeit in der Luft oben nach Belieben zu leiten. —

In mehreren Gegenden von England greift das gängliche Enthaltensein von allen geistigen Getränken so um sich, daß dort die Bäcker nirgends Hefen bekommen können und sie von London kommen lassen müssen. —

Die Distonklappe für die Dampfmaschine, welche in einer der größten englischen Fabriken für die holländische Regierung gebaut wird und zum Auspumpen des Harlemer Meeres bestimmt ist, wiegt vierhundert und achtzig Centner. Darnach mag man sich eine Vorstellung von der riesenhaften Maschine überhaupt machen. —

Wir haben erst kürzlich von einem geräuschlosen Wagen gesprochen und schon haben wir wieder von einer neuen Art Fuhrwerk zu berichten, das in den Straßen von London fährt. Es sind dies Omnibus ganz von Eisen, die außer dem Kutscher und Schaffner 19 Personen fassen, nur 11 Centner schwer sind und leicht rasch von zwei Pferden gezogen werden können. Bekanntlich sind die modischen Americans, die allgemain an die Stelle der Sigs getreten sind, ebenfalls meist ganz von Eisen und deshalb so außerordentlich leicht. —

An einer neuen schönen Orgel hat man statt des Ebenholzes zu den Tasten schönes Rubinglas angewendet und seitdem haben mehrere große Pianofortebauer angefangen, diesen festen schönen Stoff auch zu Pianotasten zu benutzen. —

Auf der Great-Western-Eisenbahn in England sind in mehreren Wagen Coupés zum ausschließlichen Gebrauche für solche Damen bestimmt, welche ohne männliche Begleitung reisen und nicht in Gesellschaft fremder Herren sein wollen. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 21.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Wätschen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zhr. Preis ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl.

Nicht, jene Modenbilder und Portraits interessanter und bedeutender Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Reubles, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zähler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Stockfischfang.

Humoristische Erzählung

von

Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

„Milles pardons, meine Gnädigste,“ flüsterte Baron von Geisheim in süßer, schier frauenhafter Befangenheit, „daß ich Sie so spät noch überfalle! Aber es zieht mich mit magischen Banden zu Ihnen. Meine Unruhe ist au comble; ich muß ihr ein Ende machen. Ich muß mein Schicksal aus Ihrem eigenen Munde hören. Unmöglich vermag ich die Ungewißheit länger zu ertragen.“

„Welches Schicksal?“ fragte Frau von Villiers verwundert. „Was für eine Ungewißheit? Was ist es denn, liebster Baron, was Sie so unruhig macht und mir noch die Ehre Ihres Besuchs verschafft?“

„Wie? Sie wissen nicht? War Herr von Goldast nicht bei Ihnen?“ gegenfragte der Baron bestürzt.

„Doch. Er ist zweimal hier gewesen, wie mir mein Kammermädchen berichtet hat. Aber ich war nicht zu Hause. Sagen Sie mir schnell, was er von mir wollte. Ich brenne vor Neugierde.“

„Ich — ich — o das kann ich Ihnen nicht sagen,“ versetzte der Diplomat verlegen. „Wozu hätte ich denn den Goldast hergeschickt? Es betrifft eine —

eine Neuigkeit, die er Ihnen melden sollte — aus — meinem Hause.“

„O ich ahne, was es ist!“ rief die Wittve lebhaft, denn sie meinte nicht anders, als die Neuigkeit betreffe den schlanken Stock.

„Ahnen Sie es?!“ fuhr der Baron ganz entzückt heraus. „Das ist charmant, ist göttlich!“

„Sprechen Sie es aus, ich beschwöre Sie! Foltern Sie mich nicht!“

„Mon dieu, welche Hestigkeit! — Ich — ich wollte — fragen, ob — ja — ob der Kabelaue nach Ihrem Geschmacke war?“

„Der Fisch? Ich danke Ihnen dafür. War das Alles? Unmöglich! Sie verbergen mir etwas, Herr Baron.“

„Sie sind in fieberhafter Aufregung, meine Gnädige. Ueberhaupt finde ich Sie seit Ihrer mir noch immer unbekanntem Gefahr merklich verändert. Der Unfall scheint einen tiefen Eindruck auf Ihr Gemüth gemacht zu haben, als ich anfangs fürchtete und der mich um so besorgter macht, je ängstlicher Sie den Schleier des Geheimnisses darüber gebreitet halten.“

„Ach lassen Sie doch die alte Geschichte ruhen!“

„So ist Ihnen wohl neuerdings wieder etwas Unangenehmes begegnet?“

„Mir ist nichts wieder begegnet. Aber Sie haben mir immer noch nicht gesagt, welche Neuigkeit aus Ihrem Hause mir Herr von Goldast hinterbringen sollte.“

„Ich denke, Sie ahnen es?“ fragte Geisheim mit

neuer trister Verlegenheit und in einem wahrhaft kläglichen Tone.

„Lassen Sie es mich mit klaren Worten hören. Ich will doch sehen, ob ich recht geahnt habe.“

Jetzt konnte der ängstliche Mann unmöglich länger ausweichen; er nahm also allen seinen Muth zusammen und begann mit erkünstelter Festigkeit: „Wohlan denn, Sie sollen es erfahren, meine Theuerste. Ihre holde Liebenswürdigeit — mein Herz — die Verhältnisse — wie soll ich Worte finden?“ Jetzt war seine Verwirrung auf den Gipfel gestiegen und da er in der That die rechten Worte nicht finden oder vielmehr nicht aussprechen konnte, so machte er plötzlich Anstalten, um sich vor der erstaunten Frau auf ein Knie niederzulassen, um in dieser angemessenen Stellung eine Liebeserklärung zu versuchen. Aber in diesem Augenblicke stieß Leisnig das Fenster auf und schleuderte einen Stein herein, der bis zu den Füßen des heftig erschrockenen Gesandten rollte. Frau von Billiers schrie laut auf und der Baron brachte mit Mühe die Worte hervor: „O Himmel! was war das?“

„Ich kann es mir nicht erklären,“ versetzte die Wittwe. Doch plötzlich durchzuckte sie der Gedanke, der seltsame Steinwurf möchte von dem verfolgten Demagogen herrühren, der sich — wahrscheinlich in großer Gefahr — in ihren Garten geflüchtet und ihr ein Zeichen seiner Ankunft habe geben wollen, welches zugleich seinen Wunsch ausdrücken sollte, ihren Besuch so schnell als möglich zu entfernen. In großer Zerstreuung sagte sie: „Es wird wohl die Gärtnerstochter gewesen sein, ein loses Mädchen, das mich zuweisen necht.“

„Ich vergaß, daß man den Salon vom Garten aus übersehen kann,“ bemerkte Geisheim verdrießlich und kleinlaut.

Frau von Billiers verwandte kein Auge vom Fenster in der Salonthüre und gab mit der Hand allerlei verstohlene Zeichen. Dabei sagte sie ängstlich: „Aber, liebster Baron — ja, was wollte ich doch sagen? — Ach nein, Sie wollten mir ja etwas sagen. Ich bitte Sie! Geschwind! So eilen Sie doch! Sie sehen, daß ich auf Kohlen stehe.“

„Haben Sie etwas vor, gnädige Frau?“

„Ich gestehe, ich will noch zu einer Freundin zum Thee fahren, der ich mich für diesen Abend versprochen habe. Sagen Sie also schnell, was mir Herr von Goldast melden sollte.“

„Er soll es Ihnen morgen früh selbst sagen. Ich

will Sie jetzt nicht länger aufhalten und mich Ihnen empfehlen. Bon plaisir, ma chère!“ Und er lief zur Thüre hinaus als ob er einer großen Gefahr entrinnen wollte.

Frau von Billiers eilte nach der Salonthüre, um sie zu öffnen, aber Leisnig kam ihr zuvor, indem er leicht und gewandt durch das Fenster hereinstieg, fast in die Arme der schönen Frau hinein.

„O holder Engel, schütze mich, rette mich!“ flehete er, auf ein Knie niedergesunken, mit emporgehobenen gefalteten Händen.

„Sind Sie der schlanke Stoc?“ fragte sie in höchster Spannung.

„Ich bin's, der unschuldig verfolgte unglückliche Stoc.“

„Willkommen! Willkommen in meinem Hause!“ jauchzte die Wittwe in triumphirender Wonne und streckte ihm die kleine Hand entgegen, die er mit Heftigkeit ergriff, um glühende Küsse darauf zu drücken.

„Fassen Sie Muth, edler Jüngling! Ich schütze Sie mit meinem Leben.“

„Tausend Dank, liebenswürdige großmüthige Retterin!“ rief der junge Betrüger aufspringend. „Mein guter Genius gab mir den Gedanken ein, mich zu Ihnen zu flüchten. Mein Freund Sillig wollte mich Ihnen zuführen —“

„Sie sind mir allein noch lieber. Doch damit wir nicht überrascht werden —“ Sie zog die Vorhänge vor das Gartensfenster und verschloß die Thüre, die nach dem Vorsaale führte.

„Ein junges feuriges Herz flüchtet zu Ihnen. Sie werden mich nicht verdammen, gütige Frau,“ deklamirte der Schalk mit tragischem Pathos.

„Ich schwärme wie Sie für die Freiheit. Ich bin von Ihrer Partei; ich bin eine Demagogin,“ versetzte die Schöne begeistert.

„Vortrefflich!“ jubelte Philipp. „Das hilft uns schnell über alle Förmlichkeiten hinüber.“

„Wir thun wie alte Bekannte,“ plauderte sie seelenvergnügt. „Ich werde den Tisch selbst serviren. Kein verrätherisches Auge darf Sie sehen. Auch gönne ich keinem meiner dienstbaren Geister Sie zu bedienen. Ich werde es selbst thun.“

„Das kann ich unmöglich zugeben. Nein, süßes Weib, ich werde Dich bedienen. O könnte ich Dir mein ganzes Leben dienend weihen!“

„Nur nicht gleich zu excentrisch, mein Freund!“ brohete sie mit anmuthig erhobenem Finger.

„Das Entzücken strömt in meiner Brust über,“ flüsterte der junge Mann, während sie zusammen den Tisch zubereiteten. „Mein Schicksal hat sich im Nu geändert, vom größten Elend zum höchsten Glücke und eine gütige Fee hat diese Wandlung bewirkt. Wird da die holde Fee mir nicht etwas Bonnetrunkenheit zu gut halten?“

„Ein Demagog sollte das Schmeicheln den Höflingen überlassen,“ bemerkte sie etwas strenger.

„Ein Demagog sagt nur Wahrheiten. Aber wenn er eine schöne Seele in einer schönen Hülle findet, so muß er ihr seine Huldigung darbringen.“

Ein Pochen an der verschlossenen Thüre störte das angenehm beschäftigte Paar. Frau von Villiers öffnete schnell eine Tapetenthüre auf der entgegengesetzten Seite und forderte ihren Gast mit leiser Stimme auf, sich in dem Gemache zu verbergen. Sobald dies geschehen war, fragte sie mit lauter Stimme, wer da sei?

„Ich bin's, gnädige Frau,“ versetzte Lisettens zartes Stimmchen.

„Was willst Du?“

„Herr von Goldast ist wieder da und läßt Sie dringend um die Ehre bitten.“

„Sage ihm, ich sei noch nicht zu Hause,“ grollte die gnädige Dame.

„Sagen Sie mir das gefälligst selbst, meine gnädige Frau,“ ließ sich eine fette, in die Fistel überschlagende Stimme mit etwas Zudringlichkeit vernehmen und Frau von Villiers öffnete die Thüre mit stillem Grimm, der sich inzwischen schnell zu legen Anstalt machte, als sie die possirliche Gestalt sich hereintugeln sah.

„Nein zum dritten Male darf ein rechtschaffener Mann nicht vergebens kommen,“ plapperte Goldast mit bekannter Zungenfertigkeit. „Entschuldigen Sie also meine Kühnheit, Gnädigste! Ich küsse Ihnen die Hand als Ihr ganz ergebenster Diener. Ach, Sie sind eben im Begriffe, sich zum Souper zu setzen. Das freut mich sehr. Ich weiß nicht, welcher Narr hat drucken lassen, eine essende Dame verlöre an Schönheit. Au contraire. Ein Mensch wird bei Tafel stets doppelt lebenswürdig, eine Dame aber dreifach.“

„Aber mein Herr, was verschafft mir das Vergnügen? — Sie haben selbst bemerkt, daß ich im Begriffe stehe —“

„Zu speisen. Das ist mir gerade höchst angenehm. Denn dadurch wird die Hoffnung in mir genährt — einen gewissen Herrn Stoc —“

„Wie mein Herr?“ rief die Wittve betroffen.

„Einen allerliebsten jungen Stoc zu — sehen —“ fuhr Goldast pffiffig lächelnd fort, „mich an seinem Anblick zu weiden — und — nun Sie haben ja zwei Bedeck.“

„Mein Herr, Sie wüßten —“

„Ich weiß Alles, meine Gnädige! Ich weiß Alles! Er ist aus des Barons von Geisheim, meines verehrten Gönners und Freundes, gastfreundlichem Hause zu Ihnen gewandert.“

„Sie irren, mein Herr, Sie irren!“ stammelte die bestürzte Frau in höchster Verlegenheit.

„Nicht doch, verehrte gnädige Frau!“ versetzte der Eskünstler so gütig als er vermochte. „Ich weiß es ja ganz bestimmt. Der Baron hat den Stoc — Herrn Stoc wollte ich sagen, — hergeschickt; der Tisch ist schon servirt. Lassen Sie ihn kommen. Ich will ihn ja bloß sehen. Nein, nein, ich lüge. Ich will mehr als sehen. Ich bin ein passionirter Liebhaber dieser Espèce. Und in der That, für Sie allein ist er zu groß, gnädige Frau. Allzuviel könnte Ihnen schaden. Sie könnten krank werden.“

„Ich fühle mich jetzt schon unwohl,“ lispete die arme Frau verwirrt. „Entschuldigen Sie — ich muß mich entfernen.“ Und schnell verschwand sie durch die Tapetenthüre.

„Sie wird ihn doch nicht schon aufgespeist haben?“ fragte sich Goldast bedenklich. „Ach was, das ist ja unmöglich! Auch ist das Service noch unbenuzt. Noch bin ich zur rechten Zeit gekommen. Zwei Bedeck und doch kein Gast weiter. Das sieht ja wie eine Vorbestimmung aus. Ja, ja, ich glaube an ein Fatum. Das zweite Bedeck ist für mich bestimmt. Ich weiche auch nicht eher, bis ich wenigstens die Hälfte meines Lieblings im Leibe habe. Und wenn Frau von Villiers wirklich krank ist, desto besser für mich, dann esse ich den ganzen Fisch allein auf.“ Seelenvergnügt rieb er sich bei dieser köstlichen Aussicht die Hände und wandelte mit kurzen trippelnden Schritten um den gedeckten Tisch.

„Bei Tische,“ fuhr er dann in seinem Selbstgespräche fort, „entledige ich mich des figlichen Auftrages vom Barbn. Speisend macht sich so etwas immer am besten ab. Man beseitigt die Verlegenheit mit einem guten Bissen und spült Alles mit einem Glas Wein hinunter. — Aber meine Sehnsucht hat ihren Gipfelpunkt erreicht. Ich will mich doch nach der Küche umsehen.“

In diesem Augenblicke trat Frau Silbers herein.

„Ah bon soir, ma chère!“ rief ihr Goldast schmunzelnd entgegen.

„Ihre Dienerin, mein Herr! Sie sind wohl der erwartete Gast?“

„Ei freilich. Und Sie sind jedenfalls die Wirthschafterin? Nun lassen Sie nur schnell auftragen. Der Fisch ist doch warm gestellt worden? Ist er im Sud gerathen? Er will zart behandelt sein. Was für eine Sauce haben Sie dazu?“

„Welchen Fisch meinen Sie?“

„Nun den frischen Stockfisch, den der Baron von Geisheim heute der Frau von Billiers zum Geschenk geschickt hat.“

„Den wünschen Sie zu speisen? Ach, Du lieber Gott, das ist ja schrecklich!“

„Unglückliche, ich will nicht hoffen, daß —“

„Daß Sie aber auch gerade auf den bestehen müssen!“

„Ist er wirklich schon verspeist?“

„Das weiß ich nicht. Da die gnädige Frau daran verzweifelte, daß Sie kommen würden, so habe ich den Fisch zu Madame Holzmann, der Modistin in der Wallstraße, als Geschenk tragen müssen.“

„Holzmann!“ stöhnte der kleine ölige Mann vernichtet. „O weh! Das ist ein fataler Casus! Nein, das sind zwei fatale Casus! Der Fisch ist fort und zu Holzmann. — War er schon gefotten?“

„Nein. Madame Holzmann wird ihn aber diesen Abend noch zubereiten, sobald ihr Laden geschlossen ist.“

„Noch ein Schimmer von Hoffnung!“ lebte Goldast wieder auf. Die Stirn des kleinen Epikuräers füllte sich wieder mit kühnen Gedanken, die alte Schmarozers-Unverschämtheit kehrte in sein erschrockenes Herz zurück. „Versuchen wir es!“ sprach er mit neuem Muth vor sich hin. „Es ist des Schweißes der Edeln werth. — Empfehlen Sie mich der gnädigen Frau!“

„Wie? Sie wollen gehen?“ fragte die Amme in schmerzlicher Verwunderung. „Soll ich dem meine Einkäufe dennoch vergebens gemacht haben?“

„Mein Schicksal treibt mich fort, ich kann nicht widerstehen.“ Und so schnell ihn seine bogigen Strampelbeinchen fortzuschaffen vermochten, verließ er den Salon und die Amme folgte ihm mit großem Bedauern, denn sie hatte sein glänzendes Gesicht plötzlich recht lieb gewonnen und hätte ihm gar zu gern die Genüsse ihrer Einkäufe gegönnt.

Frau von Billiers schlüpfte aus der Tapetenthüre und zog ihren Gast nach. „Er ist fort!“ rief sie froh. „Kommen Sie nur heraus, mein Freund!“

„Was das für ein unverschämter Kerl war!“ eiferte Leisniz. „Mich eine Espèce zu nennen und sich einen passionirten Liebhaber dieser Espèce! Kann man die Frechheit weiter treiben?“

„Sie kennen ihn also wirklich nicht?“ fragte die Wittve mit der kucken Miene eines Inquirenten. „Sein Sie offen und wahr!“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich habe den Menschen weder jemals gesehen, noch seinen Namen gehört.“

„Dann wird meine Vermuthung zur Gewisheit.“

„Welche Vermuthung, schönste Frau?“

„Er war jedenfalls ein Polizeispion, der schon eine Spur davon hatte, daß Sie sich zu mir geflüchtet oder der frecher Weise nur auf den Busch klopfte. Aber fort mit allen Besorgnissen! Kommen Sie zur Tafel! Ihr Magen hat eine harte Geduldsprobe bestehen müssen.“

„Wie könnte er Bedürfnisse fühlen, wenn mein Herz die seinigen in so entzückendem Grade befriedigt sieht!“

„Hüten Sie sich mir solche Dinge zu sagen!“ drohete die Wittve wieder lächelnd. „Ich möchte sie am Ende gar glauben.“

„Ich bitte Sie darum! Ich beschwöre Sie, herrliche Frau!“

„Nein, nein! Weder Ihre Bitten, noch Ihre Beschwörungen werden mir ausreden, daß Sie ein Meister in höfischer Schmeichelei sind. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich Sie mir anders gedacht habe.“

„Und wie denn, meine Gnädigste, wenn ich bitten darf?“

„Nun, etwas weniger gewandt, geschliffen und polirt,“ versetzte sie stockend und zögernd, „minder erfahren und bewandert in den glatten Formen und Worten der vornehmen Welt.“

„Ich verstehe Sie! Sie haben einen halbgekochten langhaarigen Burschen erwartet, Biersaß und Tabakbrauchfang in einer Person, so einen Junker Pistol oder einen deutschen Ableger des berühmten italienischen Eisenfressers Rodomonte, einen etwas flegelhaften Jungen, der bei Herrmann dem Cherusker schwört und mit einer zarten Frau umgeht wie mit einem Rocken.“

„Nein, nein!“ rief Frau von Billiers entrüstet. „Sie entwerfen da ein höchst niedriges Bild, wie es noch niemals in meine Seele gekommen ist. Wahrlich

eine schönere innere Anschauung vom schlanken Stoc lebte darin. Was ich noch Niemand gestanden habe, Sie, der Demagog, der verfolgte schlanke Stoc, Sie sollen das Geheimniß meines Unfalls erfahren. Ich habe vor Kurzem ein merkwürdiges Abenteuer erlebt, dessen Folgen mich auf das Krankenbett warfen, die aber leicht noch schlimmer für mich hätten ausfallen können. Ich brannte vor Begierde, deutsche Studenten oder vielmehr Demagogen in ihrem freien Wesen, in ihrer lebenswürdigen Ungebundenheit kennen zu lernen, und dieser glühende Wunsch erzeugte den zweiten, mich einmal eben so ungenirt wie sie selbst unter ihnen bewegen zu können. Schon stand ich im Begriffe in Studentenkleidern in eine Universitätsstadt zu reisen, nur von meinem Kammermädchen begleitet und meine Pugmacherin, eine gewandte und dienstfertige Frau, welche einen geschickten Schneider zum Manne hat, hatte mir bereits von diesem ihrem Manne die nöthigen Kleider verschafft, da eröffnete mir Lisette, eben mein Kammermädchen, ich könne ja das näher und hier in der Stadt bequemer haben. Es mache ihr nämlich ein Student, der ihr auch ein Demagog zu sein scheine, die Cour, und dieser ließe sich wohl bewegen, mich als Student mit in die Versammlung zu nehmen. Dieser Vorschlag kam meinen Wünschen sehr entgegen und gefiel mir ungemein. Lisette mußte ihren Liebhaber damit bekannt machen. Er wurde gewonnen und bei mir eingeführt. Nun gefiel mir der Mensch allerdings nicht so wie er meiner Lisette gefallen mochte. Anfangs benahm er sich linksch und als er warm wurde roh und tölpelhaft. Hätte mich nicht das Verlangen einmal unter den Studenten zu sein wie ein böses Fieber geplagt, ich würde zurückgetreten sein. So aber konnte ich nicht. Ein Anderer war nicht da und ich glaubte nichts befürchten zu dürfen. Der bestimmte Abend erschien, wo ich an einem Studenten-Commer's Theil nehmen sollte. Ich hatte mich herrlich herausstaffirt und glaubte, ich spielte nicht die schlechteste Studentenfigur. Unterwegs — es war schon ziemlich dunkel — nahm mein Begleiter meinen Arm und wir gingen wie Studenten zu thun pflegen. Obgleich mir das nun eben nicht sonderlich angenehm war, so ließ ich es mir doch gefallen. Aber bald genug schien mein Bruder Studio mich mit Lisetten zu verwechseln und erlaubte sich Scherze und Aeußerungen, die ich mir in einem ernstern Tone verbat. Er ließ sich dadurch nicht abschrecken und schien für seine Dienste auf eine Art Dankbarkeit von meiner Seite zu rechnen, auf die ich ihm natürlich alle Hoffnung

nehmen mußte. Dies geschah auf eine so bestimmte Weise, daß ihm, wie ich meinte, davon imponirt wurde. Er entschuldigte sich und bat mich nur mitzugehen, denn schon hatte ich umzukehren gedroht. Dies war in der That nicht mein Ernst gewesen. Wir kamen in die Versammlung. Ich hielt mich etwas scheu im Hintergrunde und Anfangs ging Alles gut. Keiner der zahlreichen Anwesenden schien mir eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Bald aber änderte sich das. Der Glende hatte mich wahrscheinlich aus Rache verrathen, oder doch wenigstens die Aufmerksamkeit auf mich gelenkt. Aus den Zubringlichkeiten, die ich erfuhr, hätte ich bald genug merken können, daß mein Geschlecht kein Geheimniß mehr war, wenn es mir Einige nicht geradezu gesagt hätten. Ich gerieth in Bestürzung und verlor die Geistesgegenwart. Vergebens sah ich mich nach meinem Begleiter um. Der abscheuliche Mensch ließ sich nirgends erblicken. Die Angst brachte mich fast um, ich konnte mich der frechsten Zubringlichkeit nicht erwehren und fing — ich gestehe meine Schwäche — heftig zu weinen an. Gott weiß was aus mir geworden wäre, hätte sich nicht plötzlich ein junger schöner Mann Platz durch die Menge gemacht und wäre wie ein rettender Engel an mich herantreten. „„Ich erkläre jeden für einen elenden dummen Jungen, der diesen fremden Studio nur noch mit einem zweideutigen Worte anredet,““ sagte er laut und würdevoll. „„Er ist mein Schützling und seine Sache die meinige.““ Das wirkte. Die Zubringlichen schwiegen und wichen zum Theil zurück. Mein Schützer schien in großem Ansehen bei Allen zu stehen. Er faßte mich nun beim Arme und führte mich hinaus. Hier flüsterte er mir zu: „„Sie müssen schnell fort, ehe der erste Eindruck meiner Worte verächtet, denn dann würde es böse Händel geben.““ — Hat mein Begleiter hierher meinen Namen verrathen? fragte ich in großer Angst. — „„Bis jetzt nur Ihr Geschlecht,““ versetzte er, „und daß er nicht auch Ihren Namen verräth, dafür werde ich Sorge tragen. Er ist ein elender Wicht, den ich züchtigen werde.““ — Mit großer Ehrfurcht begleitete er mich bis zu einem Miethwagen und hob mich hinein. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihm meinen Namen zu sagen und ihn um den seinigen zu bitten.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

Mittheilungen aus Paris. Sobald die warme Frühlingssonne Paris bescheint, sobald der Mai beginnt, giebt es hier keine großen Feten mehr, man hört nichts von Soirées, Bällen u. s. w. Die Unterhaltungen der Hauptstadt beschränken sich auf die Theater, die Wasser-Partien nach dem Pont d'Asnière, auf den Jardin Mabille und das Château-Rouge. Der Bonnemont mit seinem jungen Grün, seinen zarten Blumen lockt Alles in's Freie, in die Felder hinaus; nur die Dürftigen bleiben zurück, für sie endet die Welt an den Festungswerken. Indes können die Armen nicht über Vernachlässigung klagen; man sorgt auf jede Weise für sie. Die Lotterie zum Besten der durch die Ueberschwemmungen im vorigen Jahre Beschädigten findet allgemeine rege Theilnahme. Die meisten Gewinne, wenn auch nicht in Diamanten und kostbarem Geschmeide bestehend, haben dennoch einen hohen Werth. Horace Bernet, Delacroix, Diaz, Subin und viele andere bewährte Maler haben unaufgefordert theils sehr schöne Gemälde, theils treffliche Skizzen dazu geliefert. Auch der Hof beurlundet seinen Wohlthätigkeitsinn auf eine erfreuliche Weise; außer den beträchtlichen Unterstützungen an Geld, welche er den Verunglückten schon früher hat zufließen lassen, zeigt er sich auch jetzt für die Lotterie äußerst thätig. Die Königin Marie-Amélie hat mit höchst eigener Hand ein Ruhekrissen gestickt, worauf unter andern ihre Namenszüge angebracht sind. Während der regnerischen Abende waren in einem Atelier auf dem Carrouselplatze alltäglich mehrere junge Damen vereinigt, welche unter Lachen und Singen ämsig wie die Bienen arbeiteten; diese liebenswürdigen Damen waren die Töchter des Königs, beschäftigt mit Fertigung von Beiträgen zu dem bezeichneten Zwecke.

Die letzten Vorstellungen von Madame Stolz kann man mit Fug und Recht eben so viele Triumphe nennen. Ihr Benefiz am letzten Freitag Abend war für ihre zahlreichen Verehrer eine willkommene Gelegenheit, um ihr Huldigungen aller Art darzubringen. Nach dem Finale wurde sie im buchstäblichen Sinne des Wortes mit Blumen überschüttet. Kamelien und Beilchen regneten aus den Logen, dem Orchester, von den Galerien u. s. w. auf sie herab; ja sogar aus der Souffleurhütte quollen die duftenden buntfarbigen Erzeugnisse von zehn Gärten zu den Füßen der Gefeierten empor. Tauben mit Bändern geschmückt und mit Gedichten belastet flatterten von allen Seiten zu ihr nieder; kurz es fehlte an nichts bei dieser enthusiastischen Beifallsbezeugung. Wir fügen diesem noch einige Notizen aus der Biographie der Künstlerin von Zulien Ecker hinzu: —

Ihre erste Erziehung erhielt Rosine Noël, nachmals Madame Stolz, durch Vermittelung ihrer hohen Gönnerin, der Herzogin von Berry, im Kloster der Benedictiner, und da sie schon als zartes Kind eine große Vorliebe für Musik zeigte, so führte man sie von ihrem siebenten Lebensjahre an in die Schule Chorons, welche so viele Vir-

tuosen und Musiker gebildet hat; in der That sind aus derselben Monpou, Duprez, Paul Soudo, Dietsch, Marié und in der jüngsten Zeit Aimé Maillart, ein sehr fähiger Kopf, hervorgegangen; letzterem ist von Herrn Adam, der sich darauf versteht, die Composition der zur Eröffnung des dritten lyrischen Theater bestimmten Oper übertragen worden.

In dieser so vortreflich geleiteten, so fruchtbaren Schule lernte Madame Stolz die Musik und entfaltete dabei gleichzeitig ihr entschiedenes Talent für die Declamation und das Theater.

In den Concerten, welche die Anstalt in der Rue Vaugirard von 1827 bis 1830 gab, trug sie zur Ausführung der Meisterwerke von Mozart, Haydn, Händel und Palestrina bei und lenkte alsbald durch ihre schöne Stimme und ihren großartigen breiten Styl die Bewunderung der Zuhörer auf sich. Aber die Kirchenmusik genügte ihrem exaltirten Geiste, ihrer nach dramatischen Leidenschaften und theatralischem Ruhm dürstenden Seele nicht. 1832, etwa sechszehn Jahr alt, verließ sie das Kloster, um sich ausschließlich mit musikalischen Studien zu beschäftigen. Zwei Jahre später, 1834, sagte sie der Schute Chorons Lebewohl und begab sich nach Brüssel, wo sie bei Herrn Cartigny, dem Director des königlichen Theaters daselbst, um die Erlaubniß nachsuchte, im Théâtre du Parc ihre Laufbahn als Künstlerin beginnen zu dürfen. Sie trat zum ersten Male in einer kleinen Komödie in Versen: Les Trois Chapeaux (die drei Hüte) und in einem Vaudeville La Fille de Dominique (Dominique's Tochter) auf. Ein seltsamer Anfang für eine künftige Sängerin erster Größe! Doch die Künstler haben ihre Schicksale so gut wie die Bücher. Mademoiselle Mars, die große Célimène, begann mit dem kleinen Colin, Jocrissen's Bruder. Durch den glänzenden Erfolg ihrer ersten Versuche von ihrer Befähigung für die Bühne überzeugt ging sie nunmehr nach Holland, um auf den Bühnen im Haag und in Amsterdam in Rossini's beliebtesten Opern: Tancred, Othello, der diebischen Eifer und dem Barbier von Sevilla die Hauptrollen zu spielen. Man zollte ihren Leistungen ungemeinen Beifall; da sie jedoch das holländische Klima nicht recht vertragen konnte, kehrte sie mit ihren neu erworbenen Lorbeeren nach Brüssel zurück und hier wurde sie von Herrn Bernard, dem sie sich in Antwerpen, wo derselbe früher Theater-Director war, durch ein treffliches Gastspiel empfohlen hatte, für die königliche Bühne, welcher er jetzt vorstand, gewonnen. Einige Zeit darauf vermählte sie sich mit Herrn Stolz, Bernards Associé und machte sich unter diesem ihrem neuen Namen durch die meisterhafte Ausführung der bedeutendsten Opern-Rollen so berühmt, daß sie alsbald für die Königin der Brüsseler Oper galt. Indes vertauschte sie dieses Königthum gern gegen eine Anstellung an der Academie royale de Musique in Paris, welche ihr von Herrn Rourrit angetragen wurde. 1837 traf sie in Frankreichs Hauptstadt ein und debutirte hier, noch nicht zweiundzwanzig Jahr alt, als Rahel in der Judin. Dieser erfolgreiche Anfang ermuthigte sie zur Lösung der schwierigsten Aufgaben und so schwang sie sich durch rastlose Anstrengung mit der Zeit zu ihrem jetzigen hohen

Standpunkte als eine der ersten Opern-Sängerinnen Frankreichs empor. — 6 —

(Das charakteristische Kostüm): „Die neueste wälsche Schaubühne,“ lautet eine Stelle im „modernen Eulenspiegel“, „benützt die so wichtigen Behelfe mit Klugheit: der Vorhang des Ballets fliegt in die Höhe und schon vor der ersten Bewegung kennt der verständige Zuschauer die Charaktere, die ganze Situation der stummen Gruppe: der Tyrann, der hartherzige Gatte, sei's Ezzelino, Malatesta von Rimini oder Nikolaus von Este, erscheinen in Scharlachhosen mit schwarzem goldgesticktem Wamms; Paolo, der Bastard Hugo und Jeder, dem Schönheit und Grazie Anrecht auf Liebe giebt, wählt stets die himmelblaue Farbe mit Silberflittern; der treue Freund trägt chokoladefarbene Kleider und zeigt wo möglich grau durchmischte Haare. Aber auch die Künstler, die nicht Mimen sind, dürfen die Beihülfe des Anzugs nicht verschmähen, die ganze Welt ist ihre Schaubühne und die Hälfte ihrer Kunst Repräsentation. Was brachte in den jüngsten Jahren die altdeutsche Malerschule mehr in Schwung als das schwarzsammetne Nürnberger Wamms, das ideale Barock, die wallenden Locken? Mit nicht geringerem Nutzen ward der lombardische Knebelbart hervorgesucht, die altitalienische Blouse, der offene Hals, der fallende Kragen. Schon der Anzug unterscheidet die Schulen und gewinnt die Aufmerksamkeit und den Antheil des Publikums. Der Philister in Frack und Cravate begreift dann mit dem ersten Blicke, daß der Künstler nicht Seinesgleichen sei. Mit welchem Erfolge benutzten die jüngsten Pianisten und Geigenspieler das Kostüm! Erinnern Sie sich an Paganini's Toilette, die dem Zuchthause oder dem Bedlam entsprungen schien? Während er geigte, erzählte die Phantasie den kunstliebenden Damen Abenteuer und schauerliche Geschichten zu Duzenden. Auch List erschien von jeher blassen Antlitzes mit fabelhaften Haaren, aber seine Erfolge stiegen ins Unberechenbare, seit er im Sonnenkleide mit dem Säbel an den Lenden seine Tonschlachten ausficht.“ — 6 —

(Bucharest und seine Entstehung.) Das unglückliche Bucharest, das bekanntlich kürzlich von einer furchtbaren Feuerbrunst heimgesucht worden ist, nimmt einen so ungeheuern Raum ein, daß man glauben könnte, es zähle mindestens eine halbe Million Einwohner, während es deren doch nur 130,000 hat. Aber alle oder doch fast alle Häuser sind nur ein Stockwerk hoch und meist von großen Gärten oder unbebauten Plätzen umgeben. Nur die 94 Kirchen sind ganz von Stein erbaut, meist in byzantinischem Style und sie haben gewöhnlich zwei oder auch drei Thürme. Außerdem gab es unter den funfzehn oder sechszehntausend Häusern vielleicht ein Paar Duzend, welche auf den Namen Paläste Anspruch machten. Die meist namenlosen Straßen sind dabei sehr lang, krumm, schmal und in jeder Jahreszeit schmutzig. Ueber die Entstehung der Stadt existirt eine wenig bekannte Sage. Im Jahre — man weiß nicht in welchem — lebte in Warna ein

außerordentlich reicher armenischer Kaufmann, der außer seinen Schätzen eine Tochter von ungewöhnlicher Schönheit, Suzla mit Namen, besaß, die in ihrem sechszehnten Jahre die Perle des Orients genannt wurde. Der Kaufmann hatte große Noth, seine Reichthümer vor der Habsucht der Großen des Reiches zu bewahren, aber noch größere machte ihm die Tochter. Schon waren Schaaren von Bewerbern in Warna erschienen, aber der Alte wies jeden ab, denn er wollte nur den zum Schwiegersohne haben, der die Tochter nicht wegen ihrer Schönheit und ihres unermesslichen Erbes nehme. Eines Morgens endlich meldete man dem Alten, daß seine Tochter in der Nacht entflohen sei. Er war außer sich vor Zorn und Verzweiflung, bald aber dachte er über die Sache nach. Daß die Tochter nicht allein entflohen war, unterlag wohl keinem Zweifel; aber mit wem? und wohin? Er sann und sann, bis er ein Füllen seiner arabischen Stute Zara schreien hörte. Er eilte in den Stall und fand, daß sein Lieblingspferd ebenfalls verschwunden war. Wahrscheinlich hatte es seine Tochter benützt. Er rief dann seinen ersten Commis, um ihn die Leitung seines Geschäftes zu übertragen, weil er der Flüchtigen nachzueilen gedachte; aber der Commis war auch verschwunden. Er war also jedenfalls der, mit welchem die schöne Suzla entflohen war. . . Der Armenier schwur, die Flüchtigen aufzufinden und wenn es ihm sein ganzes Vermögen kosten sollte. Um zu erfahren, nach welcher Gegend sie sich gewendet hätten, nahm er das Füllen mit, denn er meinte, das Thier werde die Spur seiner Mutter am leichtesten finden. Auch fing es sogleich an, in vollem Galopp nach Norden zu dahinzujagen. Der Kaufmann folgte ihm und so kam man nach einem Paar Tagen bis an die Donau. Da war leider das Füllen nicht mehr zu sehen und der Armenier wollte traurig wieder umkehren, als er einen Fischer bemerkte, dem er sein Schicksal erzählte und der sich erbot, ihn über den Fluß hinüber zu bringen. . . Nicht weit vom andern Ufer erblickte der Alte wirklich seine Stute mit dem Füllen, aber keine Spur von den Flüchtigen, die er suchte. Endlich neben einer Fischerhütte hinter einer Hecke hörte er zwei Personen leise sprechen und er erkannte sofort die Stimme seiner Suzla und seines Dieners. Mit dem Schwerte in der Hand drang er auf sie ein, aber die Liebenden fielen vor ihm auf die Knie, baten um seine Verzeihung und er hatte nicht den Muth, die Waffe zu gebrauchen. Er zog vielmehr gerührt die beiden Schuldigen an sein Herz. Die Gegend aber, in welcher er seine geliebte Tochter wiedergefunden hatte, gefiel ihm wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit so wohl, daß er sich bald entschloß, da eine Ansiedelung zu gründen. Man ging auch schnell an die Ausführung des Planes und die neue Colonie erhielt den Namen Ibrahimuzla, aber er blieb ihr nicht lange; die Colonie entwickelte sich bald zu einer Stadt und die Bewohner gaben ihr zu Ehren des Gründers den Namen Bakar Aske (Bakar's Stadt), woraus mit der Zeit Bukarest und Bucharest geworden ist.

Generalcorrespondenz.

Der französische General Lamoricière, der sich in Algier Ruhm erworben hat, ist kürzlich auf eine seltsame Weise auch zu einer Frau gekommen. Die Dame, eine der reichsten Erbinnen in Frankreich, die außer ihrem colossalen Reichthume aber auch Jugend, Schönheit und Geist besitzt, war bereits seit langer Zeit von ihren Verwandten und Freunden bestürmt worden, ihre Hand einem der Männer zu reichen, die sie eifrig für sie ausuchten und die natürlich alle höchst empfehlenswerth waren. Im Aerger über dieses unablässige Andringen und im Verbrusse darüber, daß alle Bewerber, welche man ihr bis dahin vorgestellt hatte, in den Prüfungen nicht bestanden, welche sie ihnen aufzuerlegen pflegte, erklärte sie endlich mit einem Male ihren erstaunten Verwandten, sie würde nun die Sache ganz allein betreiben und sich selbst einen Mann suchen. Wenn das Staunen der Verwandten schon bei dieser Anzeige groß gewesen war, so stieg es noch höher, als sie erfuhren, daß die Wahl auf den General Lamoricière gefallen sei, der sich in Afrika mit den Kabylen herumzuschlug, den sie nie gesehen hatte und eben nur durch die Zeitungen kannte. Die Sache ließ sich indeß nicht ändern; die junge Dame war ihre eigene Herrin und konnte unbeschränkt über ihr Vermögen verfügen. So wurde denn ein Brief an Lamoricière abgeschickt, der sich über den Inhalt desselben zwar nicht wenig gewundert haben mag, mit dem Antrage aber sofort einverstanden war. Er erhielt Urlaub, reisete nach Frankreich und die Heirath wurde zur Zufriedenheit Aller wirklich geschlossen. —

Während, wie die Zeitungen erzählt haben, der türkische Gesandte in London dem Herkommen in seinem Vaterlande völlig entgegen kürzlich in einer Gesellschaft der Königin seine Frau vorstellte, die unverschleiert und ganz in unserer modernen Toilette erschien, hat der Pascha von Damaskus vor einiger Zeit eine Proclamation erlassen, in welcher er den Frauen dieser Stadt gebietet, dichter und vorsichtiger verschleiert zu erscheinen, wenn sie sich in den Straßen zeigen und erklärt, er würde allen denjenigen, welche gegen seinen Befehl zu handeln wagten, unnachsichtlich die Nase abschneiden lassen. —

Da kostspielige Liebhabereien recht eigentlich in das Gebiet der Mode gehören und das Sammeln von Gemälden ic. zum Stück in der vornehmen und reichen Welt noch immer zum guten Tone gerechnet wird, so glauben wir auf Auktionen von Kunstsachen aufmerksam machen zu müssen, um den Liebhabern zu berichten, in welchen Preisen dieselben eben stehen. In London fanden in voriger Woche wieder zwei Auktionen statt, die Versteigerung einer Münzsammlung und die einer Gemäldegalerie. Die Münzen bestanden meist aus englischen und wurden zum Theil sehr hoch bezahlt; ein Penny von Egbert z. B. aus dem Jahre 800 mit 15 Guineen; ein Schilling Heinrichs VII., unter welchem zuerst eine Münze dieses Namens

geprägt wurde, mit 130 Thaler. Die berühmte Petitionskrone endlich, die so heißt, weil eine Petition des Verfertigers (Simon) darauf geprägt ist, erhielt sogar den ungeheueren Preis von etwas über tausend Thalern. In der Gemäldeauktion wurden die werthvollsten Stücke, Gemälde von Rafael, Correggio, Tintoretto ic. zurückgezogen, weil man die geforderten Preise, meist über 10,000 Thaler für das Stück, nicht erhielt. Die „Himmelfahrt der Jungfrau“ von Rafael hatte der frühere Besitzer mit 20,000 Thaler bezahlt. Im Allgemeinen erhielten die Bilder gute Preise und eben nur die kostbarsten fanden keine Abnehmer. Die „Anbetung der Hirten“ von Murillo nur ging für 240 Guineen weg, während der Besitzer früher ein Gebot von 2000 Guineen dafür ausgeschlagen hatte. —

Eine sehr reiche Engländerin, die kürzlich gestorben ist, hat in ihrem Testamente einem der berühmtesten englischen Dichter (man nennt Bulwer) 1000 Pfund Sterling vermacht zum Lohne für die vielen Stunden süßen — Schlafes, welche ihr seine Werke verschafft hätten. Wenn es in Deutschland reiche Leute gäbe, welche Schriftstellern Geld vermachen, könnten wir mehr als einen deutschen Schriftsteller nennen, die vielen Leuten durch ihre Schriften süßen Schlaf verschafften. Aber Deutschland ist einmal undankbar gegen seine Wohltäter. —

Seit einiger Zeit sind bekanntlich Muschelcameen ein sehr beliebter Schmuck der Damen, welche sie in Brochen, Armhändern ic. zu tragen pflegen. Die Alten bildeten bekanntlich die Cameen dadurch, daß sie Figuren in verschiedenen Arten von Kieselhaltigen Steinen auschnitten und meist wählte man buntfarbige Steine dazu aus. Noch jetzt werden solche Cameen in Italien und Frankreich geschnitten und namentlich in der neuesten Zeit hat man sie wieder in die Mode zu bringen versucht, aber die Härte des Materials nimmt bei der Bearbeitung zu viel Zeit in Anspruch, als daß solche Cameen in allgemeinen Gebrauch kommen könnten. Man kam deshalb auf den Gedanken, Muscheln zu diesem Zwecke zu verarbeiten, welche die nöthigen verschiedenen Farben haben, weich genug sind, um leicht bearbeitet werden zu können und doch auch die Härte besitzen, daß sie sich lange halten. Etwa vierzig Jahre lang beschränkte sich die Kunst des Muschelcameenschneidens ausschließlich auf Rom und in den letzten zwanzig Jahren auf Italien überhaupt; damals fing man aber in Paris an, solche Cameen zu liefern und jetzt beschäftigen sich dort über 300 Personen mit der Ausübung dieser Kunst. Vor dreißig Jahren wurden jährlich höchstens 300 Muscheln so verarbeitet und alle gingen nach England; auch kostete eine in Rom selbst 10 Thaler. Jetzt werden in Paris allein jährlich über 100,000 Stück Muscheln zu Cameen geschnitten. Jede hat dann einen Werth von etwa 1½ Thlr., doch liefert man auch noch geringere. Sämmtliche Muschelcameen, die in Paris ein Jahr hindurch geschnitten werden, haben zusammen einen Werth von gegen 300,000 Thaler. —

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 22.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Güten, Mützen, Frisuren (f. Männer Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zblr. Wit. ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Reubens, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zhaler.

Redacteur Dr. M. Diezmann.

Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Stockfischfang.

Humoristische Erzählung

von

Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

„Mein Beschützer,“ erzählte die Frau von Villiers weiter, „versetzte lachend: „„Ich darf Ihnen meinen Namen nicht sagen,““ warf den Schlag zu und befahl dem Kutscher fortzufahren. Und er ist weder gekommen, wie ich anfangs die schwache Hoffnung hegte, noch habe ich eine Spur von ihm auffinden können. Mir aber zog die Alteration ein heftiges Unwohlsein zu. — Aus seinem kräftigen und entschiedenen Auftreten in der Versammlung, welches von Allen respectirt wurde, schloß ich nachher, daß er der schlankte Stock sein möchte. Diesen Abend bin ich freilich eines Andern belehrt worden. Da Sie ihn aber jedenfalls kennen und gewiß auch in jener Versammlung gegenwärtig waren, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir seinen Namen nannten, damit ich mich ihm auf passende Weise dankbar erzeigen kann.“

„Ich war nicht bei jenem Commerc,“ entgegnete der Pseudo-Stock, „sonst wäre ich jedenfalls Ihr Retter geworden, lebenswürdige Frau. Jener Student ist aber ein räthselhaftes Wesen. Man hat ihn nur unter seinem Studentennamen gekannt. Seinen wahren Namen wußte Keiner und er ist verschwunden, Niemand weiß wohin.“

„O das ist sehr schade!“ rief Frau von Villiers bewegt.

„Beklagen Sie es nicht. Sie möchten sich vielleicht auch in Ihrem Netter täuschen. Trauen Sie diesen Demagogen nicht. Sie haben ja eine Probe davon erlebt. Diese jungen Herren haben von der Welt und der gesetzlichen Ordnung im Staate höchst unreife Begriffe. Es läuft am Ende Alles darauf hinaus, daß sie die gebietenden Herren spielen möchten. Ein wahrer Patriot wird dem Vaterlande auf nützlichere und vernünftiger Weise dienen als diese Tollköpfe beabsichtigen. Sich dem Gesetze unterwerfen und dasselbe mit Gut und Blut aufrecht erhalten und seine Kraft zum Dienste des Ganzen stellen, das ist die Pflicht des wahren Vaterlandsfreundes. Die Demagogen wollen das Gegentheil. Das Ganze soll sich ihnen unterordnen und sie wollen es nach ihren egoistischen Ansichten und Vorurtheilen umgestalten.“

„Und Sie selbst sind einer der berühmtesten Demagogen!“ rief die Wittve erstaunt und betrachtete ihn mit mißtrauischen Blicken.

Leidniß gerieth in Verwirrung. Er hatte im Eifer der Unterhaltung seine Rolle vergessen.

„Ueber meine Demagogie und wie ich zu dieser traurigen Berühmtheit gekommen bin, werde ich Ihnen später ausführliche Aufschlüsse geben.“

Er merkte nicht, daß die schöne Frau plötzlich ziemlich abgefühlt war. „Einen Augenblick Entschuldigung!“ sagte sie. „Der Tafeldienst ruft mich in die Küche.“ Sie ging und ließ ihn allein.

„Das geht ja vortrefflich!“ dachte er bei sich. „Aber der hübsche Retter sitzt ziemlich fest in ihrem Herzen. Es ist gut, daß er so stolz war, sonst hätte er mir gefährlicher werden können als der Herr Dinkel. Nun ich will schon dafür sorgen, daß sein Bild bald in ihr erbleicht. Unverkennbar mache ich Fortschritte in ihrer Gunst und übertreffe mich selbst. Das macht, mein Spiel wird zur Natur, die fatale Demagogenrolle ausgenommen und ehe eine Stunde verstrichen ist, bin ich wahrscheinlich in die allerliebste Frau verliebt bis über die Ohren. Ich wäre es schon und hätte schon Sturm gelaufen, wenn sie das nette Linchen in des Dinkels Hause wäre, die Herr Sillig mit so wenig Wahrscheinlichkeit seine Braut nannte. Daß mir das Linchen nicht aus dem Kopfe will! Aber fort, fort, lachendes Mädchen! Ich darf nur an die schöne Frau von Billiers denken. Glück zu! Mit vollen Segeln hoffe ich in den reizenden Hasen einzulaufen. Jetzt ein Paar Gläser Champagner und dann eine complete Liebeserklärung. Diesen Abend noch muß Alles in Richtigkeit kommen. Und morgen — morgen, Herr Dinkel, kommen Sie zu spät. Na, den trieb ich doch gerade von der Thüre fort, als er die Klinke schon in der Hand hatte. — Jetzt, Demagog, nimm Dich zusammen!“

Frau von Billiers trug die Speisen auf und ließ sich dann von ihrem Gaste zu Tische führen.

Neuem heftigen Pochen an der Thüre folgte sogleich Lisettens Stimme: „Ach gnädige Frau, um Gotteswillen!“

„Was ist es? Was giebt es?“ rief die Angerufene erschrocken aufspringend.

„Ein Polizeicommissair ist so eben in's Haus getreten und fragt nach Ihnen. Frau Silbers wollte ihn mit der Behauptung abweisen, Sie seien nicht zu Hause, er sagte aber, er wisse es besser.“

„Schnell, schnell, in den hintersten Versteck!“ flüsterte die Wittve ihrem Gaste zu und öffnete die Tapetenthüre abermals. „Meine Ahnung hat nicht gelogen. Dieser Goldast war ein Polizeispion und hat gemerkt, daß Sie im Hause sind.“ Mit diesen Worten schob sie ihn aus dem Zimmer und öffnete dann rasch die Hauptthüre, um den Polizeibeamten zu empfangen.

Dieser ließ nicht lange auf sich warten. „Die Pflichten meines Amtes müssen mich bei Ihnen entschuldigen, gnädige Frau, daß ich Sie störe,“ redete Herr Klinckhardt beim Eintreten die befangene Haus-

herrin höflich an. „Außerordentliche Vorfälle erheischen außerordentliche Maßregeln.“

„Was steht zu Ihrem Befehl, mein Herr?“ fragte die Wittve mit Herzklopfen und zitternder Stimme.

„Herr von Goldast soupiert diesen Abend bei Ihnen, Madame.“

„Bei mir?!“

„Ich weiß das ganz bestimmt. Also bitte ich Sie, sich über meine Behauptung nicht verwundert zu stellen. Und dieser Herr ist staatsgefährlicher Umtriebe dringend verdächtig.“

„Herr von Goldast? Der Polizei verdächtig? Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, mein Herr, daß Ihnen beliebt mit mir zu scherzen,“ sagte sie mit Würde.

„Gnädige Frau, ich bin von jedem Scherze weit entfernt,“ replicirte mit essigsauerm Gesichte der Polizeimann.

„Nun ich dünke doch, Sie wüßten am besten, wessen Herr von Goldast verdächtig ist,“ bemerkte Frau von Billiers spöttisch.

„Eben da ich es weiß, suche ich ihn bei Ihnen. Er steht in enger Verbindung mit einem gefährlichen Demagogen, mit dem auch Ihnen wohlbekannten schlanken Stock. Und meine Höflichkeit kann Ihnen die Erklärung nicht ersparen, daß auch Sie nicht frei von Verdacht in Bezug auf das genannte Subject sind.“

„Mein Herr!“ rief die bebende Frau mit verstellter Entrüstung.

„Ich kann und darf Sie nicht schonen, Madame. Ja ich muß Sie fragen: wer hat sich dieses zweiten Couverts bedient, um mit Ihnen zu speisen?“

Diese unerwartete Frage setzte die schöne Frau in große und unverhehlbare Verwirrung. „Mein — Ioli — mein — Hündchen,“ stammelte sie.

„Das ist ja ein merkwürdiges Vieh,“ spottete der Polizeicommissair nun seinerseits, „das Champagner aus dem Lilienglase trinkt, wie ich sehe. — Lassen wir diesen Scherz! Ich möchte nicht streng gegen Sie sein, gnädige Frau und Ihnen jede Unannehmlichkeit ersparen. Warum wollen Sie mir nicht offen gestehen, daß Herr von Goldast mit Ihnen gespeist hat? Ich weiß es ja doch und kenne seine Passion für eine gut besetzte Tafel.“

„Nun ja, mein Herr,“ entgegnete die erstaunte Frau lächelnd, „weshalb sollte ich es auch verhehlen! Herr von Goldast hat bei mir gespeist.“

„Und wo ist er? Er hält sich jedenfalls in Ih-

rem Hause verborgen. Das Souper hat ja kaum begonnen."

"Er ist fort. Er ist durch die Salonthüre dort in den Garten entsprungen. Ich gebe Ihnen die heiligste Versicherung auf Ehre und Gewissen, Herr von Goldast ist nicht mehr in meinem Hause."

"Ich hoffe von Ihrer Ehrenhaftigkeit, gnädige Frau, Ihre Freundschaft für diesen Herrn wird Sie nicht zu einer Angabe verleiten, die Ihnen große Unannehmlichkeiten bereiten könnte."

"Meine Freundschaft für Herrn von Goldast!" lächelte die Wittve. "Das wäre das seltsamste Motiv zu einer Lüge, das mir je vorgekommen."

"Vergebens verstellen Sie sich. Ich weiß, welchen Plan Sie mit Herrn von Goldast vorhatten."

"Wissen Sie es? O dann würden Sie mich verbinden, wenn Sie mir es auch sagten! Denn in der That und Wahrheit, ich weiß es nicht."

"Nicht diesen spöttischen Ton, gnädige Frau, wenn ich bitten darf! Ich habe Ihnen vorhin gezeigt, daß ich auch damit aufwarten kann. Allein der Spott ist hier unrecht angebracht. Ich kenne die Ehrfurcht, die ich Ihnen schuldig bin, aber ich kenne auch die Pflichten meines Amtes und diese gebieten mir keine Rücksichten zu nehmen."

"Ich habe nicht daran gezweifelt. Aber ich möchte nichts destoweniger aus Ihrem Munde erfahren, wie weit Ihnen meine Pläne mit Herrn von Goldast bekannt sind."

"Nun denn, ich weiß, daß er Ihnen seinen Freund, den schlanken Stock, zuführen soll, und wenn statt zwei Couverts drei auflagen, so hätte ich guten Grund anzunehmen, daß diese Zuführung bereits stattgefunden habe. Und diesen Stockfisch muß ich um jeden Preis fangen. Gestehen Sie mir also, gnädige Frau, was Sie von diesem Stock wissen."

"Ich kenne weder diesen Namen, noch den Menschen, der ihn führt."

"Da alle meine schonungsvolle Höflichkeit nichts hilft," schärste der Polizeicommissair jetzt die Stimme, "so muß ich Ihnen einen Zeugen gegenüberstellen und Sie durch die Aussagen desselben überführen. Ein offenes Geständniß wäre Ihrer Sache vortheilhafter gewesen."

Und nach der Thüre eilend, rief er durch die geöffnete hinaus: "Schmidt, bringe den Arrestanten herein!"

Frau von Billiers gespannte Erwartung war sehr erstaunt, ihren Kutscher Adam, von einem Polizei-

diener geführt, hereintreten zu sehen. Die treuherzige Haut machte ein so weinerliches, um Erbarmen flehendes Armesündergesicht, daß seine Herrin, obgleich von neuem bestürzt, doch lachen mußte. Sie fragte: "Adam, was ist denn das mit Dir?"

"Ach, gnädige Frau," wimmerte der Kerl, "in was für ein gräßliches Unglück haben Sie mich gestürzt."

"Ich?" fragte die Beschuldigte halb lachend, halb ärgerlich.

"Ach, wer denn sonst! Daß Sie mich nach diesem Stock oder Stockfisch ausgeschiedt haben. Ein Wallfisch hätte mir nicht solchen Jammer bereiten können."

"Ich Dich nach einem Stockfisch ausgeschiedt?" stellte sich die Dame verwundert. "Bist Du bei Sinnen, Adam?"

"Na, läugnen Sie nur nicht etwa gar!" rief Adam in tölpelhafter Erbitterung. "Das wäre noch das letzte Siegel d'rauf. Ne, gnädige Frau, das wäre nicht edel von Ihnen gehandelt, mich in dieser Stockfischbrühe sitzen zu lassen, in die Sie mich doch geschickt haben. Ich habe schon Alles gestanden."

"Was kannst Du denn gestanden haben?" fragte die Herrin mit Indignation. "Was kann ich dafür, wenn Du einen von mir erhaltenen Auftrag ungeschickt ausrichtest und Dir dadurch Unannehmlichkeiten machst?"

"Nun da höre Einer!" rief Adam im höchsten Aerger und wandte sich zu den übrigen Zuhörern; denn die ganze Dienerschaft des Hauses hatte sich ihm nach in das Zimmer gedrängt und an der Thüre Posto gefaßt. "Ich will's auch erzählen. Diesen Nachmittag beordnete mich die Jungfer Lisette in das Buttelahr*) der gnädigen Frau. Das müssen Sie mir als rechtschaffenes Mädchen bezeugen, Jungfer Lisettchen."

"Das kann ich mit gutem Gewissen," sagte diese geschmeichelt und schnippisch.

"Als ich eintrat, saßen die gnädige Frau auf der Diefahn**) und sahen sehr schoffirt aus. Adam, sagten Sie, ich muß Dir jetzt einen wichtigen und schwierigen Auftrag ertheilen. Thun Sie's nur, gnädige Frau, sagte ich dagegen, wenn Einer damit fertig werden kann, so kann ich's auch. — Ich wünsche, daß Du Dich geschickt dabei benähmest, sagten Sie — und immerzu! es wird schon gehen, sagte ich. Und da sagten Sie wieder, Du mußt durch alle Straßen

*) Boudoir.

**) Divan.

gehen und Dir die jungen Männer scharf in's Auge fassen. Ach, dachte ich, dazu wäre Lisettchen geschickter!"

Ein allgemeines Gelächter machte die Kammerjungfer blutroth und wie ein häßliches Käpchen fuhr sie auf den ehrlichen Kutscher los: „I, Er Einfaltspinsel! Was hat Er denn zu denken!"

„Na, nichts für ungut. Es waren ja nur unschuldige Gedanken. — Die gnädige Frau sagten weiter: wenn Du nun einen schönen jungen Mann mit einem stattlichen Barte, mit langen blonden Haaren, in einem altdeutschen Rode erblickst, so frage ihn ganz heimlich, ob er der schlanke Stock oder der Stockfisch sei, und wenn er ja antwortet, so sage ihm, er möge stracks mit zur Frau von Billiers kommen, die ihn sehnlichst erwarte. Es kam mir ganz seltsam vor, daß ein Mensch ein langer Stock oder gar ein Stockfisch sein sollte, doch fragte ich höflich: können Sie mir denn kein näheres Merkmal angeben, woran ich diesen Stock oder Stockfisch erkenne und da sagten die gnädige Frau: ja, Adam, ich habe ihn selbst noch nicht gesehen. Nun da half's nichts. Ich fragte mich hinter den Ohren. Da versprachen Sie mir zwei blanke Thaler Dufföhr, wenn ich den Stock in's Haus brächte und das machte mir Muth."

„Ich hätte bedenken sollen, daß man einen Stock nicht nach einem andern schicken soll," spottete die erzürnte Herrin.

Der Kutscher ließ sich nicht irre machen. „Ich machte mich auf die Strümpfe und glogte alle Männer an, die allenfalls Aehnlichkeit mit einem Stock oder mit einem Stockfische hatten. In der Kesselstraße begegneten mir mehrere junge Herren, zum Zerbrechen schlank und dünn. Halt, dachte ich, da ist er dabei, das sind lauter Stöcke, wahre Spazierstöckchen. Ich zupfte einen am Ärmel und sagte zu ihm: Entschuldigen Sie, mein Herr! Ich möchte eine heimliche Frage an Sie thun. Er stand also still und ich brachte meinen Mund seinem Ohre nahe und fragte leise: Sind Sie etwa der schlanke Stock oder der Stockfisch? — Schafskopf! schreit mir der Mensch in's Gesicht und stößt mich vor den Bauch, daß ich in die Gasse torkele und geht seiner Wege. Das war grob! dachte ich. Aber so eine Art Billardstock war er doch, das merkte ich am kräftigen Stöße und die Größe eines Stockfisches hatte er auch. Ich manövirte weiter. Bald darauf auf dem Milchmarke seh ich Einen vor sich hinschlendern, der war so lang und dünn, wie eine Gerte oder ein neuer Bleistift. Mit den Armen machte

er Kapriolen, wie der Telegraph, und trug den Kopf als zähle er die Sterne am Himmel bei hellem Tage. Der ist's, sagte ich zu mir selbst. Das ist ja ein wahrer Zaunstock. Aber, vorgesehen, Adam! Ganz leise schlich ich hinter ihm her und als ich ihm ganz nahe gekommen war, fragte ich respectvoll: Mein Herr, wenn Sie etwa der sogenannte schlanke Stock oder Stockfisch sein sollten, so habe ich — — Patsch! hatte ich eine Ohrfeige, daß ich denke, ich muß meinen Kopf an der andern Marktecke suchen. Das war noch größer! raisonnirte ich inwendig und setzte meinen Hut wieder auf. Aber, wenn auch der rechte nicht, ein Stock war der Herr doch, das fühlte ich am Schläge. Da mußt Du der Jungfer Lisette ein Räthsel aufgeben, wie nämlich eine Ohrfeige zugleich auch ein Stockschlag sein kann."

Der Kutscherwitz wurde von den Standesgenossen belacht; der Polizeicommissair fuhr aber den armen Adam an: „Die Geschichte wird zu lang, guter Freund! — Genug, meine Gnädige, trotz der traurigen Erfahrungen fragte Ihr Diener einen Dritten, ob er der schlanke Stock sei."

„Musste ich denn nicht!" flennete Adam. „Es war mir ja anbefohlen."

„Dieser Dritte," fuhr der Beamte fort, „kannte die Bedeutung dieses Namens und tief einen nahen Polizeidiener herbei, der den Frager arretirte und auf das Polizeibureau brachte."

„Das war am größten! dachte ich," fuhr der Kutscher fort. „Denn nun mußt du in den Stock, Adam. Der Teufel hole alle Stöcke!" —

„Verwünsche Dich nicht selber, Adam. Er nähme Dich ja zuerst," scherzte Frau von Billiers.

„Seine Aussagen stimmten mit dem überein, was ich bereits wußte," nahm der Commissair wieder das Wort. — „Wollen Sie noch länger läugnen, gnädige Frau, daß Sie mit Herrn von Goldast einen Plan gehabt haben?"

„Nein! Ich kann es nicht, da Sie ja Alles wissen," versetzte die Wittwe entschlossen.

„Sehr gütig!" verbeugte sich der geschmeichelte Polizeimann. „Und dieser Plan war, daß Herr von Goldast Ihnen seinen Freund, den schlanken Stock, zuführen sollte?"

„So ist's in der That."

„Was hatten Sie für Absichten dabei?"

„Es war nichts als Neugierde. Ich wollte den berühmigten Demagogen gern kennen lernen. Nichts weiter."

„Das habe ich mir gedacht und bin vollkommen davon überzeugt. Weshalb sandten Sie aber Ihren Diener nach dem gefährlichen Menschen aus?“

„Weil — weil — ich gehört hatte, er irre auf den Straßen herum.“

„Hatte Ihnen Herr von Goldast nicht seinen Aufenthalt angegeben?“

„Herr von Goldast kam erst später zu mir.“

„Hat er es dann gethan?“

„Keineswegs. Auch habe ich ihn nicht darum gefragt.“

„Weil er Ihnen versprach, Ihnen den Demagogen zuzuführen?“

„Ihr Scharffinn hat den Grund errathen.“

„Und wohin hat sich Herr von Goldast von Ihnen gewendet?“

„Wie kann ich das wissen?“

„Ich ehre Ihre Discretion, womit Sie Ihren Tischfreund schonen wollen. Ich werde ihn schon zu finden wissen. Ich danke Ihnen ehrerbietigst, gnädige Frau und bitte nochmals um Entschuldigung. — Adam, Er ist frei.“

„Hurrah!“ rief der Kutscher, von dieser plötzlichen Entlassung berauscht. „Ja in meinem ganzen Leben gehe ich nicht wieder auf den Stockfischfang.“ Damit schob er sich jubelnd zur Thüre hinaus und Kammerjungfer, Köchin, Mägde hinter ihm her.

„Das Verhör ist also zu Ende?“ fragte die Gebieterin. Der Polizeicommissair bejahte, sich verneigend und empfahl sich der Dame. Draußen holte er die Amme ein und redete sie freundlichst an: „Meine liebe Frau, Sie wissen vielleicht besser als Ihre Gebieterin, wohin sich Herr von Goldast von hier gewendet hat?“

„Sie meinen den kleinen wohlgenährten rothen Herrn?“ gegenfragte Frau Silbers eben so freundlich.

„Freilich, denselben. Wissen Sie, wohin er ging?“

„Das könnte wohl sein.“

„Es soll Ihr Schade nicht sein, wenn Sie es mir sagen. Auch verspreche ich Ihnen Verschwiegenheit.“

„Nun ich kann's ja wohl sagen. Er hat es mir ja nicht verboten. Er ist zur Madame Holzmann, zur Modistin in der Oberstraße gegangen.“

„Wissen Sie das gewiß?“

„Er hat es mir wenigstens gesagt.“

„Ich danke schön und wünsche gute Nacht!“

Frau von Villiers befreite ihren Gefangenen wieder. „Gottlob!“ rief sie ihm zu. „Auch dieser drohende Sturm ist glücklich vorübergegangen. Aber ich begreife nichts von der ganzen Geschichte. Dieser Goldast ist mir eine räthselhafte Person.“

„Ich denke nur,“ entgegnete Leisnig, „der Polizeicommissair hat Ihnen eine Falle gestellt, die Ihre Klugheit glücklich umgangen.“

„Das Klügste war allerdings, ihm Alles zugeben, was er fragte, um ihn nur so schnell als möglich los zu werden. Was kann er aber damit gewonnen haben?“

„Das weiß ich freilich auch nicht.“

„Nur das Eine ist mir klar, daß Sie nicht sicher in meinem Hause sind.“

„Wie so?“ dehnte der Pseudo-Demagog. „Sie wollen mich doch nicht aus meinem Himmel verbannen?“

„Der Herr Polizeicommissair könnte leicht inne werden, daß es nicht Herr von Goldast war, der das zweite Couvert benutzte und dann läge der Gedanke sehr nahe, wer es eigentlich war, der mit mir speiste. Er könnte zurückkehren mit seinen Polizeidienern und Sie wären verloren. Ich schaudere vor dem bloßen Gedanken. Ich bringe Sie an einen sichern Ort. Ich lasse schnell anspannen.“ Sie schellte. Lisette trat herein und betrachtete sich den vorhin verschwunden gewesenen Tischgast der gnädigen Frau mit neugierigen Augen.

„Adam soll kommen!“

Adam unterhielt sich aber in der Gesindestube mit der Frau Silbers und erzählte ihr die erlebten Abenteuer noch einmal und ausführlicher. Er erschrak über den erhaltenen Befehl und trat zitternd, in der festen Ueberzeugung in den Salon, nun werde das ungnädige Donnerwetter über ihn hereinbrechen. Er legte sich also das Armesündergesicht wieder zu und begann sogleich sein Gewimmer: „Ach gnädige Frau! Ach gnädige Frau!“

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Die Gräfin von Houpville, Tochter des Herzogs von Broglie, gilt, nach dem Urtheil der vornehmen Welt, gegenwärtig für die eleganteste und feinste Dame in Paris; mit einem Anstrich vom „Blaustrumpf“, jedoch ganz durchduftet vom Parfüm du haut monde entfaltet sie in ihrem Kostüm stets die geschmackvollsten und reizendsten Nuancen, welche der chameleonartige Wechsel der Mode zu

Tage fördert. Sie wird die Honneurs im Hause des Herzogs machen, während ihr Gemahl seinen literarischen und parlamentarischen Pflichten zu genügen strebt: denn er liefert häufig Aufsätze politischen Inhalts in die Revue des deux Mondes und ist zugleich Mitglied der französischen Deputirten-Kammer; aber wegen seiner großen Schwerhörigkeit trägt er Verlangen, etwas „Auszeichnendes“ etwas „Aufsehen erregendes“ zu thun, wodurch seine Apotheose — seine Versetzung in die Pairskammer, wo die Senatoren, man könnte sagen, mehr einander schreiben, als zu einander sprechen, gerechtfertigt werden dürfte. Herr von Houponville gehört einer Partei an, die sich erst vor Kurzem in der Deputirtenkammer erhoben hat in Nachahmung einer ähnlichen im englischen Hause der Gemeinen, nämlich dem „jungen Frankreich“ — einer Nachbildung des „jungen Englands“, welches den aristokratischen Grundsätzen des Mittelalters huldigt. Sie besteht aus fünfundzwanzig Mitgliedern, die bisweilen durch plötzliches Hingutreten auf fünfzig anwachsen und den vielgeschäftigen Saint Marc Girardin, der zugleich Metaphysiker, Journalist, Professor der Universität u. s. w. ist, zum Führer haben. Sie darf sich wohl rühmen eben so utopisch und eben so unpraktisch zu sein, wie ihr Vorbild in England und wird hier (in Paris) mit der Zeit zum allgemeinen Gelächter werden.

Wir haben auch ein Concert im Salle Hertz gehabt, wo Eitelkeit im Dienste der Wohlthätigkeit sehr erfolgreich wirkte; denn es galt dem Besten der Armen von St. Casimir. Auf beiden Seiten des Saals war der Fußboden erhöht, zur Rechten saßen die Sängerrinnen, alles Damen vom ersten Range. Zur Linken figurirten die mitsingenden Beaux und Lions von Paris. Oberhalb des Schiffes hatten die Chorkinder ihren Platz; die übrigen Räume waren mit Zuhörern beiderlei Geschlechts gefüllt und hinter diesen (unten im Saal) folgten die Opernhöre. Die Solopartien wurden von den Vorderreihen gesungen, welche in Anstrengung unter einander wetteiferten, während der Fürst von der Moskwa als Director fungirte. Die Prinzessin Belljoso, der Marquis de la Grange, die Gräfin de Gabriac und andere Notabilitäten leiteten die Höre. Die Ausführung der Musik (ausschließlich ältere Compositionen) war im Ganzen gut, jedoch nicht ohne das Zwischenertönen eines gelegentlichen Richerns, wenn eine Dame dann und wann den rechten Ton verfehlte, oder eines lauten schallenden Auflachens, wenn ein unglücklicher Beau einzelne Noten oder Triller vernehmen ließ, von denen Margello und Palestrina nie etwas gewußt haben. —

Die Pariser befinden sich jetzt in einem Zustande ungewöhnlicher Aufregung; denn es kommt ja darauf an, zu erfahren, ob der Mensch nach seinem Tode schön, oder richtiger von Entstellung und Verwesung frei bleiben könne. Herr Gannal, bekanntlich der Erfinder einer neuen Methode, Leichname einzubalsamiren oder vielmehr einzupökeln, sendete im Verlauf voriger Woche Tausende von Einladungen an die Pariser Schönen, um sie zu bestimmen, der Ausgrabung des Sohnes eines Herrn B . . . beizuwohnen. Unverzüglich lud ein Nebenbuh-

ler Herrn Gannal's in der Balsamirkunst die schöne Welt seinerseits zu einer ähnlichen Wiederauferstehung von Mademoiselle G. de M. ein. Die Commentare über eine solche Heimsuchung der Todten sind eben so seltsam als abgeschmackt und geben den Spöttern reichen Stoff zu satyrischen Ausfällen. Auch ist hinsichtlich der Erfindung bereits folgendes Anekdotchen in Umlauf gesetzt worden: — Ein schöner und galanter Offizier, der sich unlängst mit einer jungen und hübschen Wittwe vermählt, wurde, als er eines Abends in einer Bodenkammer eine Kiste von Cedernholz, mit Luftlöchern entbedete, mit einem Male von der schrecklichsten Eifersucht ergriffen; denn er glaubte, diese Kiste enthalte einen Nebenbuhler, besonders da seine bessere Hälfte, von ihm über den Inhalt derselben befragt, unbeschreibliche Unruhe und Bestürzung zeigte. Er brach das Corpus delicti mit einer Feuerzange auf und was fand er darin? — Nichts Anderes als den wohlerhaltenen Leichnam des ersten Mannes seiner Frau, den sie, unter dem Einfluß erneuter Liebesregungen und seliger Erinnerungen durch Gannal hatte einbalsamiren lassen, sobald aber, nachdem sich ihr neuer Anbeter ihres Herzens bemächtigt, der Kumpelkammer überantwortet hatte. Diese kleine Anekdote dürfte sich trefflich zu einer Comödie oder Posse eignen; Calderon de la Barca und Lope de Vega würden eine so schöne Gelegenheit ihrer Feder sicherlich nicht haben entgehen lassen. —

Die spanischen Schauspieler, welche der Herzog von Montpensier zur Ergötzlichkeit des Hofes aus Madrid hierher hatte kommen lassen, haben ihre Vorstellungen in den Tuilerien beendet, aber man kann nicht sagen, daß sie viel Zuschauer herbeigezogen. Indes ist ihr Erfolg gerade so groß gewesen, als sich unter den obwaltenden Umständen erwarten ließ; in Paris ist die Anzahl derer, welche Spanisch verstehen, sehr beschränkt, es ist eine Sprache, die vor zweihundert Jahren hier in der Mode war und deren Studium Frankreich viele Meisterwerke verdankt. Die Madrider Schauspieler haben vier oder fünf Dramen und Comödien von den am wenigsten berühmten gegeben und so ist selbst den Freunden der spanischen Literatur kein sonderlicher Genuß zu Theil geworden; man hat weder Calderon noch Lope de Vega auf der Bühne erscheinen sehen.

— 8 —

(Der Roman.) In der Vorrede zu seiner „Susanne“ (Berlin, Quen. 1847) sagt K. von Sternberg: „Der wahrhaft gute Roman wird freilich nie aufhören das Bild der Zeit zu sein, in der er entstand, aber auch nur das Bild, nicht das Ausgabebuch, die Wirthschaftsrechnung der Zeit; die Leidenschaft, die Empfindung, das reine Menschliche müssen immer die Puls- und Herzadern dieser interessanten und großartigen Dichtungsart sein. Man muß bei einem guten Romane träumen, lächeln, empfinden, weinen können; es muß das musikalische Element vorwiegen, es muß in einem Romane Seiten geben, wo aus jedem Worte Blumen und Flammen schlagen, wo das Herz blutet und die Seele in qualvoll wollüstigen Regungen hingittert. Endlich muß ein guter Roman die Jugend und

die Frauen entflammen; sie dürfen nicht kalt bleiben; diese weichen und von der Phantasie beherrschten Seelen müssen dem Dichter, sie mögen nun wollen oder nicht, in jede Thränen- oder Blumenkammer des menschlichen Herzens folgen und zuletzt, wenn sie erschöpft stille stehen, breitet er plötzlich eine große, heilige Mondnacht über sie aus, die die zuckenden Nerven beseligt, beruhigt und die Welt in Frieden hüllt.“ Ueber die Göthe'schen Roman-Leiden des jungen Werther, bemerkt der Verfasser: „Hat der „Werther“ eine Tendenz? Kann man aus ihm irgend eine Kunst, eine praktische oder philosophische Lehre gewinnen? Nein, man kann keine andere Kunst aus diesem Buche lernen als Thränen auf Thränen zu vergießen, Erschütterungen ohne Maß in sich aufzunehmen, in diesem Augenblicke golden zu träumen, im nächsten von Schrecknissen durchfröstelt unnennbares Weh zu empfinden und diese Kunst ist keine andere als die Kunst zu empfinden, eine Kunst die freilich nicht Alle verstehen, sondern vom echten Dichter lernen müssen.“ —

— 6 —

(Bu-Maza gefangen durch die Liebe.) Wir haben kürzlich erzählt, wie der vielbesprochene Bu-Maza zu seinem Rufe gelangte; gegen alle Erwartung hat er sich den Franzosen ergeben und er befindet sich bereits in Paris. Ein Correspondent der D. Allg. Ztg. erzählt den Uebertritt des gefürchteten Mannes zu den Franzosen in folgender romanhafter Weise: „Mehrere Versuche der Franzosen, sich dieses gefährlichen Feindes zu entledigen, waren mißlungen, als General B. vor etwa vier Monaten eine andalusische Schöne kennen lernte, die geläufig Arabisch spricht und überdies durch ungewöhnliche Eigenschaften des Geistes und Charakters sich auszeichnet. Diese Donna Isabella soll vor etwa neun Jahren auf eine romantische Weise als zehnjähriges Kind nach Constantine verschlagen worden sein, wo sie von französischen Adoptivältern erzogen wurde. General B. nun machte diesen Aeltern den Vorschlag, ihre angenommene Tochter auf die Spur Bu-Mazas zu schicken und ihn zum Uebergange zu den Franzosen zu bewegen. Wie dies zu erzielen sei überließ man den geistigen Hülfquellen der jungen Botschafterin, vielleicht der Macht ihrer Reize. Mit so umfassenden Instructionen begab sich die mutige Ariadne durch das Labyrinth von allerlei mehr oder minder den Franzosen zweifelhaft ergebenden Volkstämmen, unter denen damals der arabische Theseus herumirren sollte. Eines Tages begegnete ihr in freiem Felde ein junger Araber, in dem sie der Beschreibung nach den Gegenstand ihrer Wallfahrt zu erkennen glaubte. Sie sprach ihn arabisch an und bat ihn, ihr den Weg in das nächste französische Lager zu zeigen. Bu-Maza antwortete ihr, lieber wolle er ihr den Weg zur Hölle zeigen. Donna Isabella sagte hierauf, er möge ihr nicht zürnen, sie sei eine Christin, liebe aber die Araber nicht minder als ihre Glaubensgenossen und setzte dann hinzu, indem sie ihre Bitte wiederholte, sie habe das Vertrauen zu seiner Redlichkeit, daß er an einem schwachen Weibe nicht rächen würde, was etwa die Franzosen an ihm und seinen Brüdern begangen

hätten. Bu-Maza beruhigte sie nicht nur darüber, sondern erbot sich sogar für sie zu sorgen und sie zum wahren Glauben zu führen und schloß endlich in bestimmtem Tone, er werde ihr den Weg zu den Ungläubigen nicht nur nicht zeigen, sondern auch alles thun, um sie an der Rückkehr zu hindern. Nach langem Widerstreben ergab sich die Verirrte in das unabweisliche Schicksal und wurde von ihrem Retter in die Hütte einer arabischen Familie gebracht, wo sie etwa vierzehn Tage verweilte, von allen liebevoll behandelt, fortwährend aber bestürmt wurde, zum Islam überzutreten. Nach dieser Zeit verschwand sie plötzlich aus dem Hause, in welchem sie einen Zettel zurückließ, worin sie ihrem Retter für die empfangenen Wohlthaten dankte und zugleich anzeigte, sie könne sich mit der Zeit vielleicht bewegen lassen, aus Dankbarkeit und Liebe für ihn auch seinem Glauben zu folgen, nie aber wäre es ihr möglich unter den Arabern zu leben. Sie habe es daher vorgezogen, die Rückkehr zu ihren Landsleuten zu suchen, werde in dem nächsten Lager, das sie finde, eine kurze Zeit verweilen und den General um die Günst bitten, sie in ein Kloster zu schicken. Die Sitte ihres Landes wolle es, daß die Mädchen, welche ihren Geliebten nicht heirathen könnten, ihr Leben in der Einsamkeit zubrachten. Einige Tage darauf ergab sich Bu-Maza den Franzosen, — um die Schöne wiederzufinden.“ —

(Die Geisteskranken.) In einem ergreifenden Vortrage, den Professor Zessen bei der Versammlung der Ärzte und Naturforscher in Kiel hielt, heißt es unter andern: „Ich habe wenigstens 1500 Irre kennen gelernt und ärztlich behandelt; ich habe unter und mit ihnen gelebt und mehr mit ihnen verkehrt als mit Vernünftigen. Soll ich ein Urtheil fällen über den moralischen Werth der Wahnsinnigen in Vergleich mit denen, die für vernünftig gelten, so kann ich es nur fällen zu Gunsten der ersteren. Ich bekenne frei, daß ich Gemüthsranke im Allgemeinen höher achte als andere, daß ich in ihrer Gesellschaft den Umgang mit Vernünftigen nicht vermisse, ja daß sie mir zum Theil natürlicher und vernünftiger erscheinen als ich die Menschen im Allgemeinen finde. Ich habe Vertrauen, Wohlwollen, Liebe und Dankbarkeit in ihrer Mitte häufiger gefunden als anderswo und jedenfalls kommt bei ihnen die wahre menschliche Natur in vielen Fällen weit mehr zum Vorschein als in der bürgerlichen Gesellschaft, wo nur zu oft der Schein an die Stelle der Wahrheit tritt. — Wer kein Gemüth hat, hat auch keine Gemüthskrankheit zu besorgen; wen aber die Natur mit einem tiefen, reichen und edeln Gemüthe begabte, trägt auch den Keim der Krankheit in seinem Innern. Nur die sogenannten Verstandes-Menschen, die kalten, herzlosen, jedes tiefen Gefühls entbehrenden Naturen haben den Vorzug, nicht leicht von einer Gemüthskrankheit befallen zu werden; wer die Liebe in seinem Herzen trägt, wer gewissenhaft ist, der ist auch geneigt zu Gemüthskrankheiten, denn es ist vorzugsweise das Uebermaß der Liebe und Gewissenhaftigkeit, was sie herbeiführt. Es ist die Sorge nicht für die eigene Existenz, sondern für die Familie und

Kinder; es ist der Gram über den Verlust geliebter Personen; es ist das unbefriedigte Bedürfnis der Liebe; es ist die Sehnsucht nach höherer Vervollkommnung, wodurch Gemüthskrankheiten herbeigeführt werden. Wer also durch psychische Einwirkungen gemüthskrank werden kann, steht unzweifelhaft höher wie derjenige, für welchen solche Eindrücke nicht existiren oder an dem sie flüchtig vorübergehen, ohne eine bleibende Spur zu hinterlassen."

Generalcorrespondenz.

Jenny Lind ist endlich in London angekommen und hat bei ihrem ersten Auftreten als „Alice“ einen beispiellosen Triumph gefeiert. Der Theaterdirector Lummlly hat übrigens einen eben so beispiellosen Contract mit ihr abgeschlossen, der folgende Bedingungen enthält: Freie Reise nach London und zurück; freie Station für sie und ihre gesammte Dienerschaft; die Erlaubnis jede Woche ein Concert in London oder sonst wo in England geben zu dürfen, wozu der Director die Reisekosten zu bezahlen hat und endlich für den Monat ein Honorar von zwölftausend Pfund Sterling (etwa zwei und achtzig tausend Thaler)! — Uebrigens ist die Lind nicht die einzige fremde Sängerin in London, welche die Neugierigen anlockt; es singen da eben auch sieben Kethioperinnen und die seltsamen fremdartigen Melodien, die sie vortragen, sollen einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen. — Auch die Rachel soll für einige Vorstellungen in London engagirt sein und für jede derselben 5000 Francs erhalten. Sie wird auch einige Male in Köln spielen, sagt man; doch wissen wir nicht, ob sie da auch so glänzend bezahlt wird. —

Die Engländer und Schotten sind practische Leute, die aus allem Geld zu machen wissen. In Aberdeen werden die Straßen täglich gekehrt, was jährlich 1400 Pfund Sterling kostet, aber der Kehricht wird für 2000 Pfund verkauft. Und ähnliche gute Geschäfte machen fast alle Städte dort. Wie steht es in Deutschland? Da werden die Straßen gar nicht oder selten gekehrt und mit dem Kehricht weiß man nichts anzufangen. —

Es ist häufig von der Artigkeit der Amerikaner gegen das schöne Geschlecht die Rede gewesen, es ist aber, wie wir hören, eben amerikanische Artigkeit. Jeder, auch der unverständigste Wunsch einer Frau (nicht blos einer Dame) wird unbedingt erfüllt, es geschieht dies aber in einer höchst unfreundlichen Weise und wird von den verwöhnten Kindern der Republik ohne weiteres, ohne die Freundlichkeit in Blick und Ton angenommen, mit der die Frauen die Huldigung ihrer Reize oder die Rücksicht auf ihre Schwäche in andern Ländern zu vergelten pflegen. Es ist dies eine Folge des Nationalgeföhles, denn die Amerikaner wollen selbst in den conventionellen Dingen des täglichen Verkehrs keine Verbindlichkeit anerkennen.

Sie haben sogar die Ausbrüche: „ich danke Ihnen,“ „wenn es Ihnen gefällig wäre,“ „ich bitte um Entschuldigung“ aus ihrer Sprache fast gänzlich verbannt. Die Franzosen, welche nicht halb so aufmerksam gegen die Frauen sind als die Amerikaner, gelten für das artigste Volk, weil sie ihren Egoismus unter einer Menge von Verbeugungen und hübschen Redensarten zu verdecken wissen. Wenn aber ein Amerikaner aufgefordert wird seinen bequemen Sitz in einem Post- oder Eisenbahnwagen einer Dame abzutreten, so wird er keinen Augenblick zögern dies zu thun; er steht auf, ohne ein Wort zu sagen; es werden keine Artigkeiten, keine Verbeugungen, keine lächelnden Blicke gewechselt. Der Herr drückt seine Freude darüber, daß er der Schönen eine Gefälligkeit erweisen kann, nicht aus und die Dame nimmt sie an ohne ein Wort des Dankes. — Die Brasilianer drücken ihre Galanterie gegen das schöne Geschlecht wieder auf eine andere Weise aus; bei ihnen gilt nämlich wie bei den Türken die Wohlbeleibtheit für das wesentlichste Erfordernis der Schönheit und so weiß ein Brasilianer einer Dame kein größeres Compliment machen als wenn er ihr sagt, daß sie alle Tage voller und dicker werde. —

An dem Zollhause bei London kam kürzlich ein komisches Ereignis vor. Ein dralles junges Landmädchen begab sich mit ihrem Liebhaber auf ein Schiff, das am Kai lag und Auswanderer nach Amerika bringen sollte, um auch mit in die neue Welt zu schiffen und dort sich mit dem Geliebten zu verheirathen. Sie besaß ein baares Vermögen von gegen 1400 Thren., das sie dem Capitain zur Verwahrung gegeben hatte. Kaum war das Paar auf dem Schiffe angekommen als der Bräutigam Geld von dem Mädchen verlangte. Sie weigerte sich bestimmt, da er keines brauche; er aber sagte ihr ohne langes Zögern kalt Bebewohlt, wünschte ihr eine glückliche Reise und kehrte an's Land zurück. Die Verlassene dagegen trat auf das Verdeck, rebete die zahlreich Versammelten an und sprang dann nicht etwa dem Ungetreuen nach in's Wasser, sondern rief laut, wenn Einer der anwesenden jungen Männer die Stelle des Ungetreuen einnehmen wolle, würde sie ihn sofort annehmen. Ein hübscher junger Maurer besann sich nicht lange, erklärte sich bereit, den Handel einzugehen, wurde auf der Stelle angenommen und begab sich auf das Schiff, das in der nächsten halben Stunde unter Segel ging. —

Von Franklin, der den Blitzableiter erfand, hat man bekanntlich gesagt, er habe dem Himmel den Blitz entrieffen; auf Morse, den Erfinder der elektrischen Telegraphen, wendete man jenen Ausspruch weiter an, indem man sagte: „und Morse gab ihm eine Stimme und gebot ihm zu der Welt zu reden.“ Dies hat ein Engländer benugt, um einen höchst merkwürdigen Vorschlag zu machen. Er verlangt nicht weniger, als daß alle Kanzeln in ganz England durch telegraphische Drähte verbunden werden sollen, damit man die Predigten jedes ausgezeichneten Geistlichen augenblicklich durch das ganze Land verbreiten könne. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 23.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris London und Wien in ganzen Figuren und in Darstellungen von Händchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zblr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Meubles, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zbaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Stockfischfang.

Humoristische Erzählung

von

Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

„Was hast Du vor, Mensch?“ fragte die Frau von Villiers staunend.

„Schicken Sie mich des kleinen Vergehens halber nur nicht gleich aus dem Dienste. Ich bin unschuldig. Der verdammte Stock war ja nicht zu finden.“

„Sei nur ruhig!“ tröstete Leisniz den eraltirten Burschen. „Der gesuchte Stock ist ja da. Ich bin es selbst.“

Adam that einen Satz und betrachtete den Fremden mit erschrockenen misstrauischen Augen. Es war ihm ein Räthsel, wie ein Mensch hier sein konnte, wo vorhin noch Niemand gewesen war, da er doch wußte, daß weder die Hausthüre noch die Salonthüre geöffnet worden war.

„Ach Herr Jesus!“ rief er außer sich. „Gnädige Frau, das ist der —“

„Nun ja doch, das ist der Herr, welcher sich der schlauke Stock oder der Stockfisch nennen läßt und Du sollst mich mit ihm sogleich zu Madame Holzmann fahren.“

„Ach, Du grundgütiger Himmel! Die Frau Silbers hat mir ja eben erzählt, daß diese Herren Theemagen Schwarzkünstler — ach du Schöpfer! und

daß es die Wahrheit, sehe ich ja. Er muß ja zum Schornstein hereingekommen sein. Ich bin des Todes vor Schrecken. Ich habe eine Furcht vor diesem Stocke, daß mir alle Glieder schlagen.“ Damit rannte der Bursche davon und Lisette meldete bald darauf, er sei aus dem Hause gelaufen. Wirklich war er nicht aufzutreiben und Frau von Villiers sagte zu ihrem Gaste: „So müssen wir zu Fuße gehen. Doch dazu sind einige Vorbereitungen nöthig, die wir nur auf meinem Zimmer vornehmen können. Kommen Sie!“

Er bot ihr den Arm und sie verließen den Salon.

Das Holzmannsche Putzwaaren- und Kleidermagazin in der Wallstraße war eins der frequentirtesten Geschäfte dieser Art in der Residenz. Herr Gabriel Holzmann war ein tüchtiger Schneider, seine liebe Ehehälfte ein tüchtige Putz- und Kleidermacherin und sonst waren beide in gar vieler Hinsicht höchst brauchbare Leute, wie sie die vornehme Welt gar nicht entbehren kann. Dieses speculative Ehepaar war auf dem besten Wege, sich nächstens ein großes Rittergut zu kaufen, welches einer ihrer adeligen Geschäftsfreunde, weil er ruinirt war, verkaufen mußte. Und vor zwanzig Jahren hatten sie mit Nichts angefangen. Niemand aber speculirt besser und sicherer, als wer der Gefallsucht, der Eitelkeit, dem Egoismus und den heimlichen Sünden reicher und hochgestellter Leute dient. Wie auch die Fälle kommen, ein solcher Speculant gewinnt immer hundert Procent.

An den prächtigen Laden voll der modernsten

Artikel für die körperliche Bedeckung der vornehmen Welt stieß eine sogenannte Comptoirstube, wiederum mit Kleiderschränken und Kleiderrechen mit Puz und Kleidern angefüllt und ein großer Schirm diente Damen, sich dahinter auszukleiden und neue Kleider anzuprobiren. Aus diesem Zimmer führten nebeneinander befindliche Thüren in die Stuben, in welchen die Puz- und Kleidermacherinnen und die Schneidergesellen ihren Sitz hatten. Diese Damen und Herren hatten aber mit einbrechender Nacht Feierabend gemacht und das industriöse Haus verlassen. Madame Holzmann saß in der Comptoirstube, aus welcher sie den Laden übersehen konnte und arbeitete am Auspuze einer Haube, welche noch abgeliefert werden sollte. Vor ihr stand ihre Köchin, der sie den Befehl ertheilte: „der neue Stockfisch, den uns Frau von Villiers zum Geschenk geschickt hat, darf nicht eher auf's Feuer kommen, bis mein Mann nach Hause ist.“ — Damit entfernte sich die Dienerin. Die talentvolle Frau gab aber ihren Gedanken Audienz. „Es ist doch recht schön und artig von Frau von Villiers, mir ein so delikates Geschenk zu machen. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit, da sie weiß, daß ich und mein Mann den frischen Kabeljau besonders gern essen. Nun ich werde mich bei Gelegenheit schon dankbar zu bezeigen wissen und es kann ja leicht der Fall sein, daß die gute gnädige Frau mich mit dem Fische nur hat willig machen wollen. Ich stehe zu jeder Zeit zu Diensten. Mein Gabriel wird übrigens schöne Augen machen, wenn ich ihn mit dem prächtigen frischen Stock überrasche.“

Der eben bedachte Eheherr trat mit Hut und Stock herein, ein vigilanter schwarzer Knirps, mit aller kriechenden, unterthänigen Impertinenz ausgestattet, wie sie zum Reichwerden in solchen Verhältnissen gehört.

„Guten Abend, mein Schatz!“ grüßte er cordial.

„I Gabriel, Du siehst ja ganz erschauert aus!“ rief seine — zwar nicht gerade schönere, aber doch noch schlauere — Hälfte. „Was ist Dir denn begegnet?“

„Ich habe mich geärgert, Finchen.“

„Du bist gewiß mahnen gewesen?“

„Freilich habe ich Besuche gemacht.“

„Hast Du Geld eingetrieben, Hälmlinchen?“

„Da hat sich's was! Die ganze Stadt schwagt von den Demagogen, als würden die fetten jungen Herren die Welt umwerfen, wie eine Maitanne, und da wär's gar nicht nöthig, vorher noch Schulden zu bezahlen. Alle jungen naseweisen Burschen, denen wie Credit gegeben, möchten sich jetzt das Ansehen geben,

als seien sie unter die Demagogen gegangen, um dadurch ihre Verbindlichkeit los zu werden.“

„Sage 'mal, Gabriel, was versteht man denn eigentlich unter einem Demagogen?“

„Einen unschuldigen Jüngling, der langes Haar trägt, viele Schulden macht und keine bezahlt und dabei fest behauptet, die Welt sei aus den Fugen und er und seines Gleichen berufen, sie wieder einzurichten.“

„Höre, Gabriel, ich glaube die Welt ist voller Demagogen. Und ich sage Dir ernstlich, daß Du keinem unschuldigen Jünglinge mehr Credit giebst, er mag lange oder kurze Haare tragen.“

„Ja, wenn es die jungen noch allein wären! Aber auch alte Narren lassen sich von der demagogischen Tollheit anstecken. Man möchte vor Aerger selbst Demagog werden. Da ist der kleine Goldast — wie lange steht er schon in unserm Buche ohne Strich?“

„Drei Jahre. Der wird doch nicht unter die Demagogen gegangen sein?“

„Freilich ist er's. Das ist ja eben mein heutiger Aerger. Habe den Menschen zwei Mal gekleidet von Kopf bis zu Fuß und nun macht er mir den verdammten Streich.“

„I du lieber Himmel, wie ist denn das aber zugegangen?“

„Ich habe schon lange so was gemerkt. Seit einem halben Jahre hat er uns die Schwelle nicht mehr betreten und ist mir auf der Straße ausgewichen. Heute denke ich, Du willst ihm einen Besuch machen.“

„Das hättest Du längst schon thun sollen. Wie nahm er Dich auf?“

„Er nahm mich gar nicht auf, denn ich fand ihn nicht zu Hause, hinter der Hausthüre aber einen Polizeidiener, den langen Martin, Du kennst ihn ja, der die Wöllers Christel zur Frau hat.“

„Nun ja doch, kenne ich ihn. Weshalb stand er denn hinter der Hausthüre?“

„Merkst Du's nicht? Um Herrn von Goldast abzufangen, wenn dieser nach Hause kommen werde.“

„Na der kann stehen.“

„Ich bot ihm guten Tag und eine Priße und da fragte er mich, ob ich zu Herrn von Goldast wolle. Ich bejahte und klagte mein Leid, daß mir der Herr schon lange schuldig sei. Da lachte er und tröstete mich, ich werde wohl gar nichts bekommen, denn Herr von Goldast sei in seinen alten Tagen noch Demagog und Adjutant des schlanken Stock geworden.“

„Gott steh uns bei!“ zeterte Madame Holzmann.

„Des schlanken Stocks! Von dem sind im Laden

schreckliche Dinge erzählt worden. Das soll ja ein fürchterlicher Mensch sein, ein wahrer Menschenfresser. Er ist, wie man sagt, hieb- und kugelfest und gar nicht von einer Mutter geboren. Auch sagte mir heute erst Madame Hahn, er könne sich unsichtbar machen und deshalb vermöge ihn die Polizei nicht aufzufinden, obgleich er sich schon lange hier aufhält und oft frei und offen umhergeht."

"Jetzt sind sie ihm aber garstig auf den Fersen und seinem Adjutanten und Helfershelfer dazu. Da wird sich's zeigen, ob sie wirklich etwas vom Teufel gelernt haben. Wir aber werden wieder eine Schlappe bekommen."

Nach diesen herzbrechenden Expectorationen verfügte sich Herr Holzmann auf sein Zimmer, um sich in sein Hausnegligé zu werfen. Seine Ehehälfte wendete aber ihre Sorgfalt den Vorbereitungen auf das Abendessen zu. In dieser häuslichen Beschäftigung wurde sie durch den Eintritt zweier Damen unterbrochen, von denen sie die erste sogleich als Karoline Sternau erkannte, die sich mit freundlicher Stimme einführte.

"Guten Abend, Madame Holzmann! Sind Sie allein?"

"Grüße Gott, mein Fräulein! Wie Sie sehen, mütterseelen allein. Was verschafft mir noch so spät die Ehre? Und wen haben Sie mir da mitgebracht? Wollen Sie mich in Nahrung setzen?"

"Ach, liebste Frau," begann Linchen etwas befangen, "dies Mal will ich Ihre Freundschaft für mich in Anspruch nehmen. Ich weiß, wie gewandt Sie in Rath und That sind und wie gerne Sie Ihren Freunden helfen."

"Womit kann ich dienen? Machen Sie mich schnell mit Ihren Wünschen bekannt."

"Ich befinde mich mit dieser Dame hier in einer nicht kleinen Verlegenheit. Sie bedarf für einige Zeit eines ganz heimlichen Asyls, denn sie wird unschuldig verfolgt. Ich aber verbürge mich für ihre Unschuld."

"Hier in diesem Zimmer (sie öffnete die Stube der Putzmacherinnen) ist sie für den Augenblick sicher und ungestört. Hernach wollen wir weiter sehen. Wollen Sie kein Licht mitnehmen?"

"Nein, es könnte zum Verräther werden."

Linchen führte ihre Begleiterin in das Damenzimmer ab und ließ Madame Holzmann nicht wenig neugierig zurück. Ihr Verlangen, etwas Näheres über dieses Abenteuer zu erfahren, sollte bald erfüllt werden, denn Jene trat nach wenigen Minuten mit den

Worten wieder in die Comptoirstube: "Liebe Madame Holzmann, ich kann und darf Ihnen nichts verschweigen. Ich muß Sie ganz in mein Vertrauen ziehen."

"Ich habe mich dessen wenigstens nie unwürdig gemacht," versetzte die Modistin mit Selbstgefühl.

"Im Gegentheil haben Sie sich das größte Recht darauf erworben. So hören Sie denn: diese Dame ist — kein Mädchen."

"Also eine verheirathete Frau, die wahrscheinlich ihrem Manne entlaufen, von ihm verfolgt wird?"

"Keineswegs. Sie ist auch keine Frau."

"Nun denn eine junge Wittwe, die sich durch neue Liaisons Unannehmlichkeiten zugezogen hat?"

"Durchaus nicht. Sie ist — ein Mann, ein junger Mann."

"Mein Fräulein!" rief die Putzmacherin unwillig erstaunt.

"Das heißt ein unverheiratheter junger Mann, ein Jüngling, Student der Rechte und verfolgter Demagog."

"Ein Demagog! Hilf Himmel!"

"Erschrecken Sie nicht! Er ist der beste Mensch von der Welt. Haben Sie von dem verfolgten Demagogen gehört, den man den schlanken Stocq nennt?"

"Wie? Der ist's doch nicht etwa?" fragte die Modistin mit einer Anwendung von Entsetzen.

"Freilich ist er es. Aber er ist ein lieber guter Junge und daß ich es Ihnen mit einem Worte sage: er steht mir sehr nahe, er ist ein naher Verwandter von mir. Und das allein wird Sie bestimmen, mir die Hand zu seinem Schutze gegen die ihn verfolgende Polizei zu bieten."

"Ja, das allein kann mich auch nur dazu bestimmen, denn außerdem — gestehe ich Ihnen aufrichtig, möchte ich nichts mit einem Demagogen zu thun haben, am wenigsten mit dem schlanken Stocq, der in aller Leute Mund ist und als ein höchst gefährlicher Mensch geschildert wird."

"Glauben Sie doch solche Abersheiten nicht, beste Frau. Er ist die Sanftmuth und Liebenswürdigkeit selbst."

"Aber sagen Sie mir, mein Fräulein, er besitzt doch auch männliche Kleider?"

"Wozu diese Frage?"

"Nun ich meine nur — daß er seinen nöthigen Anzug nicht nachher von uns entnehmen will."

"Nun und wenn er wollte, so würde er ihn bezahlen."

„Ach, bah! Wozu wäre er ein Demagoge, wenn er Geld zu bezahlen hätte!“

„Dann würde ich bezahlen.“

„Das ist etwas Anderes.“

In diesem Augenblicke hörte man, wie Herr Holzmann einen in den Laden getretenen Mann becomplimentirte.

„Mein Gott!“ rief Linchen bestürzt. „Ich höre die Stimme des Barons im Laden. Er darf mich hier nicht sehen.“ Und flugs war sie durch die Thüre verschwunden, in welche sie den Studenten Bernhard geführt hatte.

Madame Holzmann wollte in den Laden, aber schon trat ihr der Gesandte mit den Worten entgegen: „Mein Geschäft geht dies Mal nicht Ihren Mann, sondern Sie an, meine liebe Madame Holzmann. In der That, ich brauche keinen männlichen Anzug, sondern einen weiblichen.“

„Eccellenz wollen gewiß dem guten Fräulein Sternau eine heimliche Freude machen, ein Geburtstagsgeschenk oder so etwas, nicht wahr?“

„Das nun eben nicht, Madame. Ich wünsche vielmehr einen Anzug, der für meine Lilli zu kostbar wäre. Es muß etwas ganz Ausgesuchtes sein, etwas Extraordinäres, Kostbares. Ich sehe nicht auf den Preis!“

„Eccellenz meinen ein prachtvolles Galla Kleid mit Zubehör — doch wohl für eine hoffähige Dame.“

„Ganz recht. Einen Anzug, in welchem sie sich bei Hofe vorstellen läßt und womit sie Aufsehen macht.“

„Ich begreife. Ich werde Ihnen sogleich die kostbarsten Stoffe zur Auswahl vorlegen.“

„Ueber die Wahl werde ich mich mit meinem Secretair Sillig besprechen, der in dieser Beziehung mehr Geschmack hat als ich. Ich habe ihn deshalb hierher bestellt und er muß bald kommen.“

„Bis wann wünschen Sie den Anzug, Herr Baron?“

„Bis morgen Mittag.“

„Hilf Himmel! das ist ja kaum möglich.“

„Sehen Sie alle Ihre Nähterinnen daran. Ich bezahle die Arbeit doppelt.“

„Aber ich habe ja noch kein Maas. Wem soll ich es nehmen?“

„Das ist nicht nöthig. Die Dame, für welche der Anzug bestimmt ist, hat ganz die Größe und Figur der Frau von Billiers, der sie so gut sitzende

Kleider liefern. Machen Sie den Anzug nur so als ob er für Frau von Billiers bestimmt sei.“

„Gut. Ich gehe, die Stoffe herbeizuholen.“

Ehe sie aber ging, rief sie ihr Ehegespons herbei, um dem Herrn Baron Gesellschaft zu leisten. Der Schneider machte unzählige Bücklinge, wie ein am Draht gezogener Hampelmann und schwatzte dazu eine Menge devoten Unsinn, wie ihn geistesbeschränkte vornehme Leute gern als Hulldigung und Weihrauchdampf entgegennehmen. Auch der Gesandte ließ sich das unterthänigste Geschwätz gefallen, ohne nur eine Spur von Unwillen zu zeigen, im Gegentheil war er äußerst vergnügt, wenn auch gerade nicht über des Schneiders kriechende Redensarten, lief im Zimmer auf und ab, rieb sich lächelnd die Hände und flüsterte zuweilen einige süße Worte vor sich hin, wobei er den Mund wie zum Küssen spitzte.

„Es fällt mir eben bei, Holzmann,“ wandte er sich plötzlich zum Schneider, „ich brauche doch auch einen männlichen Anzug, einen feinen Anzug für mich selbst, einen — Bräutigamsanzug.“

„Ach! Eccellenz wollen sich vermählen!“ rief der Schneider, sein Erstaunen in einem Flusse von erheuchelter Wonne ersäufend. „Ich bringe meinen unterthänigsten Glückwunsch dar. Darf man erfahren, welche hohe Dame —“

„Noch nicht. Doch wird in diesen Tagen Verlobung sein. Bis dahin bleibt die Sache ein Geheimniß.“

„Ich verstehe. Ew. Eccellenz zufrieden zu stellen, werde ich alle Kräfte aufbieten.“

„Jetzt wird mein Secretair kommen. Die Laden-thüre hat geschellt. — — O mein Gott, ich sehe da Frau von Billiers mit noch einer Dame in Ihren Laden treten. Sie darf mich hier nicht sehen. Wohin verstecke ich mich schnell, Holzmann?“

„Treten Ew. Eccellenz nur hinter jenen Schirm. Dort sind Sie keinem Blicke sichtbar, selbst wenn die Damen in dieses Zimmer kommen sollten.“

Der Gesandte verkroch sich augenblicklich an dem bezeichneten Orte und flüsterte noch hinter dem Schirme hervor: „Sagen Sie Ihrer Frau heimlich, ich sei fort und werde in einer Stunde wiederkommen.“

Der Schneider verfügte sich in den Laden, um diesen Befehl auszurichten und seine Gehälftin becomplimentirte bald darauf die beiden eben angekommenen Damen in der Comptoirstube.

„Womit kann ich Ihnen dienen, meine gnädigen Damen?“ fragte sie in sonniger Freundlichkeit. „Ich

bin Eurer Gnaden sehr verbunden für das delikate Geschenk und statte meinen gehorsamsten Dank ab.“

„Sprechen Sie nicht davon, liebe Holzmann,“ fiel ihr die schöne Wittve in's Wort. „Ich komme dies Mal in einer ganz besondern Angelegenheit zu Ihnen. Ich bedarf Ihres Rathes, Ihrer Hülfe.“

„Befehlen Sie, gnädige Frau, über Ihre gehorsamste Dienerin!“

„Sind wir ganz allein? Unbelauscht?“

„Ganz allein.“

„Diese Dame ist — keine Dame.“

„Auch keine Dame?“ rief die Modistin erstaunt. „Doch nicht etwa ein Herr?“

„Errathen! Ein junger Herr ist's, für den ich mich sehr interessire.“

„D ist's möglich!“

„Er wird von der Polizei verfolgt, unschuldig, denn er ist einer der edelsten Menschen.“

„Doch kein Demagog?“

„Ei freilich! Ein Demagog ist er. Sie sind glücklich im Errathen. Sie haben ja auch von dem berühmten schlanken Stock gehört.“

„Ich werde doch. Alle Welt spricht ja von ihm.“

„Er ist's. Ein ausgezeichnete Jüngling, der meine ganze Hochachtung besitzt.“

„O Je! Was muß ich hören! Wirklich der schlankte Stock?“

„Er war in meinem Hause verborgen, aber er ist nicht sicher dort. Die Polizei war ihm auf der Spur. Ein Malheur machte meine Equipage unbrauchbar. Ich mußte zu Fuße mit ihm gehen; um ihn ganz unkenntlich zu machen, kam mir der Gedanke ein, ihm Kleider von mir anzuziehen.“

„Ein kluger Einfall! Und Sie wünschen, ich soll den Herrn verbergen?“

„Für diese Nacht. Morgen wollen wir überlegen, was weiter zu thun ist.“

So schlau und gewandt auch die Modistin war, so groß war jetzt ihre Verlegenheit und so wenig begriff sie, wie der vielbesprochene Stock sich auf einmal in zwei Stöcke habe zerspalten können und daß beide Stöcke zugleich ihr auf den Hals gekommen seien. Obgleich ihr Göthes Gedicht „der Zauberlehrling,“ in welchem namentlich ein dienstfertiger Besen, der sich verdoppelt, vorkommt, nicht bekannt war, so hatte sie doch die Zeit über so viel von den übernatürlichen Kräften und Herenkünsten des schlanken Stocks vernommen,

daß ihre abergläubische Seele zu besorgen anfing, es sei hier eine Hererei im Spiele, ein Doppelgänger oder zwei Exemplare von einer und derselben Person. Inzwischen nahm sie sich vor zuzusehen, wo die Sache hinaus wolle. Linchen durfte sie nicht verrathen und um ihrem Manne, der zwar ein Schneider war, aber doch keine Heldenseele besaß, jede Angst zu ersparen, beschloß sie, ihm nichts zu entdecken. Sie sagte also zu ihrer vornehmen Gönnerin:

„Ich gehe, sogleich ein Zimmer im Hinterhause für Ihren Herrn Stock einzurichten, gnädige Frau. Sollten Sie unterdessen irgend Gefahr fürchten, so treten Sie nur mit dem Herrn in diese Stube hier, in welcher jetzt Niemand etwas zu schaffen hat.“ Mit diesen Worten öffnete sie die Thüre, welche in die leere Schneidergesellenstube führte und entfernte sich dann.

Leisnig wandte sich sogleich zum Gegenstand seiner unreinen Wünsche: „Hier, meine Angebetete, in diesem freundlichen Asyl, in diesem Tempel weiblichen Glücks, werden Sie ohne Besorgniß die Versicherung anhören können, daß Sie mich allerdings gänzlich verwandelt haben.“

„Nun, Sie sind doch nicht etwa wirklich eine Dame geworden?“ fragte die Wittve lachend.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Das, was die Feder der Journalisten eben erst flüchtig berührt hat, ist auch schon durch den Pinsel berühmter Künstler zur Anschauung gebracht worden. Die allerneuesten Vorfälle und Gegenstände, welche die allgemeine Aufmerksamkeit beanspruchen und dem Tagesgespräch angehören, sind jetzt in Delfarbe auf Leinwand ausgeführt und bilden, so zu sagen, einen vollständigen Salon, eine besondere sehr interessante Ausstellung. Die bedeutendsten von diesen Gemälden mögen hier Erwähnung finden. — Ein Wettrennen auf dem Champ de Mars (von Alfred de Dreux), wozu die jüngste Zeit und zwar die Sonntage, an welchen die Wettrennen stattfinden, dem Künstler den nöthigen Stoff geliefert haben. Ganz Paris ist in dieser umfassenden Composition vereinigt, welche theilweise das Auge angenehm beschäftigt, aber im Allgemeinen zu viel verhüllende Staubmassen enthält. Als vorzüglich gelungen sind einige bekannte Jockeys und städtische Beamte en grande tenue zu bezeichnen. — Bu-Maza (von Horace Vernet), ein kleines Bildchen,

welches alle Vorzüge und Fehler des Meisters an sich trägt. Dem Kopfe fehlt es nicht an Charakter, aber der afrikanische Typus ist ganz verwischt. Bu-Maza erscheint hier wie ein Pariser Bürger in Kabylenracht. — Die Eröffnung des Jardin Mabille (von H. Baron), ein Genrebild, welches wie alle Werke des Künstlers mit Farben überladen ist, außerdem aber von sehr lebendiger Auffassung zeugt; der Beschauer glaubt das Hin- und Herwogen der sich drängenden Menge, das Rauschen der seidnen Kleider, das Gepolter und Lachen der schönen Damen zu vernehmen. — Die Königin Isabelle in ihrem Boudoir (von Winterhalter), ein allegorisches sehr complicirtes Gemälde. In einem offenen prachtvoll geschmückten Gemache sitzt Ihre katholische Majestät an einem mit einem reichen Teppich bedeckten Tische und schreibt; neben ihr sieht man einen Pistolenkasten und Stoßbecken. Es ist drei Uhr Nachmittags, die Königin ist eben aufgestanden, die Zeit, wo ihr Gemahl sich schlafen legt. Winterhalter hat letzteren Umstand auf eine sehr zarte Weise durch Anbringung der Sonne und des Mondes auf zwei dem Boudoir gegenüber befindlichen Feldern angedeutet. — Die bevorstehende Wahl der Academie (von Heim). Die Unsterblichen (die Academiker) sind sehr treu daguerreotypirt, man erkennt sie an den Nummern der Fauteuils. Die Herren Pariset, de Florimond, Balsain, Bignan, Belval und de Saint-Edme bieten sich zur Wahl in das academische Collegium dar. Der Name de Florimond wird aus der Urne gezogen. Der Hintergrund des Bildes ist sehr düster gehalten; es herrscht in der ganzen Darstellung Kälte und große Trockenheit und einige komische Details können dafür nicht Ersatz leisten. — Die spanischen Schauspieler in den Tuilerien (von Biard). Man hat hier spanische Mantillas und Resillas, andalusische Majos, Senoras von Toboso u. s. w. vor sich. — Der Herzog von Montpensier ließ bekanntlich die madriber Hoffschauspieler zur Unterhaltung der Allerhöchsten Herrschaften nach Paris kommen und diese haben dann auch eine Reihe von Vorstellungen gegeben. — Nach einem sehr langen und sehr langweiligen Drama sieht man die erschöpften Künstler in Stellungen und Bewegungen, welche Schrecken unter dem vornehmen Auditorium verbreiten: die Königin wirft Erstaunen verrathende Blicke umher; die Prinzessin von Joinville macht schwellend von ihrem Fächer Gebrauch; die schöne blonde Herzogin von Nemours nimmt eine ganz königliche Miene an; der König giebt sich alle erdenkliche Mühe, verlegt zu erscheinen. Nur der Herzog von Montpensier, der Anordner des Festes, lacht über die allgemeine Verlegenheit. Die ganze Scene ist trefflich nuancirt und zeigt von tiefem Charakterstudium. Man glaubt, daß dieses Gemälde in die kleinen Gemächer des Schlosses von Vincennes wandern werde. — Die letzte Vorstellung von Madame Stoltz (von Wattier). Der Enthusiasmus der Zuschauer ist hier von dem Künstler gleichsam verkörpert. Man läßt weiße Tauben gegen die Gefeierte flattern, überschüttet sie mit Blumen u. s. w. Die Figur der Sängerin selbst drückt eine wohltempfundene Ueberraschung und Verwir-

rung aus. Die Stoffe sind gefällig chiffonirt, die Bewegungen berecht. Madame Stoltz, den Arm mit Blumen belastet, grüßt das Publikum. — Die Festlichkeiten des 1. Mai's auf den Champs Elysées (von den Schiedsrichtern). Die Mitglieder der Jury haben sich vereinigt, um ein Gemälde von großen Dimensionen aufzustellen. Den Gegenstand desselben bilden die gegenwärtig auf dem Carré Marigny ihr Wesen treibenden Herkulesse, Harlequins, Taschenspieler, Gaukler, Albinos, wilden Männer, Marionetten u. s. w. Man erkennt leicht den Pinsel eines Granet, Blondel, Lemaire und anderer Meister. Das Bild athmet Leben und Wahrheit und ist eine siegreiche Antwort der Jury auf die gegen sie gerichteten Verunglimpfungen und Umtriebe der Presse.

„Pferde im Circus, Pferde auf dem Champ de Mars, Pferde im Hippodrom und in diesem Augenblick Pferde in Chantilly!“ ruft ein Pariser Feuilletonist aus, „überall Pferde und die Rede von Pferden! Wäre ich nicht ein Mensch, so möchte ich wohl ein Pferd sein (jeder nach seinem Geschmack), Tomate oder Reverbère heißen, einen mit Marmor-Fliesen gepflasterten Stall bewohnen, die Freude und der Ruhm einer Legion von Gentlemen sein, während meines Wettlaufs die Augen von beinahe ganz Paris — namentlich von hübschen Frauen, von Fürsten, Staatsmännern und Geldleuten auf meine Fersen geheftet haben, der bewunderte, gepriesene, belatschte, geliebteste Aeteur, mit einem Wort, ein vierbeiniger Wettrenner sein. Mag Jules Janin den Esel, Méry den Tiger, Scribe den Bär, Lamartine den Hasen vorziehen, ich lobe mir das Pferd. Man nehme einen Augenblick an, das Pferd existire nicht, wie würde es dann um die Weltgeschichte stehen?! Der Name Bucephalus ist eng mit dem Namen Alexander verknüpft; ohne das Pferd hätten wir keine Amazonen, keine Ritter und Ritterromane, keine Fiaccres, keinen Postillon von Conjumeau von Adolphe Adam. Fehlte den Franzosen das Wort „Cheval“, so fehlte ihnen auch der einzige Reim auf „Carnaval“. Will man Jemand ehren, so ernennt man ihn zum Chevalier (Ritter) de la Légion-d'Honneur; ohne das Pferd wäre dieser Orden nie entstanden. Und was sollte aus unserer nüchternen, sorglichen, ernstern, selten verliebten, selten verschwenderischen Jugend werden, wenn es keine Pferde gäbe? Für sie ist das Pferd die Hauptsache; die Oper und der Jardin Mabille nehmen nur den zweiten Rang ein; sie besteht nicht mehr aus Dandies, Marquis und Lions, sondern aus Centauren. Das Pferd herrscht überall, es figurirt jetzt auch auf der Bühne, Monsieur Biennet hat es in die Comödie eingeführt: Une Course à l'Heritage ist der Titel von fünf Acten in Versen, die fast allabendlich im Odéon das Publikum amüsiren.

— 8 —

(Spielwuth der Amerikaner.) „Die Amerikaner sind,“ wie Dr. Fr. Pauer in seinem Werke über die Vereinigten Staaten von Nordamerika u. s. w. (Bremen, Dubbois, 1847) bemerkt, „geborene Hazardspieler; kein Gesichtsmuskel zuckt und wenn ihr Letztes auf dem Spiele stände und wie bei

jenem Spieler, der mit der Hand die Brust durchwühlte nach seinem Herzblute — kein Zug des bleichen Gesichtes verräth den inneren Kampf des Spielers — und Spieler (gamblers and swindlers) das sind in der That die stolzen Amerikaner. Und hat einer Hunderte von Familien zu Grunde gerichtet durch die leichtsinnigste der leichtsinnigen Unternehmungen, so heißt's: he is a smart fellow (er ist ein kluger Bursche), und hat er die mit saurem Schweiß verdienten Ersparnisse der hart arbeitenden Klasse, die ihm als Beamten einer Sparkasse anvertraut wurden, in tollen Speculationen gewagt und verloren, hat er mit dem Ueberrest sich übers Meer auf und davon gemacht und verpraßt die Tausende in London und Paris, da lächelt der Amerikaner fein und he is a smart fellow after all ertönt von den Lippen des Biedermannes, dem es nur leid ist, daß ihm nicht eine gleiche Gelegenheit (chance) zum Schwindeln geboten wurde. Der gütige Leser wolle nachsichtig urtheilen über eine vielleicht etwas exaltirte Schilderung solcher Zustände Amerikas. Wer aber den Räuber seines sauer ersparten Verdienstes in vergoldeter Karosse stolz an sich vorbeifahren sehen, wer selbst durch erhöhte Steuern das durch den gerechten Unwillen des Volkes zertrümmerte Eigenthum der Betrüger wieder aufbauen helfen mußte, ohne daß das Gesetz ihm irgend eine Genugthuung zu geben vermochte, der mag wohl solch ein Nacht- und Schauerngemälde amerikanischer Smartheit etwas grell beleuchten dürfen. Im Jahr 1834 fallirte die Bank von Maryland (in Baltimore) mit 2½ Millionen Dollar. Da das Gericht die betrügerischen Directoren und Anwälte der Bank für unschuldig erklärte, nahm das Volk die Sache zu Händen und zertrümmerte für 800,000 Dollars Werth Eigenthum der Betrüger. Im Jahr darauf mußte die Stadt durch außerordentliche Steuern diese 800,000 Dollars als Schadenersatz aufbringen.“

— 6 —

(Männer und Frauen in Italien.) Willkomm erzählt in seinen „italienischen Nächten“ (2 Bde. Leipzig 1847), worin er seinen Aufenthalt in Italien in anspruchloser, aber sehr unterhaltender Weise schildert: „Beim ersten Schritte, den wir über die Alpen thun, stoßen wir sogleich auf eine Sitte, die uns Nordländern wenig behagt. Alle weibliche Bedienung ist auf der Stelle verschwunden. Es giebt nur Männer, welche aufwarten, kochen und braten. Dies würde noch wenig auffallen, daß aber jenseits der Alpen auch nur den Männern die Beforgung der Betten, das Fegen und Aufräumen der Zimmer, das Scheuern und Putzen der Gefäße, sogar das Einkaufen und Heimtragen der verschiedenen Bedürfnisse im Hause, Fleisch, Gemüse, Geflügel etc. ausschließlich obliegt, wissen wir mit unsern Begriffen von der Bestimmung des Mannes nicht zu vereinbaren. Der Mann soll schaffen und wirken, das Weib im Hause still geschäftig walten und das Erworbene behüten. Der Italiener ist aber fast entgegengesetzter Meinung. Von einem sinnigen Verwenden des durch den Mann Erworbenen von Seiten der Frau ist gar nicht die Rede. Die Weiber thun herzlich wenig. Sie sitzen bei offenen Thüren und Fenstern, an und

auf den unzähligen Balkonen, stricken und nähen mitunter ein wenig, gucken aber öfterer müßig auf die Straße und lassen sich wieder begucken. Frauen und Mädchen stundenlang auf den Balkonen stehen, und die unten vorüberziehende Männerwelt mustern zu sehen, ohne dabei zu etwas Anderm die Hand zu rühren als zu einem Gruße, ist etwas ganz Alltägliches.

Generalcorrespondenz.

Die belgische Regierung hat eine Dame, Madame Gatti de Samond, nach Paris gesandt, damit sie sich dort über den Zustand der Mädchenschulen unterrichte. Sie wird später auch England und Deutschland zu gleichem Zwecke bereisen und die merkwürdige Frau erregt dadurch von neuem Aufmerksamkeit. Sie gehörte zu den ersten, welche durch That und Wort die Grundsätze Fouriers zu verbreiten suchte. Im Jahr 1829 kam sie nach Paris, um ihr Vermögen von 100,000 Francs auf die Errichtung eines Phalanstères (Gesellschaftshauses) zu verwenden. Das Unternehmen verunglückte, aber ihr Muth sank nicht. Im J. 1841 erfuhr sie, daß das große Gut Cîteaur (eine ehemalige Cisterzienser-Abtei) in Burgund versteigert werden solle und sie hielt dasselbe für vollkommen geeignet, zur Verwirklichung ihrer Ideen benützt zu werden. Die Besizung sollte aber 2 Millionen kosten und Madame Gatti de Samond besaß keinen Heller mehr. Sie erließ also eine Aufforderung an alle Fourieristen in Europa und erhielt unter andern von einem englischen Kaufmanne Arthur Young in Antwerpen das Anerbieten, daß er nicht abgeneigt sei, das gesuchte Geld vorzuschießen. Das Grundstück wurde gekauft und das erste und einzige Phalanstère in Frankreich wirklich eingerichtet. Arthur Young und Madame Gatti de Samond leiteten das große Werk. Aber der hinkende Bote kam gar bald nach, denn es ergab sich, daß der Engländer ein armer Teufel sei, der das Geld von der schottischen Bank anzuleihen gewußt und das Geschäft nur gemacht hatte, um dabei wo möglich etwas zu verdienen. Binnen weniger als drei Monaten waren über sechshundert Familien auf der Besizung vereinigt, die nach dem Grundsatz der Association da lebten. Im Anfange ging alles vortrefflich und man glaubte bereits, das große Problem der allgemeinen Menschenbeglückung sei gelöst. Leider kam die Anstalt sehr bald in Schulden und nun zeigte sich die fast unglaubliche Thätigkeit der Madame Gatti de Samond im glänzendsten Lichte. Sie rettete die Anstalt vom gänzlichen Bankerott und würde sie vielleicht noch länger erhalten haben, wenn nicht um diese Zeit eine emanzipationstolle Engländerin angekommen wäre, die gänzliche Freiheit predigte und durch ihre Reden und Schriften im Phalanstère die Bande der Moral völlig auflösete. Da verließ Madame Gatti de Samond aus Ekel und Verdruß die Anstalt, die denn auch bald nach ihrer Abreise völlig zusammenbrach. Arthur Young kehrte nach Belgien zurück, die freie Engländerin begab sich in die Schweiz, wo sie jetzt ihre Lehren verbreitet und die Besizung wurde von den „Brüdern St.

Josephs" für 4 Millionen erkaufte, welche Summe aber noch immer nicht hinreichte, die Schulden zu decken. — Madame Gatti ist durch alle ihre bisherigen traurigen Erfahrungen nicht verhindert worden, ihre ganze Thätigkeit dem Wohle der Menschheit zu widmen, wendet aber, wie wir oben erzählt haben, ihre Bemühungen nützlich der Erziehung, namentlich armer Mädchen, zu. —

Eine Theaterzensur besteht bekanntlich nicht blos bei uns in Deutschland, sondern auch in England und Frankreich, die von anderer Censur nichts wissen, und es kommen auch in diesen beiden Ländern Beispiele ihrer Thätigkeit vor, die selbst in Deutschland, wo man doch in dieser Art manches erfahren hat, an das Unglaubliche grenzen. So wurde kürzlich in London von dem Oberkammerherrn, welcher dort die Theaterzensur handhabt, nicht gestattet, den Theil der bekannten Oper „Robert der Teufel“ zur Aufführung zu bringen, wo die Nonnen aus ihren Gräbern steigen &c. Es wurde deshalb ein großer Theil der Oper weggelassen, auch als die Kind die „Alice“ sang. — Aus Paris erfahren wir ein noch hübscheres Beispiel. Dort giebt man ein großes Ballet „Djai“. Es hieß ursprünglich „Taitienne“, der Name mußte aber geändert werden, weil man fürchtete, es könnte in irgend einer Pirouette eine Anspielung auf den Streit Frankreichs mit England über die Königin Pomare verborgen sein. Auch erlaubte die Censur nicht, daß auf den Zetteln gesagt werde, der Schauplatz des Stückes sei „Taiti“, sondern sie setzte dafür „eine Insel in Oceanien.“ —

Nach dem ersten Berichte, welchen die irische Armenunterstützungscommission bekannt gemacht, hat sie vom 27. Februar bis 10. April d. J. in Circularen, Instructionen, Berichten, Briefen u. s. w. nicht weniger als zweihundert und achtzig Centner — Papier verbraucht. —

In einer Zeitung stand kürzlich folgende merkwürdige Anzeige: „Enthaltbarkeit. Eine Familie, die auf dem Lande wohnt, erbietet sich einen wohlhabenden Trunkenbold in Kost und Wohnung zu nehmen. Sie wird sich bemühen, ihm das Leben so angenehm als möglich zu machen und ihm dabei sein Vaster allmählig abzugewöhnen.“ —

Briefe aus Paris melden, daß sich die von allen so hochgeschätzte Herzogin von Orleans in einer ganz eigenthümlichen schwierigen Lage befinde. Ihre Gesundheit, die sich von der Erschütterung durch den schrecklichen Tod ihres Gemahls nicht wieder erholt, hat nämlich seit etwa einem Jahre ungemein gelitten und alle Aerzte, die zu Rathe gezogen wurden, erklärten einstimmig, daß eine Luftveränderung, eine Reise, namentlich ein Besuch der Heimath, kurz eine Entfernung von dem Schauplatz durchaus nothwendig sei, der sie fortwährend an ihr Unglück erinnert. Als man ihr dies mittheilte, soll sie ihren ältesten Sohn, den Kronprinzen, an ihr Herz gedrückt und ausgerufen haben: „nein, so lange ich noch atme und lebe, weiche ich nicht von meinem Plage.“ Sie will den Gra-

fen von Paris nicht verlassen und der König kann auf der andern Seite nicht zugeben, daß der Thronerbe das Land verlasse. Man hat vergebens alles aufgeboten, um sie zu einem andern Entschlusse zu bringen, sie bleibt fest und unerschütterlich, obgleich man ihr erlauben will, daß sie ihren zweiten Sohn mit sich nehme. Es soll dies jetzt der größte Kummer des greisen Königs sein, der seine Schwiegertochter innig liebt und hochachtet, sie aber vor seinen Augen hinwelken sieht und keine Rettung zu finden weiß. Das ist Noth an Königsthronen. —

Auf Sumatra, schreibt uns ein Bekannter aus Padang, wo so viel und so guter Kaffee wächst, trinken die Einwohner den Kaffee nicht so wie wir. Sie dörren und kochen vielmehr die Blätter des Kaffeebaumes und trinken die so erhaltene Flüssigkeit, also Kaffeethee. Auch meinen sie, es sei dies ein viel kräftigeres und gesünderes Getränk als die Abkochung der Kaffeebohnen. Der Geschmack dieses Kaffeeblättertranks ist bitter, wird aber, mit Milch vermischt, ganz angenehm. —

Die gesellschaftlichen Zusammenkünfte in Madrid, schreibt man von dort, beginnen meist spät am Abend, dauern aber dafür bis zum Morgen. Dieses Nachtleben herrscht überhaupt in Madrid durchgängig, nicht blos in den Kreisen, welche ihre Thätigkeit nur auf Conversation und andere Unterhaltung beschränken, sondern selbst in der Beamtenwelt. Manche Minister z. B. zeigen sich in ihren Ministerien am Tage entweder gar nicht oder nur auf ganz kurze Zeit; am sichersten trifft man sie dort nach Mitternacht an. Die wichtigsten Ministerversammlungen werden in der Nacht gehalten und auch die Königin unterzeichnet meist in der Nacht die Decrete, welche von einiger Bedeutung sind, wie in der Nacht die kritischen Lagen sich entwickeln. Madrid schläft bisweilen mit der Ahnung einer Ministerkrise, des Ausbruchs einer Verschwörung u. s. w. ein und am andern Morgen, wenn die Stadt erwacht, ist alles vorüber; das neue Ministerium ist zusammengesetzt und die Scene hat sich geändert. — Eine andere Eigenthümlichkeit des Lebens in Spanien und namentlich auch in Madrid besteht darin, daß die Arbeit, eines der wesentlichsten Elemente der Civilisation, dort noch gar nicht recht acclimatisirt ist, ja der nationalen Trägheit eigentlich widersprecht. Der Spanier träumt gern oder „genießt die Sonne“, wie man sich ausdrückt, und sieht mit einer gewissen Verachtung auf alle gemeinen Beschäftigungen herab. Während er rasch handelt, sobald ihn die Leidenschaft treibt, hindern und hemmen ihn die gewöhnlichen practischen Details der Geschäfte und er reißt sich so bald als möglich von denselben los. Auch hat die spanische Trägheit ein charakteristisches Wort — manana, Morgen. Das wird auf alles angewendet, ist die Antwort, die man immer und überall erwarten muß und entschuldigt jede Verzögerung. Dies geht durch das ganze Land und alle Verhältnisse und erklärt es auch, warum der sonst überall so mächtige Drang und Trieb nach Gewinn hier fast ganz schläft. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 24.

1847.



Preis für ca. 104 hobe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris London und Wien in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zlfr. Mit ca. 116 illum. u. Schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Baumwerken und Monumenten, v. Meubles, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zhaler.

Redacteur Dr. M. Diezmann.

Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Stockfischfang.

Humoristische Erzählung

von

Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

„Das wäre ein Unglück für mich,“ sagte Leisnitz, „aber aus einem für weibliche Reize kalten, für die Seligkeit der Liebe unempfindlichen Menschen haben Sie einen glühenden, von den schönsten Gefühlen trunkenen Minnewart gemacht. Und man sagt, ein Trunkener rede die Wahrheit. So kann ich Ihnen nicht verschweigen, daß ich Sie unaussprechlich liebe.“ Dabei dachte der Schalk: „Lebe wohl, schönes Linchen! Hättest Du die Rente dieser Frau, würde ich Dir allerdings den Vorzug geben. Aber so fahre hin! Es thut mir leid.“

„Das ist nicht die Sprache eines Demagogen,“ antwortete Frau von Williers auf diese in bester Form vorgebrachte Liebeserklärung.

„Aber die eines in Liebesflammen stehenden Herzens, das Ihre Huld und Liebenswürdigkeit in Brand gesetzt hat. Ich beschwöre Sie, lassen Sie diese theure Hand meine Leiterin durch das Leben sein und nehmen Sie die meinige als eine sichere Stütze. Mein Herz besitzen Sie von dem Augenblicke an, wo ich Ihr Haus betrat.“

Auf diese schön gedrechselte Lüge erwiederte sie kühl und besonnener als er erwartet hatte: „Aber,

mein Herr, ich kenne Sie noch nicht näher. Das ist ein höchst wichtiger Schritt, zu dem Sie mich da auffordern. Es ist nicht rathsam, ihn in so stürmischer Hast zu thun. Das will wohl überlegt sein.“

Diese Antwort erweckte in ihm die Furcht, seine Erfolge bei der schönen Wittve möchten doch nicht so brillant sein, wie er sich noch vor einer Stunde geschmeichelt. Und er beschloß in komischer Verzweiflung einen neuen und stärkern Anlauf auf ihr Herz zu machen.

„Was ist da zu überlegen?“ tief er mit geschraubtem Pathos. „Wenn der schöpferische Funke zündend in Ihre schöne Seele gefallen ist, wie in die meinige, o so widerstreben Sie nicht der siegenden Gewalt des Gottes! Und er hat gezündet. Ihre zärtliche Besorgniß für mein Wohl hat Sie mir verrathen. Wozu also nicht mit einem mich beseligenden Worte bestätigen, was ich doch schon weiß? Fertigen Sie eine Götterbotschaft, die an Ihr Herz gelangt ist, nicht mit der Umständlichkeit eines profaischen Alltagsgeschäfts ab. Das Glück der Liebe fällt rasch vom Himmel wie alles Göttliche. Werfen Sie sich ihm eben so rasch in die Arme, um es zu fesseln.“

„Sie verwirren mich mit Ihrer Hestigkeit!“ entgegnete die Dame schon etwas wärmer, denn dieser Sturm des schönen jungen Mannes auf ihr Herz mißfiel ihr keineswegs. „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ein Gefühl in meiner Brust für Sie — — aber ich weiß nicht, ob es Liebe ist.“

„Sagen Sie es immerhin, gestehen Sie es, daß Sie mich lieben, wie ich Sie liebe — nein, das können Sie nicht, denn ich bete Sie an! — und Sie sehen den glücklichsten Sterblichen zu Ihren Füßen, an Ihrer Brust, um Ihnen seine wonnetrunkene Dankbarkeit in glühenden Küßen zuzuhauchen.“

„Wenn dieses Gefühl Liebe sein sollte —“ stammelte Frau von Villiers vom Feuer dieser Sprache angesteckt.

„Du bist mein, göttliches Weib!“ jubelte der junge Mann und umarmte und küßte die schöne Frau.

„Schnell, schnell in das andere Zimmer, wenn Sie nicht von Herrn von Goldast überrascht sein wollen!“ Mit diesen Worten stürzte Madame Holzmann herein und trennte die Umarmung.

„Es ist nicht nöthig. Wir können bleiben!“ versetzte Leisnig ärgerlich. Er glaubte ja nun am Ziele zu sein; was brauchte er sich da noch vor irgend einem Menschen zu verstecken!

„Um Gotteswillen nicht, Lieber!“ rief aber Frau von Villiers in größter Angst. — „Dieser entsetzliche Mensch hat also unsere Spur doch entdeckt. Alle Vorsicht hat nichts geholfen.“

„Er kann mir nichts anhaben,“ sagte Leisnig ruhig.

„O glauben Sie das nicht! Kommen Sie! Ich beschwöre Sie!“

„Ich gehe nur, weil Du es wünschest, mein süßer Engel.“ Und er ließ sich von ihr in die Schneidestube ziehen.

„Es freut mich sehr, Sie in meiner Behausung zu sehen, Herr von Goldast,“ complimentirte Herr Holzmann das kleine fette Jungengenie in die Comptoirstube. „Man hat Ihnen gesagt, daß ich vor einer Stunde in Ihrer Wohnung war, ohne Sie zu treffen, und da Sie mein Anliegen vermutheten, so kommen Sie sogleich meine Wünsche zu erfüllen. In der That, diese Eile hätte ich nicht erwartet. Aber ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, sehr dankbar und werde mich zu revangiren wissen.“

„Ich kann mir schon denken, was Sie von mir gewollt haben,“ quakte der Kleine und schwitzte Del.

„Und eben Ihr schnelles Kommen verbürgt mir die Gewährung meines Wunsches.“

„Wenn ich Ihnen nur einen bessern Bürgen stellen könnte,“ lächelte der Eskümpfler.

„Wie so?“ fragte der Schneider verduzt.

„Bah! Weil ich Sie noch nicht bezahlen kann.

Sie müssen noch eine Zeit lang Geduld mit mir haben, bester Freund, bis Gelder bei mir eingehen.“

„Wie? Was? Noch länger Geduld!“ grölte der Schneider entrüstet. „Aber ich will nicht länger Geduld haben, mein Herr! Keinen Tag, keine Stunde länger, seit ich erfahren, zu welcher Fahne Sie geschworen. Ich habe einen abgelaufenen Wechsel in der Hand, der mir das Recht giebt, Sie jeden Augenblick festsetzen zu lassen.“

„Machen Sie keine dummen Streiche, Holzmann! Was würde es Ihnen helfen, wenn ich säße? Ich kann im Eizen kein Geld verdienen, wie ein Schneider. Aber was schwagen Sie von einer Fahne, zu der ich geschworen haben soll?“

„Denken Sie, ich wüßte es nicht, daß Sie ein Erzdemagog geworden sind? Einem Demagogen aber gebe ich keinen Tag Credit.“

„Ich — ein — Demagog!“ lachte Goldast hell auf und schlug die fetten Hände auf die fetten Oberschenkel, daß es klatschte. „Sind Sie bei Verstande, Holzmann?“

„Vollkommen. Deshalb will ich mein Geld von Ihnen haben. Lassen Sie sich gut rathen, Herr! Lösen Sie den Wechsel ein oder Sie machen sich Fatalitäten. Ihr Conto in meinem Buche ist für immer geschlossen. Ich will mit einem Demagogen partouement nichts zu thun haben.“

„Wer in aller Welt hat Ihnen denn nur das alberne Märchen aufgebunden?“ fistulirte der Fette jetzt ärgerlich.

„Mit Lüggen kommen Sie nicht durch,“ redete der Schneider mit Würde. „Ich weiß aus der sichersten Quelle, daß es kein Märchen ist.“

„Ei so wollte ich — das ist ja Unsinn!“ eiferte der praktische Philosoph. Aber er faßte sich schnell, überlegend, daß es hier besser sei sanfte Mittel anzuwenden und fuhr deshalb im liebevollsten Tone fort: „Lassen Sie ein verständiges Wort mit sich reden, liebster Freund. Ihr Geld ist Ihnen unverloren, ich bin der sicherste Schuldner von der Welt. Wenn ich aber wirklich ein Demagog wäre, könnte ich beim geringsten Schritte gegen mich Ihnen große Unannehmlichkeiten bereiten.“

„Welche denn? wenn ich fragen darf,“ sagte der Schneider schon stark herabgestimmt.

Der kleine Delschwitzer kannte nun die Achillesferse seines Feindes und fuhr fort: „Dann rief ich alle Demagogen in der ganzen Stadt gegen Sie auf. Und es sind fürchterliche Menschen.“

„Das weiß ich wohl!“ versetzte Holzmann kleinlaut.

„Sie rotteten sich zusammen, überfielen Ihren Laden, schlugen Alles kurz und klein, zerrissen alle Ihre Waaren — sind Sie versichert, Herr Holzmann?“

„Den Teufel auch, Herr!“ rief der Schneider entsetzt und that einen Bocksprung. „Sie machen mir da eine angenehme Beschreibung.“

Madame Holzmann zupfte ihren Eheherrn bald am Ärmel, bald am Rockschos und zog ihn endlich bei Seite. „Ich bitte Dich um Gotteswillen, Gabriel,“ flüsterte sie in großer Angst, „treibe ihn nicht auf's Aeußerste.“

„Herr Jesus, nein!“ versetzte er ihr ebenso. „Das wäre ja eine saubere Geschichte.“

In diesem Augenblicke trat die Köchin in die Comptoirstube und deckte den Tisch. Goldast's Augen verfolgten jede ihrer Bewegungen mit vollküstiger Aufmerksamkeit. Seine Worte richtete er dabei an den Schneider: „Ich will aber in Friede und Freundschaft mit Ihnen leben, lieber Holzmann. Und zum Beweis meiner freundlichen Gesinnung für Sie will ich jetzt gleich mit Ihnen zur Nacht speisen. Können Sie dann noch fürchten, daß Ihnen ein Leids geschieht?“ — Und zur Magd gewandt: „Lege auch ein Couvert für mich auf, mein Kind!“

„Sie sind sehr gütig, mir diese Ehre zu erweisen,“ schmunzelte der geschmeichelte Schneider.

„Herr Stock soll unsere Freundschaft befestigen. Ein köstlicher Bursche das! O ich kenne ihn schon!“ küßelte Goldast.

„Herr Stock?“ fragte Holzmann befremdet. „Was ist das für ein Herr? Sie meinen doch nicht etwa den —“

„Den Frau von Billiers —“

„Es ist Jemand im Laden, Gabriel,“ fuhr die Frau jetzt zwischen die beiden Männer mit einer seltsamen Hast. „Sieh schnell zu. So eile doch!“ Damit schob sie ihn gleichsam aus der Stube. Dann trat sie rasch zu dem kleinen Fetten und flüsterte heimlich ängstlich ihm zu: „Ich weiß, Sie sind ein intimer Freund des Herrn Stock!“

„Freilich bin ich das!“ versetzte Goldast vergnügt. „Sie geben ihm auch das Ehrenprädicat. Das ist brav von Ihnen. Les beaux esprits se rencontrent. Es ist ein prächtiger Kerl. Halten Sie meine Sehnsucht nach ihm nicht länger hin. Holen Sie ihn herbei.“

„Das geht unmöglich!“ versetzte die Frau ängstlich.

„Was?!“ Das geht unmöglich? Machen Sie mich nicht unglücklich!“ rief das sehnsüchtige Esgenie bestürzt.

„Nein, ich beschwöre Sie vielmehr, mich nicht unglücklich zu machen!“ flehete Madame Holzmann. „Mein Mann weiß nichts davon, und wenn er es erführe, so wäre es mein Unglück.“

„Also wollten Sie ihm allein sein Recht anthun? Nun ich werde Sie nicht verrathen. Aber mir werden Sie doch vergönnen —“

„Sie wissen noch nicht Alles. Ich bin in gräßlicher Verlegenheit. Und der Himmel hat Sie zu meinem Beistand gesandt, Herr von Goldast.“

„So lassen Sie hören!“

„Es sind ihrer zwei.“

„Zwei Stöcke?“

„Freilich Einen hat Fräulein Sternau gebracht und einen Frau von Billiers.“

„Desto besser. So nehmen Sie einen und ich einen. Das ist ja köstlich!“

„Aber, welcher ist denn der Rechte?“

„Ei was! Jeder ist der Rechte. Den fettsten überlassen Sie mir.“

„Großer Gott!“ rief Madame Holzmann verzweiflungsvoll. „Da ist so eben ein Polizeicommissair in den Laden getreten. O weh! O weh!“ Und mit zwei Sägen war sie in der Schneidergesellenstube und ließ den hungrigen Eskünstler in einer plötzlich sehr bedrängten Lage zurück. Die Köchin trug nämlich in diesem verhängnißvollen Augenblick den köstlichen, frischen Stockfisch auf, nach welchem er so lange geschmachtet hatte und dessen Fang ihm so blutsauer geworden war. Auf der andern Seite bedrohte ihn der Polizist. Denn es kam ihm kein Zweifel in die Seele, daß dieser Arm der Staatsgewalt heimlich vom Schneider des verfallenen Wechsels wegen angerufen worden, und er, der unglückliche Eskünstler, das Ziel dieses polizeilichen Manövers sei. Voll Verdruss, daß all' seine List ihm nichts geholfen, voll Wuth auf den treulosen Schneider und voll Angst vor den eisernen Krallen der Polizei sah er sich schnell nach irgend einem Versteck um. Nun zogen ihn aber die Reize des Fisches in dessen Nähe und da gewahrte er denn ziemlich dicht am Tische einen großen Kleiderschrank voll neuer weiblicher Kleider und Puzgegenstände. Ohne sich lange zu besinnen, schlüpfte die kleine Gestalt in den offenen Schrank und verkroch sich hinter den Kleidern, nicht ohne sich eine kleine Aussicht auf den Fisch offen zu erhalten, der ihm jetzt so nah war, daß er ihn mit der

Hand erreichen konnte. Kaum hatte er hier Posto gefaßt, als der Polizeicommissair Klinhardt und Holzmann in die Stube traten.

„Ich suche Herrn von Goldast bei Ihnen,“ sagte der Erstere noch in der Thüre mit einem groben, anmaßenden Tone, welcher sehr gegen die höflichen Redensarten abstach, die er bei der Frau von Williers ausgekramt hatte.

„Er ist hier gewesen,“ versetzte der Schneider sehr devot, „aber“ — er sah sich im Zimmer um — „er hat sich bereits wieder entfernt.“

„Können Sie mir nicht angeben, wohin er gegangen ist?“

„Es thut mir leid, davon hat er nichts verlauten lassen. — Sagen Sie mir doch gefälligst, verehrter Herr Polizeicommissair, ist es wirklich wahr, daß Herr von Goldast wegen demagogischer Umtriebe verhaftet werden soll?“

„Er ist im Verdacht mit dem sogenannten schlanken Stock, einem berühmten Demagogen, in Verbindung zu sein, und ich muß mich seiner Person bemächtigen, um von ihm Nachrichten über den Aufenthalt dieses Stocks zu erhalten, an denen mir so viel liegt, daß ich Herrn von Goldast noch eine reiche Belohnung geben würde.“

Madame Holzmann war unterdessen wieder aus der Schneiderstube gekommen und hatte die pathetische Rede des Polizeimanns mit angehört. Sie fragte also mit erkünstelter Ruhe und Naivität: „Ei, Herr Polizeicommissair, weshalb liegt Ihnen denn so sehr viel daran, des Herrn Stocks habhaft zu werden?“

„Das kann ich Ihnen wohl sagen, Madame. Dieser junge Mann ist jedenfalls der Sohn einer sehr vornehmen Familie, der sich hat verblenden lassen, an den staatsverbrecherischen Bestrebungen der Demagogen Theil zu nehmen. Seinen Angehörigen ist es indes geglückt, nicht nur vollständige Gnade für ihn auszuwirken, er soll auch sogleich vorthellhaft placirt werden, und da man in seinem Vaterlande Nachricht erhalten, daß er sich in unserer Residenz versteckt hält, so ist heute eine Zuschrift der dortigen Regierung auf unserm Polizeibureau eingelaufen, worin demjenigen Polizeicommissair, welcher sichern Nachweis über den sogenannten schlanken Stock giebt oder ihn ins Vaterland zurückliefert, eine große Belohnung zugesagt wird.“

„Wenn Sie Herrn von Goldast schriftliche Beweise für diese Angaben lieferten,“ ließ sich Madame Holzmann mit großer Bestimmtheit aus, „so würde

er ganz gewiß nicht anstehen, Sie mit dem Aufenthalte seines Freundes bekannt zu machen.“

„Ja, wenn Herr von Goldast doch nur da wäre!“ rief der Polizeibeamte ärgerlich. „Ich wollte ihm die überzeugendsten Beweise sogleich in die Hände geben.“

„Vertrauen Sie sie mir an!“ bat die Modistin. „Ich gedente sie an den rechten Mann zu bringen.“

„So ist Herr von Goldast doch noch in Ihrem Hause!“

„Das weiß ich nicht. Auch soll diese Beweise nicht Herr von Goldast, sondern eine Dame sehen und zwar in Ihrem Beisein. Doch sagen Sie mir vor allen Dingen, giebt es zwei schlanke Stöcke?“

„O unzählige, Madame! Von Holz und Eisen, von Fleisch und Bein. Unter allen Ständen, vornehme und gemeine.“

„Ich meine nur, ob es zwei Demagogen giebt, die diesen Namen führen?“

„Ich weiß nur von Einem.“

„Sonderbar! ich von zweien. Aber die schriftlichen Beweise, wenn ich bitten darf!“

„Hier sind sie!“ Er zog ein Heft Papiere hervor und übergab es ihr und sie verfügte sich damit in die Schneiderstube.

Herr von Goldast ärgerte sich anfangs über das unsinnige, ihm gänzlich unklare Geschwätz der Leute, doch war der Anblick und der Duft des Fisches vor ihm auf dem Tische sehr geeignet, keinen Mißmuth in ihm aufkommen zu lassen und alle Gedanken zu verschweigen, welche über die Grenzen des Tisches hinaus reichten. Zuletzt gingen all seine Betrachtungen in dem einen unwiderstehlichen Verlangen auf, den Fisch zu speisen; er verlor die Herrschaft seiner Glieder, und, ohne zu wissen, was er that, langte er hinaus, brach ein Stück ab und führte es zum Munde.

Madame Holzmann kehrte ohne Zögern mit Frau von Williers zurück, dieser zustüsternd: „Was ich Ihnen zu sagen habe, darf Ihre Begleiterin nicht hören. Lassen Sie uns in den Laden treten!“

In diesem Augenblick wandte sich aber der Polizeicommissair an sie und hielt sie mit den Worten auf: „Madame, speisen die Kleider in Ihren Schränken von Ihrem Tische?“ Er hatte nämlich Goldast's Manövre bemerkt, denn die Polizei hat bekanntlich die Augen überall.

„Was soll das heißen, mein Herr?“ fragte die Modistin verwundert.

„Ein Damenmantel oder eine Robe hat sich so eben von dem Fische zugelangt.“

„Sie scherzen wohl?“

„Die Polizei scherzt niemals, Madame. Ich muß mir doch diese hungrige Garderobe etwas näher ansehen.“ Er trat zum Schranke und zog den kleinen Eßkünstler heraus, der wirklich in einem Damenmantel steckte. „Ah sieh da den Genius der Mode und der Kunst in einer Person und in reizender Verpuppung. — Rauen Sie aus, mein Herr, und entpuppen Sie sich dann, um als schöner Schmetterling vor uns zu erscheinen.“

„Aber was wollen Sie denn von mir?“ fragte Goldast desperat.

„Den schlanken Stock, wie Sie bereits gehört haben müssen.“

„Ich kenne nur einen Fisch dieses Namens, den ich eben versucht habe und dann Stecken und Stäbe.“

„Mit Lügen und Späßen kommen Sie nicht durch, Herr von Goldast. Sie sind als Demagog verdächtig und durch Zeugen kann ich Sie überführen, daß Sie ein intimer Freund de Demagogenführers sind, welcher sich den Namen „schlanke Stock“ zugelegt hat.“

„Nun wahrlich,“ rief Goldast in komischer Verzweiflung, „ich bin sehr begierig diesen Zeugen zu sehen und zu hören, damit ich doch auch etwas von meiner neuen Freundschaft erfahre.“

„Einer dieser Zeugen ist — ich weiß nicht durch welchen Zufall — schon zugegen, Frau von Billiers. — Gnädige Frau, war Herr von Goldast nicht diesen Abend bei Ihnen und versprach Ihnen den schlanken Stock zuzuführen?“

„Ich kann es nicht läugnen,“ entgegnete die Wittwe.

„Und entsprang er nicht durch den Garten, als ich in Ihr Haus getreten war?“

„So ist's, mein Herr.“

„Sie sehen sich also überführt, Herr von Goldast. Sie wußten, daß der schlanke Stock heute aus des Barons von Geisheim Hause entsprungen war, ja ich vermüthe aus guten Gründen, daß Sie es gewesen sind, der ihm zur Flucht behülflich war. Sie versprachen ihn der Frau von Billiers zuzuführen. Also müssen Sie seinen Aufenthalt kennen. Darum zögern Sie nicht länger, ihn anzugeben.“

Goldast faßte sich mit beiden Händen beim Kopfe und glogte wie ein Betrunkener oder Wahnsinniger in die Luft. „Ich bin aus den Wolken gefallen!“ stöhnte er dazu. „In der That, meine Gedanken verwirren sich. Ich weiß nicht mehr, was ich gethan und gesagt haben soll. Sollte ich wirklich ein Freund des

genannten Herrn sein, auf den ich mich in diesem Augenblicke durchaus nicht besinnen kann? Hat er einen Koch? Giebt er Dinners?“

„Ach, mein Herr, ich habe nicht Zeit Ihre Scherze anzuhören,“ sagte der Polizeibeamte. „Ich versichere Sie, Ihr Freund hat nicht nur vollkommene Verzeihung und Gnade, sondern auch die Anwartschaft auf eine gute Stelle erhalten. Er wird sich gewiß einen Koch anschaffen und Ihrer Dienste nicht vergessen. Was könnten Sie nun noch für Grund haben, ihm nicht schnell zu seinem Glücke zu verhelfen?“

Jetzt nahm Madame Holzmann das Wort: „Ich muß mich in einer Hinsicht des Herrn von Goldast annehmen. Es ist wahr, er kann den Aufenthalt des Herrn Stock nicht mit Gewisheit angeben, er kann nur Vermuthungen haben und diese hat er allerdings vorhin bei mir ausgesprochen. Auch hat er sich bei mir zur intimsten Freundschaft mit dem Demagogen bekannt.“

„Ich werde verrückt!“ schrie Goldast aus Leibeskräften, aber die Stimme schnappte ihm über und kam als ein dünner heller Strahl zum Gehör der Umstehenden.

„Da Sie noch läugnen, Herr von Goldast,“ sagte der Polizeicommissair heftig, „so sind Sie mein Arrestant und werden sich einer Untersuchung unterwerfen müssen.“

Jetzt kam dem unglücklichen Eßkünstler ein lichter Gedanke. „Ich will Ihnen den Irrthum aufklären,“ rief er und eilte zum Tische. „Sehen Sie diesen Stockfisch, für welchen ich die schönsten Sympathieen empfinde und den ich deshalb aus lauter Respect Herr Stock zu nennen pflege. Wahrlich, mein Herr Polizeicommissair, ich hege nur Freundschaft für Geschöpfe, die sich von mir verpeisen lassen oder die mir zu speisen geben. Für Menschen, die keinen Koch haben, fühle ich kein Interesse. Und ein Demagog — ich schaudere — ich glaube ein Demagog lebt das ganze Jahr von Kalterküche. Prr!“

Aber, wenn man Unglück haben soll, so kommt man auch mit der Wahrheit nicht durch. Dieses böse Geschick mußte der kleine Philosoph in seiner ganzen Bitterkeit erfahren.

„Mit diesen Redensarten werden Sie mich nicht täuschen!“ donnerte ihn Klinckhardt an. „Ich verhafte Sie als Demagog.“

„In Gottes Namen,“ entgegnete Goldast nun mit Resignation. „Was kann nicht aus einem Menschen werden! Aber eher hätte ich mir des Himmels Einfall eingebildet, als daß ich noch ein Demagog würde.“

Während dieses Zwiegesprächs hatte die Modistin

ihre vornehme Gönnerin in den Laden gezogen und ihr dort die vom Polizeicommissair erhaltenen Papiere vorgelegt. Frau von Villiers empfand über diese unerwarteten Nachrichten keineswegs eine große Freude, indem sie denselben durchaus nicht vollkommen traute und halb und halb geneigt war, sie für ein Netz zu halten, worin der verfolgte Stockfisch sich fangen sollte. Sie verschwieg diese Besorgniß der Madame Holzmann auch nicht und beide zogen nun in gemeinschaftliche Ueberlegung, wie man sich am vorsichtigsten von der Wahrhaftigkeit der polizeilichen Angaben überzeugen könne.

Unterdessen war aber auch Linchen Sternau, von der lebhaften Conversation im Comptoirzimmer angezogen, an die Thür des Putzmacherinnen-Zimmers geschlichen, hatte ihr Ohr an die geöffnete Spalte gelegt und auf diese Weise erhorcht, daß der schlanke Stock begnadigt werden solle. Dies reimte sie auf die natürlichste Weise mit den Bemühungen zusammen, welche sich der Baron um die Begnadigung Bernhards im Vaterlande gegeben. Sie hegte also nicht den geringsten Zweifel an der Aussage des Polizeicommissairs und da sie nun ferner weder für Bernhard, noch für sich noch Gefahr sah, den armen Goldast aber so unschuldig in einer so argen Klemme erblickte, so trieb sie ihr Rechtsgefühl in die Comptoirstube heraus und gab ihr die an den Polizeibeamten gerichteten Worte in den Mund: „Ich muß für Herrn von Goldast zeugen. Er kann unmöglich den Aufenthalt des schlanken Stocks kennen. Auch ist er nicht der Freund desselben.“

„Woher so plötzlich dieser Zeuge?“ fragte Klinkhardt überrascht.

„Ich habe Ihre Verhandlungen im Nebenzimmer mit angehört,“ gestand Karoline offenerzig.

„Ihr Zeugniß würde nur Gewicht haben, schönes Kind, wenn Sie den Aufenthalt des schlanken Stocks anzugeben wüßten.“

„Und wenn dies nun wirklich der Fall wäre?“

„Ei so eilen Sie doch es zu thun und den Herrn mit der erlangten Gnade und seinem Glücke bekannt zu machen.“

„Verhält sich die Sache wirklich, wie Sie sagen?“ fragte Karoline gespannt.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf. Madame Holzmann hat den schriftlichen Beweis in Händen.“

„Wohlan, so sollen Ihre Wünsche erfüllt werden.“ Und sie lief in das Zimmer zurück, aus welchem sie gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Ein französisches Blatt bemerkt nachträglich über das Ballet, welches die Vorstellungen der Madrider Hoffchauspieler in den Tuilerien begleitete und von spanischen Tänzern und Tänzerinnen ausgeführt wurde: „Das Ballet bildete natürlicher Weise den Hauptreiz, wir möchten sagen, die Würze dieser Vorstellungen, und die Einmischung von Tänzerinnen in zwei kleine Localpossen hat gezeigt, welchen Vortheil die Theaterdirectoren unserer Baudevilles aus diesem Einfall ziehen können. Aber wo sollen wir hier so schmeidige, so hübsche, auf ihren Beinen so anmuthvoll sich wiegende Tänzerinnen finden, wie die, welche man uns jetzt vorgeführt hat? Unglücklicher Weise erschrickt die schöne Welt vor Allem, was jung, unerwartet, überraschend, mit einem Wort ungewöhnlich ist, sie bedarf einfacher Sachchäs, die in's Französische übertragen sind. Als man wirkliche Bajaderen in Paris eingeführt hatte, gab sich als bald ein ziemlich allgemeines Bedauern darüber kund, daß sie keinen weißen Leint hätten und nicht in rosa Atlas und Gaze gekleidet wären, daß sie nicht aufwogten und aufplatterten wie Bolans. Die hübschen Spanierinnen, deren allertliebste Füße und Fußknöchel, deren reiches und geschmackvolles Costüm wir bewundert, hätten wenigstens drei Monate hindurch in Paris Furore machen sollen!“

Madame Stolz hat, wie schon berichtet worden, Abschied von der Academie, — diesem ruinirten Theater, — genommen; der Gewinn für die musikalische Welt der Hauptstadt, läßt sich ein Pariser Blatt in Bezug hierauf vernehmen, ist vielleicht größer als der Verlust; auch hatte ja, was nicht unerwähnt bleiben darf, der Eigensinn der vielgepriesenen Künstlerin diesen ihren Schritt unvermeidlich gemacht. Den Abend nach ihrem Scheiden erschien Mademoiselle Dameron in „Robert le Bruce“ auf der Bühne — und mit gutem Erfolg in der Rolle der Mad. Stolz.

Der Sommer läßt sich ziemlich gut an und verspricht hauptsächlich für die Maurer glänzend zu werden. Paris richtet sich überall empor, stellt sich auf allen Seiten in gerade Linie, — in Reihe und Glied; man durchbricht Straßen und Gassen und eröffnet neue Passagen, verbessert und verschönert die alten Häuser und erbaut neue. Voltaire, welcher in einem berühmten Briefe das Pariser Bauwesen der Nachlässigkeit beschuldigte, würde ihm heutzutage nur Lobsprüche ertheilen kön-

nen. Unsere Stadt gleicht einem gehätschelten, zu sehr geliebten Mündel, welchem alle seine Pathen und Vormünder neue Reize, neuen Schmuck zu geben mit einander wetteifern. Voltaire dürfte jetzt sogar finden, daß man es zu sehr verzschönert; denn indem man fortwährend an seiner Taille modellt und ändert, wird es zu corpulent und unförmlich. Uebrigens verleih ihm die neue Schnürbrust von Quadern (die Festungswerke), in welche man es einzuzwängen beliebt hat, ein etwas monotones Ansehen. Jedermann kann den Augenblick voraussehen, wo unsere große Stadt nichts weiter als eine Dase von Bruchsteinen und eine ungeheure Schicht von Erdbarz und Asphalt sein wird. Die Bäume und Sträucher verschwinden immer mehr aus ihren Umgebungen und werden bald ganz verschwunden sein; das bißchen Laub, was ihr verbleibt, flüchtet sich hinter die Fenster und namentlich in die Dachstübchen, und man muß seinen Blick zu den Schornsteinen erheben, um nur etwas lebendiges Grün zu sehen. Das moderne Ninive dürfte das alte bald um nichts mehr zu beneiden haben. Aber wenn auch die träumerischen, poetischen Seelen diese allmätige Versteinerung mit Bedauern, ja mit Grauen betrachten, so gefällt sie doch den Speculanten und Geldleuten! Nach Umgestaltung der Physiognomie der volkreichsten Quartiere darf die Speculation, einmal auf so gutem Wege begriffen, nicht stehen bleiben; sie wird ihre Eroberungen bis in die entferntesten und ruhigsten Bezirke ausdehnen; die Civilisation des Winkelmaßes und der Maurerkelle droht sogar in die Sümpfe einzubringen. Im Allgemeinen hegen wir wenig Sympathie für alle den Einsturz drohende Häuser und fast auf Schutthaufen reducirte Ruinen; aber wenn die Speculation den Hammer gegen Gebäude schwingt, welche die Kunst trefflich geschmückt und deren Schönheit selbst der Zahn der Zeit verschont hat, so darf man über solchen Vandalismus wohl eine Klage laut werden lassen.

— 8 —

(Künstler in Amerika.) Gute Portraitmaler verdienen, wie Dr. Pauer berichtet, in den größeren Städten der Vereinigten Staaten viel Geld, und können dort bedeutend höhere Preise stellen als in Deutschland. Landschaftsmaler finden im Süden der Union eine freundliche Aufnahme bei den reichen Plantagenbesitzern, welche gern eine Zwanzigdollarnote anwenden, um einige hübsche Ansichten von ihren Anlagen zu bekommen. Ueberdem lebt es sich bei diesen gastfreien, gefälligen Planters sehr angenehm. Jeder Gebildete, besonders aber der gebildete Fremde, ist ihnen hochwillkommen, es herrscht in ihrer Gesellschaft, bei einer wahren deutschen Biederkeit, so etwas ächt Ritterliches und natürlich Vornehmes, welches den gebildeten Mann von Welt ungemein anspricht." — 8 —

(Die Macaronieffer in Neapel.) Willkommen hat in seinen bereits von uns erwähnten „italienischen Nächten“ das Verpeifen der Macaroni in Neapel in höchst ergöglicher Weise geschildert. „Zu den ergöglichsten Schauspielen in Neapels wimmelnden Straßen gehört der Anblick von Macaroni-

essern in Masse. Unsere übertriebensten Vorstellungen werden noch weit übertroffen von der Wirklichkeit in dieser unermesslichen modernen Herenküche. Man denke sich eine ziemlich breite und lange Straße. Auf den breiten Lavaquadern knistern zahllose Vorbeerfeuer unter hohen Kesseln, hinter denen Köche und Köchinnen laut schreiend und gesticulirend stehen, ununterbrochen damit beschäftigt, gargekochte Macaroni herauszulangen, auf irdene Röpfe zu häufen und sie den hungrigen Umstehenden zu reichen. Bei der Unmasse von Begehrenden, die sich singend und lärmend in unentwirrbarem Knäuel die lange Straße hinauf- und hinunterschieben, reichen die Röpfe nicht zu. Das kümmert aber den Lazzarone nicht. Lachend reißt er seine dunkelrothe Mütze vom struppigen Haare, schlägt sie ein Paar Mal gegen seinen Arm oder auch dem Nächsten an den Kopf und läßt sich für einen Gran Macaroni nebst Sauce hineinschütten. Schon der Duft begeistert ihn; schmunzelnd schlürft er das göttliche Krom ein, dann schreit er ein Paar Mal vor Freude, ruft: San Gennaro hilf! beugt den Kopf so weit als möglich rückwärts, thut dann einen tüchtigen Griff mit der Rechten in die nudelgefüllte Mütze und läßt die triefenden Würmer, die Hand leise schüttelnd, in den vor Seligkeit schmagenden Mund gleiten. Schmeckt es ihm sehr gut, so springt er während des Essens von einem Beine auf das andere und ruft bei jedem neuen Griffe in die Mütze den heiligen Januarius an. Ist er fertig, so wischt er sich mit dem zerrissenen Kermel seiner Jacke oder mit dem was davon übrig ist, wenn er überhaupt eine besitzt, den triefenden Mund, schreit wieder aus Leibeskräften, schlenkert die Mütze an den eigenen Beinen aus und drückt sie wieder schief auf den Kopf. Nun geht es zum nächsten Limonadenverkäufer, deren es zahllose in Neapel gibt. Vor dem mit Lichtern umgebenen Madonnenbilde an der Holzbude rückt er respectvoll die Mütze, zahlt seinen Gran und erhält dafür ein großes Glas des kühnenden Getränks, in das der Verkäufer den goldenen Saft einer frisch aufgeschnittenen Apfelsine drückt. Der Glückliche trinkt mit Behagen das köstliche Naß, grüßt abermals die Madonna und schlenkert nach der Polichinellbude. Tausende essen täglich so unter freiem Himmel und vor Aller Augen und dem Fremden muß die unglaubliche Zufriedenheit der in Lumpen gehüllten Menschen auffallen. Vertieft in den Genuß ihrer Macaroni haben sie durchaus keinen andern Wunsch, als daß die heiligste Madonna sie mit nie zu sättigendem Hunger segnen und ihnen dann riesengroße Macaroni beschereen möge. Und böte man ihnen in solchen Augenblicken Kronen und alle Herrlichkeiten der Welt, sie lachten dem Thoren gewiß geradezu in's Gesicht und schlugen das Anerbieten stolz aus. Man gebe dem elendesten Bettler eine Mütze voll Macaroni und vergessen ist all' sein Erdenjammer. Macaroni auf Erden, Macaroni im Himmel, ist unumstößlicher Glaube des gemeinen Neapolitaners, ja dem Teufel sogar und den Verdammten läßt er Macaroni, wenn auch die schlechtesten, denn sie könnten ja sonst, meint er, nicht existiren und die Qual ihrer Verdammniß empfinden. Macaroni helfen für alles, für Krankheit,

Noth und Gefahr. Für eine Schüssel Macaroni vergiebt der Neapolitaner seinem Todfeinde, verräth aber leider auch eben so gern seinen Freund."

(Allgemeine Theilung.) Der berühmte amerikanische Geschichtschreiber Prescott hat so eben ein neues werthvolles Werk herausgegeben: „Geschichte der Eroberung Perus nebst einer Abhandlung über die Civilisation der Incas," und darin lesen wir, daß unter den Incas das ganze Land sich in einem Zustande befand, den Manche jetzt auch bei uns herbeiführen möchten, um die Armuth zu besiegen. „Das ganze Land war in drei Theile getheilt, einen für die Sonne, einen für den Inca und einen für das Volk. Die der Sonne zugetheilten Ländereien gaben die Mittel zur Unterhaltung der Tempel, der zahlreichen Priesterschaft und der kostspieligen Ceremonien des peruanischen Cultus. Von dem Ertrage der Ländereien des Inca wurden die Kosten des königlichen Haushaltes, der Unterhalt der zahlreichen Verwandten und Diener des Fürsten und die Bedürfnisse der Regierung bestritten. Das übrige war zu gleichen Theilen unter das Volk vertheilt. Jeder Peruaner mußte in einem gewissen Alter heirathen. Wenn dies geschah, gab ihm die Gemeinde, zu welcher er gehörte, ein Haus, das allerdings wenig kostete, weil es sehr einfach war. Auch wurde ihm ein Stück Land zu seinem und seiner Frau Unterhalt angewiesen. Eine Zugabe dazu erhielt er für jedes Kind und zwar für einen Knaben noch einmal soviel als für eine Tochter. Diese Landvertheilung wurde jedes Jahr wiederholt und der Besitz eines jeden je nach der Zahl seiner Familienglieder vermehrt oder vermindert. Der Adel, denn es gab auch Adel in Peru, erhielt einen etwas größeren Antheil, damit er seiner höhern Würde gemäß leben konnte." —

Generalcorrespondenz.

Die Wissenschaft fängt an zu glauben, daß die Männer, welche sonst sich bemüheten Gold zu machen und ein Lebenselixir zu suchen, doch nicht so thöricht gewesen, als man immer geglaubt hat. In den Annales de Chemie Nr. 100 befindet sich ein Aufsatz, in welchem angedeutet wird, das neunzehnte Jahrhundert würde nicht vergehen, ohne das Geheimniß der Adepten gefunden zu haben. Die Wissenschaft zweifelt nicht, daß die Metalle eine gemeinschaftliche Basis haben und daß, wenn sie in flüssigem Zustande sind, die Einwirkung der Electricität, der Zusatz von Schwefel u. ihre Verwandlung bewirkt. Freilich ist es schwer „ins Innere der Natur zu dringen" und der Mensch entwindet ihr nur allmählig ein Geheimniß nach dem andern. Man ist jetzt aber ziemlich dahin, die Metallbildung zu erforschen und dann würde sich jeder so viel Gold machen können, als er braucht. Aber das Gold hat auch seit langer Zeit für eines der kräftigsten Heilmittel gegen die sechs tau-

send acht hundert und drei und sechzig Krankheiten gegolten, welche die Aerzte aufzählen und in dem oben erwähnten Aufsatz in den Annales de Chemie wird ausdrücklich behauptet, das Gold besitze die kräftigsten Eigenschaften zur Stärkung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens und es scheint demnach etwas Wahres an den staunenswerthen Wirkungen zu sein, die man von dem trinkbaren Golde, von jenem berühmten Elixir der Adepten, erzählte, das eine Art Reinigung und Verjüngung des menschlichen Körpers zu bewirken im Stande sei. Und, wird zur Unterstüzung dieser reizenden Aussicht hinzugesetzt, der Glaube an ein Mittel, welches dem Alter die Jugendkraft zu erhalten und das Ziel des Lebens hinauszurücken im Stande sei, finde sich in allen Welttheilen; er gehöre zu der Mythologie der Bramanen, wie zu den Sagen Chinas; die Begleiter des Columbus hätten ihn auf dem amerikanischen Boden gefunden und selbst einer der größten Geister, Descartes, habe es für möglich gehalten, auf künstliche Weise das Leben zu verlängern. — Also nicht verzagt, „wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert." —

Im Laufe der vergangenen Woche wurde in Dresden eine Hochzeit gefeiert, die Vermählung des Grafen Soltowski mit der Gräfin Sophie Zamoyška, welche in mancher Hinsicht interessant war. Die Trauungsrede in der deutschen Kirche zu Dresden wurde polnisch gehalten und der Segen in französischer Sprache erteilt. Die Braut trägt einen der glänzendsten Namen in der polnischen Geschichte, wie ihre Familie zu den reichsten in Europa gehört, da die Majoratsgüter der Zamoyški ungefähr von derselben Größe sind wie — das ganze Königreich Sachsen. —

Wieder ein — origineller Engländer! Die Längerin Carlotta Grisi ist von den Gerichten in Paris in eine Strafe von 10,000 Frs. verurtheilt worden, weil sie eigenmächtig ihren Urlaub bedeutend verlängerte. Ein Engländer nun, welcher leidenschaftlich für das Talent der Längerin eingenommen ist, hat sich erboten, die zehntausend Francs für sie zu zahlen, wenn sie ihm das Original des sie verurtheilenden Urteils überließe. Es läßt sich wohl kaum zweifeln, daß die Künstlerin in diesen Wunsch willigt. —

Ein schwarzer afrikanischer König hat, wie die Zeitungen erzählen, kürzlich einen Brief an die Königin von Spanien geschrieben, in welchem er sie seine Schwester nennt und ihr seine Zuneigung zu ihr und zu allen Spaniern versichert, welche die einzigen Fremden wären, die in seinen Staaten sich aufhalten dürften. Zuletzt bittet er die Schwester, — und das mag die Hauptsache sein, — ihm doch einen dreieckigen Hut mit einem sehr großen rothen Federbusche, einen Frack mit sehr langen Schößen, einen Stock mit goldenem Knopfe von der Größe einer Apfelsine und rothe Beinkleider mit goldener Tresse zu schicken. Die Königin gewährte nicht nur die Bitte, sondern fügte auch noch einen großen scharlachrothen Mantel mit goldenen Tressen am Kragen hinzu.

Allgemeine Moden-Beilage

Nr. 25.

1847.

Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahl-
sichten, gegen 600 Abbildungen
der neuesten Moden, kurze Zeit
nach deren Erscheinen in Paris,
London, und Wien, in ganzen
Figuren und in Darstellungen
von Häubchen, Hüten, Mützen,
Kriseten (f. Männer, Frauen u.
Kinder) enthaltend; 6 Zhir. Wir
ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

sichten, jene Modenbilder und
Portraits interessanter und be-
rühmter Zeitgenossen (Männer
u. Frauen) Städte-Ansichten u.
Gegenden, die neuerlich die all-
gemeine Aufmerksamkeit erregt
haben, Abbildungen von neuen
Baumwerken und Monumenten,
v. Meubles, Gardinen, Equiva-
gen, Gorten moderner Gemälde
u. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Stockfischfang.

Humoristische Erzählung

von

Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

Nun muß bemerkt werden, daß sich zwischen den beiden aneinanderstoßenden Zimmern, in welchen die Herren und Damen von der Nadel abgefondert arbeiteten, eine Communicationsthür befand, welche niemals verschlossen wurde. Da nun Leisniz eine Entdeckung in demselben Grade nicht zu fürchten hatte wie Bernhard, so suchte der Erstere, dem Frau von Villiers zu lange ausblieb, auch etwas von den Vorgängen in der Comptoirstube zu erfahren. Er fand aber die Thür, welche dorthin führte, verschlossen. Madame Holzmann hatte diese Vorsicht gebraucht. Nun gerieth er an die daneben befindliche Communicationsthür, welche hinüber in das Damenzimmer führte, und diese war offen. Von einem Lichtstrahle, der aus der Comptoirstube durch die von Karolinen nicht ganz angelehnte Thür in das Damenzimmer fiel, geleitet, trat er in dieses und stand bald an der nicht verschlossenen Thür. In demselben Augenblicke trat Karoline herein und ihn natürlicherweise für Bernhard haltend, nahm sie ihn bei der Hand und zog ihn mit den ihm zugeflüsternten Worten hinaus: „Komm, Du bist gerettet.“ Bernhard hatte sich aber unterdessen in eine an das Damenzimmer stoßende Kammer zurückgezogen.

„Hier, mein Herr,“ sagte Karoline zu dem Polizeicommissair, „ist der von Ihnen begehrte schlafte Stock!“

„Diese Dame?“ fragte Klinkhardt verwundert.

„Ist eben der Demagog, den Sie suchen,“ versetzte das Mädchen. In demselben Augenblicke fielen aber ihre Augen auf Leisniz's Gesicht und mit einem heftigen Schrei und den Worten: „O mein Gott! Was ist das?“ fiel sie halbbohnmächtig vor Schrecken auf einem Stuhl.

Diese heftige Exclamation zog schnell die beiden Frauen aus dem Laden herbei. Goldast und der Schneider eilten Karolinen zu Hülfe, der Polizeicommissair sah verblüfft darein und selbst der Baron hinter dem Schirme, der sich bis jetzt, trotz aller Gemüthsbewegung, wie eine Bildsäule verhalten hatte, lugte vorsichtig nach seiner lieben Lilli hinüber.

„Ja, was ist das?“ wiederholte der Polizeicommissair Linchens Frage.

„Ja, was ist das, Linchen?“ fragte Goldast, aus aller Fassung gekommen. „Ja, Herr Femine, was ist das?“ zitterte der Schneider wie besessen.

„Was giebt's da?“ fragte Frau von Villiers bestürzt.

„Ja, was giebt's da?“ wiederholte Madame Holzmann mechanisch. Aber kein Mensch hatte eine Antwort auf alle diese gleichlautenden Fragen.

„Ich bin behext, bezaubert!“ schrie Karoline. „Dieser Herr —“

„Weshalb? Weshwegen? Warum? Was ist eigentlich los?“ riefen Klinckhardt, Goldast, Frau von Billiers, Herr und Madame Holzmann wirr durcheinander. In selbst Leisniz mischte eine Frage des Erstaunens in diesen seltsamen Chorus.

„Vom schlanken Stock behert,“ ließ sich Madame Holzmann noch zum Schluß vernehmen. „Da haben wir die Bestätigung, daß er ein Herenmeister ist.“

„Dieser Herr, diese Dame —“ fuhr Karoline fort.

„Ah, sieh da!“ unterbrach sie Frau von Billiers, ihren Gast erkennend.

„Nun, was ist's denn mit diesem Menschen, der Herr und Dame zugleich ist?“ fragte der Polizeicommissair ungeduldig.

„Er war von einigen Minuten eine andere Dame,“ ließ sich Karoline hören.

„Aber Sie sprachen ja vom schlanken Stock und der ist doch keine Dame!“ eiferte der Polizeimann.

„Nein, diese Dame war ein anderer Herr,“ fuhr Karoline fort.

„Wer kann aus diesen Worten klug werden?“ rief Klinckhardt, verzweiflungsvoll im Kreise umherblickend.

„Diese Dame, dieser Herr ist nicht der schlanke Stock,“ schrie Karoline.

„Ich fürchte, es ist nicht richtig mit ihr,“ wandte sich Klinckhardt an die Uebrigen und deutete mit dem Zeigefinger auf die Stirn. Dann zu Leisniz gewendet: „Können Sie uns diesen seltsamen Auftritt erklären, meine Dame, oder mein Herr?“

„Ich erfreue mich mit Ihnen eines Geschlechts,“ versetzte dieser. „Aber der Auftritt ist mir selbst unerklärlich.“

„Also sind Sie nicht der schlanke Stock?“

„Diese Dame“ — er zeigte auf Karolinen — „hat Ihnen schon erklärt, daß ich's nicht bin. Sie hat die Wahrheit gesagt.“

„Er ist's nicht?!“ sagten Frau von Billiers und Madame Holzmann höflichst verwundert zu einander.

„Aber ich beschwöre Sie, mein Herr, wie kommen Sie in dieses Zimmer?“ meinte Karoline.

„Durch eine Thür drinnen,“ antwortete Madame Holzmann statt des Gefragten. Die beiden Zimmer sind ja durch eine Thür verbunden. „Der rechte Stock steckt also noch drinnen.“ Und sie rief hinein: „Kommen Sie heraus, Herr Stock! Sie sind begnadigt.“

„Aber es regte sich nichts in dem dunkeln Zimmer.“

„Wir müssen hineingehen,“ sagte Klinckhardt. „Er hat sich versteckt oder ist entsprungen. Wir wollen

der Sache bald auf den Grund kommen.“ Er nahm ein Licht vom Tische und ging voran; ihm folgten Madame Holzmann und Herr von Goldast. Herr Holzmann fühlte sich dagegen mehr von dem Stockfisch auf dem Tische angezogen und gedachte während der Pause einen Theil davon zu sich zu nehmen. Frau von Billiers huschte unbemerkt hinter den Schirm, da sie aber nur Augen für Leisniz hatte, der durch einige Blicke und Bewegungen in Bezug auf Linchen ihren Verdacht erregt, so sah sie den Baron nicht, der sich vor ihr rasch und mit Entsetzensmienen neben den schmausenden Holzmann hin in den Kleiderschrank flüchtete, in welchem Goldast erst gesteckt hatte. Sobald sich Leisniz unbemerkt und Frau von Billiers dem Polizeicommissair ebenfalls gefolgt glaubte, schlang er schnell einen Arm um Linchens Hüfte und flüsterte ihr zu: „Holder Engel, wie reizend war diese Verwechslung! Ich glaube, ich wäre Ihnen durchs ganze Leben gefolgt, so von ihrer sanften Hand geleitet.“

„O mein Herr!“ versetzte Linchen erröthend, „trotz Ihrer Verkleidung hab' ich Sie sogleich wieder erkannt. Aber wie kommen Sie nur hierher und in diese Kleider?“

„Sie sollen Alles erfahren. Gedulden Sie sich nur eine kleine Weile, süßes Herzblättchen.“

Der eifersüchtigen Wittwe war kein Wörtchen hinter dem Schirme entgangen. Jetzt schlich sie hinter dem Pärchen her, welches sich eben anschickte, den Vorangegangenen in das Damenzimmer zu folgen. „Ah so, mein Herr!“ flüsterte sie Leisniz zu, der sich erschrocken zu ihr umwandte. „Ich dachte mir es wohl. Viel Worte, viel Lügen.“

Nun ließ Leisniz Linchen allein in das Zimmer treten und wandte sich geschmeidig zu der pikirten Dame: „Meine Theure, ein kleiner Scherz!“

„Sie haben mich hintergangen, mein Herr,“ versetzte ihm Frau von Billiers stolz. „Sie sind nicht der junge Mann, für den Sie sich bei mir ausgegeben haben.“

„O Verzeihung!“ deklamirte der Schelm wieder in der frühern Weise. „Die glühendste Liebe, die heftigste Leidenschaft für Sie, holde Frau, lehrten mich diese Wege. Wird das schöne Herz, das sich mir zu eigen ergab, weniger zärtlich für mich schlagen, weil ich kein Demagog bin?“

„Welches Herz ergab sich Ihnen zu eigen, mein Herr?“ fragte die Wittwe schneidend kalt. „Doch wohl nicht das meinige? Wer sind Sie denn eigentlich, mein Herr?“

„Ein Ehrenmann, der sich Ihrer in jeder Hinsicht würdig zeigen wird. Meinen Namen und meine Verhältnisse sollen Sie in Ihrem stillen Kloset erfahren. Hier ist der Ort nicht dazu. Kommen Sie, wir haben hier nichts mehr zu schaffen, noch zu suchen. Ich werde Ihren Zorn zu befänstigen wissen. So kommen Sie doch!“

„Nein, mein Herr! Erst will ich nun den rechten Stock kennen lernen.“ Damit trat sie ebenfalls in das Damenzimmer und Leisniß folgte ihr mit Bittworten, auf die sie nicht achtete.

Raum hatten sie das Feld geräumt, als der Baron wie ein Rasender aus dem Kleiderschrank hervorstürzte und nach der Ladenthür eilte. Dem Schneider blieb der Bissen im Schlunde stecken vor Schrecken. „Wollen Excellenz nicht bleiben, bis der tolle Spuck zu Ende ist?“ fragte er hinter dem Gesandten hereilend respectvoll, „damit ich Ihnen nachher Maas zu dem Bräutigamsanzuge nehmen kann.“

„Gehen Sie zum Teufel mit Ihrem Maas!“ wüthete der Baron und war schon im Laden. „Ich brauche keinen Bräutigamsanzug mehr.“

„Nicht! Aber Sie haben sich ja auch das Gallakleid von meiner Frau noch nicht ausgesucht?“ versorgte ihn der Schneider.

„Ich brauche auch kein Gallakleid. — Holzmann, wenn Sie ein Wort verrathen, daß ich hier und Zeuge dieser Auftritte war, so verlieren Sie nicht nur meine, sondern auch die Kundschaft aller meiner Freunde.“

„Ich bin stumm wie der Stockfisch drinn!“ be-theuerte der Schneider mit der Hand auf dem Herzen und der Baron sprang mit gleichen Beinen auf die Straße hinaus, eine Evolution, wie er sie seit seinen Knabenjahren nicht wieder ausgeführt hatte und die weit außerhalb dem Kreise aller aristokratischen Bewegungen lag.

„Was dem nun wieder in den Kopf gekommen sein mag!“ brummte Holzmann kopfschüttelnd und kehrte wieder zu seinem Stockfische zurück. „Heut Abend ist Alles verwirrt; aber ich habe das beste Theil erwischt.“ Und damit speiste er weiter.

Aber er sollte auch keine Ruhe dabei haben. Denn plötzlich rannte Herr von Goldast schneller, als man von seinen kleinen dicken und krummen Beinen hätte erwarten dürfen, aus dem Damenzimmer auf den essenden Mann los und schrie aus vollem Halse: „Halt, bester Freund! Theilen Sie wenigstens den Fisch mit mir. Ich hab' es redlich verdient und Sie können ihn unmöglich allein essen.“ Damit nahm er Platz

und langte zu. Jetzt kamen Frau von Villiers und Bernhard Müller, Karoline Sternau und Philipp von Leisniß und zuletzt der Polizeicommissair Klinkhardt mit dem Lichte aus dem Damenzimmer.

„Ja, ja Sie sind es!“ rief die schöne Wittwe begeistert und freudestrahlend. „Sie sind mein Retter und Schützer! Mein guter Engel in großer Gefahr. Lügner Sie es nur nicht! Und Sie sind auch der schlanke Stock, wie mir meine ahnende Seele zugestüffert hat.“

„Ich kann nicht in Abrede stellen, gnädige Frau,“ versetzte Bernhard verbindlich, „daß ich allerdings derselbe bin, der Ihnen vor einigen Wochen einen kleinen ritterlichen Dienst leistete als Sie in einer ähnlichen Verkleidung stecken wie ich jetzt; aber der schlanke Stock — es thut mir leid — bin ich doch nicht.“

„Wie, auch Sie wären nicht der Student, den man mit dem Namen: „schlanke Stock“ oder „Stockfisch“ bezeichnet?“ fragte der Polizeicommissair den eingeholten Bernhard. „Ich versichere Sie, es harren nicht nur Gnade und Verzeihung, sondern auch Ehren und Würden Ihrer, wenn Sie es sind.“

„Wollte doch der Himmel, ich wär's! Ich kann aber von Ihrer Güte keinen Gebrauch machen.“

„Aber Bernhard!“ rief Karoline, „Du hast ja —“ „Nicht ich, Linchen, habe mich für den schlanken Stock ausgegeben, den ich übrigens persönlich kenne; Du hast mir nur Schuld gegeben, ich sei es.“

„Es ist wahr, mir hat es der Secretair Sillig vorgeschwast und ich war schwach genug, ihm ein einziges Mal zu glauben.“

„Auch mir hat es der Secretair Sillig geschrieben,“ fügte Frau von Villiers hinzu.

„Ebenso hat er es mir versichert,“ sagte der Polizeicommissair verdrießlich.

Frau von Villiers zog jetzt Karolinen nach dem Laden und wechselte schnell und lebhaft einige Worte mit ihr. Darauf verklärte sich ihr Gesicht noch mehr, und ihre schönen Augen strahlten in süßer Befriedigung. Offenbar hatte sie von Karolinen eine sehr angenehme Nachricht erhalten, eine Aufklärung, die ihr große Freude machte.

Während dieses geschah, nahm Madame Holzmann das Wort: „Den Zweifel kann ja Herr von Goldast am besten lösen. Er ist ja ein intimer Freund des schlanken Stocks.“

„Herr von Goldast,“ rief der Polizeicommissair dem kleinen Fetten zu, der über die vom Schneider am Stockfisch ausgeführten Verwüstungen in traurige Ge-

bankten versunken dasaß, gleichsam als hätten ihm die Hühner das Brod genommen, „kennen Sie diesen jungen Herrn hier auf Ihr Ehrenwort?“

„Ich habe nicht die Ehre, ihn näher zu kennen,“ versetzte der Philosoph gleichgültig. „Ein einziges Mal hab' ich ihn im Hause des Barons von Geisheim gesehen, der ihn mir als einen Verwandten nannte.“

„Der bin ich auch, wie mir Fräulein Sternau bezeugen wird,“ versicherte Bernhard und wandte sich wieder zu Frau von Villiers, um mit ihr heimlich zu plaudern.

„Ich bezeug' es auf Ehre und Gewissen,“ sagte Karoline. „Und der Baron von Geisheim wird daselbe thun.“

„Aber wo ist denn nun der schlanke Stock?“ fragte der Polizeicommissair mit einem ziemlich albernen Gesichte.

„Das können nur seine nähern Freunde wissen, zu denen ich nicht gehöre,“ antwortete Bernhard. „So viel kann ich übrigens versichern, daß er wirklich Stock heißt und da er von ungewöhnlicher, schwächtiger Leibeslänge war, so hieß er unter den Studenten der lange oder schlanke Stock, und da er von Geist eben so klein war wie von Körper groß, so hatte er von diesem Umstande den Namen Stockfisch erhalten, da dieser Fisch bekanntlich dieselben Eigenschaften besitzt.“

„Ich merke, daß ich von dem Secretair Sillig betrogen bin,“ sagte der Polizeimann mit Resignation.

„So können wir wohl gehen?“ fragte Linchen naiv und nahm Bernhards Arm.

„Ich muß Herrn Bernhard Müller als Demagogen verhaften,“ versetzte Klinkhardt. „Wenn er frei von Schuld wäre, wozu hätte er nöthig gehabt, sich zu verstecken.“

„Ach, Du lieber Gott!“ rief Linchen erschrocken.

„Ich stelle für Herrn Müller jede Caution, welche verlangt wird,“ trat Frau von Villiers vor, „und rufe sämtliche Anwesende zu Zeugen meines Versprechens auf.“

„Auf diese Erklärung kann sich Herr Müller entfernen,“ beruhigte der Polizeicommissair.

„So wünschen wir gute Nacht!“ rief Linchen vergnügt und verschwand mit Bernhard. Frau von Villiers begleitete sie mit den freundlichsten Geberden bis zur Thüre und flüsterte ihnen noch Einiges zu. Als sie zurückkehrte, seufzte sie komisch: „So soll ich nun wirklich den berühmten schlanke Stock nicht sehen und ich hätte so gern seine Bekanntschaft gemacht.“

Leisnig, der zu den letzten Ereignissen ein ziemlich saures Gesicht gemacht, hatte durch die Vertraulichkeit Linchens und Bernhards und durch ihre gemeinsame Entfernung wieder neuen Muth geschöpft und glaubte sein Heil bei der schönen Wittve von neuem versuchen zu müssen. Er näherte sich ihr also mit den verbindlichen Worten: „Ich werde Sie zu trösten und zu entschädigen wissen, verehrteste Frau. Kommen Sie nur jetzt in Ihr freundliches Haus!“

„Herr von Goldast!“ rief der Polizeicommissair wild, „Sie müssen den Stock schaffen. Sie erhalten Ihre Freiheit nicht eher.“

„Ach, Holzmann hat ihn im Magen!“ versetzte der Epikuräer seufzend. „Ich habe nur einen Bissen davon erwischt.“

Die Ladenthür wurde geöffnet und ein Mann schlich herein, den Alle sogleich für den frommen Secretair Sillig erkannten. „Guten Abend, meine hochverehrten Herrschaften!“ grüßte er demüthig. „Ah, lauter werthe Freunde und Bekannte, die ich hier nicht zu finden hoffte. Und den ich hier zu finden erwartete — der mich hierher bestellt. —“ Dabei sah er Holzmann scharf und fragend an und dieser machte als Antwort eine Bewegung mit der Hand, welche genügend erklärte, daß der Baron fort sei.

„Sie kommen sehr erwünscht, Herr Secretair,“ redete ihn Klinkhardt an.

„Der Herr segnet das Haus, wo der Gerechte erwünscht kommt,“ versetzte Sillig mit Salbung, durch die aber eine aus den Umständen leicht erklärte Befangenheit hervorschimmerte.

„Mein Herr, der Verdacht fällt schwer auf Sie, daß Sie mich absichtlich getäuscht haben,“ redete der Polizeicommissair gemessen.

„O Herr Polizeicommissair, wie können Sie doch von einem Manne sittlichen Charakters und edler Denkart so etwas glauben!“

„Auch ich bin schändlich von Ihnen getäuscht worden, Herr Secretair,“ plagte Frau von Villiers heraus. „Dieser Herr hier, den ich nicht kenne —“

„Ich beschwöre Sie, gnädige Frau,“ schnitt ihr Leisnig das Wort leise ab, „schweigen Sie und machen Sie das Uebel nicht noch ärger!“

Der Polizeimann fuhr fort auf den Frömmeler hineinzureden: „Haben Sie mir heute früh nicht angezeigt, daß der berühmte Demagog, der schlanke Stock genannt, sich heimlich im Hause des Barons von Geisheim aufhalte?“

„Nun, das war doch meine Pflicht,“ versetzte Sillig in großer Verlegenheit.

„Also Sie zeigen die Demagogen der Polizei an?“ fragte Frau von Villiers mit dem Ausdruck äußerster Verächtlichkeit in Stimme und Geberde. „Pfiu, mein Herr! Und mir versprechen Sie zu gleicher Zeit den schlanken Stock zuzuführen! Und nachher werde ich getäuscht und betrogen doppelt und dreifach, von Ihnen und andern Leuten! Welch' eine elende Rolle spielen Sie!“

„Gnädige Frau, ich —“ stammelte Sillig.

„Dies erhöht den Verdacht gegen Sie,“ strafte ihn Klinkhardt. „Ferner sagten Sie mir, Herr von Goldast sei ein intimer Freund jenes Demagogen und kenne dessen Aufenthalt.“

„Sie haben das gesagt?“ kreischte Goldast, roth wie ein wälscher Hahn. „Sie haben mir all das Elend auf den Hals gewälzt? Sie sind ein Ungeheuer, Sillig! Durch Sie bin ich um den Stockfisch gekommen. Höllenstrafen auf Ihren Kopf!“

„Es will mir scheinen,“ fuhr Klinkhardt fort, als wüßten Sie vom schlanken Stock und dessen Aufenthalt mehr als Sie uns sagen möchten. Ja Sie haben durch diese Intriguen wahrscheinlich nur die Aufmerksamkeit von ihm ab und auf eine andere Seite hin lenken wollen. Sie sind deshalb mein Arrestant so gut wie Herr von Goldast.“

„Mein verehrter Freund, Sie werden doch nicht —“

„Die Wahrheit will ich erforschen, weiter nichts, und wenn Sie mich absichtlich getäuscht haben, Sie bestraft sehen.“ Und zur Thüre hinaus rief der erzürnte Beamte: „Martin! Anton!“ Zwei Polizeidiener traten herein. „Jeder dieser beiden Herren erhält für diese Nacht ein besonderes Gefängniß. Ihr führt sie eine solche Strecke von einander, daß sie sich weder durch Worte, noch durch Zeichen miteinander verständigen können.“

Leisnitz hatte sich Sillig genähert und flüsterte ihm jetzt zu: „Es geht Alles schief und war doch im besten Gange.“

„Nur den Muth nicht verloren!“ versetzte der Secretair eben so. „Lassen Sie nur nicht ab.“

Dazu seufzte der unglückliche Eskünstler: „Das ist der schlechteste Tag meines Lebens. Nachdem ich den ganzen Tag die Mühen und Beschwerden des Stockfischfangs ertragen habe, muß ich hungrig ins Gefängniß.“

Die Polizeidiener schnitten alle weiteren Erplicationen ab, indem sie die Gefangenen hinausführten.

Klinkhardt grüßte höflich und folgte. In diesem Augenblicke fuhr ein Wagen vor das Haus und hielt an der Ladenthür. Frau von Villiers griff nach Hut und Mantel und wurde von Madame Holzmann eifrigst bedient. Leisnitz näherte sich der schönen Wittwe noch einmal. „Gnädige Frau, ich habe Ihren Zorn auf mich geladen.“

„Und nie war mein Zorn gerechter als heute,“ antwortete sie stolz. „Sie haben mich in Verbindung mit Sillig hintergangen. Aus welchem Zwecke? wenn ich fragen darf.“

„Die Liebe zu Ihnen —“

„Schweigen Sie mit diesen schönen Redensarten!“ herrschte die Dame bitter. „Sie haben sich mir als einen so wackern Redekünstler gezeigt, daß ich Ihnen kein Wort mehr glaube. Desto mehr glaub' ich meinen Augen und Ohren und die haben mir genugsam verrathen, wohin Ihr Herz sich in Wahrheit neigt.“

„Durch ein offenes Bekenntniß hoff' ich Ihre Günst wieder zu erlangen, gnädige Frau.“

„In der That, ich bin nicht sehr neugierig auf dieses Bekenntniß. Doch will ich es aus Curiosität anhören. Ich habe meinen Wagen vor das Haus bestellen lassen. Nehmen Sie mit mir das unterbrochene Souper ein. Sie werden noch ein Paar bekannte Tischgäste finden und Einer davon wird Ihnen besonders angenehm sein.“

„Ich nehme Ihre Einladung mit Freuden an.“ Und er bot ihr den Arm, grüßte das Schneider-Ehepaar vornehm und hob die Dame in den Wagen, um neben ihr Platz zu nehmen. —

„Bist Du denn klug geworden aus dieser Geschichte, mein Schatz?“ fragte der Schneider seine Ehehälft mit einem stupiden Gesichte. „Wer war denn nun eigentlich der vielbesprochene Stock?“

„Das weiß Gott allein!“ seufzte Madame Holzmann.

„Und ich weiß wenigstens,“ fügte Herr Holzmann zufrieden hinzu, „daß ich den besten von allen Stöcken im Leibe habe.“

Am folgenden Morgen trat Sillig mit tiefer Devotion in das Zimmer seines Principals.

„Sie haben Fatalitäten mit der Polizei gehabt?“ fragte der Baron, seinen Gruß erwidern.

„Ein Mißverständniß, Excellenz, in das ich des jungen Müllers wegen gerieth. Es hätte nicht viel gefehlt, ich wäre für einen Demagogen gehalten wor-

den, weil ich mich aus Ergebenheit für Sie, Excellenz, und aus Menschenliebe überhaupt, für den jungen Mann interessirt hatte.“

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

Mittheilungen aus Paris. Paris hat einen der ersten Sonderlinge durch den Tod verloren, den Marquis d'Aligre, der durch Geiz und Speculation ein so großes Vermögen erworben hatte, daß er nebst dem kürzlich ebenfalls verstorbenen Grafen Roy für den größten Grundbesitzer in Frankreich galt. Auch wetteiferten beide im Leben stets mit einander, auch im Geiz, und als Roy starb, rief Aligre aus: „Nun bin ich doch besiegt! Wie ich es auch anfangen mag, muß ich doch mehr ausgeben als er, der nun gar nichts mehr braucht.“ Viele Jahre lang kaufte der Marquis alles was wohlfeil war, es mochte heißen wie es wollte und fand sich deshalb in allen Auctionen ein. In der Umgegend von Havre kaufte er soviel Land zusammen als er bekommen konnte, weil er das Aufblühen des Ortes ahnete und er verkaufte dann mit ungeheurem Gewinne. In Paris hat er ganze Stadttheile gebaut und zwar fast nur aus alten Materialien, die er wer weiß woher gebracht hatte. Selbst alle alten Meubeln ersand er überall und endlich besaß er so viel dergleichen, daß er ungeheure Gebäude aufführen lassen mußte, um seine Einkäufe unterbringen zu können. Jetzt werden diese aus allen Ecken und Enden zusammengebrachten Dinge wieder zerstreut werden und es finden sich gewiß sehr merkwürdige darunter; namentlich hatte er viel von dem an sich gebracht, was in der Revolution zerstört und verkauft wurde und das er eigensinnig nicht zurückgab, namentlich alten Kirchenschmuck; auch die Kanzel, von welcher Bossuet herabdonnerte, ein sonst vielbewundertes Kunstwerk, war in seinem Besitze und wird nun wahrscheinlich der Kirche zurückgegeben. Von seinem Geize erzählt man tausend Anekdoten, wir erwähnen aber nur eine. Eines Tages gab er seinem Diener einen alten erdärmlichen, abgetragenen Hut, wie ihn ein Geiziger ablegt. Der Diener schämte sich einen solchen Hut zu tragen und kaufte sich einen neuen. Als ihn einige Tage darauf der Millionär sah, wunderte er sich über das gute Aussehen des Hutes. „Ich habe den Hut, den Sie mir schenkten, aufspuzen lassen und dafür nur 20 Sous bezahlt.“ — Der Marquis setzte sofort den Hut auf und sagte: „Er ist für Dich zu gut; ich versah mich, als ich ihn Dir schenkte; hier hast Du Deine 20 Sous; ich behalte meinen Hut.“ — Das Testament, welches er hinterlassen hat, ist übrigens ein Meisterstück seiner Seltsamkeit. Seiner Tochter, der Frau von Pommereux, hat er nur so viel gegeben, als er ihr nach dem Gesetz geben mußte, alles übrige vertheilte er nach Laune. So bekommt die Sängerin Falcon funfzigtausend Francs, „weil er das Vergnügen

gehabt sie einmal singen zu hören;“ einer Tänzerin, Mlle. Robert, hat er gar hunderttausend Francs vermacht, „weil sie tugendhaft sein sollte.“ Dagegen hat er fünf oder sechs Personen, die nichts weniger als tugendhaft sind, ebenfalls große Vermächtnisse ausgesetzt. Seine zahlreichen Schlösser, die er in verschiedenen Gegenden von Frankreich besaß, sollen niedergedrückt werden, in denen sie liegen. Uebrigens hat er alle seine Vermächtnisse so seltsam vercausulirt und an so eigenthümliche Bedingungen geknüpft, daß wahrscheinlich eine Menge Prozesse daraus hervorgehen und der alte Schalk im Himmel gewiß darüber ins Häufchen lacht. — Für zwei Verlobungen hat sich halb Paris interessirt, für die der schönen Solange Dubevant (der Tochter der George Sand), und jene Adrian Boieldieu, des Sohnes des großen Componisten. Man erzählte allgemein, die Tochter der Sand würde sich mit einem Grafen von Proß verheirathen und während die Aristocratie sich freute, daß die Schriftstellerin nicht nach den Grundsätzen in ihren Werken handele, wußten ihre Freunde und Bewunderer nicht, was sie sagen sollten. Endlich ergab sich das Gerücht als grundlos und die Tochter der großen Schriftstellerin verheirathet sich mit dem jungen Bildhauer Chéfinger, der ganz dem Männerideale entsprechen soll, welches die Dichterin geschildert hat, und sie hat sich womöglich noch mehr Freunde erworben, da sie durch die That beweist, daß sie keine Aristocratie als die des Geistes anerkennt. Adrian Boieldieu dagegen liebte die Tochter eines berühmten Musikers, der indeß gerade heraus sagte: „Junger Mann, es reicht nicht hin, daß sie Ihres Vaters Namen und Vermögen geerbt haben; Sie müssen der Welt auch zeigen, daß sie der Erbe seines Talenten sind!“ und ehe der Beweis geliefert, wollte er von der Heirath nichts wissen. Da entschloß sich denn Adrian und componirte die kleine niedliche Oper *Le Bouquet de l'Infante*, — mit welcher Angst läßt sich denken. Das Stück begünstiget aber stets die wahre Liebe; die Oper gefiel und noch am Abende der ersten Aufführung gab der alte Brummbar von Vater dem jungen Componisten freundlich die Hand der Tochter. — Schließlich wollen wir noch von einem Proceß über das Portrait eines Pferdes berichten. Der Maler Gangembre erhielt von einem Herrn Godot den Auftrag, ihm ein treues Bild seines Rennpferdes zu malen. Das geschah, aber die Freunde des Herrn wollten behaupten, das Pferd sei nicht wohl getroffen. Kurz Godot verlangte einige Aenderungen an dem Bilde, die der Maler bereitwillig machte. Dann schickte er das Bild von neuem ab und verlangte den bedungenen Preis von 612 Francs. Godot gefiel das Bild noch immer nicht und er schickte es dem Künstler zugleich mit dem Gelde wieder zurück. Der Künstler erklärte nun, er verlange den bedungenen Lohn für seine Arbeit und nehme keine Almosen an. Da Godot das Pferdeportrait trotzdem nicht abholen ließ, so verklagte ihn der Maler und der Gerichtshof hat so eben das Urtheil gefällt, Godot müsse das Bild annehmen und habe für jeden Tag, den er dasselbe in der Wohnung des Künstlers lasse, 25 Francs Strafe zu zahlen.

(Die Londoner Season.) Anderswo giebt es vier Jahreszeiten, nicht so in London, dieses erkennt bloß eine an und nennt sie vorzugsweise „the Season, die Jahreszeit,“ um ihre Wichtigkeit, ihren Rang vor jeder andern Periode des Jahres hervorzuheben. Die Season ist der einzige Abschnitt des Jahres, den man einer besondern Phrase würdig erachtet, alle übrigen Abschnitte sind für London von keiner Erheblichkeit und während derselben existirt es bloß, aber in der Season lebt und bewegt es sich, glänzt und tanzt, schmückt sich mit Blumen, hat Ueberfluß an Festen und Banquets und Ausstellungen aller Art, besucht die mit Waaren strotzend gefüllten Kaufläden; seine Straßen wimmeln von prächtigen Karrossen und die Kleinrämer, Mobisten, Pugmacher u. s. w. erschöpfen sich in Verbeugungen und holdseligem Lächeln vor Denen, welche leichten Fußes aus diesen Karrossen steigen. Zu jeder andern Zeit des Jahres ist London eine große Stadt; aber vom Beginn des Mais bis Ende Juni, vom ersten Stachelbeergrün bis zum ersten Haselhuhn ist es eine wahre Metropole, ein Mittelpunkt, welchem sämtliche reiche Grundbesitzer zueilen, wo Glanz und Lust in jeder Gestalt auf ihre Käufer warten. Aber Vergnügen ist nicht das Einzige, wonach man strebt; die Season ist auch die Zeit für Geschäfte; wenn der Projectmacher seinen Plan nicht innerhalb der bezeichneten Frist durchführt, so muß er bis zum nächsten Jahre warten. In der Season wird nichts gethan als gekauft und verkauft; die Lebenslust ebbt ostwärts, und rastlose, energische Existenz scheint auf die „City“, die Bank, die Börse und jene mysteriösen Leute beschränkt, welche Jahr aus Jahr ein unablässig arbeiten und den Grund zu Reichthümern legen, die dazu dienen, den Glanz zukünftiger „Seasons“ zu erhöhen. Jedes Gewerbe, jede Kunst, jedes Geschäft ist in vollster Thätigkeit. „Die Season“ ist das „Jetzt oder Niemals“ aller Derer, welche an den guten Geschmack den Wenigen oder an das Verdicht der großen Menge appelliren. Der Künstler arbeitet vielleicht Jahre lang in Vertrauen, wenn er einen Namen hat, in Hoffnung, wenn er noch keinen hat, daß die kurze „Season“ seinen angestrengten Fleiß, seine Mühe mit Gold oder mit Ruf lohnen werde. Es ist zu Gunsten „der Season“, daß jedes Land Europas seiner süßesten Sängers, seiner begabtesten Musiker beraubt wird; während dieser Zeit ist Italien tonlos und muß sich mit Talenten dritten und vierten Grades begnügen, welche das reiche, ekle London verschmäht.

Selbst in Bewunderung der Kunst beurkundet England seinen Handelsgeist; was es nicht produciren kann, das führt es ein: Deutschland sendet ihm einen Staudigl, Italien eine Grisi und einen Lablache, und Schweden eine Jenny Lind. Sie kommen wie die Geister auf den Ruf Prospero's. Welches ist die Macht, der sie gehorchen? Die Macht des Reichthums, welche sich während der Londoner Season nach allen Seiten hin entfaltet. Sie spreizt sich überall, in den Kaufläden, in den überfüllten Straßen, wo eine Equipage der andern den Weg versperrt, in den Parks, in den Klubs, der Oper, welche letztere allein zu ihrer Unterhaltung die Einkünfte

eines kleinen Staates erheischt, in den Theatern, bei den Ghiswick-Festlichkeiten, den Dejeuners, den Réunions, den Soirées, den Thés dansantes, — in allen Versammlungen und gesellschaftlichen Vereinen mit französischen Namen; — bei den Bällen Almack's, den Ministerpartien, ja selbst bei den jährlichen Diners zum Besten der Armuth, welche in Verschwendung und Ueppigkeit die Banquets von Fürsten hinter sich lassen. Nicht einmal die Versammlungen zu religiösen Zwecken, die im Monat Mai fast täglich in Exeter-Hall stattfinden, machen hiervon eine Ausnahme, sie liefern den Beweis für den beträchtlichen Reichthum der mittleren Klassen; denn wie könnten ohne solchen die vielen Hunderttausende von Pfunden bei diesen Gelegenheiten zusammengebracht werden? Ob die gegenwärtige Geldklemme, oder die vielen jetzt bevorstehenden Schwierigkeiten und Uebelstände den diesmaligen Ertrag schmälern werden, muß die nächste Folgezeit lehren; zu befürchten ist es allerdings, denn die in Masse drängenden Eisenbahn-Einzahlungen und der große Mangel an Baarem dürfte manchen Geldmann in seinen Spenden behindern. Indes werden die verminderten Subscriptionen nicht in's Auge fallen; äußerlich zeigt „die Season“ keine Erschlaffung, keinen Mangel an Thätigkeit und Aufregung, keinen verminderten Glanz. Die Equipagen rollen pfeilschnell und stolz wie immer durch die Straßen, Federn wehen in den Gesellschaftszimmern, Diamanten blitzen und strahlen auf den Bällen u. s. w. mit demselben Glanze wie sonst, und als gäbe es keine Minister-Berathungen wegen der Bedrängnisse der Zeit, und keine Artikel über Hungersnoth und unsägliches Elend in den Zeitungen. Regent-Street ist kaum zu passiren und keine von den prächtigen Karrossen mit ihrem trefflichen Gespann, welche hier halten, kommt ihrem Inhaber unter tausend Pfund jährlich zu stehen. Die Maisonne schien noch nie auf eine solche Season; aller Glanz, aller Reichthum scheint verdoppelt oder erhöht, gleichsam um einen stärkern Contrast mit dem Elend zu bilden, von welchem das vornehme London wohl hört, aber nichts sieht. Die Pairs verhandeln über ein irisches Armen-Gesetz und sprechen von Arbeitshäusern, Fieber, Hunger und den Hungertod vieler Tausende in einer Kammer von mehr als königlicher Pracht, wo Alles von Purpur und Gold strahlt, wo Alles Behaglichkeit und Luxus ist, wo das Gaslicht der reichverzierten Lampen Tageshelle verbreitet und der Fuß sanft über weiche Teppiche gleitet, so daß der Marquis von Lansdown es sogar für unpassend erklärte, an einem solchen Orte einen solchen Gegenstand zur Sprache zu bringen. Anstatt einer Gemälde-Ausstellung finden diesmal fünf oder sechs statt; für eine Oper hat London jetzt zwei, und beide sind gleich vortrefflich und sehr besucht. Ueberall Ueberfluß und Verschwendung! Die Metropole — oder richtiger die City — erscheint in ihrem Freudentaumel in diesem Augenblicke so sorglos, so gleichgültig, als wäre die Londoner Bank mit Gold und jeder Morast in Irland mit Korn gefüllt. Der Contrast zwischen den Lebens-Extremen ist ein abgedroschenes Thema für den Moralisten. Man kann sich leicht täuschen, wenn man nur auf die Oberfläche blickt, aber unter aller dieser Größe, dieser

Pracht, dieser Lust, welche die Hauptstadt darbietet, gewahrt der genaue Beobachter eine so deutliche Erkenntniß dessen, wofür man zu sorgen hat, ja und einen so festen Entschluß, den Uebeln der Zeit zu begegnen, als wäre der ganze Mai-Spectakel in Sack und Asche gehüllt und von Festlichkeiten keine Rede.

— 6. —

(Abstammung des Wortes Kutsche.) Die letzten Nummern der englischen Zeitschrift „The Art-Union“ enthalten eine Geschichte der Erfindung und Fortbildung des Räderfuhrwerkes für den Personen-Transport, in welcher unter andern auch der Abstammung des Wortes Kutsche (coach) gedacht ist: „Hinsichtlich der Etymologie des Wortes coach (Kutsche) scheint einige Ungewißheit zu herrschen. Beckmann in seiner Geschichte der Erfindungen hat dieser Frage einige Seiten gewidmet, und wir müssen den Leser, welcher eine genaue Erörterung darüber wünscht, auf dieses Buch verweisen. Der Verfasser neigt sich der Meinung hin, daß der Ausdruck ungarischen Ursprungs und zwar von dem Worte „Gutsche“ abgeleitet sei, was vormals ein Faulbett oder Sopha bedeutete, — eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung mit dem früheren Räder-Bett (wheel-bed) der Sachsen.“ Er fügt indeß noch Folgendes hinzu: „Mr. Cornides hat neuerdings nachzuweisen gesucht, daß das fragliche Wort allerdings aus Ungarn stamme, aber nicht von „Gutsche“, sondern von dem Namen eines Dorfes in der Provinz Bieselburg abstamme, welches gegenwärtig „Sitsee“ (Kitsee) heißt, vordem aber „Kotsee“ hieß, und wo die in Rede stehende Maschine zuerst erfunden worden ist.“ — 6. —

Generalcorrespondenz.

In der königlichen Gemäldegalerie zu München ist ein kleines Gemälde von Franz Meris, das Portrait des Malers selbst, gestohlen worden, wie die Galerie-direction öffentlich anzeigt. —

Ein Deutscher schildert einen Ball in Washington im Hause des Präsidenten der Vereinigten Staaten: „Die Toilette der Damen war auch hier wieder äußerst geschmacklos und überladen; indessen hatten auch viele, obgleich zum Tanze bereit, keinen ballmäßigen Anzug. Gold, Perlen und Edelsteine waren unmäßig verschwendet. Man sah selbst bei den Matronen die Häupter mit reichen Diamanten, mit Colibris, mit bunten Bändern und Blumen aller Art geschmückt. Die Männerwelt in den Vereinigten Staaten liebt es im Allgemeinen nicht sich zu geniren. Man sieht deshalb in der Regel die Männer in leichter, möglichst bequemer Tracht. Mit einer Polonaise, zu welcher die weltberühmte Kosziuskomusik gespielt wurde, begann der Ball. Man schien den Waffengeführten Washingtons da-

durch ehren zu wollen. Dann wurde diesem, dem Begründer der amerikanischen Freiheit, unter schmetterndem Tusch ein dreifaches Lebehoch gebracht. Nun begann der Tanz. Im Allgemeinen wird hier zu Lande herzlich schlecht getanzt; man sieht die Bravour vor allem in wildem Laumel und in unmanierlichen Sprüngen. Dabei ist die Musik herzlich schlecht. Wer sollte glauben, daß man in der Residenz der größten Macht jenseits des Meeres sich mit solcher Bierstieblermusik begnügt! Es wurden lauter alte Tänze gespielt, welche in Deutschland längst verschollen sind, und da mir alles so bekannt vorkam aus frühern glücklichen Zeiten, durchblätterte ich die abgenutzten Notenbücher und fand in Deutschland componirte Tänze mit deutschen Ueberschriften und Tanzbenennungen. Da war der „Königsgalopp“, der „Gurliwalzer“, der „Sehnsuchtswalzer“. Auch der in Deutschland längst verschollene „Hopswalzer“ ist hier wieder aufgelebt und folgte in der Reihe der Tänze. Sonst waren die Tänze die auch in Europa gebräuchlichen und der Festball verlief sich wie bei uns. Die berühmte Pruderie der amerikanischen Damen, welche in der That ans Lächerliche grenzt, sprach sich am auffallendsten aus. Wer nicht das Glück hatte, von einem Verwandten oder einem gewichtigen Manne vorgestellt zu sein, konnte sicher auf einen Korb von der angesprochenen Schönen rechnen. Hatte man das Glück eine Tänzerin zu finden, so war aus ihr keine andere Antwort herauszubringen als: Yes, Sir, — No, Sir. — I believe, Sir. Sogar den Anblick ihrer Augen suchten sie dem Tänzer zu entziehen. — Die Männerwelt bekümmert sich meistens sehr wenig um die Damen und geht ihnen vielmehr aus dem Wege. Die Reinigungsmaschine, welche von Zeit zu Zeit von zwei Negerinnen durch den Saal gezogen wurde, bestand aus einer Walze von grünem grobem Luche. —

Blumenfreunden wird die Nachricht von Interesse sein, daß es dem Gärtner Libert in Lüttich gelungen ist, prächtigen gefüllten Flieder in fast blauer Farbe zu ziehen. —

In London werden jetzt fünf Buschmänner gezeigt, welche für die größte Merkwürdigkeit gehalten werden, die die Neugierigen und Gelehrten auffuchen können. Sie sind nämlich von der kleinsten Menschenrace, die man kennt, nur wenig größer als Affen und sie unterscheiden sich auch sonst wenig von Thieren. Es mag einen eigenthümlichen Eindruck machen, mitten in der Uebercivilisation Menschen auf der niedrigsten Entwicklungsstufe zu beobachten. —

Die bekannte Kunsthandlung von Ackermann u. Comp. in London verkauft seit einigen Wochen eine Art Nadel zum Halten loser Blätter, wie Zeitungen, Manuscripte, Noten. Diese Nadel besteht in einem elastischen Drahtstück, welches in eine Form gebogen ist, daß das Papier oben und unten festgehalten wird; sie ist bequem im Gebrauch, verlegt das Papier gar nicht und ist mehr eine Zierde als ein Hinderniß. Wahrscheinlich werden ähnliche Lesenadeln auch bald bei uns zu haben sein. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 26.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Plagaten und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Wäntzen, Perücken (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zhlr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Meubles, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Stockfischfang.

Humoristische Erzählung

von
Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

„Ich dachte mir wohl,“ sagte der Gesandte, „daß wir des Wildfangs wegen noch Ungelegenheiten haben würden. Er kann seines Vaters Blut nicht verläugnen. Ich konnte ihm Lilli's wegen den Aufenthalt nicht verweigern. Es ist gut, daß er fort ist.“

„Gewiß, es ist sehr gut, daß er fort ist. Aber Lilli's wegen, Excellenz? Wie soll ich das verstehen?“

„Davon ein andermal, lieber Sillig! — Mir fällt dabei ein, daß ich Sie ersuchen will, heute Vormittag den Testamentsentwurf, den ich Ihnen neulich übergab, in Ordnung zu bringen. Mein Nefse, Philipp von Leisnitz, erhält die eine Hälfte meines Vermögens, Lilli die andere.“

„Excellenz gedachten sich selbst noch zu vermählen?“ stellte sich Sillig verwundert.

„Stille davon! Ich habe diesen Plan aufgegeben.“

„Darf ich fragen —?“

„Ei nun, ich brauche Ihnen kein Geheimniß daraus zu machen. Ich habe Frau von Billiers als eine leichtsinnige, höchst leichtsinnige Frau kennen gelernt. Recht à propos.“

„Ist's möglich, mein gnädiger Herr!“

„Denken Sie sich, ich hatte gestern Abend Gele-

genheit, einen sehr unanständigen Discours zwischen ihr und einem männlichen Subject unbemerkt anzuhören!“

Und wer war dieses Subject?“

„Was weiß ich! Ein Abenteuerer und noch dazu in Frauenkleidung. Fi donc! Es thut mir leid um Frau von Billiers. Sie ist verblendet.“

„Das war Gottes Finger für Ew. Excellenz. Die Hand der Vorsehung hat Sie dahin gestellt, wo Ihnen die Augen geöffnet werden sollten.“

„Es war die Hand des Schneiders Holzmann. Gleichviel; es geschah sehr à propos. Ordnen Sie das Testament; ich will es vollziehen.“

Sillig empfahl sich und dachte: „Es wird sich wohl noch eine Aenderung darin nöthig machen.“

Er war kaum hinaus, so trat der Kammerdiener Jakob herein und meldete: „Der Herr Baron Philipp von Leisnitz, Ew. Excellenz Nefse, bittet um die Ehre.“

„Herzlich willkommen!“ rief der Gesandte auf's Freudigste überrascht. „Der kommt mir ja wie gerufen und soll mir die albernen Grillen vertreiben. — — Grüß Gott, mein lieber Junge!“ jubelte er dem Eintretenden herzlich entgegen und umarmte ihn dann. „Ei bist Du ein stattlicher Bursche geworden! Du kannst ja alle Tage heirathen.“

„Mein gütiger Onkel, in der That bin ich gekommen, Ihren Segen zu meiner Verbindung zu ersuchen.“

Kaum aber hatte der Nefse einige Worte hören lassen, als der gute Onkel, wie von einer Wiper gestochen, zurückfuhr, die Farbe wechselte und vergebens nach Fassung rang; denn an der Stimme hatte er den

ihm verhaßten Liebhaber der Frau von Villiers vom gestrigen Abend erkannt.

„Aber, was fehlt Ihnen, theurer Onkel?“ fuhr Philipp besorgt fort. „Sie verwandeln sich! Ist Ihnen unwohl geworden?“

„Nichts! Nichts! Es ist schon vorüber!“ stammelte der Gesandte — „Also verheirathen willst Du Dich? — sieh doch! das ist ja schön von Dir! — Und wer ist denn Deine glückliche Braut?“

„Ich will Sie überraschen, bester Onkel, indem ich sie Ihnen nachher mit Ihrer gütigen Erlaubniß, um die ich höflichst bitte, vorstelle.“

„Du bist sehr gütig. — Du hast sie also mitgebracht?“

„Sie wohnt in hiesiger Stadt; sie ist Ihnen nicht fremd, ja sogar genau bekannt. Weiter darf ich jetzt nichts verrathen. Ich hab' es ihr hoch und theuer versprechen müssen. Die gute Seele freut sich kindisch auf die Ueberraschung.“

„Thut sie das, die gute Seele?“ sagte der Baron mit grimmigster Ironie. „So bist Du wohl schon längere Zeit hier?“

„Gestern bin ich angekommen. Doch hatte ich Abhaltungen, mich Ihnen sogleich vorzustellen.“

„Ich verstehe; die Braut hielt Dich ab.“

„Benigstens Brautangelegenheiten.“

„Nun laß Dir von Jakob ein Zimmer anweisen und mache Dir's bequem.“

„Ich gehe, um meine Geliebte zu holen.“

Und er ließ den guten Onkel in einem martervollem Zustande zurück. „Also der war's! gromelte er bitterbö. „Kam mir doch die Stimme gestern Abend wie bekannt vor. I der Bube! Wie er nur mit ihr bekannt geworden sein muß? Dahinter steckt irgend eine Spitzbüberei. Aber wart! Du hast die Rechnung ohne den Wirth gemacht!“ Hestig zog der alterirte Mann die Glocke und herrschte dem eintretenden Diener zu: „Herr Sillig soll augenblicklich kommen!“ — Den schnellen Gang durch das Zimmer fortsetzend, überließ er sich ganz der Fluth bitterer Gedanken und Gefühle: „Ei Herr Philipp von Leisniß und Frau Amalie von Villiers, jetzt denken Sie: der alte Baron von Weisheim ist betrogen und angeführt! Nicht doch! Sie irren sich. — Sie sind die Betrogenen. Und wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Silligs Eintritt unterbrach diesen rachsüchtigen Gedankengang.

„Excellenz haben befohlen.“

„Lassen Sie meinen Neffen aus dem Testamente. Lilli wird meine Universalerin.“

„Dieser schnelle Entschluß!“ rief der Secretair mit geheucheltem Erstaunen, während er inwendig ein Triumphlied über das treffliche Gelingen seines Planes anstimmte. „Ist er Folge einer Erleuchtung von oben?“

„Von unten, mein Freund! Ich habe eine merkwürdige Entdeckung gemacht.“

„Darf ich wissen?“

„So eben ist mein Neffe, Philipp von Leisniß, von mir gegangen und denken Sie, wen ich beim ersten Worte, das er zu mir sprach, in ihm erkannte?“

„Excellenz spannen meine Neugierde auf's Höchste.“

„Den feurigen Liebhaber der Frau von Villiers von gestern Abend, den tollten Abenteuerer in Frauenkleidern in der Schneiderbude. Ich habe mich alterirt. Lilli wird meine Universalerin.“

„Kaum darf ich nach dieser Erklärung wagen,“ sagte Sillig äußerst geschmeidig, „mit einer Bitte hervorzutreten, die mir schon lange auf dem Herzen liegt.“

„Worin besteht sie? Sie wissen, daß ich einem so brauchbaren und religiösen Manne, wie Sie sind, das Mögliche gewiß nicht abschlagen werde.“

„Sie würde wie Eigennutz klingen, Excellenz. Aber Gott sieht in mein Herz, das nur die wahren und ewigen Güter, nicht die vergänglichen irdischen im Auge hat.“

„Ich weiß das. Ich kenne Sie. Also sagen Sie getroßt.“

„Lange schon trage ich eine stille heilige Liebe in Zucht und Ehren zu Fräulein Karoline Sternau in der Seele. Ihre Tugenden haben mich gerührt. Ich hätte Sie um Linchens Hand gebeten, Excellenz, wenn sie eine arme Waise geblieben wäre; aber nun — die Universalerin —“

„Wird Ihnen doch wahrhaftig noch lieber sein als die arme Waise! In Gottes Namen, lieber Sillig! Wenn das Mädchen Sie will, ich habe nichts dagegen. Sie bleibt auch als Ihre Frau meine Universalerin. Und Sie, bester Sillig, sind mir ein willkommenener — nun weshalb sollte ich's Ihnen verhehlen! — ein willkommenener Schwiegersohn.“

„O meines Herzens fromme Ahnung! Also Linchen ist —“

„Meine Tochter. Da Sie ihr Mann werden, sollen Sie Alles wissen. Sie ist meine eheliche rechtmäßige Tochter.“

„Wie? Ew. Excellenz waren also verheirathet?“

„Die Geschichte fällt in die Kriegsjahre, in meine

Soldatenperiode. Ein bürgerlicher Waffenbruder von mir, der Hauptmann Sternau, hatte eine junge, sehr liebenswürdige Frau, die ich im Stillen hochverehrte, ja — liebte. Er fiel an meiner Seite; ich drückte ihm die Augen zu, nachdem ich ihm auf seine Bitte gelobt hatte, für seine zum erstenmal schwangere Wittwe zu sorgen. Aus dem Versorger wurde gar bald ein Liebhaber. Aber ich war von einer adelstolzen Familie abhängig. Reiche Dunkel und Lanten hätten mich enterbt, meine Mutter mir ihren Fluch gegeben, mein Vater mich verstoßen, wenn ich die Bürgerliche als meine Frau ihnen hätte zuführen wollen. Ich vermählte mich heimlich mit ihr, als sie einem Knaben das Leben geschenkt hatte. Das süße Glück unsrer Ehe war kurz. Karoline brachte mir ihr Ebenbild und ging zu den Engeln zurück, denen sie entstammt war.“ Der Diplomat wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

„Armer unglücklicher Mann!“ heuchelte Sillig. „Doch der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen; der Name des Herrn sei gelobt!“

„Ich wurde der Versorger ihrer beiden Kinder, die bei einer Schwester des Hauptmanns Sternau erzogen wurden. Karoline durfte nicht als meine Tochter gelten, wenn ich ihr das Erbe meiner Verwandten erhalten wollte. Nachher als diese zu unsern Vätern gegangen waren und ich freie Hand hatte, unterließ ich aus mehrfachen Gründen, Linchen öffentlich als meine eheliche Tochter anzuerkennen. Ich habe gefunden, es ist in unsern Tagen kein Glück für ein Mädchen, der Sproß einer adeligen Familie zu sein. Ich wollte Lilli, die ich auf's zärtlichste liebte, dadurch nicht hemmend in den Weg treten. Und wie wahr ich gefühlt, zeigt sich ja jetzt. Der ganze mir verwandte Adel würde mir zürnen, alle meine hiesigen Standesgenossen mir schmollen, wenn ich Ihnen die Baronesse von Geisheim zur Frau gäbe; das Fräulein Sternau kann Ihre glückliche Gattin werden, ohne sich und mir Feindschaften zu machen.“

„Sehr wahr, Excellenz! Und die heiligste Liebe umfaßt doch unsre drei Herzen. Sie haben sehr weise gehandelt. Es ist Gottes Finger, dem Sie gefolgt sind.“

„Weil aber mein Nefse Leisnig stets als mein Erbe gegolten hat, so wollte ich ihm wenigstens die Hälfte meiner zeitlichen Güter hinterlassen; Lilli hätte doch noch genug gehabt. Aber da mir der Menschen Streich mit Frau von Billiers gespielt hat, so bekommt er nichts, gar nichts und Lilli Alles, wie es ihr

von Gott und Rechtswegen gebührt. Nichten Sie also das Testament so ein, lieber Sillig — à revoir.“

Der schlaue Secretair begab sich in den Salon, um Karolinen aufzusuchen. „Das geht ja vortrefflich!“ hielt er stilles und vergnügtes Selbstgespräch mit sich und rieb sich die Hände verklärt lächelnd; „weit besser als ich mir nur jemals einbilden konnte. Dem Genie kommt das Glück zu Hülfe und so muß es auch sein, wenn etwas Großes gedeihen soll. — Adliges eheliches Kind! Wer hätte das gedacht! — Nun ich will ihn mit der Zeit schon überzeugen, daß er ihr schuldig ist, sie anzuerkennen. Und an diesem Akt, denk ich, hängt mein eigener Adelsbrief. Geheimer Legationsrath von Sillig. Hihhi! das klingt doch schön. Linchen — wenn ihr nur der flüchtige Demagog nicht im Herzchen steckt! Er muß heraus der Bursche! Ich erobere sie mir im Stürme wie Leisnig die Frau von Billiers. Der wird gestern Abend schon reussirt haben. Er soll mir zum Muster dienen. Wie er, bin auch ich unwiderstehlich. Ha, da kommt mein Engel. Ich laufe Sturm.“

Karoline war in den Salon getreten und Sillig eilte mit den Worten auf sie zu: „Der Himmel verleihe Ihnen seinen schönsten Segen, meine theure Freundin! O könnte ich Ihnen einen noch schönern innigern Namen geben!“

„Ich danke Ihnen, Herr Secretair!“ entgegnete Karoline. „Ich kann Gottes Segen brauchen. Der Name, den Sie mir zu geben so gütig sind, ist schon schmeichelhaft genug für mich.“

„Ach Karoline!“ schmachete der fromme Mann, „möchten Sie endlich die heiligen Gefühle verstehen und erwidern, die Gottes allweise Vorsehung zu unserm beiderseitigen Glücke in mein Herz gelegt hat! Hand in Hand, Herz an Herz werden wir ein beneidenswerthes Leben führen, wie Engel im Himmel.“

„Wissen Sie das so gewiß?“

„Kann man zärtlicher lieben, als ich Sie? Kann man frömmere Vorsätze haben, als ich für Sie? Es ist unverkennbar Gottes Wille, daß wir, durch die heiligen Bande der Ehe für Zeit und Ewigkeit verbunden, Gott und Menschen zu Liebe und Wohlgefallen leben.“

„Ei Sie sprechen ja so salbungsvoll, wie ein Prediger auf der Kanzel!“

„Meine Seele ist ergriffen von der Heiligkeit dieses Moments. Ich fühle, die große Stunde ist gekommen, die über mein Leben entscheidet, wo ich, Gott

Hymnen jubelnd, mein Herz an das Ihrige legen werde.“

„Sie sprechen ja mit der Zuversicht eines Propheten.“

„Machen Sie die begeisterte Prophetie, die aus meiner gottgefüllten Seele strömt, im Augenblick wahr. Geben Sie mir Herz und Hand und gestatten Sie bräutlichen Kuß und Umarmung. Linchen, ich habe bereits Ihres Vaters Einwilligung.“

„Aber noch nicht die meinige.“

„Was zögern Sie! — Sollte wirklich der verbrecherische Demagog sich fest in Ihr edles unschuldiges Herzchen eingenistet haben?“

„Sie meinen schon wieder den Bernhard?“

„Wen sonst als diesen Frevler an göttlichen und menschlichen Gesezen?“

„O der sitzt schon lange tief und fest in meinem Herzen!“ lachte Karoline schelmisch.

„Ist's möglich!“ rief Sillig erschrocken. „Und Sie könnten wirklich daran denken, dieses unseligen Menschen Gemahlin werden zu wollen?“

„S das wäre ja die abscheulichste Sünde von der Welt! Wir sind ja keine Hottentotten.“

„Wie so?“

„Weil Bernhard mein Bruder, mein leiblicher Bruder ist.“

„Ihr Bruder?! Ist's möglich!“ rief der Fromme, wie eben erst aus dem Himmel herabgefallen.

„Der seinen wahren Namen Sternau hier unter dem Namen Müller versteckte, um unentdeckt zu bleiben. Der Grund dieses Geheimnisses fällt nun weg; denn gestern Abend ist seine Begnadigung beim Herrn Baron eingelaufen, um welche dieser gebeten hatte.“

„Ihr Bruder! Und das konnten Sie mir verschweigen, theures Linchen!“ wedelte Sillig. „Wie hätte mein Herz gejubelt, den edeln hochherzigen Jüngling brüderlich zu umarmen!“

„Es sollte ja ein Geheimniß bleiben, Herr Secretair!“

„Aber mir dies schöne Geheimniß verschweigen, mir, der ich in Begriff stehe, in die engsten Bande der Verwandtschaft mit ihm zu treten! Doch eine schöne Ahnung, eine Stimme Gottes in meinem Herzen zog mich zu ihm und ließ mich die zärtlichste opferndste Freundschaft für ihn empfinden.“

„Du ahnungsvoller Engel Du!“

„Ja, gesegnet sei das Wort! Es verräth die Gefühle Deines Herzens. Ja, ich bin ein Engel wie Du selbst, Karoline.“

„Bescheidner Mann!“

„Du mußt meine Tugend, meine Frömmigkeit, meinen tadellosen Wandel erkannt haben, wie Se. Excellenz. Ich habe vollgültige Ansprüche auf Deine Achtung, Deine Liebe. So sprich es endlich aus das beglückende Wort: ich bin Dein!“

„Kinderchen, was habt Ihr denn vor?“ quakte Herrn von Goldast's fettes Stimmchen dazwischen. Er war eben hereingetreten. „Ihr seid so leidenschaftlich. Sprecht Ihr von der Einrichtung eines Festessens? Oder von der heutigen Mittagstafel? Ich bitte mir ein Couvert aus.“

„Es handelt sich hier um wichtigere Dinge, Herr von Goldast, als um des Leibes Nahrung und Nothdurft,“ versetzte Karoline mit Würde.

„Bah! Es giebt keine wichtigeren,“ krächete der Epikuräer.

„Für mich wenigstens. Herr Secretair Sillig wirbt nämlich um meine Hand. Doch muß ich vorbemerken, daß ich sichere Aussicht habe, einst eine reiche Erbin zu werden.“

„Eine reiche Erbin!“ staunte Goldast. „Kind, um Gottes willen, dann nehmen Sie mich! Sie wissen, welche Affection ich stets für Sie gehegt. Der Mangel eines reichen Erbes war ja das einzige Hinderniß unster Verbindung. Da dieses beseitigt ist — hier meine Hand! Schlagen Sie ein! Wir richten die schönste Küche in der ganzen Residenz ein. Ich habe geniale Pläne. Und eine Speisekammer — ein kühles steinernes Gewölbe im Souterrain mit Eisgrube und Ventilen — geniale Pläne sag' ich Ihnen!“

„Ich danke Ihnen, Herr von Goldast, wie ich Herrn Sillig danke,“ sagte Karoline kühl und gemessen.

„Ich mache Sie zur gnädigen Frau. Ich bin doch von Adel,“ replicirte Goldast.

„Linchen, wir machen fromme Stiftungen für Wittwen und Waisen!“ lamentirte Sillig.

„Mein Herr, schweigen Sie!“ hauchte der Philosoph den Diplomaten an. „Sie hören, daß Fräulein Sternau Sie nicht will.“

„Schweigen Sie, mein Herr!“ gab der Secretair zurück. „Sie hören, daß Linchen Sie nicht mag.“

„Sie sind ein elender Verläumder!“ schalt Goldast hüzig. „Sie haben mich für einen Demagogen ausgegeben.“

„Sie sind ein Narr,“ gab Sillig zurück, „der keinen Gott weiter hat, als seinen Bauch.“

„Ein besserer Gott, als der Ihrige, Sie Heuchler!“ fistulirte der Eßkünstler.

„Sie müssen mir Satisfaction geben!“ grölte der Fromme.

„Einem solchen Federsuchser!“ sagte der Edelmann mit aller Verachtung, die er in die fette Stimme zu legen vermochte. „Ich werde Sie durchprügeln lassen, Monsieur.“

„Herr, ich vergreife mich an Ihnen!“ schäumte der Frömmeler, endlich aus aller künstlichen Fassung gebracht.

„Komm heran, Bürschchen!“ kreischte das Jungengenie mit einer fürchterlichen Entschlossenheit. „Ich drücke Dir das Mark aus den Knochen.“

Und wie zwei kampfglühende Hähne stürzten sie aufeinander los und wurden handgemein. Aber im Nu fühlten sie sich von ein Paar Fäusten voneinandergerissen, deren herkulischer Stärke sie unmöglich zu widerstehen vermochten. Zu gleicher Zeit donnerte Bernhards kräftiger Bas — ihm gehörten auch die Fäuste —: „Halt, meine Herren! Hier ist keine Bauernschenke. Männer von Ehre prügeln sich nicht. Wozu gäb' es Waffen! Ich biete mich Ihnen als Secundanten an.“

Karoline war nämlich, als sie wahrnahm, daß es zu bösem Ernst zwischen den beiden Nebenbuhlern käme, schnell auf Bernhards Zimmer geeilt und hatte ihn angerufen, durch sein Dazwischentreten Scandal zu verhindern.

Sillig prallte beim Anblick des Studenten zurück, als sah er einen Geist. „Ah — Herr Müller!“ stammelte er mit weit aufgerissenen Augen, er eilte aber auf Bernhard zu, ergriff die Hand desselben und flötete in den süßesten Tönen: „Mein theurer, innigst geliebter Freund, ich heiße Sie herzlich willkommen! So hat Gott doch mein heißes Flehen erhört, meinen liebsten Wunsch erfüllt!“

„Welchen?“ fragte Bernhard kurz.

„Sie so bald wieder an mein Herz zu drücken, das — wie Sie wissen — die zärtlichste Freundschaft für Sie hegt.“

„Sie sind sehr gütig, mein Bester!“ versetzte der Student ironisch lachend.

„Aber zürnen sollte ich Ihnen, wenn mein verfühnlisches Herz es vermöchte. Erst heute erfahre ich, wie nahe Sie meiner Karoline stehen. Ist das recht? — Aber nun werden unsre von Freundschaft verbundenen Herzen durch brüderliche Liebe nur noch inniger vereint.“

„Was ist der Sinn dieses Geschwäzes, Freund Müller?“ fragte Goldast vertraulich.

„Daß ich eigentlich Bernhard Sternau heiße und Karolinen's Bruder bin.“

„Bruder?!“ jauchzte der Eßkünstler. „I das ist ja herrlich! Dann legen Sie bei Ihrer Schwester ein gutes Wort für mich ein, daß Sie mich heirathet. Wir wollen ein Götterleben führen. Alle Tage offene Tafel. Versteht sich, daß es mit dem reichen Erbe seine Nichtigkeit hat.“

„Liebster Bernhard,“ schmeichelte der Fromme auf der andern Seite, „Sie haben großen Einfluß auf Ihre Schwester. Stellen Sie ihr vor, daß es keinen bessern und tugendhaftern Menschen als mich giebt. Der Himmel hat es so gewollt: wir müssen Schwäger, Brüder werden. Darum der sympathetische Zug meines Herzens zu Dir, geliebter Bruder.“

„Du treue edle Seele!“ höhnte Bernhard.

„Guten Morgen, meine Herren!“ rief Leisnig, fröhlich zur Thüre herein hastrend. „Was giebt's hier zu verhandeln?“

„Heirathsangelegenheiten,“ antwortete Bernhard in demselben leichten Tone. „Jeder dieser beiden Herren wünscht sehnlichst mein Schwager zu werden. Ich habe aber doch nur eine Schwester.“

Sillig hatte Leisnig schnell bei Seite gezogen und fragte ihn mit unverkennbarer Aengstlichkeit: „Wie? Sie kennen Herrn Müller — Sternau wollte ich sagen?“

„Ja wohl! Wir sind Bekannte, gute Freunde.“

„Haben Sie reussirt?“ fragte der befangene Frömmeler weiter.

„Vollkommen. Ganz nach Wunsch. Gestern kam alles noch in schönste Ordnung.“

„Wo denn?“

„Im Hause der Frau von Billiers selbst.“

„So gratulir' ich von Herzen!“ grinste Sillig plötzlich wieder vergnügt und verklärt.

„Danke zum Schönsten.“

Goldast hatte unterdessen den Studenten auf die andere Seite gezogen und fragte: „Wie haben Sie den gestrigen Abend noch zugebracht?“

„Ganz herrlich!“ rief dieser freudestrahlend. „Es war der schönste Abend meines Lebens.“

„Wo? — Gutes Souper?“

„Bei Frau von Billiers. — Fürstliches Essen.“

„Verflucht! Und ich mußte durch die Verläumdung des frommen Schufes dort ins Gefängniß wandern. Na, wenigstens mußte er selbst mit.“

Jetzt traten der Baron und Karoline von ver-

schiedenen Seiten in den Salon. Sillig eilte sogleich auf den Erstern los:

„Excellenz, ich bitte sehr, daß Sie zu dem Segen von oben, den ich schon zu besigen glaube, auch den Ihrigen zu meiner Verbindung mit Karolinen geben.“

„Seid Ihr einig, Kinder?“ fragte der Gesandte.

„Es hat sich noch ein neuer Bewerber um meine Schwester gefunden,“ berichtete Bernhard.

„Ein neuer? Wer denn?“

„Ich, mein Gnädiger,“ trat Goldast vor. „Ich habe um Linchen gestreift.“

„Sie scherzen wohl, mein Lieber? Was wollen Sie mit einer Frau machen?“

„Nun diese Frage ist wenigstens etwas seltsam,“ moquirte sich Goldast mit aufgeworfenem Munde. „Linchen ist eine reiche Erbin —“

„Ja so! Wer hat Ihnen davon gesagt?“

„Ich hab' es aus ihrem eignen Munde. Dies war das einzige Hinderniß unserer Verbindung. Unsere Herzen gehörten längst einander an.“

„Wirklich? Ist dem so, Lilli?“

„Ich werde nie ohne Ihre Einwilligung wählen,“ entgegnete Karoline. „Ich betrachte Sie ja ganz als meinen Vater.“

„Daran thust Du recht, mein liebes Herz!“ sagte der Baron gerührt. „Aber ich lasse Dir ganz freie Wahl. Jeder Mann, der Dein Herz besitzt, ist mir als Dein Gatte lieb und recht.“

„Mein gütiger Vater!“

„So wähle denn mein Kind, oder sage mir, ob Du schon gewählt hast?“

Die beiden Bewerber standen zur Rechten und zur Linken des schönen Mädchens und jeder schmeichelte sich, daß er der Glückliche sein werde.

„Da Sie mir freie Wahl lassen,“ sagte Karoline freundlich, „so reiche ich dem Geliebten meines Herzens die Hand.“ Damit eilte sie auf Leisnig los, der sie mit dem Ausruf: „Meine geliebte Karoline!“ umarmte.

Die beiden Bewerber sowohl, als auch der Baron machten zu dieser unerwarteten Wendung merkwürdig verblüffte Gesichter.

„Kind, Goldkind! Meinen Neffen wählst Du? Hat Dir das der Himmel eingegeben!“ rief der Letztere freudig.

„Keinen andern, als ihn, dem mein Herz gehört,“ versetzte die lieblich Erröthete.

Sillig gromelte vor sich hin: „Verflucht! Da hab' ich mir meinen eignen Feind verschrieben.“

„Ja, sagt doch, wie habt Ihr Euch denn kennen gelernt?“ fragte Geisheim immer munterer und leutseliger.

„Gestern zuerst flüchtig hier in Ihrem Hause, lieber Onkel,“ erwiderte Leisnig, „und da machte Lilli gleich einen tiefen Eindruck auf mich. Und auch ich hab' ihr gleich gefallen. Hernach Abends näher, bis zum innigsten Herzensbunde durch gütige Vermittlung der Frau von Villiers in ihrem Hause und an ihrer gutbesetzten Tafel.“

(Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Bei dem letzten Pferderennen auf dem Champ de Mars, welches übrigens — eine Seltenheit in Paris — von dem schönsten Sonntagswetter begünstigt war, wurde der Eitelkeit der berühmten Vierfüßler „Bagram, Prédésinée, Kurengzeb, Commodore“ u. s. w. wenig geschmeichelt; man folgte ihrem Laufe nur mit zerstreutem Blicke. Die Aufmerksamkeit des Publikums galopirte anderswohin, und die Rückkehr der ersten Renner — der Sieger — wurde weder durch Blumenwerfen noch Beifallseschrei gefeiert. Der Löwe hat das Pferd verdunkelt. Bu Maza machte die Pariser selbst den unvergleichlichen Ficus Emilius (einen der besten Wettrenner) vergessen. Der junge Scherif befand sich an diesem Sonntage in der vorbehaltenden Einfriedigung und schien mehr mit den Zuschauerinnen als mit dem Schauspiel beschäftigt. Dieser Nebenbuhler Abd-el-Kaders trägt das nämliche Costüm wie der tapfere Emir. Sein Burnus ist schwarz, ein Kaik von blendender Weiße umgiebt sein Haupt und hebt die dunkelbraune Farbe seines Gesichtes noch mehr hervor. Seine Beine stecken in gelbledernen Halbstiefeln; sein Anblick verräth zugleich den wilden Krieger und den Asceten —, man denkt dabei unwillkürlich an jene spanischen Mönchsgestalten, welche auf Zurbaran's Gemälden vorkommen.

Wir haben, bemerkt ein Pariser Blatt, die Spiele des Circus dem Alterthume entlehnt und das moderne Italien empfängt sie seinerseits von uns zurück. Florenz hat jetzt seine olympischen Wettrennen so gut wie London und Paris. Es giebt nichts Neues unter der Sonne, selbst der Sport (Wettlauf der Pferde) ist nichts Neues; man erlaube uns bezüglich desselben einige Gelehrsamkeit zu entfalten: Das Verfahren für den Kampf drei Categorien von Wettrennern, nämlich die Vollbluthengste, die Stuten und die Füllen aufzustellen, schreibt sich aus dem höchsten Alterthume her; dasselbe gilt von der Einschreibung und den vorbereitenden Uebungen. Aelian erzählt, daß die Concurrenten ihre Pferde dreißig Tage vor dem Beginn der Spiele nach Elis sendeten. Glücklicher als die Pferde und Jockeys unserer Zeit, deren ruhmvolle Leistungen

lediglich durch die Feuilletonisten gepriesen und verbreitet werden, hatten die Sportmen und ihre Kasse in jenen Tagen Dichter ersten Ranges zu Verkündern ihrer Thaten. Die erste Ode Pindar's verherrlicht den Wettrenner „Phrynicus“, das Lieblingsroß Sr. syrakusanischen Majestät, des Königs Hieron, welcher dieses edele Thier in den „Steeple-chases“ (Thurmrennen) von Syrakus in höchst eigener Person ritt und den Preis davon trug. Sophokles zählt in seiner „Elektra“ mit Wohlgefallen die Wettrenner auf, welche aus allen Theilen Griechenlands auf der Rennbahn von Mycene zusammentrafen; und Virgil läßt sich die Schilderung der Wettrennen, welche der fromme Aeneas zu Ehren des Andenkens seines Vaters Anchises veranstaltete, sehr angelegen sein. Bei diesen trojanischen Spielen sah man, wie heutzutage, alle Farben des Regenbogens, Blau, Roth, Grün figuriren, und Liborius fügte hierzu noch einige Nüancen zur bessern Bezeichnung der Factionen des Circus. Der moderne Sport hat hieran nichts geändert, nur ist zu dem Reize des Ruhmes noch der Reiz der Wetten — des Gewinnes — des Geldes — gefügt worden. Rom war die einzige Stadt Italiens, welche die Erinnerungen an den Circus nicht ganz verschmähete; zwei Mal im Jahre blieb sein Corso dem tumultuarischen Wettlauf seiner Barberi geöffnet; nicht aber unter dem Eindruck dieses entarteten, in die Kindheit zurückgefallenen „Sport“ haben die hippischen Spiele in den nördlichen Städten der Halbinsel, Turin und Mailand, ihren Aufschwung genommen. Diese französischen in Italien gelegenen Städte sind zuerst von dem neuen Geiste erreicht worden, und seit dieser Zeit ist die Civilisation der Jockeys und der Reitspeitsche durch alle Thore Italiens eingezogen. Von allen Seiten hat man sich mit einer wahren Gluth in diese chevalereske Laufbahn geworfen, und das herrliche Florenz, das „ruhmreiche Mutterpferd der Mediceis“, wie es Monti nennt, stürzt sich in vollem Galopp hinein; es hat seinen Hippodrom in diesem Frühjahr durch die glänzendsten Wettrennen eingeweiht, welche Ergötzlichkeit leider durch den tödtlichen Sturz Sir Denham Cooke's getrübt worden ist. Unter den Haupttheilnehmern glänzten der Prinz Corsini, die Fürsten Carl und Joseph Poniatowski, der Fürst Demidoff; zwei Franzosen, die Herren Talon und de Poilly; ein Spanier, Herr von Lorenzo, und ein deutscher Baron, Herr von Edwenberg, besonders hervor. Die Kenner sollen das Möglichste geleistet haben.

Eine eingebildetere, eitlere Nation als die französische dürfte es wohl kaum geben; man lese beispielsweise nur nachstehenden Artikel, welchen wir einem Feuilleton entnehmen: — „Die englischen Journale erschöpfen sich seit einigen Wochen in überschwenglichen Lobpreisungen der jungen schwedischen Sängerin Jenny Lind; wohl möglich, daß diese Künstlerin ihres Gleichen nicht hat oder nur mit einer Malibran, Persiani und Giulia Grisi verglichen werden kann. Aber die Frage läßt sich nicht eher entscheiden, als nachdem Fräulein Lind vor dem Pariser Publikum aufgetreten sein wird; dieses „erste Publikum der Welt“, wie die Sängerin selbst in

einem Briefe an Herrn Léon Pillet es nennt, hat hierüber allein ein competentes Urtheil. So viel steht jetzt fest, daß Madame Biardot auf der Bühne des Berliner Opernhauses, einer Bühne, wo Fräulein Lind die größten Auszeichnungen zu Theil geworden sind, diese Sängerin in den Schatten gestellt hat. Man weiß außerdem, daß Herr Meyerbeer die junge Künstlerin, welche sich ausschließlich der Ausführung seiner Werke gewidmet zu haben scheint, nach London begleitet hat und jedenfalls dürfte es gerathen sein, bei Würdigung des Enthusiasmus, welcher ihrem Talente in London gezollt wird, ein wenig auf die Gegenwart des berühmten Maestro Rücksicht zu nehmen.“

Als ein Meisterwerk des Buntdruckes wird die so eben in Paris erschienene geologische Karte von Frankreich gerühmt, welche an Genauigkeit und Sauberkeit des Colorits alle ähnliche Erzeugnisse dieser Art weit übertreffen soll. — 6 —

(Auswanderer = Abenteuer.) Der englische Oberst Head hat kürzlich ein sehr anziehendes Werk über die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten und Canada herausgegeben. Er erzählt darin unter andern, daß er auf seinen Wanderungen in den „Hinterwäldern“ häufig verlassene Blockhäuser gefunden und um sie herum Spuren von Urbarmachungsversuchen gesehen habe, bei denen die Ansiedler verunglückt. Die Geschichte eines solchen Hauses erfuhr er. Der Eingewanderte, der die Hütte erbaute, arbeitete eines Tages auf dem Lande, das er gekauft und bereits urbar zu machen angefangen hatte. Er ging neben dem Pfluge her, den ein Paar Ochsen zogen, als diese durch das Erscheinen eines wilden Thieres am Waldsaume scheu gemacht wurden und den Pflug zwischen einen erst kürzlich umgehauenen ungeheuren Baum und den dicht daneben stehenden Stumpf hineintrissen. Dabei wurde dem Manne der rechte Fuß und der Pflug so fest in diese Art Schraubestock geklemmt, daß jede weitere Bewegung vorwärts oder rückwärts unmöglich war. Eine ewig lange Stunde hindurch erlitt der so eingeklemmte Unglückliche, welcher den linken Fuß auf den Pflug stützte, alle Qualen der Todesangst und die heftigsten Schmerzen, ohne eine Möglichkeit vor sich zu sehen, sich davon befreien zu können. Mehrmals verließ ihn das Bewußtsein, wenn er aber wieder zu sich kam, so fand er sich noch immer in derselben Lage, von dem fürchterlichsten Tode bedrohet. In einem Anfall von Verzweiflung zog er sein Messer aus dem Gürtel und ging einige Minuten lang mit sich zu Rathe, ob er nicht den eingeklemmten Fuß sich selbst abschneide und durch dieses Opfer sich befreie; aber eine kurze Ueberlegung überzeugte ihn, daß der Selbstmord diesem Gewaltmittel vorzuziehen sein würde und seine Leiden währten noch lange, ehe er auf etwas anderes kam. Er bückte sich so weit als möglich vorwärts und so gelang es ihm, die Stränge der Ochsen durchzuschneiden, mit denen sie an den Pflug gespannt waren. Als er die Thiere frei gemacht hatte, zog er sie mit dem Pügel, den er zum Glück nicht losgelassen hatte, an sich und als er ihren Kopf in seine Nähe gebracht, strich er mit den Armen, die ihm während seiner Ohnmachten

die Muskitos zerstoehen hatten, an den Hörnern hin, um sie blutig zu färben. Darauf gab er den Thieren einen tüchtigen Messerschnitt und sah, wie er gehofft hatte, daß sie eilig nach dem Stalle zurüctiefen. Bei ihrer an sich schon verdächtigen Ankunft erregte das Blut an ihren Hörnern die Aufmerksamkeit des Freundes des Auswanderers, der sich mit ihm da niedergelassen hatte; er vermuthete, daß die Ochsen ihren Herrn getödtet hätten und eilte hinaus auf das Feld, wo er den Armen in der beschriebenen Folter fand. Erst nach langer mühseliger Anstrengung gelang es, ihn aus der Haft herauszubringen, aber der Fuß war so verletzt und zerquetscht, daß der Arme, fern von aller ärztlichen Hülfe, bald darauf starb. Der andere fand auf andere Weise den Tod und so verödete das Häuschen im Walde und das Unkraut überwucherte bald von neuem die urbar gemachte Stelle.

Generalcorrespondenz.

Ein französischer Gensdarm, der nach Cayenne geschickt wurde und ein für Liebe sehr empfängliches Herz besaß, hatte sich auf der Reise nach seinem Bestimmungsort, aber noch in seinem Vaterlande und ehe er sich einschiffte, in Quimper in ein junges hübsches Mädchen verliebt, die, wie es scheint, nicht undankbar war und sich bald entschloß, dem Manne ihres Herzens zu folgen. Die Liebenden kamen überein, einander nie mehr zu verlassen und erbachten ein gefährliches Mittel, das sie in den Stand setzen sollte, bei einander zu bleiben, ohne daß Jemand etwas ahne. Der Gensdarm kaufte demnach einen großen Koffer, in den er Kleie füllte und in welchem er verschiedene Löcher anbrachte, damit Luft hineindringen könne; dann legte er seine Freundin hinein. Um sein Geheimniß keinem Menschen anvertrauen zu müssen, entschloß er sich, die schwere Last selbst aus dem dritten Stockwerke des Hauses, in welchem er wohnte, vorsichtig die Treppen herunterzuschaffen und er brachte mit dieser Arbeit eine Stunde zu. Auf der Straße nahm er einen Träger an, welcher den Koffer mit der Geliebten an das Schiff bringen sollte, auf dem er seine Reise zu machen hatte. Auf dem Wege dahin hatte aber die Kleie in Folge der Bewegung die Löcher in dem Koffer verstopft und die Luft abgesperrt, so daß das unglückliche Mädchen beinahe ein Opfer ihres Liebesmuthes geworden wäre. Sie fing allmählig an in ihrem engen Gewahrsam zu wimmern und endlich zu schreien. Die anwesende Polizei hörte die Klaglaute, belegte den Koffer mit Beschlag, öffnete ihn, holte die bereits halb Erstickte heraus und der verliebte Gensdarm mußte von seiner Ariadne scheiden, welche zu ihren Aeltern zurückgesandt wurde. —

Die Behauptung ist schon ziemlich alt, daß die guten Tenorstimmen nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Italien und in Europa überhaupt immer seltener würden; aber die

Natur weiß jeden Mangel, der an einem Punkte eintritt, durch Ueberfluß an einem andern wieder auszugleichen. Auch dem Sängermangel bei uns scheint durch Einfuhr abgeholfen werden zu können, wenigstens wollen die Franzosen in Algier die Bemerkung gemacht haben, daß unter den jungen Arabern eine schöne Stimme gar keine Seltenheit sei. Auch haben sie von diesem Glücksumstande bereits Nutzen gezogen und in dem italienischen Theater zu Algier singt seit einiger Zeit ein junger Araber mit dem größten Beifall. Er soll die schönste Tenorstimme besitzen, die seit langer Zeit gehört worden ist. Vielleicht findet man am Ende auch noch „arabische Nachtigallen“ und die Eroberung Algiers brächte sonach am Ende doch wenigstens den europäischen Theaterdirectoren Vortheil. —

Die Engländer nehmen ihre steife Etikette bekanntlich überall hin mit sich, selbst an Orte, wo sie durch die climatischen Verhältnisse noch tausend Mal lästiger gemacht wird, z. B. nach Indien. Da haben sie, wie Dr. Hoffmeister, der Begleiter des Prinzen Waldemar von Preußen, in seinen eben erschienenen „Briefen aus Indien“ erzählt, Simlah, das Mineralquellen besitzt, zu einem ganz fashionablen Badeorte gemacht, in welchem es von Officieren und meist unverheiratheten Damen wimmelt. Gegen Abend (um 5 Uhr) erscheint die Modewelt auf einer breiten Straße des Ortes, der Corso genannt, aber Niemand läßt sich da sehen, der nicht ein schönes Pferd, sehr weiße Wäsche, den feinsten Frack oder Uniform und weiße Glacehandschuhe produciren kann. Man muß sonach besondere Toilette machen, um die frische Luft genießen zu können. Alles ist dabei beritten und auch das schöne Geschlecht erscheint auf den wildesten arabischen Rennern; in scharfem Galopp sieht man die Ladies oft die Straßen hinunter sprengen, gefolgt von einem Zuge von drei oder vier Officieren in eleganter Uniform. Alte Damen lassen sich im Jumpan tragen. Dies ist eine Maschine wie ein Lehnstuhl, der auf jeder Seite mit Riemen an einer kurzen Stange hängt, die von Trägern in bunter Livree auf den Schultern getragen wird. Zwölf solche wie Parlekins aussehende Bursche laufen hinterher, denn so viel gehören zu jedem Jumpan und man kann daraus ermessen wie groß die Zahl der Bedienten ist, welche jede einzelne Lady braucht, denn jene Träger rühren weder Hand noch Fuß zu irgend einem andern Geschäfte. — Die Zeit des Mittagessens ist hier sehr weit hinausgerückt, weil es erst um 8 oder 9 Uhr Abends gehalten wird. Ist ein Ball, was sehr häufig vorkommt, so folgt um 1 Uhr in der Nacht ein Abendessen. Der erwähnte Corso ist übrigens anderthalb deutsche Meilen lang an einem Berge hin und an der andern Seite desselben ebenso lang wieder zurück. Die ganze Stadt besteht eigentlich nur aus Landhäusern zwischen weiten Parkanlagen und wer eine Visite bei seinem Nachbar machen will, hat vielleicht einen Weg von einer Stunde zurückzulegen. Gleichwohl darf kein Besuch ohne weiße Halsbinde und die untadelhaftesten Glacehandschuhe gemacht werden. —